This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Das Buch der Reisen und Entdeckungen.

Afrika.

Die neuesten Entdeckungsreisen an der Westküste Afrika's.

Mit besonderer Berücksichtigung der Reisen und Abenteuer, Handels- und Jagdzüge von **Paul Belloni du Chaillu** im äquatorialen Afrika, sowie von **Ladislaus Magyar** in Benguela und Bihe, von **C. Joh. Andersson** am Okavango-Flusse. Bearbeitet von **H. Wagner**. Mit über 100 Text-Abbildungen, fünf Tonbildern und zwei Karten ꝛc. **Vollständig in 6 Heften.** In elegantem Prachtband $1^2/_3$ Thlr.

Eduard Vogel, der Afrika-Reisende.

Schilderung der Reisen und Entdeckungen des Dr. Eduard Vogel in Central-Afrika: in der großen Wüste, in den Ländern des Sudan, am Tsad u. s. w. Nebst einem Lebensabriß des Reisenden. Nach den Originalquellen bearbeitet von **Hermann Wagner**. Zweite durchgesehene Auflage. Mit 100 Text-Abbildungen, acht Tondrucktafeln und einer Karte von Vogel's Reiseroute. **Vollständig in 6 Heften.** In elegantem Prachtband $1^2/_3$ Thlr.

Abessinien, das Alpenland unter den Tropen

und seine Grenzländer. Schilderungen von Land und Volk, vornehmlich unter König Theodoros (1855—1868). Nach den Berichten älterer und neuerer Reisender bearbeitet von Dr. **Richard Andree**. Mit 80 Text-Abbildungen, sechs Tonbildern sowie einer neuen Karte von Abessinien. **Vollständig in 6 Heften.** In elegantem Prachtband $1^2/_3$ Thlr.

Die Erforschung des Nilquellen-Gebietes

und der angrenzenden Länder von Zanzibar bis Chartum. Nach **Burton, Speke, Baker, Petherick, Heuglin, v. d. Decken** u. A. In 6—8 Heften. Mit 100 Text-Abbildungen, Tondrucktafeln, einer Karte ꝛc. (In Vorbereitung.)

Asien.

Die Nippon-Fahrer oder das wiedererschlossene Japan.

In Schilderungen der bekanntesten älteren und neueren Reisen, insbesondere der amerikanischen Expedition in den Jahren 1852 bis 1854 und der preußischen Expedition nach Ostasien in den Jahren 1860 und 1861. Ursprünglich bearbeitet von **Friedrich Steger** und **Hermann Wagner**. In neuer Auflage herausgegeben von **Dr. Richard Andree**. Zweite gänzlich umgearbeitete, vermehrte Auflage. Mit etwa 150 Text-Abbildungen, sieben Tondrucktafeln, sowie einer Karte von Japan. **Vollständig in 10 Heften.** In elegantem Prachtband $2^1/_3$ Thlr.

Reisen in den Steppen und Hochgebirgen Sibiriens

und der angrenzenden Länder Central-Asiens. Nach Aufzeichnungen von T. W. Atkinson und Anderen. Bearbeitet von A. v. Etzel und H. Wagner. Mit 120 Text-Abbildungen und fünf Tondrucktafeln. **Vollständig in 8 Heften.** In elegantem Prachtband $1^2/_3$ Thlr.

Das Amur-Gebiet und seine Bedeutung.

Reisen in Theilen der Mongolei, in den angrenzenden Gegenden Ost-Sibiriens, am Amur und seinen Nebenflüssen. Nach den neuesten Berichten, vornehmlich nach Aufzeichnungen von A. Michie, G. Radde, R. Maack und Anderen. Herausgegeben von Dr. **Richard Andree**. Mit 80 Text-Illustrationen, vier Tonbildern, sowie einer Karte des asiatischen Rußlands und der angrenzenden Theile von Inner-Asien. **Vollständig in 6 Heften.** In eleg. Prachtband $1^2/_3$ Thlr.

Die ostasiatische Inselwelt I.

Land und Leute von Niederländisch-Indien: den Sunda-Inseln, den Molukken sowie Neu-Guinea. Reise-Erinnerungen und Schilderungen, aufgezeichnet während seines Aufenthaltes in Holländisch-Ostindien und herausgegeben von Dr. **S. Friedmann**. **Vollständig in 6 Heften.** In elegantem Prachtband $1^2/_3$ Thlr.

Das Tropen-Eiland Java. Mit 120 Text-Abbildungen, sechs Tonbildern und einer Karte von Java.

Die ostasiatische Inselwelt II.

Land und Leute von Niederländisch-Indien: den Sunda-Inseln, den Molukken sowie Neu-Guinea. Reise-Erinnerungen und Schilderungen, aufgezeichnet während seines Aufenthaltes in Holländisch-Ostindien und herausgegeben von Dr. **S. Friedmann**. **Vollständig in 6 Heften.** In elegantem Prachtband $1^2/_3$ Thlr.

Sumatra, Borneo, Celebes, die Molukken und Neu-Guinea. Mit 100 Text-Illustrationen, sechs Tonbildern ꝛc.

Das

Buch der Reiſen und Entdeckungen.

Aſien.

Die Nippon-Fahrer.

Malerische Feierstunden.

Das Buch der Reisen und Entdeckungen.

Neue illustrirte

Bibliothek der Länder- und Völkerkunde

zur

Erweiterung der Kenntniß der Fremde.

Asien.

I.

Die Nippon-Fahrer

oder

das wiedererschlossene Japan.

Neu bearbeitet

von

Dr. Richard Andree.

Mit 170 in den Text gedruckten Abbildungen, acht Tonbildern, sowie einer Karte von Japan.

Leipzig.

Verlag von Otto Spamer.

1869.

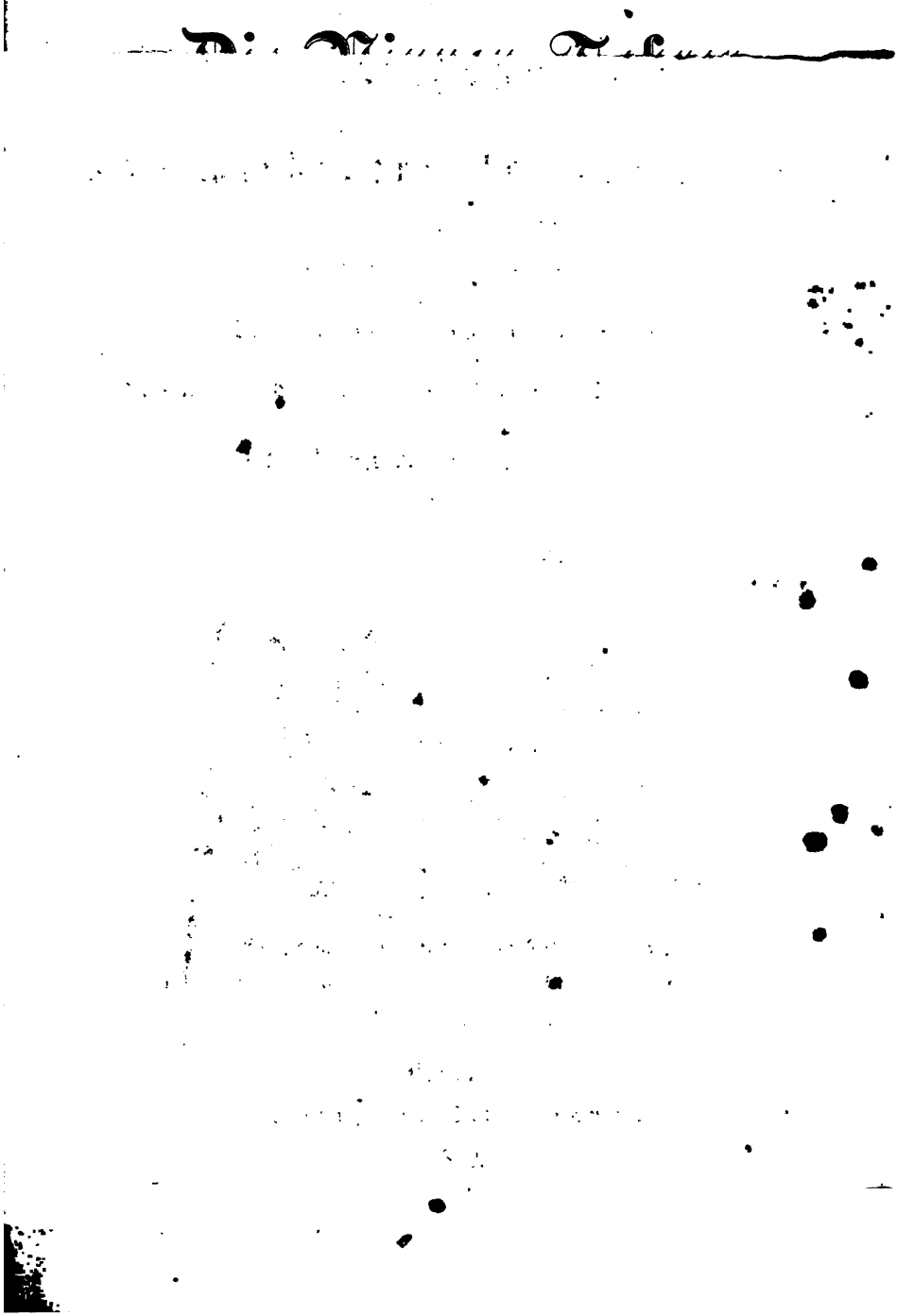
Der Mikado, Audienz ertheilend. Nach Humbert.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Dr. Vincent Tilman

Der Mikado, Audienz ertheilend. Nach Humbert.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



...y von Otto Spamer.

Die Nippon-Fahrer

oder

375-01

Das wiedererſchloſſene Japan.

In Schilderungen
der bekannteſten älteren und neueren Reiſen
insbeſondere
der Amerikaniſchen Expedition in den Jahren 1852 bis 1854
ſowie
der Preußiſchen Expedition nach Oſt-Aſien in den Jahren 1860 und 1861.

Bearbeitet von
Friedrich Steger und **Hermann Wagner.**

Neu herausgegeben
von
Dr. Richard Andree.

Zweite vermehrte und umgearbeitete Auflage.

Mit 170 in den Text gedruckten Abbildungen, 8 Tondrucktafeln ſowie einer Karte von Japan.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.
1869.

Verfasser und Verleger behalten sich das Recht der Uebersetzung vor.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Vorwort

zur zweiten Auflage.

Während alle am Meere wohnenden Völker unsres Erdballs in mittelbarem oder unmittelbarem Verkehre mit den großen seefahrenden Nationen in Europa und Amerika standen, während die Beziehungen von Land zu Land sich enger knüpften, neue Hülfsmittel einen Welthandel begründeten und die Erzeugnisse unsrer Gewerbthätigkeit bis weit in das Innere Afrika's vordrangen, konnte, sich selbst genügend, das tüchtigste Volk Asiens in tiefer Abgeschlossenheit verharren. Nur den Holländern war es gestattet, unter drückenden Bedingungen wenige Schiffe nach Japan zu senden, dessen Ueberfluß an schätzbaren Gütern schon gepriesen wurde, als zu Marco Polo's Zeiten sein mittelalterlicher Name Zipango zuerst im Abendlande erklang.

Wohl war es einst den Europäern geöffnet, bis diese durch eigene Schuld die Abschließung jenes großen Inselreiches verursachten, das man glücklich als das „Großbritannien Ostasiens" bezeichnet hat. Zwei Jahrhunderte vermochte Japan seinen Nimbus von märchenhafter Unnahbarkeit sich zu erhalten, bis endlich der riesenhaft anschwellende Verkehr unsrer Tage eine Aenderung der Dinge herbeiführen mußte.

Die Regierung der Vereinigten Staaten war die erste, welche beschloß, dem unhaltbaren Zustande ein Ende zu bereiten und womöglich in friedlicher Weise, im schlimmeren Falle aber auch durch unbeugsamen Ernst das starre Volk Nippons zu den Rücksichten gegen seine Nachbarn und Gäste zu veranlassen, die der Mensch dem Menschen, ein Volk dem andern schuldet.

Zu diesem ersten Beweggrund einer Expedition nach Japan gesellte sich bald ein zweiter, ein dritter. Da wo ein neuer Hafen sich der Schiffahrt öffnet, schaut auch sofort der Kaufmann nach Gewinn aus, sucht der Mann der Wissenschaft gleicherweise seinem Fache ein neues Gebiet zu erobern, — ohne dem Besitzenden im mindesten zu schaden. Was dem einen Volk gelungen, versuchten sofort die andern, und binnen wenigen Jahren hatten auch die hervorragendsten Nationen Europa's Verträge abgeschlossen, japanische Gesandtschaften besuchten unsre Höfe

und Industrieausstellungen, Ansiedlungen der Fremden entstanden mit dem aufblühenden Handel in den Hafenstädten des unlängst noch für uns todten Reiches, und europäische Künste und Wissenschaften fanden ihren Eingang bei einem Volke, das durch seine Intelligenz, Gewerbthätigkeit und liebenswürdigen Eigenschaften sich die Achtung der Abendländer erzwang. Mit dem gewaltigen Umschwunge wurde aber Japan in seinen Grundfesten erschüttert, es vollzogen sich innere Umwälzungen von weitreichenden Folgen und der Bürgerkrieg entbrannte in dem Lande des tiefen Friedens.

Seit die erste Auflage dieses Werkes erschien, die vorzugsweise die Eröffnung Japans durch das amerikanische Geschwader unter Commodore Perry behandelte, hat sich unsre Kenntniß des merkwürdigen Landes in auffallender Weise vermehrt, und erst jetzt beginnt es Licht zu werden, sodaß wir auch tiefere Blicke in die inneren, uns bis vor Kurzem noch mangelhaft bekannten Verhältnisse des „Sonnenaufgangreiches" thun können. Mächtig ist im letzten Jahrzehnt die neue Literatur über Japan angewachsen; es erschienen Prachtwerke in englischer, holländischer, deutscher und französischer Sprache, die eine Benutzung für die zweite stark vermehrte Auflage erheischten.

Dank den Aufklärungen, die wir dem Werke des niederländischen Arztes Pompe van Meerdervoort: „Vijf jaren in Japan. Bijdragen tot de kennis van het japansche keizerrijk en zijne bevolking" (2 Bde. Leyden 1867—68) verdanken, konnte die Geschichte und politische Verfassung des Inselreiches eingehender und genauer als zuvor behandelt werden, während die Kapitel, welche das Land und das Meer, sowie die Verhältnisse von Natur und Boden besprechen, im Wesentlichen aus der ersten Auflage herüber genommen wurden.

Die Abschnitte über das Volk selbst aber, über sein Leben, seine entwickelte Industrie, erfuhren unter Benutzung der neuesten Quellen eine gänzliche Umarbeitung und wurden zu einer Vollständigkeit gebracht, die nichts Wesentliches vermissen lassen dürfte.

Nachdem der Leser Land und Leute kennen gelernt, beschäftigt sich das Buch mit den Beziehungen der Europäer zu dem Volke im äußersten Osten Asiens. Hier konnte das Kapitel „Die Europäer in Japan", geringe Aenderung abgerechnet, beibehalten werden. Es macht uns bekannt mit der Entdeckung Japans, mit dem früheren Handelsverkehr daselbst und der schließlichen Vertreibung der Fremden, sowie mit den erfolglosen Versuchen, neue Beziehungen anzuknüpfen. Als Mittelpunkt des Werkes erscheint dann die durch Commodore Perry's glänzende Ausdauer herbeigeführte Eröffnung Japans, geschildert hauptsächlich nach dem großen amerikanischen Prachtwerk: „Narrative of the Expedition of an american squadron to the China seas and Japan, performed in the years 1852, 1853 and 1854, under the command of Commodore M. C. Perry,

U. St. N. By order of the Government of the United States"; dasselbe Werk, welches auf Kosten der Vereinigten Staaten veröffentlicht ward und dessen Inhalt man allen Völkern zu Gute kommen ließ. Für alle Zeiten wird diese Expedition epochemachend in der Verkehrsgeschichte unsrer Tage dastehen und so wenig an Reiz verlieren wie Cook's Fahrten in der Südsee oder die Eroberung Mexiko's durch die Spanier.

Mit dem Abschluß des amerikanischen Vertrages beginnt die neue Zeit für Japan, und die inneren Verhältnisse haben sich seitdem immer mehr verwickelt. Politische Umwälzungen und Bürgerkrieg, Kämpfe der Anhänger des Herkömmlichen mit den Vertretern einer „neuen Aera" Japans sind an der Tagesordnung. Diese Wandlungen mußten in der zweiten Auflage gänzlich neu dargestellt werden. Hieraus erklärt sich, daß das letzte Drittel des Buches, das uns die Geschichte Japans bis zum Jahre 1868 vorführt, ein völlig neues geworden ist. Nachdem wir bis dahin nur von fremden Völkern und ihren Beziehungen zu Japan reden konnten, ist es uns hier gegönnt, auch die Deutschen thätig einführen zu können. Den erfolgreichen Bestrebungen Preußens, einen Handelsvertrag mit Japan abzuschließen, ist ein besonderer Abschnitt gewidmet, der gedrängter und abgekürzt, aber auch ergänzt nach dem offiziellen Prachtwerke, hier aus dem allgemein wegen seiner frischen Darstellung bekannten Buche des königlich sächsischen Kommissars bei der Expedition, General-Konsul Gustav Spieß: „Die Preußische Expedition nach Ostasien während der Jahre 1860—1862. Reiseskizzen aus Japan, China, Siam und der indischen Inselwelt" (Leipzig und Berlin: Otto Spamer 1864) mitgetheilt wird.

Ergiebt sich aus dem Gesagten bereits die bedeutende Vermehrung und Ergänzung, welche der Text des Werkes erfahren hat, so können wir dasselbe mit vollem Rechte auch von den Abbildungen behaupten. Während eine Anzahl weniger guter Illustrationen der ersten Auflage ausgeschossen wurde, erhielt die neue nicht nur einen Zuwachs von Originalabbildungen aus dem Reisewerke von Gustav Spieß, sondern auch eine bedeutende Anzahl der durch ihre charakteristische Treue und künstlerisch vollendete Auffassung berühmt gewordenen Illustrationen, welche der eidgenössische Gesandte in Japan, Aimé Humbert, veröffentlichte. Im Verein mit dem ausführlichen Texte und der sauber gezeichneten Karte sind sie im Stande, dem Leser ein vollständiges Bild des wunderbaren Sonnenaufganglandes zu geben, das von Tage zu Tage wichtiger für uns in Deutschland wird, mit dem Handelsbeziehungen anzuknüpfen auch jetzt Oesterreich durch die Entsendung eines Geschwaders bestrebt ist.

Leipzig, im November 1868.

Die Redaktion des Buchs der Reisen.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Einleitung. Mit 7 Illustrationen 1

Japans Lage und Bedeutung (1). — Schöpfungssage (3). — Der Mikado (3). — Seine Stellung (4). — Der Sjogun Joritomo (6). — Taico der Große (8). — Jiejas (11). — Die Verfassung (12). — Reichsrath, Staatsrath, Lehnsfürsten (12). — Hattamotos und Daimios (14).

Das Land und das Meer. Mit 10 Illustrationen 17

Geographischer Ueberblick (17). — Vulkane und Erdbeben (19). — Flüsse und Seen (24). — Meeresströmung (24). — Thierleben im Meere von Japan (25). — Tangarten (26). — Fliegende Fische und ihre Feinde (27). — Seeadler und Rabenfische (27). — Seehahn (28). — Gabelfisch (28). — Seevögel (29). — Walthiere (29). — Walfischfang und Walfischbenutzung (30). — Fischerei (30). — Vertheilung der Fische (32). — Küstenfische (32). — Feiki-Krabben (32). — Lippfisch (34). — Pelor (34). — Drachenkopf (34). — Seebarben (34). — Klippfische (34). — Thunfisch- und Sardellenfang (35). — Tripang und Sepienfang (36). — Fische der Flußmündungen (36). — Fischspeisen (38). — Perlen- und Muschelfischerei (38).

Das Kulturland Japans. Mit 10 Illustrationen 39

Das Klima Japans (39). — Eine japanische Winterlandschaft (40). — Verlauf der Jahreszeiten (41). — Gärten (44). — Naturwissenschaftliche Erforschung Japans (45). — Gesammtüberblick der Flora und Eigenthümlichkeiten derselben (46). — Das Kulturland (47). — Reisbau (48). — Das Bergland (50). — Gemüsebau (50). — Hülsenfrüchte und andere Nutzpflanzen (51). — Färbepflanzen (51). — Der Firnißbaum (51). — Oelpflanzen (52). — Wachsbaum (52). — Papiermaulbeerbaum (53). — Besenpalme (53). — Zugvögel (54). — Vogeljagd mit hohen Leinen (54). — Speiseanstalten (54). — Theebau. (56). — Kampherbaum (57). — Seidenzucht (57). — Japanischer Obstgarten (57). — Zierblumen (58). — Heckenpflanzen (59). — Eingeführte Gewächse (59). — Japanische Pflanzen unserer Gärten (59). — Hausthiere (59). — Pferd (60). — Rind (60).

Das Gebirgsland Japans. Mit 12 Illustrationen 62

Japanische Kunststraßen und Posten (62). — Der Tokaïdo (64). — Japanische Eigenthümlichkeiten (66). — Vögel des offenen Landes (66). — Waldung am Gebirgsfuße (67). — Sumpflandschaft (67). — Kranichjagd (67). — Lichte Hügelwaldung (68). — Fasane (69). — Amphibien (69). — Wald im höheren Gebirge (69). — Vogelwelt des Gebirgswaldes (70). — Waldwirthschaft (70). — Holzerzeugung und Holzverbrauch (72). — Nadelhölzer (72). — Verschiedene Nutzhölzer (73). — Japanischer Wildstand (74). — Pelzthiere und Raubthiere (76). — Japanische Alpenflor (77). — Alpenwild (78). — Mineralreichthum (78). — Bergbau (78). — Tempelanlagen (82). — Naturdienst (84).

Das Volk Japans. Mit 21 Illustrationen 87

Japaner und Ainos (87.) — Sprache (91). — Literatur und dramatische Poesie (92). — Arzneikunde und Astronomie (96). — Schulwesen (101). — Taufe, Hochzeit, Begräbniß (102). — Familienleben (108). — Theehäuser (113). — Die Volksklassen (114). — Justiz (118). — Die Religionen (120).

Seite

Die Europäer in Japan. Mit 13 Illustrationen 133

Die ältesten Nachrichten über Japan (133). — Die erste Landung von Europäern (134). — Die Portugiesen und die Glaubensboten (134). — Große Christenverfolgung (137). — Vertreibung der Portugiesen (139). — Die Holländer (139). — E. Kämpfer (142). — Die Formen des Verkehrs (143). — Das alte Hofleben des Mikado (151). — Versuche der Engländer (156). — Die Russen: Laxmann, Resanow, Krusenstern, Golowin (157). — Amerikaner und Engländer: Stewart, Pellew (172). — Mercator Cooper (177). — Cecille und Biddle (181). — Glynn (181). — Commodore Perry schlägt eine Expedition nach Japan vor (182). — Fahrt bis zu den Liukiu (183).

Die Amerikaner auf den Liukiu- und Bonin-Inseln. Mit 12 Illustrationen . 185

Groß-Liukiu (186). — Ein Missionär (186). — Der Hafen von Napa und die Hauptstadt Schudy (187). — Reise durch die Insel (187). — Felsengräber und alte Festungen (190). — Gastmahl im Schlosse (197). — Die Bonin-Gruppe (199). — Entdeckungsgeschichte (200). — Moderne Robinsonade (202.) — Erforschung der Peel-Insel (202). — Die Pflanzenwelt (204). — Ein erloschener Krater (207). — Zweiter Aufenthalt auf den Liukiu (208). — Ein neuer Regent (208). — Land und Leute von Groß-Liukiu (211).

Perry's erster Besuch in Japan. Mit 7 Illustrationen 223

Heiße Tage (223). — Erster Anblick der Küste von Japan (223). — Die Schiffe laufen in die Bucht von Jedo ein (224). — Unruhe der Japaner (225). — Der Statthalter von Uraga (225). — Die Unterhandlungen beginnen (227). — Der Kaiser willigt ein, Bevollmächtigte zu schicken (228). — Feierliche Zusammenkunft an der Küste (230). — Schönheit der Landschaft (235). — Zuvorkommenheit der Bevölkerung (236). — Fahrt bis in die Nähe von Jedo (237). — Perry verläßt die Bai (237.)

Perry's zweite Fahrt nach Japan und Abschluß des Vertrags. Mit 7 Illustrationen 238

Besuch der Liukiu (238). — Zugeständnisse des Regenten (239). — Rückkehr in die Bucht von Jedo (240). — Perry siegt über die Versuche, ihn nach Nagasaki zu schicken (240). — Feierliche Zusammenkunft mit kaiserlichen Bevollmächtigten (241). — Begräbniß eines Schiffsfähnrichs (250). — Ueberreichung der Geschenke (251). — Die ersten Eisenbahnfahrten (252). — Gegengeschenke des Kaisers (256). — Großes Fest an Bord des Flaggenschiffs (258). — Fürst Matsusaki (259). — Neue Verhandlungen über den Aufenthalt von Fremden und ein amerikanisches Konsulat (260). — Abschluß des Vertrags (260). — Geschenke und Feste der kaiserlichen Bevollmächtigten (262).

Simoda und Hakodade. Mit 14 Illustrationen 264

Japanischer Frühling (265). — Die Japanerinnen (265). — Fahrt bis Jedo (267). — Simoda (268). — Bauart der Stadt (269). — Ihr Verkehr (270). — Tempel und Kirchhöfe (271). — Konflikte mit den Behörden (277). — Zwei Japaner wollen Perry begleiten (278). — Feindlicher Verkehr mit den Einwohnern (281). — Fahrt nach Hakodade (282). — Ohosima (282). — Hakodade (283). — Handel (283). — Wohnungen und Zimmergeräthe (285). — Tempel und Gebeträder (290). — Umgebung der Stadt (292). — Schachspiel (295). — Ainos (297). — Vulkane (297.) — Simoda (301). — Zusatzartikel zum Vertrag (301). — Zum letzten Male auf den Liukiu (303). — Gerichtsverfahren (303). — Abschied (304).

Die Engländer in Japan. Neue Verträge. Mit 12 Illustrationen 307

Innere Verhältnisse (308). — Ermordung des Sjogun (308). — Vertrag mit Holland (310). — Lord Elgin in Nagasaki (311). — Reitschule (314). — Simoda (314). — Einzug in Jedo (325). — Gesandtschaftshaus (330). — Konferenzen (330). — Streifzüge durch Jedo (332). — Abschluß des Vertrages mit England, Rußland, Portugal, Frankreich (334). — Fremdenmord (337).

Seite

Die preußische Expedition nach Japan. Mit 8 Illustrationen 339

Veranlassung der Expedition (339). — Ausrüstung (340). — Abfahrt von Singapore (342.) — Schiffsleben (342). — Ein Teifun (345). — Ankunft in Jedo (349). — Landung und feierlicher Einzug (349). — Akabane, die Wohnung des Gesandten (354). — Unterhandlungen (356). — Was ist der Deutsche Bund? (359). — Mos' Jagdpartie und ihre Folgen (360). — Neujahr und Weihnachten (361). — Ermordung und Begräbniß Heusken's (365). — Abschluß des Vertrags (368). — Nagasaki (368).

Jedo. Japans Volksleben und Industrie. Mit 24 Illustrationen 375

Ueberblick (375). — Die Kanäle (376). — Vorstädte (377). — Die Kaisergräber (378). — Die Fischerbevölkerung (380). — Straßen und Feuersbrünste (382). — Straßenleben (383). — Bettler (386). — Gymnastische Uebungen (387). — Theater (393). — Das aristokratische Viertel (395). — Im Handelsquartiere (397). — Die japanische Industrie (398). — Speisehäuser (399). — Aquarien (400). — Kuriositäten (400). — Metallarbeiten (401). — Lackwaaren (405). — Die Betos (407). — Böttcher (407). — Uhren (408). — Züge der Adligen (408). — Seidenhandlungen (410). — Buchhändler (410). — Astronomen (413). — Das Schießgewehr (415). — Die großen Feste und Prozessionen (417). — Das zukünftige Leben (422).

Japan seit dem Abschluß der Verträge. Mit 10 Illustrationen 425

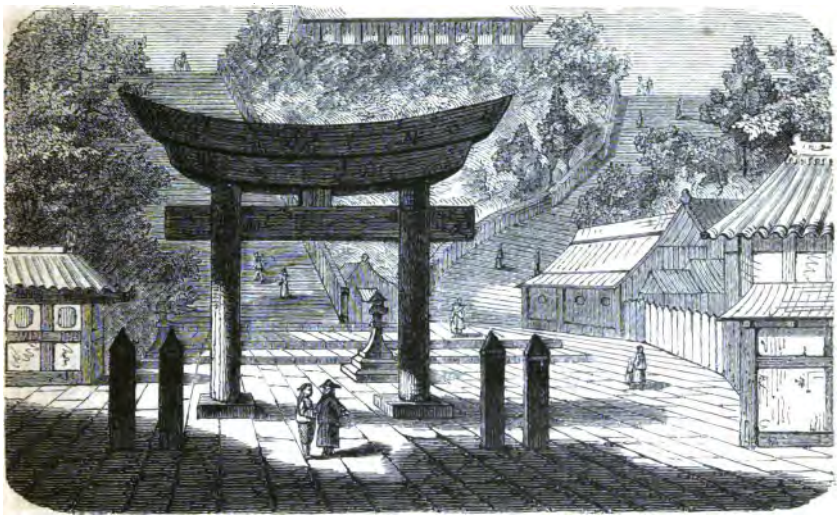
Abzug der Gesandten aus Jedo (425). — Ueberfall der englischen Gesandtschaft (426). — Japanische Gesandte in Europa (427). — Die Ermordung L. Richardson's (429). — Japanische und europäische Anschauung der Sache (431.) — Bombardement von Kagosima (435). — Beschießung von Kagosima und Simonoseki (436). — Hinrichtungen (436). — Fechtschulen (438). — Reform des Heerwesens (439). — Die Soldaten (440). — Die Flotte (441.) — Stotsbaschi, Sjogun (442). — Prozessionen am Hofe des Mikado (443). — Ratifikation der Verträge durch letzteren (446). — Der Bürgerkrieg von 1868 und Absetzung des Sjogun (447). — Der Handel Japans (450.) — Aussichten für die Zukunft (453).

Die hierzu gehörigen Tonbilder nebst einer Karte sind einzuheften:

Der Mikado, Audienz ertheilend . . . . . Titelbild.
Japanische Seilbrücke . . . . . Seite 17
Verehrung eines buddhistischen Oberpriesters . . . . . " 87
Japanische Frauen . . . . . " 133
Commodore Perry's Zusammenkunft mit den kaiserlichen Gesandten in Yokohama . . . . . " 223
Japanischer Fischer . . . . . " 276
Mitglieder der preußischen Expedition nach Ostasien . . . . . " 339
Offiziere von der Arcona auf dem Quarterdeck . . . . . " 344

In der Mitte Commodore Sundewall; zu seiner Rechten, im Hintergrunde Leutnant Krause und Fähnrich Kühne, im Vordergrunde Freiherr von Schleinitz, Graf Monts und Leutnant zur See I. Klasse, Struben (im Profil); zur Linken des Commodore die Leutnants zur See I. Klasse Schelle und Butterlin.

Einzug der preußischen Gesandtschaft in Jedo . . . . . " 358
Japanischer Wurstmacher und Speisewirth . . . . . " 375
Karte von Japan. (An Schluß des Buches.)



A-ta-go-yama, Tempelthor in Jedo.

Einleitung.

Geschichte und politische Verfassung Japans.

„Orient und Occident sind nicht mehr zu trennen!“ Dieses Goethe'sche Wort scheint in unsern Tagen seiner Verwirklichung entgegengehen zu wollen. Kein Gebiet liegt uns mehr so fern, daß es nicht binnen Kurzem in den großen Verkehr gezogen und mit Europa in Verbindung gebracht würde. Nachdem lange Zeit Amerika fast ausschließlich die Aufmerksamkeit unseres Welttheiles in Anspruch genommen, wandte sich der Blick wieder nach Osten, und der Handel mit Hinterindien, China und dem japanischen Archipelagus, der lange Zeit brach gelegen, nahm einen neuen Aufschwung; Länder, die bisher sich ablehnend gegenüber unserem Einflusse verhalten, wurden wider ihren Willen in den Kreis unserer Thätigkeit eingeführt. Ueber die Felsengebirge her waren die Nordamerikaner nach Californien vorgedrungen; sie hatten am Gestade des Stillen Ozeans ein neues Reich gegründet, das bald an Blüte und Entwicklung den Staaten am Atlantischen Ozean es gleichthat; Rußland war am Amur abwärts gezogen und Ostsibirien, bisher todt, dadurch gleichsam entfesselt worden. So kam neues Leben in die Küstenländer am großen Weltmeer, die herüber und hinüber in rege Handelsverbindung traten und so der Tummelplatz für thätige Völker

Seite

Die preußische Expedition nach Japan. Mit 8 Illustrationen 339

Veranlassung der Expedition (339). — Ausrüstung (340). — Abfahrt von Singapore (342.) — Schiffsleben (342). — Ein Teifun (345). — Ankunft in Jedo (349). — Landung und feierlicher Einzug (349). — Akabane, die Wohnung des Gesandten (354). — Unterhandlungen (356). — Was ist der Deutsche Bund? (359). — Moß' Jagdpartie und ihre Folgen (360). — Neujahr und Weihnachten (361). — Ermordung und Begräbniß Heusken's (365). — Abschluß des Vertrags (368). — Nagasaki (368).

Jedo. Japans Volksleben und Industrie. Mit 24 Illustrationen 375

Ueberblick (375). — Die Kanäle (376). — Vorstädte (377). — Die Kaisergräber (378). — Die Fischerbevölkerung (380). — Straßen und Feuersbrünste (382). — Straßenleben (383). — Bettler (386). — Gymnastische Uebungen (387). — Theater (393). — Das aristokratische Viertel (395). — Im Handelsquartiere (397). — Die japanische Industrie (398). — Speisehäuser (399). — Aquarien (400). — Kuriositäten (400). — Metallarbeiten (401). — Lackwaaren (405). — Die Betos (407). — Böttcher (407). — Uhren (408). — Züge der Adligen (408). — Seidenhandlungen (410). — Buchhändler (410). — Astronomen (413). — Das Schießgewehr (415). — Die großen Feste und Prozessionen (417). — Das zukünftige Leben (422).

Japan seit dem Abschluß der Verträge. Mit 10 Illustrationen 425

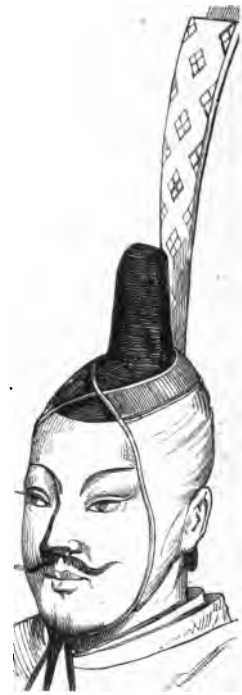
Abzug der Gesandten aus Jedo (425). — Ueberfall der englischen Gesandtschaft (426). — Japanische Gesandte in Europa (427). — Die Ermordung L. Richardson's (429). — Japanische und europäische Anschauung der Sache (431.) — Bombardement von Kagosima (435). — Beschießung von Kagosima und Simonoseki (436). — Hinrichtungen (436). — Fechtschulen (438). — Reform des Heerwesens (439). — Die Soldaten (440). — Die Flotte (441.) — Stotsbaschi, Sjogun (442). — Prozessionen am Hofe des Mikado (443). — Ratifikation der Verträge durch letzteren (446). — Der Bürgerkrieg von 1868 und Absetzung des Sjogun (447). — Der Handel Japans (450.) — Aussichten für die Zukunft (453).

Die hierzu gehörigen Tonbilder nebst einer Karte sind einzuheften:

Der Mikado, Audienz ertheilend . . . . . Titelbild.
Japanische Seilbrücke . . . . . Seite 17
Verehrung eines buddhistischen Oberpriesters . . . . . " 87
Japanische Frauen . . . . . " 133
Commodore Perry's Zusammenkunft mit den kaiserlichen Gesandten in Yokohama . . . . . " 223
Japanischer Fischer . . . . . " 276
Mitglieder der preußischen Expedition nach Ostasien . . . . . " 339
Offiziere von der Arcona auf dem Quarterdeck . . . . . " 344
In der Mitte Commodore Sundewall; zu seiner Rechten, im Hintergrunde Leutnant Krause und Fähnrich Kühne, im Vordergrunde Freiherr von Schleinitz, Graf Monts und Leutnant zur See I. Klasse, Struben (im Profil); zur Linken des Commodore die Leutnants zur See I. Klasse Schelle und Butterlin.
Einzug der preußischen Gesandtschaft in Jedo . . . . . " 358
Japanischer Wurstmacher und Speisewirth . . . . . " 375
Karte von Japan. (An Schluß des Buches.)

bar, nicht minder die Verfassung des Reiches, in die einen klaren Einblick zu erhalten, uns erst in der allerneuesten Zeit gegönnt war.

Wie alle Völker so beginnen auch die Japaner ihre Geschichte mit sagenhaften Erzählungen, ja ihre Historie reicht sogar in die Zeit vor der Schöpfung hinauf. Sieben himmlische Gottheiten, aus dem Nichts geboren, führten die Regierung über Himmel und Erde nacheinander. Der siebente dieser Götter, Isanagi-no-Mikoto mit Namen, ehelichte die Göttin Isanami-no-Mikoto, mit der er viele Kinder zeugte, welche als die eigentlichen Schöpfer des japanischen Reiches angesehen werden müssen. Der Gott sagte zu seiner Frau: „Es muß irgendwo ein festes Land geben, laß uns dieses suchen.“ Nun warf er ein mit Edelsteinen verziertes Schwert in die Luft, an dem sich Wassertropfen absetzten. So bildete sich der erste feste Punkt im Weltenraum, eine Insel, die den Namen „von selbst zusammengeströmt“ (Ono-Koro-sima) erhielt. Dort ließ der Gott sammt seinem Weibe sich nieder, und um das Eiland herum entstanden allmälig die übrigen japanischen Inseln. Nachdem diese geschaffen, berief Isanagi acht Millionen Menschen dorthin; die Krone setzte er seinem Werke durch die Schöpfung der Pflanzenwelt auf. Der Antheil, welchen seine Frau an der Schöpfung nahm, bestand in der Hervorbringung des Feuergottes, der Vulkane und der Wassergötter; auch schuf sie das fruchtbare Erdreich. Nachdem sie ihr Werk angeschaut und sahen, daß es gut war, setzten sie noch die Sonne als höchste Macht über alles Geschaffene an den Himmel.



Kopfputz des Mikado.

Diese Schöpfungsvorstellung ist echt japanisch und seit uralten Zeiten unter dem Volke verbreitet. Isanagi und seiner Frau folgten nun fünf irdische Götter, mit deren Absterben das Reich in eine dritte Periode trat. Es wurde nun von Menschen regiert, mit deren Auftreten als Herrscher auch, um das Jahr 660, die eigentliche Geschichte beginnt, indem Zin-Mu den Grund zur Würde der geistlichen Erbkaiser oder Mikados legte. Zin-Mu war der vierte Sohn des letzten irdischen Gottes. Er regierte das Land ausgezeichnet, schuf die Rechtskunde und stellte die japanische Zeitrechnung fest. Die Japaner betrachten ihn jetzt noch als ihren Julius Cäsar, den sie unter dem Namen Nin-O, d. h. der größte Mensch, verehren. Zin-Mu regierte 76 Jahre und starb im Alter von 127 Jahren. Er ist der weltliche Stifter der geistlichen Mikado-Dynastie, oder der O-Dai-Sin-O, und alle Mikados betrachten sich als seine direkten Nachkommen. Das Wort Mikado ist eine Verkleinerung von Mikoto, mit welchem Namen die Götter bezeichnet wurden, die Japan schufen.

Aus Allem geht hervor, daß der Mikado der wirkliche Oberregent Japans ist. Am besten kann man ihn mit dem Papst vergleichen, obgleich er von den Japanern noch weit heiliger, als dieser von den Katholiken angesehen wird. So berichtet Kämpfer, daß der Mikado niemals den Boden berühren durfte, sondern bei Ortsveränderungen stets getragen wurde, daß er die gewöhnliche Luft nicht einathmen und sich von der Sonne nicht bescheinen lassen durfte. Viele dieser Thorheiten sind jetzt außer Acht gekommen, doch besteht immer noch die Sitte, daß der Mikado keinen Gegenstand zweimal gebrauchen darf. In früheren Zeiten wurde Alles, dessen er sich bedient hatte, sogleich vernichtet, doch jetzt geschieht dies nur noch mit Kleinigkeiten, während werthvollere Dinge unter seine höheren Diener vertheilt werden. Dieser Sitte muß man wol auch zuschreiben, daß der Mikado gegenwärtig nur sehr billige Stoffe benutzt. Schlimm genug, wenn eine höhere Macht ihn einmal zwingt, seine Heiligkeit zu vergessen! Ein solcher Fall trat 1788 ein, als der damalige Mikado bei einem großen Brande den Flammen nicht anders entgehen konnte, als indem er seinen eignen Füßen vertraute und sogar lief. Daß eine solche Existenz, die uns in komischem Lichte erscheint, einem nicht ganz geistesschwachen Manne fürchterlich werden kann, begreift sich. Es geschieht sehr häufig, daß ein Mikado voll Ueberdruß seine Würde niederlegt. Frei wird er dadurch nicht, aber er braucht doch nicht ganze Tage unbeweglich da zu sitzen oder sich anbeten zu lassen.

In der Regel folgt der älteste Sohn dem Mikado in der Regierung nach; doch finden oft Ausnahmen statt. Der Ministerrath der Daïri, d. h. die höchsten geistlichen Würdenträger, von denen mehrere im Rang noch über dem Sjogun stehen, sind stets um Seine Heiligkeit versammelt und stehen ihm in der Regierung zur Seite. Doch hat diese Regierung gegenwärtig wenig zu bedeuten. Stirbt der Mikado, dann erwählen die Daïri in geheimer Sitzung seinen Nachfolger. Dabei werden die Legitimitätsprinzipien streng beobachtet und, soviel wie möglich, die Wahl auf den ältesten Sohn gelenkt. Oft fiel auch die Wahl auf einen jüngeren Sohn oder gar auf eine Tochter. Diese Erwählung geschieht so schnell und geheim, daß der neue Mikado gewöhnlich bereits den Thron eingenommen hat, wenn der Tod des alten noch nicht bekannt wurde. In einzelnen Fällen verzichtet auch der Mikado zu Gunsten seines Sohnes auf den Thron.

Man begreift leicht, daß diese Art der Thronfolge oft zu blutigen Kriegen Anlaß gab, namentlich wenn ein älterer Bruder durch einen jüngeren verdrängt wurde. Im Beginn der Mikado-Dynastie waren diese Kaiser die wirklichen Alleinherrscher, denen die Bevölkerung tüchtig Steuern zu zahlen hatte. Die Pracht und der Reichthum der Daïri muß damals auch den höchsten Grad erreicht haben und die Erzählungen hierüber grenzen an das Unglaubliche. Später, als die weltliche und die geistliche Macht sich voneinander trennten, wurde das Einkommen des Mikado sehr beschränkt. Er erhielt alle Einkünfte der Stadt Kioto (oder Mijako) zugewiesen, und falls diese nicht genügten, wurde ihm ein Zuschuß aus dem Staatsschatze vom weltlichen Herrscher ausbezahlt. Der Mikado behielt das Recht, an die Provinzialfürsten hohe Titel zu vergeben, wofür er früher

große Geldsummen einnahm. Sicher ist, daß die Daïri mehr und mehr in Armuth verfielen (seit 1186), sodaß der niederländische Gesandte Donker Curtius, welcher 1858 bei Gelegenheit einer Ueberlandsreise das Palais des Mikado sah, dieses als eine zerfallene, elende Hütte bezeichnete. Die Mikados können mehrere Frauen haben und machen hiervon auch umfassenden Gebrauch.

Ein Mikado mit seinen Frauen. (Nach einem japanischen Gemälde.)

Gewöhnlich haben sie deren zwölf, unter denen die Mutter des Erbprinzen als wirkliche Kaiserin den Vorrang genießt. Sowol der Mikado wie seine ganze Hofhaltung haben eine besondere Kleidung, die von derjenigen der übrigen Japaner abweicht. Das Hütchen ist ein kleiner, schwarzer, lackirter Tschako.

Die weiten Gewänder bestehen bei den Frauen aus reichen Seidenstoffen; ihr Haar hängt lang über den Rücken herab.

So lange die Mikados Alleinherrscher waren, stand ihnen die Wahl ihrer Residenz frei, welche meist abwechselte, sodaß selten zwei Mikados hintereinander dieselbe Residenz hatten. Als aber die weltliche Macht emporkam, wurde Kioto oder Mijako dem Mikado zum festen Wohnsitze angewiesen, wo er nun in Armuth lebte, bewacht von einer „Ehrengarde", die ihm der weltliche Herrscher stellte. Seit den frühesten Zeiten werden am Hofe des Mikado durch seine Dairi Künste und Wissenschaften in hohen Ehren gehalten. Man beschäftigt sich dort mit Geschichte, Poesie, Sternkunde u. s. w. Auch die Jahrbücher oder Almanachs werden an diesem Hofe verfaßt. Die Frauen üben sich in Musik und Gesang, die jüngeren Edelleute im Fechten, Reiten, Wettlaufen, Bogenschießen und gymnastischen Exerzitien. In der letzteren Zeit gediehen aber Künste und Wissenschaften besser in Jedo, der Hauptstadt des weltlichen Kaisers, wo man sogar Hochschulen besitzt, von denen noch die Rede sein wird.

Das Ansehen des Mikado begann bereits im Jahre 1166 viel zu verlieren, und man arbeitete seitdem daran, ihn ganz von der Regierung zu verdrängen, obgleich er rechtmäßig der einzige Souverän in Japan war. Er ward Monarch dem Namen nach, aber ohne alle Macht. Dieser Zustand war die Folge der unrechtmäßigen Anmaßungen des Sjogun; doch seit 1861 machte der gegenwärtige Mikado, ein energischer junger Mann, Gebrauch von seinen alten Rechten, indem er diese bei den Verträgen, die mit den europäischen Mächten geschlossen wurden, zur Geltung brachte und schließlich den Sjogun niederwarf, Denn das Vertragschließen kommt gesetzlich nur dem Mikado zu. Eine mächtige Partei stand zu dem Mikado, und die weitgreifendsten Verwicklungen entstanden dadurch in Japan, wodurch das Ansehen des weltlichen Herrschers gebrochen wurde. Wir werden hierüber im letzten Abschnitte ausführlich berichten.

Ungefähr gegen Ende des zwölften Jahrhunderts war das japanische Reich durch Fehden zwischen den verschiedenen Landesfürsten sehr zerrüttet. Diese Reichsgroßen wurden immer unruhiger und suchten ihre Gebiete auf Kosten ihrer Nachbarn zu vergrößern, indem sie sich mehr und mehr der Gewalt des Mikado entzogen und Ursache zu blutigen Bürgerkriegen gaben. Um diesem Zustande ein Ende zu machen, beschloß der Mikado Go-Toba ein kräftiges Heer auszurüsten, mit dessen Oberbefehl er 1185 seinen zweiten Sohn Joritomo mit dem Titel eines Sjogun oder Krongenerals betraute. Die spätere Bezeichnung dieser Würde als Taikun ist amerikanischen Ursprungs. Joritomo war ein tapferer junger Krieger, der als Oberbefehlshaber des kaiserlichen Heeres viele Siege erfocht. Blindlings hing ihm die Armee an und hierdurch kühn gemacht, strebte er danach, sich mehr und mehr von seinem Vater, dem Mikado, unabhängig zu machen. Er begann damit, daß er zunächst alle militärischen Angelegenheiten an sich riß, sich in den Staatshaushalt und schließlich selbst in die Regierung mischte. Endlich stiftete er zu Kama-Kura in der Provinz Sagami eine eigene Herrschaft, indem er dem gesetzmäßigen Herrn viele seiner Rechte

entriß und ihm allein die kirchlichen Angelegenheiten überließ. Im Jahre 1191 verlangte er vom Mikado, daß dieser die neue Ordnung anerkenne und ihm die Ausführung aller weltlichen Dinge überlasse. Dieser mußte darauf eingehen und ertheilte dem Emporkömmling den Titel Sei-i-Sjogun. So wurde Joritomo der eigentliche Stifter der weltlichen Macht in Japan, obgleich er noch nicht so unabhängig vom Mikado war, wie viele spätere Sjoguns. Ihm nach folgten 27 weltliche Herrscher, deren Namen alle verzeichnet sind, die aber kein besonderes Interesse durch ihre Regierung darbieten.

Gerüstete japanische Krieger.

Da mehrere unmündige Mikados aufeinander folgten, so setzten sich die Sjogune nicht nur fest, sondern drängten sogar die Himmelssöhne in den Schatten. Auch die Gefahr, in die das Reich durch die Mongolen gerieth, mag dazu beigetragen haben, alle wirkliche Gewalt in die Hand des Kronfeldherrn zu legen. Es war Kublai Khan, der bald nach seiner Thronbesteigung die östlichen Inseln mit seinem Reiche zu vereinigen beschloß. Im Jahre 1268 ließ er an den Sjogun ein Schreiben abgehen, in dem er ihn benachrichtigte, wie freundlich der Herrscher des kleinen Reiches Kaoli in Korea, der sich ihm unterworfen habe, an seinem Hofe behandelt worden sei. Jeder Philosoph hege den Wunsch, daß die Welt

eine Familie bilden möge, und dieses Ziel wolle er erreichen, sei es auch mit Gewalt der Waffen. Auf diesen Brief wurde gar keine Antwort ertheilt, und dieselbe Behandlung widerfuhr zwei anderen Gesandtschaften, die 1271 und 1273 aus China ankamen. Um diese Beleidigungen zu rächen, rüstete Kublai Khan eine große Flotte aus, die 1274 vor der Insel Tsusima ihre Segel entfaltete. Die Japaner haben zwei Erzählungen über das Mißlingen dieses Versuchs. Nach der einen, welche die älteste ist, war die Küste an den meisten Punkten so wohl vertheidigt, daß die Mongolen umkehrten, nachdem sie auf Kiusiu ein paar Landschaften verwüstet hatten. Die andere Nachricht stellt den Hergang so dar, daß die Feinde nach einer verlorenen Schlacht geflohen wären. Die Schlacht soll auf Tsusima oder in der Höhe von Iki stattgefunden haben und für die Mongolen darum verloren gegangen sein, weil sie alle ihre Pfeile verschossen hätten.

Der Sjogun sprach nun eine allgemeine Verbannung aller Mongolen aus. Eine Gesandtschaft Kublai Khan's, die sich 1275 an seinem Hofe vorstellte, wurde einfach davon benachrichtigt, daß den Mongolen bei Todesstrafe verboten sei, den Fuß auf japanischen Boden zu setzen. Zwei fernere Gesandtschaften, die in den Jahren 1276 und 1279 kamen, wurden bis auf den letzten Mann enthauptet. Der mongolische Kaiser hatte jetzt China vollständig unterjocht und versuchte Rache an Japan zu nehmen. Im fünften Monat des Jahres 1280 sahen die Japaner eine Flotte gegen ihre Küste heransegeln, welche 100,000 Krieger an Bord hatte. Ihre Maßregeln waren gut gewählt, und sind die Berichte, die wir von diesem zweiten Angriff besitzen, wahr, so fuhren die Mongolen länger als zwei Monate an den Küsten hin, ohne eine Landung zu wagen. Die Elemente nahmen sich des bedrohten Landes an. In den ersten Tagen des achten Monats erhob sich einer der furchtbaren Teifuns dieser Meere, zerstreute die mongolische Flotte und warf viele ihrer Schiffe auf die felsige Küste. Am dritten Tage griffen die Japaner die hungernden und größtentheils waffenlosen Schiffbrüchigen an, erschlugen sie oder machten sie zu Gefangenen und enthaupteten sie. Blos drei wurden verschont, um dem Mongolenkaiser zu erzählen, welches Schicksal die Schiffbrüchigen in Japan getroffen habe. Er entsagte dem Gedanken an eine Unterwerfung Japans, und auch die späteren Kaiser seiner Dynastie ließen die Waffen ruhen, aber ein Handelsverkehr zwischen den beiden Reichen fand nicht mehr statt, bis China wieder einheimische Kaiser erhielt, welche zu Japan in freundschaftliche Beziehungen traten und auch einen Frieden mit Korea vermittelten.

Mit dem 29. Sjogun Fide-josi oder Taico dagegen beginnt ein völlig neuer Abschnitt in der japanischen Geschichte. Dieser große Fürst befestigte die weltliche Macht aufs Neue, ja er war eigentlich der erste, der sich vom Mikado vollständig loszumachen wußte. Als Feldherr wie als Regent, als Gesetzgeber und Verwalter war er eine hervorragende Erscheinung, ein Mann, dem es gelang Ruhe und Ordnung herzustellen und die Landesfürsten zu unterwerfen. Taico, wurde im Jahre 1535 als der Sohn eines Landmannes geboren; er spaltete in seiner Kindheit Holz und trat dann in den Dienst eines Großen, der

sich mit dem Mikado in Fehde befand. Bald gab er Zeugniß von einer besonderen Tapferkeit und klugem Verständniß in Kriegsangelegenheiten. Nicht minder aber lag ihm der unglückliche Zustand seines Vaterlandes am Herzen, und er sann darüber nach, wie dem wol abgeholfen werden könne. Die Landesfürsten begannen wieder mehr und mehr sich gegen den Mikado aufzulehnen und neue Bürgerkriege brachen aus. Um diesen ein Ende zu machen, beschloß der Mikado O-Hoki-Matsu mit dem größten Nachdrucke aufzutreten.

Ein Sjogun mit einer seiner Frauen.

Ein starkes Heer wurde ausgerüstet und der Befehl über dasselbe an Nobunga, einen Sohn des Mikado, übertragen. Dieser nahm den Taico in seine Dienste, und mit dessen Hülfe gelang es ihm, nicht allein große Siege zu erfechten, sondern auch sich zum Sjogun emporzuschwingen, während er den Oberbefehl über die Armee dem Taico überließ. Vor den kräftigen Schlägen desselben zerstob aller fernere Aufruhr und die Großen des Landes, welche gegen Nobunga eine Verschwörung anzettelten, wurden derb gezüchtigt. Als nun Nobunga starb, da lag für Taico der Schritt nicht fern, sich mit Hülfe des Heeres selbst zum Sjogun emporzuschwingen. Das geschah auch im Jahre 1586. Der Mikado, anfangs hierüber aufgebracht, mußte gute Miene zum bösen Spiele machen. Er verlieh Taico den Titel Dai-Sjo-Dai-Sin und gestand ihm die oberste Regierung in allen weltlichen Dingen vertragsmäßig zu, unter dem Vorbehalt, daß die neuen Gesetze, welche er geben

würde, alle die Genehmigung des Mikado haben müßten. Dagegen sollte der Taico den Mikado als Souverän dem Namen nach anerkennen, ihm alle geistlichen Angelegenheiten überlassen, sowie die Verleihung von Titeln. So wurde dauernd die weltliche Macht vom geistlichen Kaiserthum getrennt, wenn auch die Kaiserwürde selbst dem Sjogun nicht zukommt, trotzdem die Europäer ihn meist so nannten. Die Japaner selbst gebrauchen für ihn meistens die Bezeichnung O-Kubo-Sama.

Nachdem er Ruhe und Frieden im Reiche hergestellt, war Taico auch darauf bedacht, neue Aufstände zu verhindern und eine neue Gesetzgebung zu ertheilen. Die eroberten Landschaften verschenkte er an seine Anhänger, doch nur unter der Bedingung, daß sie ein um das andere Jahr an seinem Hofe zubringen mußten, wo überdies ihre Frauen und Kinder, gleichsam als Geiseln, stets zu weilen hatten. Ein Nachbar wurde für den anderen verantwortlich gemacht und solchergestalt ferneren Aufständen die Spitze abgebrochen. Einige wichtige Distrikte, wie Ohosaka, Nagasaki, Mijako oder Kioto, Sakai und Jedo behielt der Sjogun außerdem für sich und letztere Stadt wurde seine Residenz.

So waren die inneren Regierungs-Angelegenheiten geordnet. Taico wandte sich nun neuen Reformen zu. Er beförderte vor Allem den Ackerbau, sowol um die Produktion zu heben, als auch um den Tausenden entlassener Soldaten Arbeit zu verschaffen. Viele der Fürsten und Söldner, die das Fehdewesen liebten, konnten sich in die neue Friedensordnung nicht fügen und auch für diese ersann Taico einen Ausweg. Er glaubte von früher her auf die Halbinsel Korea Ansprüche zu haben, und zur Eroberung derselben wurden die unruhigen Großen mit 200,000 Soldaten abgesandt, die sich an der Tapferkeit der Koreaner die Köpfe zerschellen konnten. Nach siebenjährigem Kriege kehrte nur ein kleiner Theil derselben zurück und diese unterwarfen sich willig dem Sjogun Jjejas, dem Nachfolger Taico's.

Gegen geheime Verbindungen erließ Taico noch ganz besonders harte Strafen. So befestigte er binnen zehn Jahren die weltliche Dynastie auf sicherer Grundlage und regelte die Regierung des Staats. Sein Andenken lebt im Munde des Volks noch heute, und jeder Japaner erkennt an, was er für das Vaterland geleistet hat. Bezüglich der auswärtigen Politik stand Taico auf sehr konservativem Standpunkte. Er wähnte, daß die Japaner durch Verkehr mit fremden Nationen keineswegs gewinnen, und daß im Reiche selbst alles Nothwendige erzeugt werden könnte. So sah er im Christenthume, welches durch die seit 1542 in Japan lebenden Portugiesen eingeführt wurde, eine große Gefahr für die fortdauernde Ruhe. Er versammelte die Reichsherren und besprach mit ihnen eingehend die auswärtigen Beziehungen. Der Rath beschloß, das Land vor den Fremden zu bewahren und das Christenthum zu beschränken. Die Ausführung jedoch blieb Taico's Nachfolgern überlassen. — Wie das geschah, davon wird in dem Abschnitt „die Europäer in Japan" die Rede sein.

Im dreiundsechzigsten Lebensjahr und nach zwölfjähriger Regierung starb der große Taico, nicht ohne das Reich in wohlgeordnetem Zustande seinem

minderjährigen Sohn Fidejori zu hinterlassen. Als Vormund desselben fungirte Jiejas, der seine Stellung dazu mißbrauchte, sich selbst zum Herrscher aufzuwerfen und Krieg gegen seinen Mündel zu führen. Fidejori fand Unterstützung bei den japanischen Christen, wurde aber geschlagen und mußte nach Ohasaka flüchten. Als er endlich zur Uebergabe der Festung genöthigt wurde, steckte er das Kastell in Brand, um lieber in den Flammen umzukommen, als in die Hände seines meineidigen Vormunds zu fallen (1616). Jiejas war nun unumschränkter Sjogun. Er regierte tüchtig gleich dem großen Taico und beschnitt die Macht des Mikado noch mehr; auch verbesserte er die Gesetze und sammelte sie zu einem Codex, der unter dem Namen Gongen-Sama noch heute gilt und heilig gehalten wird. In diesen Grundgesetzen wird es den Japanern unter Anderm auch gestattet, jeden Fremdling niederzumachen, der ohne gesetzliche Zustimmung das Reich betritt, und aus diesem Grunde beging die konservative Partei, welche alle mit den Europäern abgeschlossenen und nicht vom Mikado ratifizirten Verträge für ungesetzlich erklärt, in neuer Zeit so viele Mordthaten an unschuldigen Fremdlingen.

Jiejas regierte 14 Jahre und ward nach seinem Tode vergöttert. Unter ihm wurden die Christenverfolgungen mit großer Strenge fortgesetzt und 1609 der Niederländisch-Ostindischen Compagnie Handelsfreiheit zugestanden. Hauptsächlich aber war er darauf bedacht, die Erbfolge seiner Familie zu sichern. Bis zum Jahre 1868 folgten auf ihn 14 Sjoguns.

Wenn das Haus des Sjogun in der geraden Linie ausstirbt, dann wird der Nachfolger dem Gesetz zufolge aus einem der drei Fürstenhäuser Mito, Owari und Ki-siu erwählt; diese drei Häuser tragen den Namen der Gosankai oder Kurfürsten und aus ihnen muß der Sjogun erkürt werden. Auch hierbei bleibt die Thronfolge immer noch im Geschlechte Jiejas', da dieser die drei Landschaften Mito, Owari und Ki-siu seinen drei Brüdern gab, die somit Seitenlinien bildeten. Auf der Hand liegt, daß hierdurch das Prätendentenwesen sehr begünstigt wurde, und in der That hat es auch nicht an Kabalen und Intriguen zwischen den verschiedenen Fürstenhäusern gefehlt, um sich die Sjogunwürde zu verschaffen. Um soviel wie möglich dieses zu vermeiden, ist es den Dienern des Sjogun bei strenger Strafe verboten, dessen Tod bekannt zu machen. Gleich nach dem Ableben tritt daher der Sohn die Regierung an, oder der Wahlrath tritt zusammen, erwägt die Ansprüche der drei Fürstenhäuser, erkürt den neuen Sjogun und läßt die Wahl durch den Mikado bestätigen.

Nach dem Tode des 44. Sjoguns Jiesada, im Jahre 1858, waren die Fürsten von Mito und Ki-siu die Prätendenten, und heftig wurde für beide Theile gestritten. Unterdessen führte Fürst Ikamon no kami als Regent (Gotairo) die Herrschaft, dessen Familie stets bei Minderjährigkeit oder Abwesenheit des Sjogun zu regieren hat. Er führte auch die Herrschaft fort, als 1858 der minderjährige Minamoto Jiemotsi auf den Thron gelangte. Sein Regierungsantritt wird durch die wichtige Epoche der Verträge mit England, Frankreich und Rußland bezeichnet. Der Regent (Gotairo) fiel aber als Schlachtopfer

der konservativen Partei, welche gegen die Verträge eingenommen war. Er wurde am 20. März 1860 durch die Diener des Fürsten Mito (Satsuma) ermordet.

Aus dem Vorstehenden geht deutlich hervor, daß der Ursprung der weltlichen Macht in Japan im Recht des Stärkeren zu suchen ist. Die genauen Verhältnisse, in welchen Mikado und Sjogun zueinander stehen, sind jedoch erst in der allerneuesten Zeit bekannt geworden, und die Unkenntniß derselben, sowie der politischen Verfassung Japans überhaupt, veranlaßte manche Fehlgriffe der europäischen Mächte beim Abschlusse von Handelsverträgen. Ohne allen Zweifel ist der Mikado der alleinige Souverän Japans, und die Person, in deren Namen die Verträge geschlossen werden müssen. Dies wurde nicht beachtet. Man wandte sich nach Jedo — gewiß der richtige Weg — allein man hätte verlangen sollen, daß der Sjogun, mit dem man die Verträge schloß, dazu behördlich bevollmächtigt war, so gut wie die verschiedenen europäischen Staaten ihren Gesandten Vollmachten ausstellten. Ohne die Einwilligung des Mikado sind die Verträge rechtlich ungiltig, wie das japanische Grundgesetz ausdrücklich erklärt. Mangel an der nöthigen Kenntniß der japanischen Verfassung von Seiten der Europäer, sowie die Umgehung des Mikado, waren die großen Fehler, welche eine Reihe Bürgerkriege, Mordthaten und Handelsbetrügereien zur Folge hatten.

Neben dem Mikado und dem Sjogun kommen noch eine Reihe Körperschaften und eine Anzahl großer, fast unabhängiger Herren in Betracht, welche von wesentlichem Einfluß auf die politischen Verhältnisse Japans sind. Die wichtigste Körperschaft in Japan, ja diejenige, welche die eigentliche Regierung des Landes führt, ist der Reichsrath, dem selbst der Sjogun sich beugen muß. Die Macht des letzteren, früher fast unbeschränkt, wurde allmälig so vermindert, daß er gegenwärtig wie ein konstitutioneller Fürst dastand, in dessen Namen die Gesetze und Verordnungen erlassen wurden. Der Reichsrath oder Gorodiu besteht aus fünf Mitgliedern. Von den Europäern wird diese mächtige Körperschaft gewöhnlich als Ministerium bezeichnet, und in der That ist sie das Kabinet des Sjogun im konstitutionellen Sinne. Die Mitglieder werden aus den minder mächtigen Daimios vom Sjogun erwählt, der jedoch nur die tüchtigsten Leute sich aussucht. Der Reichsrath regiert das Land, entwirft die Gesetze, regelt die Steuern, die Angelegenheiten des Heeres und der Flotte, sowie die sehr wichtigen auswärtigen Angelegenheiten. Seit Kurzem ist der Minister für auswärtige Dinge, oder der erste Reichsrath auch Conseilpräsident. Alles, was durch die Gorodiu beschlossen wird, mußte die Sanktion des Sjogun erhalten, um in Kraft treten zu können. Die Gorodiu sind für die Europäer von der höchsten Wichtigkeit; waren die Mitglieder dieses Kabinets den auswärtigen Beziehungen günstig gestimmt, dann blühte der Handel mit den Fremden; im andern Falle fand stets das Gegentheil statt. Bei der schwankenden Politik der letzten Zeit haben die Gorodiu häufig gewechselt, woraus die scheinbar entgegengesetzten Handlungen der japanischen Politik gegenüber den Fremden zu erklären sind. Die Gorodiu hatten übrigens immer mehr Ansehen erlangt und den Sjogun

geradeso zu einem Schatten herabgedrückt, wie früher die Sjogune den Mikado zu einem nominellen Herrscher degradirten.

Ein Daimio in Hoftkleidung. (Nach Humbert.)

Den Gorodiu untergeordnet ist der zweite, aus fünf bis dreizehn Mitgliedern bestehende Reichsrath, Wakadusiori genannt. Er besteht gleichfalls aus kleinen Daimios und beschäftigt sich mit der Administration und den finanziellen Angelegenheiten des Reiches im beschränkten Sinne. Auch diese Räthe ernannte der Sjogun.

Außer diesen zwei Reichsräthen besteht noch ein Staatsrath von 18 Mitgliedern, die den ältesten Daimio-Geschlechtern angehören müssen. Es sind dies die Kokusi oder, wie die Europäer fälschlich sagen, die Gochis. Die Hauptaufgabe derselben ist, darüber zu wachen, daß die alten Grundgesetze Japans aufrecht erhalten werden, und man muß sie daher als Vertreter des Mikado und seiner Rechte betrachten; Veränderungen können in den Grundgesetzen niemals ohne ihr Vorwissen Platz greifen. Sollen wichtige Veränderungen in den uralten Zuständen des Reichs vorgenommen werden, dann haben sie das Recht alle Daimios zu versammeln, und die fraglichen Dinge mit diesen zu berathen. Eine solche außerordentliche Versammlung fand im Jahre 1853 statt, als die Amerikaner unter Commodore Perry in Japan erschienen und den Abschluß eines Handelsvertrages verlangten.

Die Mitglieder der Kokusi sind die 18 alten unabhängigen Lehnsfürsten des Reichs. Ursprünglich waren deren Vorfahren nur Gouverneure des Mikado, die in seinem Namen verschiedene Provinzen regierten. Nach und nach machten sie sich jedoch unabhängig, betrachteten die ihnen anvertrauten Landschaften als ihr Eigenthum und erklärten sie erblich in ihrer Familie. Dadurch entstanden viele blutige Bürgerkriege, welche das Emporkommen des Krongenerals oder Sjoguns begünstigten. Der Sjogun Jjejas veranstaltete, zu Beginn des 17. Jahrhunderts, mit den achtzehn rebellischen Lehnsherren eine Zusammenkunft, und da beide Parteien sich nach Ruhe und Frieden sehnten, so beschloß man, dem Reiche die Ruhe wiederzugeben, und setzte gemeinschaftlich die Magna charta Japans, das Grundgesetz Gongensama nieder, das auf ausdrückliches Verlangen der 18 Daimios der Gutheißung des Mikado unterworfen wurde. Von da datirt der Ursprung der Kokusi, die noch immer durch Erbfolge von denselben 18 Familien vertreten werden.

Abgesehen von den genannten drei großen Staatskörperschaften hat man ein Corps Hofbeamte, die unter dem Sammelnamen Bungios begriffen werden. Sie bekleiden hohe Staatsämter, sind Gouverneure der dem Sjogun gehörigen Städte, Finanzsekretäre, Sekretäre in den Ministerien, Oberrichter u. s. w. Zu diesen Stellen können alle Hattamotos oder eigentliche kaiserliche Diener durch den Sjogun befördert werden. Die Hattamotos bilden den niedern Adel und sind die Kraft und das Mark des Reichs. Ihre Anzahl beträgt ungefähr 80,000. Der Titel Hattamoto ist erblich; die Herren selbst nennen sich „Jedo-Offiziere". Sie werden durch das ganze Reich vertheilt, um die verschiedensten Aufträge zu vollbringen, während ihre Frauen und Kinder in Jedo zurückbleiben.

Betrachten wir nun noch die städtischen Beamten. An der Spitze derselben stehen die von der Regierung erwählten Tosi-jori oder Bürgermeister, die ihre Aemter lebenslänglich versorgen. Sie führen wie in Europa die Verwaltung der Städte, doch sind in größeren Orten mehrere Bürgermeister angestellt, in Nagasaki z. B. neun, die alle vollauf beschäftigt sind. Außer der Verwaltung haben sie noch die Polizei und kleine Rechtspflege zu versehen. Ihre nächsten Untergeordneten sind die Ottonas oder Straßenaufseher, welche in den Casseros

wiederum Gehülfen haben, welche die Aufsicht über einzelne Straßen und Häuser zu führen haben. So geregelt ist die japanische Bureaukratie und in der That entgeht ihrem Auge auch nichts.

Um zu überwachen, daß der Dienst von allen Behörden ordentlich und genau versehen wird, ist noch eine besondere Klasse von Aufsichtsbeamten, die sogenannten Ometskés, vorhanden, welche von den Europäern bisher fälschlich für „Spione" ausgegeben wurden. Sie sind die Oberkontrolleure in allen Angelegenheiten, die von jeder Nachlässigkeit Anzeige zu erstatten haben. Ihre Amtirung ist vollkommen gesetzlich, nützlich und hat mit dem „Späherwesen" nichts zu schaffen. Ein solches existirt in Japan nicht.

Was die Regierung in den verschiedenen Landschaften anbetrifft, so ist diese feudal. Der Landschaftsfürst, Landesherr (Daimio) ist der Vasall des Souveräns; er hat Verpflichtungen gegen den Sjogun zu erfüllen, und ist übrigens Herr und Meister in seiner Landschaft. Je größer ihre Macht und ihr Staat, desto unabhängiger geberden sich diese Fürsten auch. So sind die 18 Mitglieder des Kokusi fast vollständig unabhängig und kümmern sich wenig um die von Jedo ausgehenden Erlasse. Viele dulden nicht einmal, daß ein kaiserlicher Offizier oder Beamter ihre Territorien betritt, und der Fürst von Satsuma schickte sogar Gesandte des Hofs von Jedo, die vorher bei ihm nicht angemeldet wurden, einfach über die Grenze seines Landes zurück. Die Landesregierung hat daher auch wenig oder nichts in der Regierung dieser Fürstenthümer zu sagen. Kleinere Daimios waren dagegen mehr vom Sjogun abhängig.

Alle Daimios haben ihre eigenen Gerichtshöfe, in denen nach den allgemeinen Gesetzen Recht gesprochen wird; sie haben das Recht über Leben und Tod ihrer Unterthanen, ernennen und entlassen ihre Beamten, erheben Steuern, — kurz, geberden sich ganz als kleine Souveräne, die neben den Reichsgesetzen ihre eigenen Gesetze erlassen. So erließ der Fürst von Satsuma Verordnungen gegen den Luxus, gegen die Prostitution, er verpflichtete alle Unterthanen ohne Ausnahme zur Kuhpockenimpfung u. s. w. Doch haben diese Verordnungen nur für seine Domäne Gesetzeskraft.

Lebten auch für gewöhnlich Mikado und Sjogun getrennt in ihren Städten Mijako und Jedo, so fanden doch auch, wiewol selten, Zusammenkünfte zwischen ihnen statt, und zwar zog der Sjogun huldigend zu Sr. Heiligkeit zu Lande oder zu Wasser nach Mijako. Dort im „Palaste der Priesteraudienzen" schritt er vor dem versammelten Hofstaate die Treppe hinauf, um den Mikado zu sehen. Aber was erblickt er? Von der Decke hängt ein Vorhang herab bis etwa zwei oder drei Fuß über dem Boden, so daß man einen Haufen von Teppichen und Matten dahinter erkennen kann. Auf denselben gewahrt man weit ausgebreitet und aufgebauscht das weiße Gewand des Mikado; weiter ist von ihm nichts zu sehen, während er durch den Vorhang alles beobachten kann. Alles ist in die Knie gesunken, nur noch der Kopf des Sjogun ragt empor: da wirft auch dieser mit ausgebreiteten Armen sich nieder und berührt mit der Stirn die Erde. Damit ist die Audienz zu Ende, der Zweck der großen Ceremonie

erreicht: der Sjogun hat sich im Angesichte des Volkes vor dem altlegitimen Erbkaiser, dem Abkömmlinge der Sonnengöttin, auf die Knie geworfen. Aber diese ganze Unterwürfigkeit war nur eine scheinbare, in der Wirklichkeit vergab der weltliche Herrscher seiner Macht und Gewalt auch nicht das Geringste. Wie wir später erzählen werden, fanden 1866 Zusammenkünfte zwischen Sjogun und Mikado statt, bei denen es ganz anders und heftig herging. Die Krisis war durch das Auftreten der Europäer zum Ausbruch gekommen und die große Frage für Japan war nicht mehr das Verhältniß, in welchem beide Herrscher zu einander standen, sondern ob dem Einen oder Andern die Regierung allein und ungeschmälert zufallen solle.

Seit dem Jahre 1862 geht ein Geist des Aufruhrs durch fast alle Daimios, der namentlich gegen den Sjogun gerichtet ist. Einige weigerten sich, zu den festgesetzten Fristen in Jedo zu erscheinen und die alten Beweise der Unterwerfung darzubringen. Die mächtigen Fürsten begannen mit der Unbotmäßigkeit und bald folgten ihnen die schwächeren. Sie verließen mit ihren Truppen zu Tausenden Jedo und begannen sich um den Mikado zu scharen, indem sie solchergestalt eine förmliche Umwälzung hervorriefen, die Anfangs unblutig verlief, seit 1863 aber zu heftigen Kämpfen führte. Ganz Japan befand sich in Gährung, in einem Zustande der Reformation, welcher 1868 mit dem Sturze des Sjogun endigte. Den Anstoß zu diesen Vorgängen aber gaben die Europäer.

Ehe wir aber den Einfluß der letzteren und die Geschichte ihrer Berührung mit Japan kennen lernen, müssen wir auf das Land, seine Pflanzen- und Thierwelt, auf sein intelligentes Kulturvolk einen Blick werfen, damit ein Verständniß für das Verhalten des letzteren gegenüber den Fremden gewonnen werde.

Kopfputz des Sjogun oder Taikun.

Japanische Seilbrücke.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Der Vulkan Mitake.

Das Land und das Meer.

Geographischer Ueberblick. Vulkane und Erdbeben. Flüsse und Seen. Meeresströmung. Thierleben im Meere von Japan. Tangarten. Fliegende Fische und ihre Feinde. Seeadler und Rabenfische. Seehahn, Gabelfisch. — Seevögel. — Walthiere. — Walfischfang und Walfischbenutzung. — Fischerei. — Vertheilung der Fische. — Küstenfische. — Feiki-Krabben. Lippfisch. Pelor. Drachenkopf. Seebarben. Klippfische. — Thunfisch- und Sardellenfang. — Tripang und Sepienfang. — Fische der Flußmündungen. — Schiffbau. — Robben. — Fischspeisen. — Perlen- und Muschelfischerei.

Japan ist ein Inselreich. Rechnet man alle unbewohnbaren Felsen und Riffe mit, so erhält man für seine Eilande die Zahl 3850. Nur drei derselben im eigentlichen Japan, Nippon, Sikok und Kiusiu, sind von bedeutendem Umfang. Von den Inseln, die vom Hauptreiche abhängen, ist Jesso die größte. Die japanischen Kurilen und der japanische Antheil an der Insel Sachalin liegen am weitesten nördlich, die Liu-kiu und die Bonin-Inseln, wenn die letzteren

überhaupt noch zu Japan gerechnet werden können, reichen nahe an den Wendekreis des Krebses. Einschließlich der Liu-kiu erstrecken sich die japanischen Inselgruppen von 24° 16′ bis zu 50° nördl. Breite und von 120° 58′ bis zu 148° 25′ östl. Länge von Paris, oder über 26 Breitengrade und 27 Längengrade.

Das japanische Reich wird in acht Hauptprovinzen und diese wieder in 60 Landschaften eingetheilt, deren Namen auf der beigegebenen Karte verzeichnet sind. Diese Eintheilung hat jedoch nur historisches Interesse, denn in der That zerfällt das Land in wenigstens 300 kleinere Distrikte, über welche mehr oder minder unabhängige Daimios herrschen. Reichsstädte des Sjogun sind: Jedo, Kioto (Mijako), Ohosaka, Nagasaki und Sakai. Es sind dies jedoch nur Festungen; sie stellen keineswegs den kaiserlichen Grundbesitz vor, der sich über viele Domänen erstreckt.

Was die Größe des Reiches anbetrifft, so liegen darüber sehr verschiedene Angaben vor. Nach von Siebold, der seiner Berechnung japanische Karten zu Grunde legte, hat das ganze Inselreich, Krafto oder Sachalin und die Liukiu, sowie Bonin eingeschlossen, 7518 Quadratmeilen, oder mit Hinweglassung der drei letztgenannten Inseln 6927 Quadratmeilen. Auch für die Bevölkerungszahl existirt keine sichere Anzahl. Man nimmt jetzt allgemein 35 Millionen als die wahrscheinliche Summe an. Das Reich leidet seit wenigstens zwei Jahrhunderten an Uebervölkerung; Dörfer reihen sich an Dörfer und bilden meilenlange Straßen. Die zahlreichen Städte gehören zu den bevölkertsten der Erde. Und so mögen jetzt in diesem schönen Ostreich, wo die Ebenen den geringeren Theil der Oberfläche einnehmen, wo ganze gebirgige Strecken selbst dem japanischen Fleiß, japanischer Betriebsamkeit trotzen und unfruchtbar bleiben, wenigstens 5000 Menschen auf der Quadratmeile leben.

Das große Weltmeer bespült die südlichen und östlichen Küsten von Japan. Im Westen wird die Grenze von einem Binnenmeer, dem sogenannten Japanischen Meer, gebildet, zu dem zwei Haupteingänge führen, im Süden die Straße von Korea und im Norden der tatarische Meerbusen. Jesso und die japanischen Kurilen bilden die südliche Einfassung des Meeres von Ochotzk. Alle diese Meere gelten für gefährlich und drohen dem Schiffer mit Untiefen, Klippen und Strömungen, im Norden auch mit dichten Nebeln, die tagelang auf den bewegten Wellen liegen. An einer der schlimmsten Küsten, bei der Insel Sachalin, wo die Strömung sehr reißend ist und das Ohr bald hier, bald da das Tosen der Brandung an Felsen und Klippen vernimmt, gerieth der Weltumsegler Krusenstern in einen Nebel, der ihm nicht 60 Fuß weit zu sehen erlaubte. Auch die Stürme und Orkane (Teifuns) jener Gewässer werden sehr gefürchtet. Sie kommen oft plötzlich, und nichts kündigt sie an, als das etwas lautere Rauschen der Brandung und kurze Windstöße, deren eigenthümliches Gestöhn Denjenigen, welcher sie schon gehört, auf die heranziehende Gefahr aufmerksam macht. Die amerikanische Fregatte „Vincennes" wurde in einer rings von Bergen umschlossenen Bucht von einem solchen Sturme überfallen, und obgleich sie vier Anker im Wasser hatte, wäre sie doch fast auf den Strand geworfen worden.

Die Japaner nennen ihr Reich Nippon, Hinomoto und Jamato. Die beiden ersten Namen bedeuten dasselbe, nämlich „von der Sonne geschaffen", und auch das chinesische Zipangu, das durch Marco Polo in Europa bekannt geworden ist, bezeichnet Aehnliches, da es mit „Königreich der Morgensonne" zu übersetzen ist. Jamato heißt „Land der Berge", und dieser Name ist dem Charakter des Landes ganz angemessen, denn die drei Hauptinseln Nippon, Sikok und Kiusiu sind gebirgig. Namentlich läuft durch Nippon dessen ganzer Länge nach eine Bergkette, die in einzelnen Gipfeln über die Linie des ewigen Schnees aufsteigt, im Allgemeinen aber eine so mäßige Erhebung hat, daß bis zur Wasserscheide der Ströme, die auf der einen Seite dem großen Weltmeer, auf der andern Seite dem Japanischen Meer zueilen, Ackerbau getrieben werden kann. Japan liegt in der Linie vulkanischer Thätigkeit, die in Kamtschatka beginnt, in den Aleuten sich fortsetzt, durch die Philippinen, Sumbava und Java nach Sumatra läuft und sich dann in nordwestlicher Richtung der Bai von Bengalen zuwendet. Die Ausgangspunkte der unterirdischen Kräfte, an denen man die Richtung dieser Linie wahrnimmt, sind in Nippon, Jesso und Kiusiu zahlreich. Es giebt Naphthabrunnen, Erdspalten, aus denen Wasserstoffgas entweicht, heiße Quellen und erloschene oder noch thätige Vulkane.

Der höchste Berg aller Inseln ist der Fusi-Jama, eine ungeheure abgestumpfte Pyramide von 12,000 Fuß Höhe.

In der Regel ist der kegelförmige Gipfel dieses herrlichen Berges mit einem Schneekleide bedeckt, das einen, höchstens zwei Monate lang den Strahlen der Sonne weichen muß. Sein südlicher Fuß badet sich in den Wellen des Meeres, sein nördlicher Abhang läuft weit ins Innere des Landes fort. Seine schönen Formen erhalten einen zauberischen Reiz, wenn sein unterer Theil, dessen tief gesättigtes Blau einen wunderbaren Effekt macht, durch eine Wolkenschicht von dem im Abendroth glühenden Schneegipfel getrennt wird.

Der Fusi-Jama (Jama heißt Berg) liegt auf der Insel Nippon im Bezirk Suruga. Er hob sich im Jahre 285 vor Christi Geburt während eines Erdbebens empor, und in derselben Zeit entstand der große See Mitsu, Oits oder Biwako in der Nähe von Mijako. Lange Zeit war er der thätigste und furchtbarste der japanischen Vulkane. Einer seiner heftigsten Ausbrüche war der von 799. Vierunddreißig Tage lang warf der Berg Asche aus, von der die ganze Umgegend bedeckt wurde. Im folgenden Jahre wurde die Bevölkerung wieder durch ihn in Schrecken versetzt, dann schwieg er bis 863. Seine damalige Thätigkeit war nur das Vorspiel zu dem größeren Ausbruch von 864, mit dem drei Erderschütterungen verbunden waren. Nachdem zehn Tage lang Flammen aus seinem Gipfel aufgestiegen und Sand und Asche 30 Stunden im Umkreise umhergeflogen waren, öffnete sich sein Fuß mit Donnergeräusch und ließ einen Lavastrom hervortreten, der drei Stunden weit floß. Im Jahre 1708, in der Nacht vom 23. auf den 24. des elften Mondes, schleuderte er aufs Neue ungeheure Felsstücke, Flammen, glühenden Sand und Aschenmassen, die auf weite Entfernungen fortgetragen wurden und in der Nähe von Jedo mehrere Zoll hoch

den Boden bedeckten. Seitdem hat der Fusi-Jama geschwiegen. Bei den Japanern gilt er als heiliger Berg, zu dessen Tempeln zahlreiche Pilger ziehen, um dort das Oberhaupt der Sintoreligion zu verehren, dessen Geist auf dem Berge umgehen soll. Jetzt ist der Fusi-Jama auch von Europäern bestiegen worden und zwar zuerst von dem englischen Seeleutnant Robinson im Jahre 1861. Nach diesem ist der Krater 1100 englische Ellen lang und 600 breit. Der höchste Punkt ist 14,177 englische Fuß hoch, während der Krater etwas tiefer liegt.

Der Fusi-Jama.

Der Sira-Jama oder Weiße Berg, der ebenfalls der Insel Nippon angehört, kommt dem Fusi-Jama an Höhe nahe. Auch er scheint erloschen zu sein, oder ist wenigstens nicht mehr gefährlich. Die japanischen Jahrbücher kennen blos aus den Jahren 1239 und 1554 Ausbrüche von ihm. Die Insel Kiusiu hat fünf thätige und eine Menge erloschener Vulkane. Als Repräsentanten dieser Berge wählen wir den Mitake in der Provinz Satsuma, dessen charakteristische Formen, wie unser Bild S. 17 sie darstellt, keinen Zweifel an seinem vulkanischen Ursprunge zulassen.

Der eigentliche vulkanische Herd dieses Theiles von Japan ist Simabara, die östliche Spitze der Provinz Fisen, eine Halbinsel, $2^1/_4$ deutsche Meilen lang und $1^1/_4$ Meile breit. Hier erhebt sich unter sechs andern Kegelbergen der Wunsen oder Wunsendake, der Schrecken der ganzen Umgegend. Kleinere Berge, die bei Erdbeben aus dem Boden hervorbrachen und dann zusammenstürzten, alte und neue Krateröffnungen, Felsspalten und Quellen mit siedend heißem Wasser umgeben ihn von allen Seiten. Obgleich geologische Zeichen genug vorhanden sind, welche auf eine frühere Thätigkeit deuten, wissen die Japaner von keinem ältern Ausbruche als dem von 1792. Im ersten, zweiten und dritten Monat jenes Jahres stiegen wiederholt Flammen, Rauch und Asche aus seinem Gipfel, und unterirdische Stöße, die mit entsetzlicher Schnelligkeit auf einander folgten, erschütterten den Boden. Die wahre Katastrophe stand noch bevor. Am ersten Tage des vierten Monats, in der Mittagsstunde, traten neue Schwingungen des Bodens mit solcher Kraft ein, daß die Stadt Simabara nach wenigen Augenblicken nichts als ein Trümmerhaufen war. Die aus ungeheuern Steinblöcken zusammengefügten Mauern des Schlosses widerstanden, allein alle andern Gebäude wurden zu Boden geworfen. Mit einemmale trat Ruhe ein, und schon hoffte man, daß die Gefahr vorüber sei, als man plötzlich einen betäubenden Donnerschlag hörte. Von den in seinem Schoß gährenden Gewalten gesprengt, war ein nördlicher Ausläufer des Wunsendake in die Luft geflogen. Aus der Oeffnung ergoß sich ein Strom siedenden Wassers, ungeheure Felsmassen rollten die Abhänge hinab oder stürzten ins Meer, das hoch aufschäumte und die Ufer weithin überschwemmte. Die Vermischung des Meerwassers mit den heißen Ausflüssen des Vulkans rief eine bei Erdbeben unerhörte Erscheinung hervor: Wasserhosen, die mit wirbelnder Bewegung über das Land zogen und Alles verwüsteten. Der Schaden war ein unermeßlicher. Alle Häuser, alle Schiffe waren vernichtet, und die Küste hatte ihre Gestalt bis zur Unkenntlichkeit verändert. Die Anzahl der Menschen, welche ihren Tod fanden, wird auf 53,000 angegeben.

Die Erdbeben sind in Japan so häufig, daß man sie die schlimmste Geißel des Landes nennt. Siebold hat bemerkt, daß sie stets bei heiterem Himmel und wenn die Luft sehr trocken ist, eintreten. Das Auswerfen von Flammen aus den Vulkanen erfolgt gewöhnlich, wenn im Meere Flut ist. Wie es scheint, regen sich dann auch unter den Wellen, die sich mit gewaltiger Wucht gegen die Ufer stürzen, die gefesselten Naturkräfte. Mehrmals, namentlich bei dem Erdbeben von 1828, das in Japan einen Raum von acht Graden der Breite und sieben der Länge beherrschte und mit dem Ausbruche des Awatscha in Kamtschatka in Verbindung gestanden haben dürfte, sind Flammen aus dem Meere gestiegen. Am 23. Dezember 1853 erhielt die russische Fregatte „Diana", die im Hafen von Simoda vor Anker lag, bei einem Erdbeben, dessen Wirkungen besonders im Meere sich äußerten, solche Beschädigungen, daß sie bald darauf zu Grunde ging. Das Wasser wogte eine Zeit lang in unruhiger Bewegung und trat darauf so weit zurück, daß der Boden der Bucht, der in gewöhnlichen Zeiten 30 Fuß

hoch mit Wasser bedeckt ist, bloßgelegt wurde. Unmittelbar darauf kehrte es hoch wie ein Berg zurück, warf sich auf die Schiffe, auf das Ufer, auf die Stadt und zertrümmerte entweder alle Gegenstände, die es erreichte, oder riß sie mit sich fort. Dieses Hin- und Herwogen wiederholte sich fünfmal, und nicht genug, daß das Ufer mit Trümmern von Häusern und Schiffen wie besäet wurde, es ertranken auch viele Einwohner, ehe sie sich auf die Anhöhen zu retten vermochten. Die „Diana" lag bald so auf dem Trocknen, daß ihre im Grunde haftenden Anker sichtbar wurden, bald wirbelte sie in dem Wasserberge auf eine furchtbare Art herum. Die Mannschaft hatte den Eindruck, als habe sich ihr Schiff in einer halben Stunde dreiundvierzigmal um sich selbst gedreht, und viele Matrosen bekamen den Schwindel. Das Schiff verlor das Steuerruder und einen Theil des Kiels, und obgleich es sich für den Augenblick auf dem Wasser erhielt, scheiterte es doch, als es zur Ausbesserung nach Heda gebracht werden sollte.

Die japanischen Gelehrten glauben, aus den vulkanischen Erscheinungen auf zukünftige Dinge schließen zu können. Tritt ein Erdbeben Morgens oder Abends ein, so verkündet es heiteres Wetter, bemerkt man es genau in der zweiten Frühstunde oder um sechs Uhr Nachmittags, so folgt ein Sturm, und werden die Stöße um Mittag oder Mitternacht gespürt, so sagen sie eine große Seuche an. Die Ursachen der Erderschütterungen kennen sie nicht, und das Landvolk hilft sich mit der Erklärung, daß ein riesiger Walfisch, der das Land mit seinem Schweife peitsche, die bewegende Kraft sei. Sechs ihrer Feuerberge und vier ihrer heißen Quellen werden die zehn Höllen Japans genannt. Zwei der letztern von bedeutendem Umfang, Oho-tsigok, und Ko-tsigok, die große und die kleine Hölle genannt, haben in den Christenverfolgungen des 17. Jahrhunderts eine traurige Berühmtheit erlangt. Hunderte von standhaften Märtyrern haben in diesen beiden siedenden Kesseln ihren Tod gefunden.

Trachyt und Basalt sind in den Landestheilen, die bisher von Europäern besucht werden konnten, die vorherrschenden Gesteine. Interessante Basaltbildungen zeigt das beigegebene Bild. Das von einem Gebirgsbache bewässerte Thal ist das von Wanoga; der Berg im Hintergrunde hat die abgestumpfte Kegelform der Vulkane, und auch die Höhe zur Linken verräth durch ihre Gestalt, daß sie einer Hebung ihr Dasein verdankt.

Mitten in den Ebenen ragen Trachytblöcke und Basaltfelsen auf, die durch Erderschütterungen von den Höhen gestürzt oder von Bergströmen unterwaschen und fortgerissen wurden. An vielen Stellen tritt Feldspath, Gneis, Gyps und schönkörniger Granit zu Tage. Zwischen den Felsblöcken des letztern Gesteins gräbt man die beste Porzellanerde. Außer dieser Erde birgt der Boden noch andere werthvolle Mineralien und Metalle. Das japanische Gold ist von ungewöhnlicher Reinheit und wird fast überall aus dem Sande ausgewaschen oder aus Erzen geschmolzen, am meisten im Norden und auf der Insel Sado, westlich von Nippon. Für die Menge des Silbers reinster Art, das man gewinnt, sprechen die bedeutenden Ausfuhren der Portugiesen in früheren Zeiten.

Das Baſaltthal von Wanoga.

In noch reichlicherem Maße ist Kupfer, das beste der Welt, vertreten. Zinn, Blei und Quecksilber werden in Menge gewonnen, und Schwefel besitzt das vulkanische Land in unerschöpflichen Lagern. Die Steinkohlenlager Japans gehören zu den reichsten und besten der Welt.

Auffallend ist die geringe Breite der Wasserstraßen, durch welche die einzelnen Inseln voneinander getrennt werden. Die Bungo-Straße zwischen Sikok und Kiusiu mißt an ihrer engsten Stelle kaum mehr als zwei deutsche Meilen, und nicht breiter ist die Linschoten-Straße zwischen Nippon und Sikok, die überdies mit so vielen Inseln besetzt ist, daß blos ein Kanal von einer Viertelmeile Breite frei bleibt. Die Sangar- oder Tsukar-Straße zwischen Nippon und Jesso hat von Ufer zu Ufer häufig nicht mehr als 1¾ deutsche Meilen und die Diemen-Straße zwischen der Südspitze von Kiusiu und Tanegasima ist kaum bedeutender, während die Straße La Perouse, welche zwischen Jesso Sachalin oder Krafto eine Einfahrt ins Japanische Meer gewährt, dem Schiffer einen größeren Raum darbietet. Die Küsten der Hauptinseln sind außerordentlich unregelmäßig, und Golfe, Baien und Meeresarme schneiden tief in sie ein.

Die Flüsse des Landes sind fast alle Bergströme und haben einen kurzen Lauf. Bedeutend ist der Yodo-Gawa, der von einem großen See gespeist wird und für fünf Bezirke der Insel Nippon das Verbindungsmittel ist. Der Sumida-Gawa und Naga-Gawa bilden mit ihren zahlreichen Nebenarmen ein ausgebreitetes Flußnetz. Die minder großen Flüsse Seto-Gawa, Ohio-Gawa und Abe-Gawa können doch für Schiffahrtszwecke benutzt werden. Von den Seen wissen wir wenig. Der Oits, Mitsu oder Biwako, von dem wir bereits sagten, daß er eine Erdsenkung sei, und der nach japanischen Erzählungen in einer Nacht entstanden sein soll, ist 10 deutsche Meilen lang und höchstens $3^1/_2$ Meilen breit.

Das Klima von Inseln, die über so viele Breitengrade fortlaufen, muß natürlich ein verschiedenes sein. Unter 32^0 nördlicher Breite entsteht im Winter Eis von mehreren Linien Dicke, unter 36^0 überziehen sich die Seen mit einer Eisdecke, und zwischen 38^0 und 40^0 kann man die Flüsse bei Frost überschreiten. Auf der Insel Jesso herrscht bei Kap Saga, der nordwestlichsten Spitze, eine solche Kälte, daß Weizen spärliche Ernten giebt und die Ainos im Winter ihre Erdhöhlen ungern verlassen. In Kiusiu und den südlichen Theilen von Nippon ist die mittlere Wärme in den Sommermonaten 21^0, und die größte Kälte im Winter bringt das Thermometer nicht ganz auf $+ 1^0$ Réaumur herab.

Zwei Ursachen tragen dazu bei, die Ostküste milder als die Westküste zu machen. Die eine dieser Ursachen ist die Bergkette, welche die Inseln Nippon, Sikok und Kiusiu in gleicher Richtung mit der Küste des gegenüberliegenden Festlandes durchschneidet. Sie ist hoch genug, um die kalten Winde abzuhalten, von denen Korea und die Mandschurei heimgesucht werden. Die zweite Ursache ist eine Meeresströmung, deren Ursprung in dem großen Aequatorialstrom des Stillen Meeres zu suchen ist, obgleich sie durch die Baschi-Inseln und die Südspitze der Insel Formosa von demselben getrennt wird. Die Strömung hat

eine nordöstliche Richtung und berührt sowol die Bonin-Inseln als die Ostküste von Japan. Bei den Japanern hat sie wegen ihrer tiefblauen Farbe den Namen Kuro siwo oder Schwarzer Strom. Unter 40° nördlicher Breite nimmt sie eine mehr östliche Richtung und läßt zwischen sich und die Nordküste von Jesso einen kälteren Strom eindringen, der aus dem arktischen Meere kommt, seine Hauptmasse durch die Sangarstraße schickt, zwischen Korea und den japanischen Inseln fließt, der Ostküste von China folgt und durch die Straße von Formosa ins Chinesische Meer sich ergießt. Die größte Geschwindigkeit erreicht der von Süden kommende Strom bei der Inselgruppe südlich vom Golf von Jedo, wo dieselbe 16 — 18 deutsche Meilen im Tage beträgt. Sowol hinsichtlich der Breitengrade, in denen der Kuro siwo fließt, als hinsichtlich seiner Richtung hat er eine große Aehnlichkeit mit dem Golfstrom des Atlantischen Ozeans. Aber er ist wärmer, denn während die Temperatur des Golfstroms nur um 5° C. höher als die der Breite angemessene Wasserwärme steht, ist der Kuro siwo um 7° C. wärmer als das Meerwasser, das ihn umgiebt. Da der arktische Gegenstrom die japanische Ostküste nicht berührt, so kann diese warme Strömung ihre Wirkung ungestört üben, die darin besteht, den Theilen von Japan, neben denen sie hinstreift und die gleichzeitig durch die erwähnte Bergkette vor den Nordwestwinden geschützt werden, eine höhere Temperatur zu verleihen, als sie der Breite angemessen ist. Günstig wirkt endlich auch die Regenmenge, die das ganze Jahr hindurch und im Juni und Juli so reichlich fällt, daß diese beiden Monate von den Japanern den Namen Satsuki, die Jahreszeit des Wassers, empfangen haben.

Das Meer von Japan ist zwar übel berüchtigt wegen seiner furchtbaren Teifune und wegen häufiger Nebel, es hat aber auch seine Schönheiten, die dem aufmerksamen Reisenden manchen Genuß bereiten. Für die Inseln, deren Ufer es bespült, wird es vollends zu einer unversiegbaren Schatzkammer, aus welcher Millionen von Menschen die tägliche Speise und vielfältiger Segen quillt.

Mitten zwischen den kühleren Seen von Ochotzk und Kamtschatka und dem vom senkrechten Sonnenstrahl gewärmten Sundameer, sowie dem chinesischen gelegen, wird das Japanische Meer ebenso von den animalischen Bewohnern der ersteren wie von denjenigen der letzteren besucht. Es wird hierbei besonders durch den mehrfach erwähnten Strom warmen Wassers begünstigt, welcher von Süden und Südosten her kommt und im Ozean ein Abbild des Atlantischen Golfstroms abgiebt. Der nordische Wal begrüßt hier gelegentlich seinen Verwandten aus der Südsee, und die bunten, in den lebhaftesten Farben strahlenden Fische der Tropenzone mischen sich zwischen die zahllosen Scharen der weniger ansehnlichen, aber wegen ihres Fleisches geschätzteren Arten der gemäßigten Breiten. Jenes gleichzeitige Auftreten südlicher und nördlicher Formen, durch welches die ganze organische Schöpfung des japanesischen Inselreichs gekennzeichnet wird, zeigt sich dem kundigen Auge bereits in den Bewohnern des Meeres.

Der Schiffer trifft zwar auf viele Fischgestalten, welche jenen in der europäischen Heimat auf den ersten Anblick zu gleichen scheinen, bei näherer Prüfung

sich aber gewöhnlich als naheſtehende Abarten derſelben ergeben, welche zwiſchen den europäiſchen und amerikaniſchen die Mitte halten. Daſſelbe Geſetz wiederholt ſich auch in der Pflanzenwelt, ſowie in den höheren Thierformen des Landes.

Solange das Schiff des Reiſenden, von friſchem Winde getrieben, durch die wellenbewegte Flut dahinzieht, kommen verhältnißmäßig weniger Meeresthiere dem Forſcher zu Geſicht. Sie ziehen ſich mehr in die ruhigern Tiefen zurück und viele fliehen das Fahrzeug des Menſchen. Die bekannten Meerſäugethiere: die Arten des Delphingeſchlechts, denen der Schiffer im Atlantiſchen Ozean begegnet, unterbrechen auch hier die Einförmigkeit der Fahrt. Zu zwanzig und mehr hintereinander in einer Reihe ſchwimmend und wellenförmig emporſchnellend, kreuzt ein Schwarm gemeiner Delphine (Delphinus Delphi) den Cours des Schiffes, weiterhin iſt eine Schar Grinde (Phocaena globiceps), vielleicht gegen hundert, auf dem Sepienfang beſchäftigt und tummelt ſich in munteren Sprüngen. Von eigentlichen kleineren Fiſchen, von Mollusken und Strahlenthieren iſt bei bewegter See nicht viel zu bemerken.

Anders geſtaltet ſich das Bild, ſobald Windſtille eintritt. Die See ebnet ſich zum glänzenden, klaren Spiegel und die Geſtalten der Tiefen ſteigen herauf zum roſigen Licht, ſich der erwärmenden Strahlen der Sonne zu erfreuen. Unabſehbare Schwärme von glitzernden Quallen und Holothurien treiben an der Oberfläche, ſchreiende Möven und Seeſchwalben folgen dieſer wandernden Speiſe. Fiſchzüge, aus Skomber-Arten oder aus Verwandten des Herings und der Sprotte beſtehend, unzählig in Bezug auf die Menge ihrer Individuen, paſſiren vorbei. Der biſſige Spret (Sphyraena), blau und weiß ſchillernd, jagt ihnen in pfeilgeſchwinden Wendungen nach und fordert für ſeinen unerſättlichen Magen von den ſchwächeren Geſchlechtern tyranniſch die Zehnten ein.

Weiterhin gelangt das langſam treibende Schiff in eine Schar Seeſchlangen (Hydrophis colubrina, pelamis, striata), die regungslos an der Oberfläche des Waſſers zu ſchlafen ſcheinen. Vielleicht haben ſie kurz zuvor bei einem Fiſchheere überreiche Nahrung gefunden und pflegen gegenwärtig in ähnlicher Weiſe des Verdauungswerkes, wie ihre Verwandten auf dem Lande ſolches nach erfolgter Sättigung thun. So ſehr ſie wegen ihres Giftes zu anderen Zeiten mit Recht gefürchtet werden, kann der Matroſe jetzt es wagen, ſie mit dem Schöpfeimer auf das Verdeck zu ziehen und mit den Händen zu faſſen.

Eine rieſige Lederſchildkröte (Sphargis mercurialis) zieht durch den dichten Schwarm hin und erweckt das Gelüſt der Mannſchaft nach ihrem wohlſchmeckenden Fleiſche. Bei ihrer Länge von 6 Fuß und einem Gewicht von 10—16,000 Pfund, das ſie mitunter erreicht, würde ſie auch für die ganze Bemannung ſelbſt des größten Seefahrzeuges ausreichen.

Wir begegnen jetzt dem ſchwimmenden Tang, der für den erſten Anblick an die großartigen Tangmaſſen des Atlantiſchen Ozeans erinnert. Ein genaueres Anſehn zeigt aber auch hier, trotz aller Aehnlichkeit, das vorhin erwähnte Geſetz.

Während die Fruchtträger unserer Sargassen sich traubig oder rispenförmig verästeln und in den Blattwinkeln dicht beisammenstehen, sind sie bei denen im Japanischen Meere einzeln vorhanden. Außerdem zeigt auch der Bau der Früchte wesentliche Unterschiede.

Die dunkel olivenbräunlichen Tangmassen, vorzüglich den Gattungen Sphongocarpus, Kalochloa, Myagropsis und Carpacanthus angehörend, bieten bei genauerem Anschauen mancherlei zierliche Formen, viele von ihnen sind mit dornenförmigen Auswüchsen besetzt. Eine Art der letztern Gattung (C. trichophyllus) trägt an dem dreiseitigen Stengel haarförmig gefiederte Blätter und krönt auch die kugeligen Luftbehälter, mit deren Hülfe sie sich schwimmend erhält, mit einem Fiederblatt. Bei dem Dotter-Tang (Myagropsis camelina) gleichen die Luftbehälter durch ihre kugelig-birnenartige Gestalt, ihre Größe und die aufgesetzten Spitzchen völlig den Schötchen unsers Leindotters.

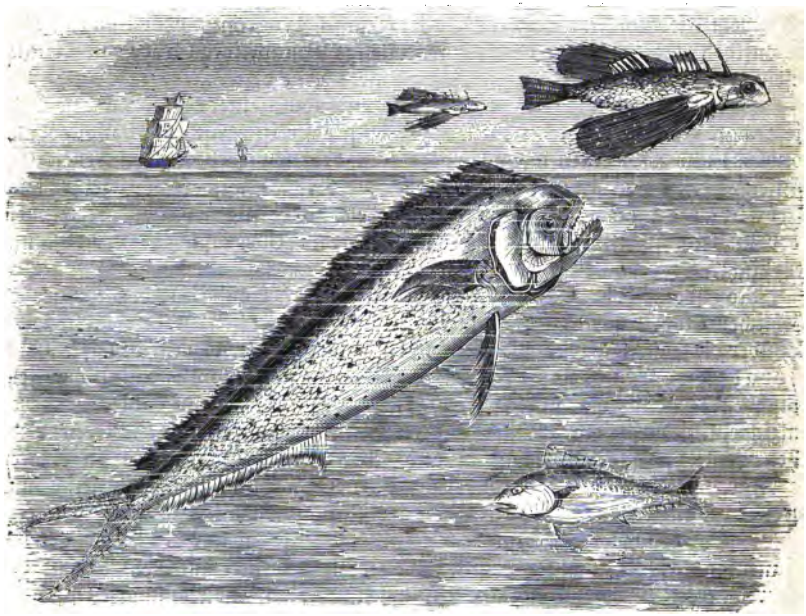
Wunderlich gestaltete winzige Krebse und noch kleinere Polypen bewohnen diese schwimmenden Tangmassen. Prächtig gestreifte Fische (Cheilodactylus zonatus) und Mollusken mit schöngefärbten oder wunderbar gewundenen Gehäusen speisen von denselben und werden ihrerseits wieder von gefürchteten Zahnbrassen (Dentex) oder den mit ebenso kräftigem Gebiß versehenen, aber ungleich schöner gefärbten Goldbrassen (Chrysophrys) verfolgt und zerfleischt.

Rosenrothe fliegende Fische (Actyloptera orientalis), die sehr großen röthlichen Flossen mit olivenfarbenen Punkten wie mit Perlen besetzt, schnellen sich über die Oberfläche des Wassers empor, von ihren Verfolgern, den gefräßigen Doraden (Coryphaena japonica) und Boniten (Thynnus thunnina; siehe umstehende Abbildung unten rechts) gepeinigt, die sie in dichten Scharen umzingeln. Durch ihre Freßgier werden die Räuber aber selbst leicht des Menschen Beute und schnappen nach dem vorgeworfenen Köder, der den Angelhaken verbirgt. Die goldglänzende Dorade hat ein wohlschmeckendes Fleisch und erreicht bei einer Länge von 3 Fuß bis 20 Pfund Gewicht.

Das Sprüchwort: „Stumm wie ein Fisch!“ kennt nur der Bewohner des Binnenlandes, der Schiffer dagegen vernimmt zuweilen aus dem Schoße des Meeres herauf ein eigenthümliches Brummen und zwischendurch scharfes Pfeifen; er weiß, daß eine Schar Seeadler (Sciaena japonica) vorbeipassirt. Jene Töne werden mitunter noch droben gehört, wenn die Fische sich in einer Tiefe von 20 Klaftern befinden. Der Fisch, welcher sie hervorbringt, ist aber auch kräftig und ansehnlich genug, wiegt bei einer Länge von 5—6 Fuß bis gegen 60 Pfund und soll mit einem Schwanzschlage einen Mann aus dem Boote werfen können, in das man ihn beim Fange gezogen. Viel kleiner (2—3) Fuß ist sein naher Verwandter, der Rabenfisch (Corvina sina), von dem der Rogen als vorzügliche Leckerei geschätzt wird.

Ist die Aufmerksamkeit des Schiffers einmal auf die Tiefe des Meeres gerichtet, in welche ihm die spiegelglatte Oberfläche einen weitdringenden Blick gestattet, so sieht er Gestalten vorbeiziehen, welche durch die Absonderlichkeit

ihrer Formen und ihrer Farbenpracht ihn in eine Zauberwelt versetzen. Der rosenroth und bräunlich gezeichnete Seehahn (Trigla) verbreitet ein phosphorisches Licht. Der Gabelfisch (Poristedion orientale), zwar weniger lebhaft gefärbt, aber durch einen gabelförmigen Hornfortsatz an der Stirn ausgezeichnet, ist mit der Jagd auf Quallen beschäftigt. Der Spiegelfisch (Blepharis indicus) schießt in blitzschnellen Wendungen wie ein lebendiger Edelstein oder ein Lichtfunke vorüber und wird dabei von den langen und dünnen Flossenstacheln, die ihm den Namen „Schusterfisch“ verschafften, wie von Fäden umspielt.

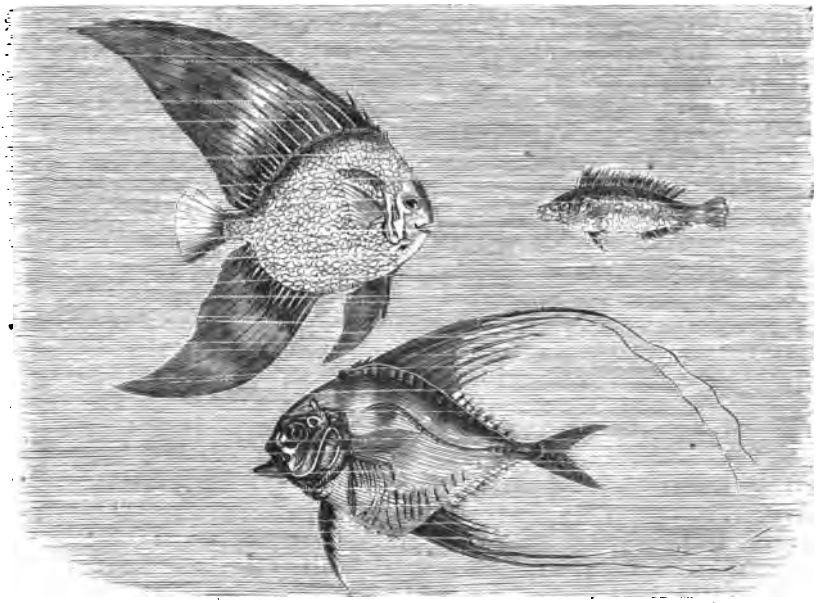


Fliegende Fische (über dem Wasserspiegel), Dorade (der größere Fisch), die Bonite (unten rechts).

Die Cepola Krusensterni schlängelt sich gleich einem rosenrothen Bande vorüber, einem hellblauen Bande ähnelt der Halbkieferhecht (Hemiramphus sagori), der durch seine sehr langen, zugespitzten Kiefern sonderbar auffällt; einem Silberstreifen gleich schießt der Degenfisch (Trichiurus lepturus) vorüber. Der Kropffisch (Tetraodon), der in zahlreichen Arten das Japanische Meer bewohnt, der braungewölkte Fledermausfisch (Platax vespertilio), der mit einem sonderbaren Stirnstachel versehene Lophotes Capelli, dessen rosenrothe Rückenflossen sich von dem hellblauen Körper des Fisches angenehm abheben, die mit scharfen Stachelstrahlen versehene Bindenmakrele (Equula nuchalis),

welche die Fähigkeit besitzt, ihr Maul rüsselartig weit vorstrecken zu können, der schwerfällig schwimmende Mondfisch und zahlreiche andere Gestalten wechseln mit dichten Scharen von kleineren Fischen, die dem wohlschmeckenden Anschovi (Engraulis japonicus) ähneln, und denen der japanische Fischer nachstellt.

Der Horizont scheint bei glatter See sich bedeutend erweitert zu haben. Der schnellfliegende Fregattvogel verliert sich in unabsehbare Ferne. Der schwerer gebaute Albatros zieht vorüber, Raubmöven lassen ihr scharfes Geschrei zwischen dem helleren Pfeifen der Seeschwalben hören.



Fledermausfisch (oben links); Junkerfisch (oben rechts); Spiegelfisch (unten).

Die auguriſchen Tropikvögel umſchwirren den Maſt des Schiffes und Sturmvögel haſchen halb fliegend, halb ſchwimmend nach kleineren Seethieren. Dicht am Steuer lauert der gefürchtete Hai, neben ihm ſein treuer Begleiter, der Lootſenfiſch. Schiffshalter haben ſich vielleicht, dem Reiſenden unbemerkbar, mit ihrem Kopfſchild an die Unterſeite des Fahrzeugs angeklammert und reiſen als blinde Paſſagiere neben Enten- und Tulpenmuſcheln mit. In der Ferne aber künden die aufſteigenden Waſſerſtrahlen größere Walthiere an.

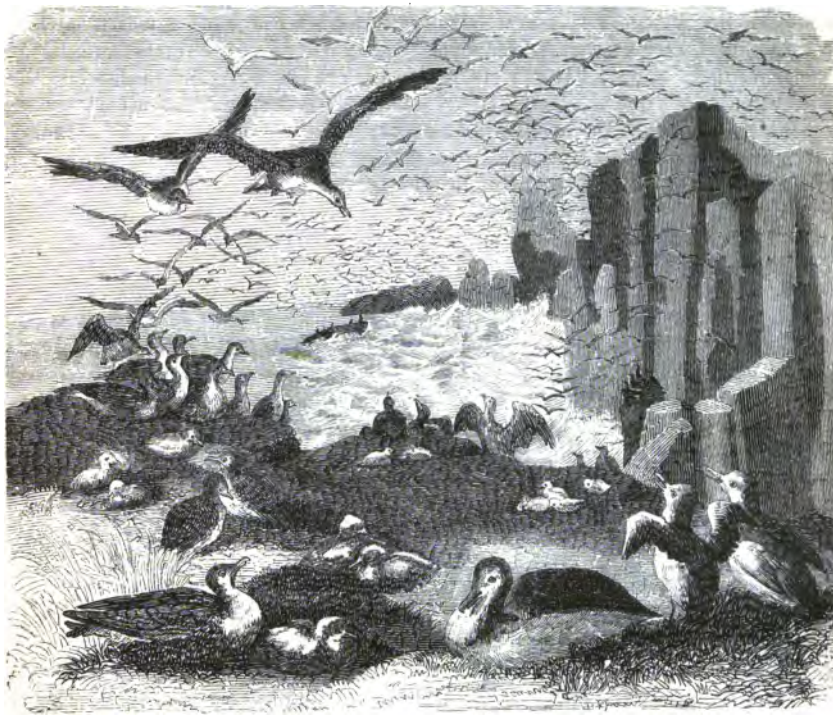
Schon längſt, ehe die Spekulation der amerikaniſchen und engliſchen Seeleute ſich auf die Wale des Meeres von Japan richtete, waren dieſe Thiere ein

Gegenstand des Interesses und der Jagd für die Bewohner von Nippon und der benachbarten Inseln. Am ergiebigsten war der Fang an den Küsten der Insel Firando und bildete ein wichtiges Regal des dortigen Fürsten. Die günstigere Zeit zum Fange der Walthiere ist der Winter. Die großen Geschöpfe folgen dann den nach Süden ziehenden Quallenschwärmen und gelangen so in mildere Breiten. Die Erlaubniß zum Fange während dieser Periode ward gewöhnlich von größern Gesellschaften dem Fürsten für 120,000 Thaler abgekauft. Die in der übrigen Zeit gefangenen Thiere werden nach ihrer Größe besteuert. Es sollen in der Nähe jener Insel alljährlich von den japanischen Fischern 250—300 Wale gefangen worden sein. Wie schon erwähnt, kommen mehrere Arten jener riesigen Geschöpfe hier gleichzeitig vor. Der eigentliche nordische Wal ist selten, häufiger dagegen sein Verwandter aus der Südsee, der Südseewal (Balaenodea australis), der ihm an Länge nachsteht und bei dem der Kopf nur etwa ein Viertheil der Körperlänge beträgt. Auch der Rorqual (Balaenoptera antarctica) ist nicht selten, und die Japaner unterscheiden sogar drei Spielarten desselben, die sie mit besonderen Namen benennen.

Man fängt in Japan den Wal nicht blos des Thranes und Fischbeins wegen, wie es sonst Gebrauch ist, sondern betrachtet ihn als höchst wichtigen Fleischlieferanten. Die Art seines Fanges weicht deshalb auch von der anderwärts gewöhnlichen ab. Größere Schiffe mit Thranfässern, Vorrath an Lebensmitteln für längere Zeiten und allen zum Fange nöthigen Geräthschaften, wie solche bei den Völkern Europa's und in den Vereinigten Staaten Nordamerika's ausgerüstet werden, giebt es in Japan nicht. Die erwähnten Fischergesellschaften Japans ziehen mit einer Anzahl von etwa 25 kleinern und 8 größern Fahrzeugen auf den Fang aus. Die kleinern sind offene Boote von 25—30 Fuß Länge, mit 8 Rudern versehen und mit 11—13 Mann besetzt. Sie dienen zur eigentlichen Jagd und führen Harpunen und Wurfspieße. Die größern dagegen besorgen vorzugsweise den Transport der Walfischnetze, welche, ihrer Beute entsprechend, riesige Ausdehnungen besitzen. Ein solches Netz ist entweder aus Reisstroh oder aus den Fasern der in Japan häufigen Besenpalme (Chamaerops excelsa) gearbeitet, hat eine Tiefe von mehr als 100 Fuß und eine Länge von 900 Fuß, sodaß ein einziges schon eine Schiffslast ausmacht. Mit diesen Riesennetzen sucht man das angeworfene Thier zu umstricken, hindert sein Entkommen und schleift es schließlich mit demselben der Küste zu. Auch Meerschweine (Delphinus Delphi) und andere Delphinarten werden bei solchen Gelegenheiten mit gefangen und nach den Fischerdörfern transportirt. Die letztgenannten ungenießbaren Walthiere benutzt man gemeinschaftlich mit den Abfällen vom Walfisch zur Herstellung von Thran.

Das Walfischfleisch dient in Japan allgemein zur Speise; dasjenige vom Südseewal soll wie grobes Ochsenfleisch schmecken und wird entweder frisch gekocht oder eingesalzen genossen. Letzteres soll das schmackhaftere sein. Der Speck bildet einen japanischen Leckerbissen; er wird eingesalzen und in dünne Scheiben geschnitten und ähnelt dann im Geschmack eingesalzenen Oliven. Die gereinigten

und gekochten Eingeweide liegen, monströsen Würsten ähnlich, in jeder Garküche zum Verkauf aus; selbst die Finnen werden verzehrt, ja, Oberst von Siebold versichert, daß man in Japan sogar die frischen Barten in besonderen Anstalten raspele, mit Pflanzensäften roth, gelb oder blau färbe und als Salat verwende! Von dem Geschmack derselben theilt er freilich nichts Näheres mit.



Seevögel der nordjapanischen Inseln.

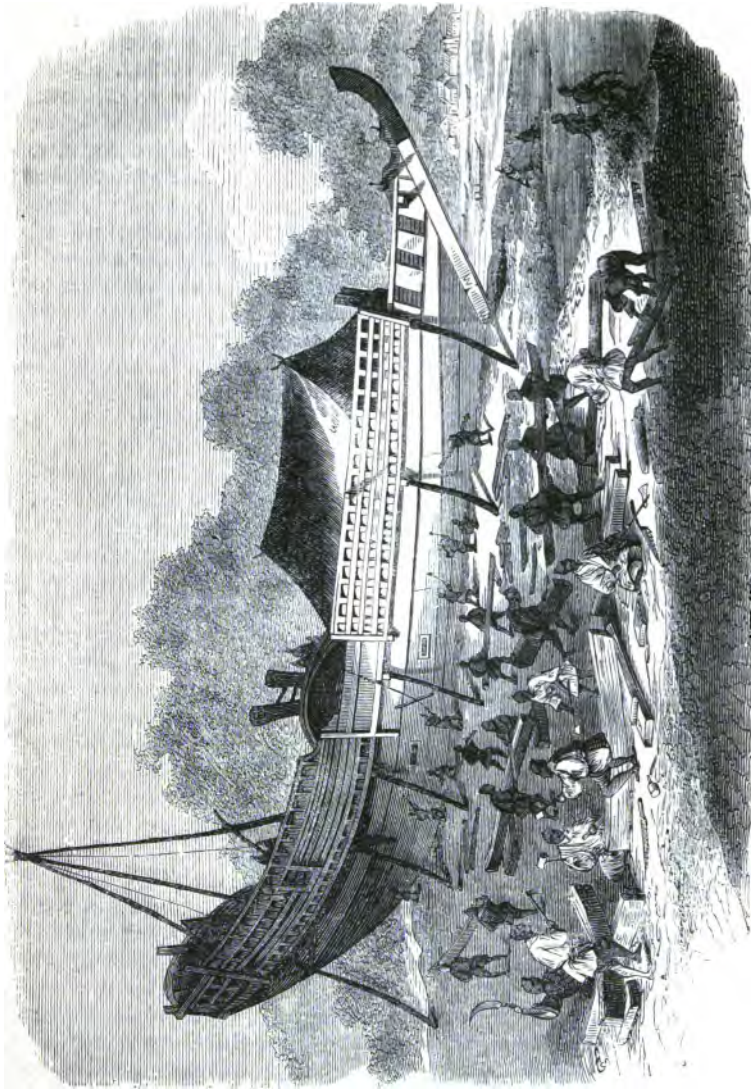
Mit den beim Thransieden übrig bleibenden Grieben bereiten sich ärmere Leute noch eine Mahlzeit. Die Walfischknochen verwendet der Landmann zum Düngen der Felder, ja er gießt auch gelegentlich Thran, den er sonst als Brennmaterial in den Lampen schätzt, auf das Reisfeld, sobald letzteres vom Wurme bedroht wird. Die Sehnen werden von den Baumwollenarbeitern gesucht, um daraus die Saiten der Fachbögen beim Auflockern der Baumwolle zu fertigen.

Japan ist ein Inselreich; schon deshalb sind seine Bewohner auf die Ausbeute der See hingewiesen. Die Küste der zwölf größern Inseln mag schon gegen 1900 Meilen betragen, außerdem zählt man aber gegen 3800 kleinere Eilande

und Felsen, die aus den Fluten emporragen. Die religiösen Anschauungen und die allgemeine Sitte verbieten den bei uns üblichen Genuß des Fleisches der Hausthiere. Selbst die Milch wird als „weißes Blut" verabscheut, Wild ist nur selten zu erlangen. Die Fische bilden deshalb fast die einzige Fleischkost des ganzen Reiches und man kann rechnen, daß mindestens der dritte Theil der täglichen Mahlzeiten aus Fischspeisen besteht und sich gegen 30 Millionen Menschen von Seethieren ernähren. Schon die Ureinwohner des Landes waren eifrige Fischer, und die Kunst, die verschiedenen Geschöpfe des Ozeans ihrem schützenden Elemente zu entrücken, hat hier einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht. Mit besonderer Geschicklichkeit versteht man, die Fangarten den verschiedenen Lebensweisen der Fische und sonstigen Seethiere anzupassen. Am Strande herrscht ein buntes Treiben. Auf dem Wasser schwimmen, von den Handelsfahrzeugen abgesehen, Hunderte von Fischerbooten und große Schwärme von Seevögeln; zur Ebbezeit sind Frauen und Kinder emsig darüber aus, Früchte des Meers einzusammeln, nämlich eßbaren Tang, Austern, Muscheln und Krabben. Trotzdem das Volk den größten Theil seiner Nahrung aus dem Meere bezieht, scheint dieses unerschöpflich. Ueberall an den Küsten liegen zahlreiche Fischerdörfer, die große Quantitäten frischer, gedörrter und gesalzener Fische versenden. An getrockneten Fischen liefert namentlich Jesso eine ungeheure Menge und der dortige Lachs ist berühmt.

Es gilt im Meere in Bezug auf die Vertheilung der organischen Wesen ein verwandtes Gesetz wie bei der Vertheilung derselben auf dem Festlande in senkrechter Erhebung. Je weiter entfernt von der Oberfläche des Ozeans, je tiefer hinab in die Salzflut, desto spärlicher scheinen die Formen, desto geringer die Zahlen der Individuen zu werden; je näher der Oberfläche, je näher also der Küste, desto mannichfaltiger und zahlreicher treten sie auf. Leicht möglich ist freilich, daß wir durch die Schwierigkeiten, welche die Erforschung der Meerestiefen verursacht, in jener Ansicht unterstützt werden. Am Strande, zwischen den zerklüfteten Felsen und in der Nähe von Bänken klammern sich die Meerestange mit ihren Saugscheiben massenhaft fest und stellen olivenfarbige, dunkle, submarine Waldungen dar. Hier heften sich Muschelthiere und Seeigel an, hier der korallenerzeugende Polyp. Ihnen wirft die Brandung reichliche Speise zu. Den Tangwiesen nahen Scharen von Butterfischen (Gunellus nebulosus), die sich von dieser Pflanzenkost nähren, und es ohne Gefahr ertragen, wenn die zurückweichenden Wogen sie geraume Zeit am Lande zurücklassen. Etwas Feuchtigkeit genügt den Lampreten ähnlichen Thieren, ihr Leben bis zur Rückkehr der Flut zu fristen. Andere Fische, welche die vom Winde aufgeregten Wellen ans Land schleuderten, sterben dagegen bald ab und locken zahlreiche Krebsthiere, Krabben und Seespinnen zum Fraße herbei.

Besonders ziehen unter diesen die Feike-Krabben (Dorippe) die Aufmerksamkeit der Japaner auf sich. Die mannichfachen Erhebungen, Vorsprünge und Vertiefungen, welche das Rückenschild dieser Thiere zeigt, bieten selbst einer weniger lebhaften Phantasie Vergleichungen mit menschlichen Physiognomien.



Die Schiffswerft bei Simoda.

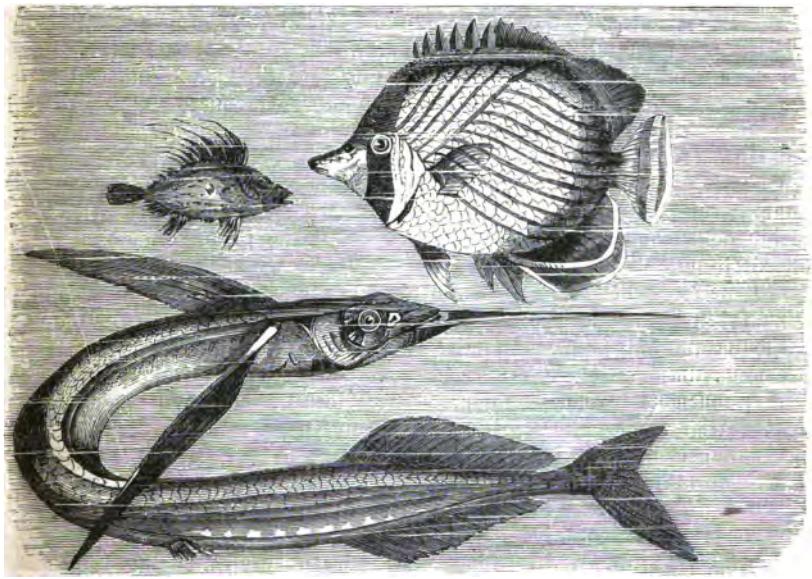
Dies, in Gemeinschaft mit dem streitbaren Wesen der bissigen Thiere, läßt die Feike-Krabben den japanischen Fischern als die verwandelten Feike-Krieger erscheinen, welche einst in den Wellen des Meeres ihren Tod fanden. Es war im Jahre 1185, als ein blutiger Bürgerkrieg das Inselreich zerfleischte. Die beiden Häuser der Genji und Feike befehdeten sich um die Thronfolge. Nach einem blutigen Treffen, welches die letztgenannte Dynastie verlor, flüchtete sich der Rest der Kämpfer in die Boote, weil jeder andere Ausweg abgeschnitten war. Da sie auch hier von der Uebermacht umzingelt wurden, sprang die Pflegemutter des achtjährigen Mikado Antok in die Fluten des Meeres, rufend: „Durch die See will ich dich zu einem Throne bringen, von dem dich kein Feind stoßen soll!" Alle Waffengefährten folgten dem heroischen Beispiele und wurden — setzt die Sage hinzu — in Krabben verwandelt. Unter den zahlreichen krabbenähnlichen Krustenthieren, welche das Meer von Japan bewohnen, ist besonders eine Art wegen ihrer außerordentlichen Größe berühmt geworden. Von dieser Riesenkrabbe sah Lamark Vorderfüße, die so dick waren als ein Mannesarm, und die Brustschalen dieses Thieres sollen mehr als eine Elle breit sein.

Den hartschaligen Krustenthieren, den wohlgeschützten Muscheln und vielgestaltigen Schnecken, welche die Klippen und Untiefen bewohnen, stellen zahlreiche Fischarten nach, die durch ihr kräftiges Gebiß und ihre festen Schlundknochen befähigt werden; selbst eine solche Beute zu überwältigen. Es finden sich deshalb an diesen Stellen die Arten des Lippfisches (Labrus), deren einige schön blau punktirt sind. Die dichten Tanghaufen gewähren ihnen in der Jugend selbst hinlänglichen Schutz vor dem häßlichen Pelor, der mit seinen weit hervorgequollenen Augen und dem schief verbildeten Kopfe aussieht, als sei er zertreten worden, und der durch die langen, sehr scharfen und mit gefährlichen Widerhaken versehenen Flossenstacheln das Abschreckende seines Aeußern noch vermehrt. Der Drachenkopf (Scorpaena neglecta), dem seine, furchtbare Wunden erzeugenden Stacheln den Namen des „Satan" zuzogen, steht ihm an Häßlichkeit wenig nach. Während sich die Junkerfische (Julis poecilepterus; siehe Abbildung S. 29) an die hartschaligen Muscheln und an die, den Seetang abweidenden Seeigel wagen, machen die buntgefärbten Seebarben (Mullus) Jagd auf die kleineren Krusten und weicheren Mollusken und locken dieselben durch ihre fleischigen, Würmern ähnelnden Bartfäden herbei. Dabei ist das Fleisch der Seebarben sehr schmackhaft und die Thiere erhalten bei ansehnlicher Größe und starkem Bau ein ziemliches Gewicht. Noch geschätzter ist das Fleisch des bräunlichen Fingerfisches (Polynemus plebejus), dem die weichen, langen und fadenförmigen Strahlen der Brustflossen seinen Namen verschafften und der leicht mit der Angel zu fangen ist.

An Schönheit und Farbenpracht werden die Seebarben noch weit von den Klippfischen (Chaetodon) übertroffen, die um Klippen und Untiefen, um Korallenriffe und Tangwälder in schnellen Schwenkungen in Schwärmen ihr Wesen treiben. Mit Recht hat man sie die „Kolibris des Meeres" genannt. Ihr seitlich plattgedrückter Körper zeigt einen fast scheibenförmigen, kreisrunden

Umriß und funkelt in den lebhaftesten und buntesten Farben. Das reinste Roth, Blau, Gelb, Sammetschwarz kommt bei ihnen vor. Die einen zeigen dunkele Flecken oder Augenringe auf Goldgrund, die andern auf Silber. Ihnen ähnelt der Sonnenfisch (Zeus nebulosus), dessen Fleisch als besondere Leckerei gilt, der aber nur einzeln, gewöhnlich in den Meeresströmungen treibend, vorkommt.

Durch ihr massenhaftes Auftreten wird für den japanischen Fischer die japanische Makrele (Scomber pneumatophorus) wichtig. In noch größerer Ausdehnung wird der Fang des Thunfisches und der Sardellen getrieben.



Klippfisch (oben rechts), Sonnenfisch (oben links), Halbkieferhecht (unten).

Von den weniger schmackhaften Hosika-Fischen (einer Sardellenart) fängt man mitunter solche Mengen, daß man sie als Düngemittel auf den Feldern und in den Gärten verwendet. Der japanische Thunfisch- und Sardellenfang kann in Bezug auf seine Großartigkeit sehr gut unserem Herings- und Kabeljaufang an die Seite gestellt werden. Nicht nur, daß förmliche Fischerflotten in eigens dazu eingerichteten Schiffen (Katsuwa fune) auf den Fang ausziehen, es sind auch in den Fischerdörfern eigene großartige Anstalten getroffen, die eingebrachte Beute zuzubereiten. Die Thunfische werden in Stücke zerschnitten, welche die Gestalt eines Weberschiffes haben und nach dieser Form auch Katsufusi genannt. Man kocht das Fleisch und trocknet es für den Handel, der sowol nach dem Innern des Reichs als auch nach China damit getrieben wird. Wie in

einigen Gegenden Tibets es gebräuchlich ist, Briefe mit einem Tuche als Geschenk zu begleiten, so ist der Fisch mit den japanischen Vorstellungen so innig verschmolzen, daß man Briefen ein Stück getrockneten Fisch zufügt und letzteren in erstere zierlich einschlägt, — eine stehende Erinnerungsformel daran, daß die Japaner ursprünglich nur ein Fischervolk seien.

Auch die Holothurien bilden einen geschätzten Artikel. Sie werden gleichfalls gekocht und getrocknet und unter dem Namen Tripang versendet. Beim Fange der schlüpfrigen Tintenfische (Sepien) bedient sich der Japaner einer sinnreichen Vorrichtung. Von dem Boote aus senkt er ein langes Seil aus Stroh auf den Meeresgrund, an welches er zahlreiche leere Schneckenhäuser einer großen Art Krullschnecke (Buccinum) gebunden hat. Die Sepien lieben es, sich vor ihren Feinden in solche Schlupfwinkel zurückzuziehen. Nach einiger Zeit hebt der Fischer die ganze Reihe wieder hervor und fördert die Thiere der Tiefe zu Tage.

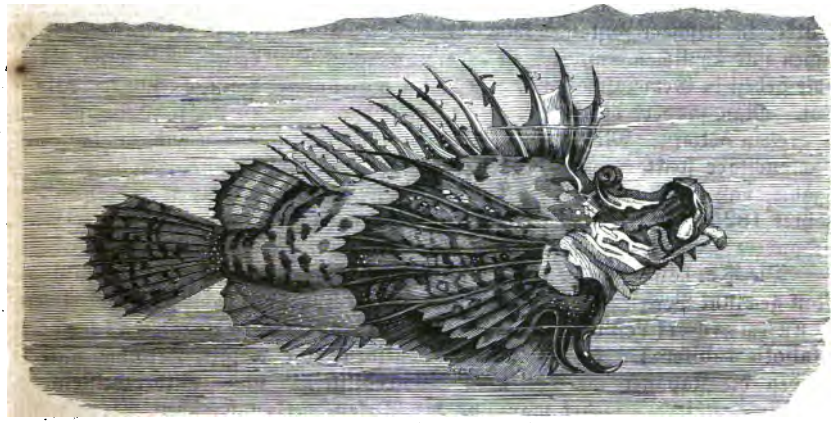
Von den Muscheln werden mehrere Arten verspeist. Die gewöhnlichsten sind eine Venusmuschel und eine Art Messerscheide. Die Gehäuse, aus denen die berühmte Muschelmosaik der japanischen Lackarbeiten gefertigt wird, kommen von der Awabi (Haliotes), einer Art Seeohren, deren getrocknetes Fleisch als besondere Leckerei in Ruf ist und jährlich für ungefähr 2500 Thlr. an Werth nach China verschifft wird.

Eine reiche Menge Fischarten, oft von den sonderbarsten Formen, sammelt sich an den Mündungen der Flüsse. Den einen behagt die hier vorhandene Mischung aus Süß- und Salzwasser, die anderen gehen zeitweise in den Flüssen stromauf, um ihren Laich abzusetzen, noch andere sind des Fraßes wegen hier, welchen ihnen die Ströme zuführen. Der wohlbesetzte Fischmarkt der japanischen Städte zeigt mancherlei Seegethier, der dunklen Tiefe entnommen, das für gewöhnlich dem Auge des Schiffers verborgen bleibt. Die breitgedrückten Schollen (Platessa variegata), Buttfische (Rhombus) und Sohlen (Solea zebrina) finden ihres feinen Fleisches wegen bald Käufer, andere, wie der Krötenfisch (Chironectes marmoratus), der seinen Stachelleib kugelig aufzublähen vermag und sich dabei auf den steifen Hinterflossen wie auf Füßen aufrichtet, der Sternseher (Uranoscopus inermis, U. asper etc.), der schwärzliche, blaugesäumte Papageifisch (Scarus ovifrons), der gelb und blau gefleckte Spinnenfisch (Callyonimus longicaudatus) ziehen neben den Seepferdchen und Seenadeln ihrer Sonderbarkeit wegen die Aufmerksamkeit des Beschauenden auf sich.

Der schlammige Meeresgrund beherbergt auch die abenteuerlichen Gestalten der Rochen (Pteroplatea japonica), welche der Fischer der scharfen Schwanzstacheln wegen fürchtet. Auch einen elektrischen Fisch, den japanischen Zitterrochen (Torpedo japonica), besitzt das ostasiatische Küstenmeer.

Daß man mehrere Arten Seetang zur Speise sammelt, ist bereits erwähnt worden. Eine derselben, Tosaka genannt, giebt einen gummiartigen Schleim, den man zum Leimen der Kettenfäden und zur Appretur bei Seidenzeugen, sowie zu mancherlei ähnlichen technischen Zwecken benutzt. Aus einer anderen

Art, die man Kanten nennt, macht man ein erhärtendes Gelee, die sogenannten „unechten Vogelnester", die in ansehnlicher Menge nach China verschifft werden. Man kocht gewöhnlich die dem Meere entnommenen und gereinigten Tange zu einer dicken Gallerte und zieht dieselbe in lange Fäden aus ähnlich wie Nudeln oder Maccaroni. Die Holländer nennen dieselben Agar-Agar und brauchen sie in großen Mengen. Schon ein einmaliges Aufkochen ist hinreichend, um den Agar-Agar in ein gleichmäßiges Gelee zu verwandeln. Häufig wirft man die trockenen zerschnittenen Stücke erst in die heiße Bouillon, sobald dieselbe auf den Tisch getragen wird. Dieselben erhalten dann das Ansehen von durchsichtigen Nudeln, sind sehr weich, gleichzeitig sehr nahrhaft und doch leicht verdaulich.



Der Pelor. (Vergl. S. 34.)

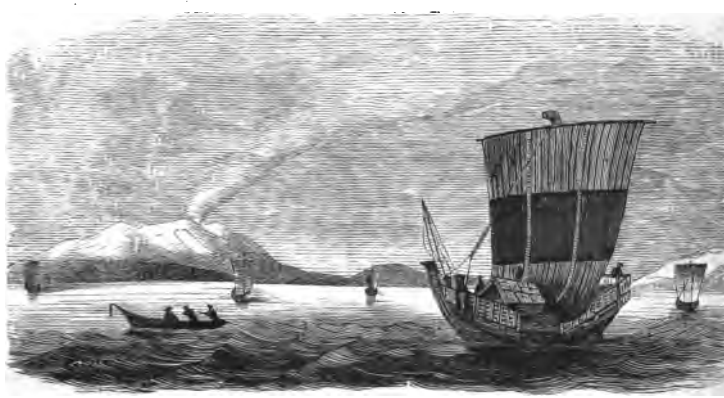
In den Fischerdörfern herrscht gewöhnlich rege Thätigkeit. In der Umgebung der Hütten hat man schon in frühen Zeiten edle Kastanien (die eingeführt sind) und Eichen mit eßbaren Früchten (Quercus glabra, Qu. cuspidata) gepflanzt, die eine nicht zu verachtende Zugabe zur täglichen Kost liefern und mit ihren weitausgebreiteten Kronen in der heißen Jahreszeit kühlenden Schatten gewähren. Die zahlreichen, für den Fischfang nöthigen kleineren und größeren Fahrzeuge zimmert man aus dem Holze von Cedern, Tannen und Kampherbäumen, und da man die Verwendung des Theers nicht kennt, schützt man den Rumpf der Schiffe durch oberflächliches Verkohlen vor Wurmfraß. Das Tauwerk wird entweder aus Hanf oder aus den Fasern der Fächerpalme (Chamaerops excelsa) hergestellt. Die Segel sind entweder aus Kattun oder die kleineren aus Binsenmatten. Die Regenmäntel, deren sich auch die, bei gutem Wetter fast nackten Fischer bedienen, bestehen ebenfalls aus den Palmenfasern. In der Gegenwart aber sind die Japaner bemüht, es uns im Schiffbau gleichzuthun.

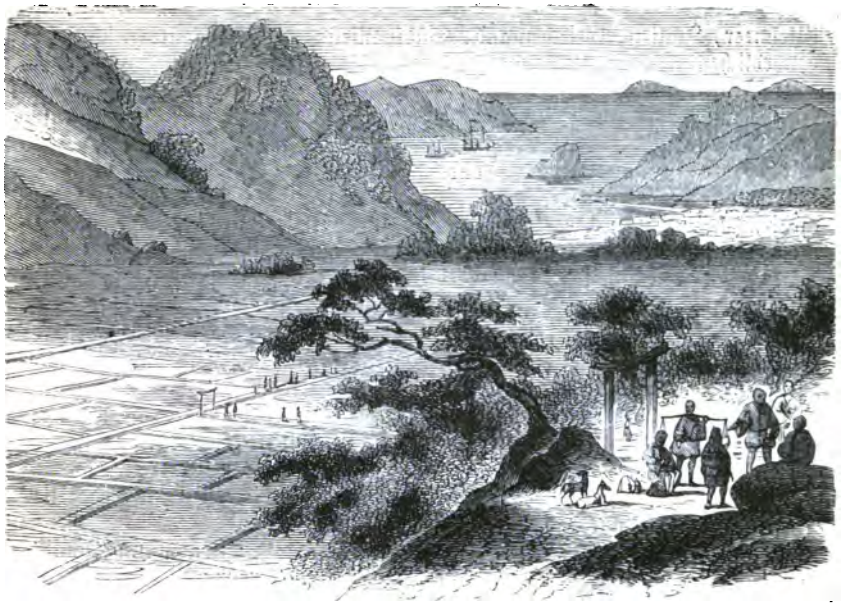
Die Ainos der nördlichen Inseln sollen sich in früheren Zeiten Anzüge aus Fischhäuten, auf denen die Schuppen befindlich waren, verfertigt haben.

In jenen Gebieten, an den Küsten der Aleuten, kommt auch der nordische Seelöwe (Otaris Stelleri) vor, dessen Fleisch frisch, eingesalzen und getrocknet genossen wird und der sich mitunter in großen Scharen beisammen findet.

Die Fische werden in Japan in der verschiedensten Zubereitung genossen. Sie werden ebenso häufig frisch gesotten und gebraten, als eingesalzen und getrocknet verzehrt. Der Thunfisch hält sich in gedörrtem Zustande jahrelang und fehlt in dieser Gestalt in keiner japanischen Küche. Wird er fein gerieben und in Wasser gekocht, so erhält man kräftige Suppe. Zahlreiche Gelees stellt man auch aus den getrockneten Seeschnecken und Holothurien (Tripang) her. Der Rogen des Thunfisches wird frisch eingesalzen und an der Luft getrocknet. Er bildet dann eine dem Kaviar ähnliche Leckerei. Die Fische, welche auf dem Markte in frischem Zustande keine Käufer finden, werden in öffentlichen Garküchen und ähnlichen Anstalten in anderen Formen verarbeitet. Die fetten See-Aale geben in Gemeinschaft mit dem trocknen Fleisch der Haifische eine Art Fischbrot. Man säubert die Fische zu diesem Behufe von den Gräten, stampft sie in großen hölzernen Mörsern zu Brei und knetet sie zu Kuchen aus, die man an Bambusstäbe steckt, mit Oel bestreicht und über dem Kohlenfeuer röstet. Siebold erzählt, daß auf dem Markt in Jedo während der Monate April und Mai des Jahres 1826 gegen 70 verschiedene Arten eßbare Fische, Krabben, Krebse, Sepien und andere Mollusken, sowie 26 Arten Muscheln zum Verkauf ausgeboten wurden.

Die Perlenfischerei hat in Japan eine nur untergeordnete Bedeutung. Man gewinnt Perlen aus einer Art Steckmuschel (Pinna), aus zwei Arten Venusmuschel (Venus Sizimi und V. Tamaguri) und aus einer Ohrschnecke (Haliotis tubifera). Je nach der mehr gelben oder weißen Färbung unterscheiden die Japaner die Perlen in „Goldedelsteine“ und „Silberedelsteine“. Die Muschelthiere verzehrt man und die Perlen werden von den Aerzten oft als Heilmittel gegen Augenübel verordnet.





Thal mit Reisfeldern bei Simoda.

Das Kulturland Japans.

Das Klima Japans. — Eine japanische Winterlandschaft. — Verlauf der Jahreszeiten. — Gärten. — Naturwissenschaftliche Erforschung Japans. — Gesammtüberblick der Flora und Eigenthümlichkeiten derselben. — Das Kulturland. Reisbau. — Das Bergland. Gemüsebau. Hülsenfrüchte und andere Nutzpflanzen. — Färbepflanzen. — Der Firnißbaum. — Oelpflanzen. — Wachsbaum. — Papiermaulbeerbaum. — Besenpalme. — Zugvögel. Vogeljagd mit hohen Leinen. — Speiseanstalten. — Theebau. — Kampherbaum. — Seidenzucht. — Japanische Obstarten. — Zierblumen. — Heckenpflanzen. — Senf. Tabak. — Eingeführte Gewächse. — Japanische Pflanzen unserer Gärten. — Hausthiere. Pferd. Rind.

Das Klima des japanischen Reichs, welches die Beschaffenheit seiner Pflanzen- und Thierwelt bedingt, zeigt mancherlei Eigenthümlichkeiten, welche theils von der geographischen Breite, theils von anderweitigen Faktoren abhängig sind.

Nach der Entfernung beurtheilt, welche Japan vom Aequator hat, würden seine südlichen Provinzen dem Nordrande der Sahara, Algerien, Aegypten u. s. w. entsprechen. Die mittleren Landestheile würden den Gebieten am

Mittelmeer, Italien, Griechenland, Südspanien und der Levante gleichen und die nördlichen müßten verwandte Wärmeverhältnisse zeigen wie die mittleren Theile Deutschlands.

Da nun aber Japan ein Inselreich ist, so würden wir für den ersten Augenblick uns geneigt fühlen, ihm, dem allgemeinen Gesetz zufolge, auch ein Inselklima zuzuschreiben, das durch mäßig warme Sommer und durch gemilderte Winter bezeichnet würde. Das Klima müßte jenem gepriesenen von Madeira gleichkommen, wenn nicht zwei andere Faktoren gleichzeitig wirkten: der eine ist das Vorhandensein und die Richtung ansehnlich hoher Gebirgszüge, der andere liegt in der Nähe des asiatischen Festlandes.

Die Gebirgstheile bedingen einen bedeutenden Unterschied zwischen dem Klima der östlichen und der westlichen Landestheile. Sie halten von den ersteren die Nord- und Nordwestwinde ab, welche vom Kontinente her wehen, im Winter sehr erkältend, im Sommer erhitzend wirken, gestatten dagegen der Osthälfte den Einfluß der milderen östlichen und südlichen Luftströmungen, welche vom großen Ozean herüberkommen. Das Klima der Osthälfte ist deshalb milder, einem Inselklima sich nähernd. Vom 34° bis zum 31° n. Br. treten an der Ost- und Südostseite Japans Pflanzenfamilien auf, welche an die Vegetation der Tropenländer mahnen: Palmen gedeihen in 4 Arten, Bananen (Musaceen,) Gewürzlilien (Scitamineen), Myrten, Melastomeen, Bignonien und ähnliche Gruppen kommen vor. An einigen Stellen wächst Zuckerrohr und der Reis giebt jährlich eine zweimalige Ernte. Ja die Gegend von Sendai an der Ostseite von Nippon, obschon unter 38° 16′ n. Br. gelegen, ist sogar als das ergiebigste Reisland berühmt; sie bildet die Kornkammern der volkreichen Hauptstadt Jedo.

Dieselben Gebirge halten aber die mildernden Seewinde von der Westhälfte der Inseln ab und setzen dieselben dem Einfluß des asiatischen Festlandes aus, in der jene Wirkung weit überwiegt, die durch die japanische See ausgeübt wird. Die Sommerhitze wird hier deshalb mitunter sehr drückend, die Winterkälte verhältnißmäßig empfindlich.

Eine Winterlandschaft im südlichen Theile Nippons gewährt einen eigenthümlich fremdartigen Anblick. Im Februar blühen hier bereits einzeln die japanischen Pflaumen (Prunus Mume) und Mispeln (Mespilus japonica), die Felder beginnen sich durch die Rübsaat golden zu färben und die Waldungen erscheinen düster grün durch die zahlreichen Arten von Bäumen und Gebüschen mit immergrünem Laube, dessen lederartige Blätter das Licht spiegelnd zurückwerfen. Zahlreiche Stechpalmen, unseren deutschen Hülsen verwandt (Ilex latifolia u. s. w.), sind mit Lorbergesträuchen (Persea, Tetranthera), Zimmetbäumen (Cinnamomum japonicum) und Camellien (Camellia japonica) gemeinschaftlich ein Hauptbestandtheil der Waldungen, welche den Fuß der Gebirge umsäumen. Zwischen anderen Gebüschen, welche im Herbst das Laub fallen ließen, ragen smaragdgrüne Pomeranzenbäume (Citrus Daidai) hervor, und zeigen einzeln noch den Schmuck ihrer goldenen Früchte. Palmen (Chamaerops excelsa) breiten die Fächerblätter aus, und Bambusarten, von denen man gegen

15 Sorten unterscheidet, erheben die schlanken Rohrstengel. Mitunter sinkt während der Nacht die Temperatur bis 1 oder 2° unter den Gefrierpunkt und eine dünne Schneedecke überzieht auf einige Stunden die Palmenwedel und blühenden Obstbäume, bis die höher steigende Sonne dieselbe rasch schmelzt. Gegen Morgen ist in jenem Gebiet die Mitteltemperatur während des Februar 5° C., Mittags beträgt sie 10°, Abends 8°. Unter dem 36° n. Br. gefrieren während des Winters die Teiche und Seen ziemlich stark, zwischen dem 38—40° n. Br. wird die Eisdecke schon so dick, daß sie ein Darübergehen gestattet. Auf der Insel Tsusima (34° 12′ n. Br.) gedeiht der Reis nicht mehr und bei Matsmai auf Jesso giebt selbst der Weizen nur eine spärliche Ernte. Am Kap Soja (45° 21′ n. Br.) wird der Winter so empfindlich, daß sich selbst die abgehärteten Ainos in ihre schützenden Höhlenwohnungen zurückziehen.

Es lassen sich in Japan nach der Witterung und nach dem veränderten Aussehen der Pflanzendecke ähnliche vier Jahreszeiten unterscheiden wie die unseren, nur daß der Uebergang des Sommers zum Herbst und Winter weniger scharf hervortritt als der Wechsel vom Winter zum Frühling.

Die Schneedecke des Winters ist besonders auf den Gebirgen ziemlich stark und liegt auch in den kühleren Nord- und Nordwesttheilen des niederen Landes mehrere Wochen lang. Es friert dann, schneit und hagelt, allein der Eindruck der winterlichen Ruhe wird durch die bereits erwähnten zahlreichen Gewächse mit immergrünem Laube sehr gemildert. Selbst diejenigen Bäume und Gesträuche, welche ihre Blätter abwerfen, öffnen nach kurzer Ruhezeit schon wieder ihre Knospen. Man pflegt es als ein gutes Zeichen eines fruchtbaren Jahres zu betrachten, wenn bereits am Neujahrstage blühende Zweige des Pflaumenbaumes (Prunus Mume), von dem man schöne Spielarten mit purpurrothen Blumen hat, oder blühende Adonisröschen (Adonis volgenis) den Altar der Hausgötter schmücken. Das Frühlingserwachen zeigt sich schon im Januar in lieblicher Weise, wenige Wochen kleiden die Flur in das prächtigste Blumengewand. Außer den genannten Pflaumen blühen in den Obstgärten neben den Wohnungen zahlreiche Spielarten von Pfirsichen und Kirschen, die Kornelkirsche (Cornus mascula), welche bei uns auch als Erstling ihre gelben Blütenknospen öffnet, findet sich hier in einer besonderen Varietät, neben ihr mehrere Gattungs- und Familienverwandte, sowie Eriobotrya japonica und die köstlich blühenden Camellien.

Im März werden die blühenden Gebüsche häufiger. Goldgelbe Honigrosen (Kerria japonica), rosenrothe Weigelien (Weigelia japonica), deren Arten in unsere Gärten übergegangen sind, entfalten ihre reichen Blütenmengen. Duftende Jasminsträucher (Jasminum frutescens) und wohlriechende Seidelbastarten durchwürzen die Luft, Loniceren und Geisblattranken behängen sich mit Blütenbüscheln, und die Rosen der Bergabhänge schmücken sich mit buntfarbigen Primeln. Der frühzeitige Stachyurus (St. praecox), Hamamelis (H. Mansuk), Gewürzsträucher (Calycanthus praecox) und Tragantbüsche (Astragalus Mure suzume) beginnen zu blühen. Die hellgelben Blüten und

[illegible]

[illegible]

[illegible] (Viburnum), [illegible] (Evonymus), und [illegible] (Crataegus). [illegible] (Cupressus japonica), Lebensbäumen (Thuja Hinoki), Taxus (Taxus Inu kaja) und Podocarpusbäumen (P. macrophylla) schimmern die mächtigen herzförmigen Blätter und violetten Blütentrauben der kaiserlichen [illegible], und diese reiche Pracht läßt es leicht übersehen, daß eine Menge [illegible] und Sträucher, z. B. die Terebinthengewächse (Rhus succedanea, [illegible]) und [illegible] Arten (R. horrida, Inu sansjo), sowie der durch zahllose [illegible] entblätterte Theestrauch noch laublose, kahle Zweige besitzen.

[illegible] Mai und Juni erhalten auch diese Spätlinge ein dichtes Blattwerk und bilden ein Schattendach, das bei der in schnellem Zunehmen

begriffenen Wärme doppelt angenehm erscheint. Der brütende Sonnenstrahl lockt Anfang Juni aus dem Wurzelstocke der Bambusrohre riesige Sprossen hervor, welche zur Seite der Mutterpflanzen so üppig emporwachsen, daß sie diese, die sich kaum von den zerstörenden Einflüssen des Winters erholt haben, bald an Größe erreichen. Die Palmen und Museen entfalten jetzt ihre neuen Blätter und breiten sie zu Schattendächern aus, dem erhitzten Wanderer bei der fast tropischen Wärme Kühlung bietend. Die in den Gärten gepflegten Orangen und Citronen, Osmanthusarten, schönblühenden Tuberosen und Orchideen (Epidendron ensatum, E. moniliforme), Ingwer und andere gewürzreiche Pflanzen blühen und erfüllen die Atmosphäre mit starkem und lieblichem Wohlgeruch. Prachtlilien (Lilium speciosum), auf weißem Atlasgrund mit dem leuchtendsten Purpur gezeichnet, prangen neben den Tempeln, Hahnenkamm und Amaranthus schmückt die Umgebung der Häuser und zahlreiche Lippen- und Larvenblüten bezeichnen in der Kräuterwelt die Herrschaft des Sommers. Neben unsrer bekannten Brunelle (Prunella vulgaris) treten duftende Minzen (Mentha Hakka) und Basilikum (Ocymum Jama hakka), Taubnesseln (Lamium gorgonicum), und Ziehste (Stachys Seiran) auf und mit ihnen wetteifern Winden (Convolvulus japonicus), Eibisch (Hibiscus Manihot), Baumwollenstauden (Gossypium indicum) und an den Sumpfstellen die geheiligte Lotusblume (Nelumbium speciosum).

Im Juli steigert sich die Hitze bis auf 35, ja 38° C. Zahlreiche Schlinggewächse und Ranken überspinnen die Gebüsche und weben schattige Lauben. Cissusarten machen sich am meisten bemerklich. Längs der trocknen Feldraine sprießen üppige Riedgräser auf, besonders Kammgräser (Cynosurus) und Hirsegräser (Panicum), Melden (Chenopodium album) und Knöteriche (Polygonum) überwuchern die zarteren Blumen, welche dem heißen Sonnenstrahle erlagen, und an den versiegenden Quellen stehen die Sumpfgewächse mit welken Blättern. Endlich tritt die längst ersehnte Regenzeit ein und erquickt die schmachtenden Fluren. Die üppige Fruchtbarkeit der Natur verdoppelt die Anstrengungen des Landmanns.

Der August reift die Samen der verblühenden Stauden und Bäume. Nur wenige größere Gewächse: ein Clerodendron, ein Hibiscus, eine Lagerströmia, eine Bignonia u. s. w. bringen erst jetzt ihre Blüten zur Entfaltung. Unter den kleinern Kräutern herrschen die Dolden, die Strahlenblumen, Glockenblumen und Enziane. Die Reisfelder werden bleich und mahnen an die Ernte, die Gräser sinken welk an den Bergabhängen zusammen. Der September kommt und die Blätter der Obstbäume, die frühzeitig ihre Früchte brachten, die Pfirsichen und Dattelpflaumen (Diospyrus Kaki) werden bleich und fallen zur Erde. Eine Anzahl jener Kräuter, die als erste Frühlingsblumen das Jahr begrüßten, treiben zum zweiten Male Blüten, so die vorhin genannten Deutzien, Honigrosen, Jasmin und Rosen. Die in Japan so beliebten Chrysanthemumarten erreichen jetzt ihren Flor, und Astern sowie Anemonen (Anemone japonica) schmücken die Gärten. Die Berghöhen zwischen 2000—3000 Fuß Höhe erhalten jetzt durch eine Anzahl

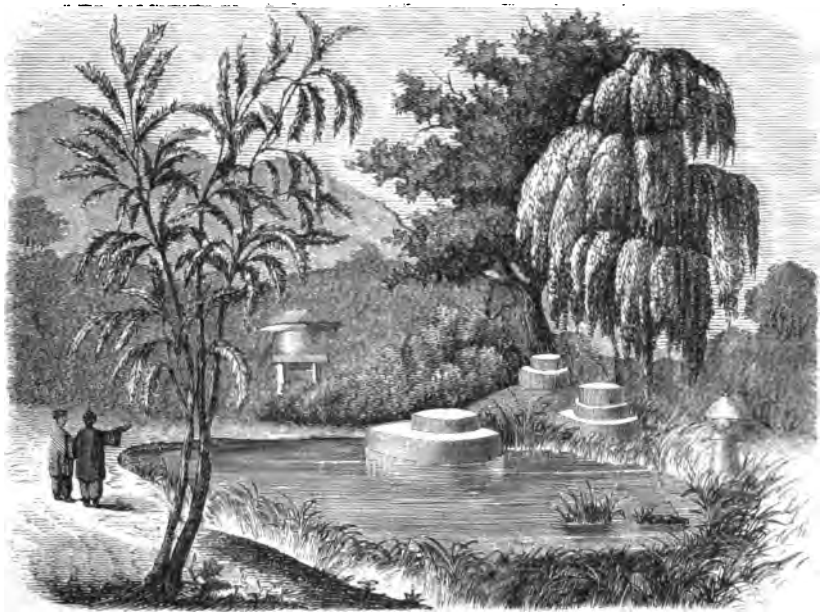
Spätgräser, besonders Arten von Andropogon, Anthistiria und Erianthus nochmals ein frisches üppiges Grün und auch die zahlreichen Spielarten der Pomeranzen, sowie einige Nutzhölzer erneuern beim Eintritt des Winters ihr Laub, mitunter bei ziemlich kühlem Nordwestwinde, gleichsam als geschähe es, mit dem frisch angelegten Kleide den Winter besser durchdauern zu können.

Bereits haben die Spitzen der höheren Berge ihre Schneemäntel übergeworfen und blicken als Boten des Winters auf die grüne Landschaft hernieder. Nord- und Nordwestwinde werden herrschend und färben mit kaltem Hauche das Laub der Ahorne bunt. Die Blätter vieler Bäume und Sträucher, sowie die Stengel der perennirenden Kräuter sinken zur Erde. Aber noch blühen im November in den Gärten und auf den Feldern einzelne Chrysanthemumstauden, Camellien, Theesträucher, Tazetten und Rosen (Rosa semper florens) und die lichtgewordenen Gebüsche erhalten einen neuen Schmuck durch die schwarzen und rothen Beeren der Lorber- und Ilex-Arten. Schneegestöber und Hagelschauer treten ein und schließlich machen sich durch sammtgrüne Polster, reich mit Früchten geschmückt, die kleinen Laub- und Lebermoose bemerklich, welche die Felsenwände und Baumstämme bekleiden.

Die schönsten von all den angeführten Gewächsen kultivirt der Japaner in seinen Gärten, die in der That einen höchst eigenthümlichen Anblick gewähren. Dabei läuft viel Spielerei mit unter, welche unserm Geschmacke nicht zusagen würde. Sie schaffen Miniaturberge und ziehen Miniaturbäume, winzige Springquellen und Brunnen, Steingruppen, Felspartieen und Gruppen. Blumenausstellungen sind eine sehr alte Einrichtung; sie finden gewöhnlich in einem Tempel statt. In der Erzeugung von Zwergpflanzen leisten die Japaner Dinge, die man fast für unmöglich hält. Meylan sah 1826 eine Schachtel von einem Quadratzoll Grundfläche und 3 Zoll Höhe. In derselben wuchsen und gediehen ein Bambusrohr, eine Tanne und ein Pflaumenbaum, letzterer in voller Blüte. Diese Kuriosität sollte für 1200 holländische Gulden verkauft werden. Man wählt die kleinsten Samen der kleinsten Exemplare, biegt und bindet den Stamm im Zickzack, beseitigt jeden kräftigen Schuß und fördert die Entwicklung von Seitenästen, welche dann auch wieder künstlich gedreht und niedergehalten werden. Nach einiger Zeit soll sich der Baum dem Zwang anbequemen, freiwillig in den vorgeschriebenen Grenzen bleiben und seine Lebenskraft auf die Erzeugung reichlicher Samen und Früchte wenden.

Japan hat zwar mit zäher Konsequenz Jahrhunderte hindurch den Europäern alle möglichen Hindernisse bei jedem Versuche, ins Land zu dringen, entgegengestellt und durch strenge Gesetze den eigenen Landeskindern verboten, den Fremden Mittheilungen über Japan und dessen Erzeugnisse zukommen zu lassen, es ist aber der beharrlichen Ausdauer der Aerzte, welche auf Desima ihren Aufenthalt hatten, doch gelungen, allmälig ein gutes Stück Kenntniß der japanischen Natur den ungünstigen Verhältnissen abzuringen. Sie benutzten besonders die Gelegenheiten dazu, welche die Gesandtschaftsreisen von Nagasaki nach Jedo boten. Ihrem Dutzend beaufsichtigenden Beamten gewöhlich an Ausdauer

beim Bergsteigen überlegen, eilten sie dann auf dem Wege an günstigen Stellen eine Strecke voran und sammelten von Pflanzen, was sie irgend habhaft werden konnten. Außerdem verschaffte ihnen ihr Ruf als Aerzte gewöhnlich einige Freunde und Schüler unter den japanischen Gelehrten, welche aus Dankbarkeit und um sich bei ihren Lehrern in Gunst zu setzen, den letztern merkwürdige Gewächse und Thiere zutrugen, und ihnen auch die Schriften verschafften, welche in japanischer Sprache die Naturgeschichte des Landes behandeln.



Theil eines japanischen Gartens.

So sammelten sich in den holländischen Herbarien allmälig vielleicht gegen 2400 Arten japanische Pflanzen und in den zoologischen Museen Bälge von Vögeln und Säugethieren, sowie Schnecken, Muscheln, Krustenthiere und andere Bewohner der Gewässer. Man erhielt das in Japan berühmte Buch „Inzen takujo", d. h. „Japanische Nahrungsmittel", von Wono Lansan, dem Linné Japans verfaßt, in welchem gegen 300 nutzbare Pflanzen beschrieben sind. Siebold erzählt, daß ihm ein gelehrter Greis, Mogami, einst eine interessante Holzsammlung zum Geschenk gemacht habe. Derselbe hatte auf seinen vielfachen Reisen auf Krafto, Jesso und Nippon die wichtigsten Nutzhölzer besonders ins Auge gefaßt und von jedem derselben ein dünnes, glattgeschliffenes Bretchen seiner Sammlung einverleibt. Auf die eine Seite hatte er einen Zweig mit

Blättern, manchmal auch mit Blüten von demselben Baume gezeichnet, von dem das Holz stammte und darunter den chinesischen, japanischen und Aino-Namen des Gewächses geschrieben. Ueber die Gewächse auf Jesso hat der japanische Arzt Kadsuragawa Hoken zu Jedo ein „Kräuterbuch" verfaßt und dasselbe mit Abbildungen verziert. Wir haben besonders dem Eifer E. Kämpfer's, Thunberg's, von Siebold's und Zuccarini's nähere Kenntniß der Flora von Japan zu verdanken.

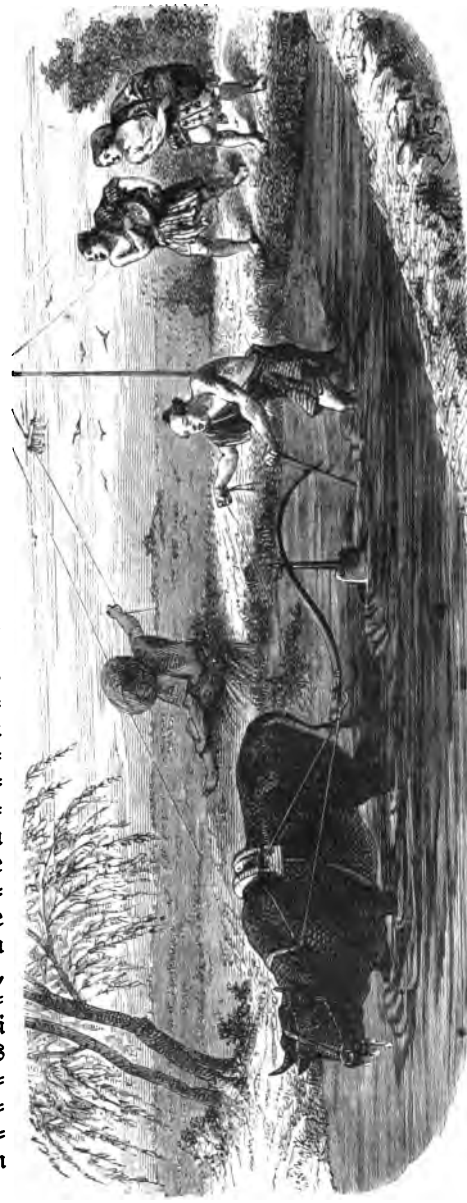
Bei einem Ueberblick der Pflanzenverzeichnisse Japans fallen uns nachstehende Eigenthümlichkeiten vorzugsweise auf:

Im Verhältniß zu der Zahl der bekannt gewordenen Arten sind auffallend viele Pflanzenfamilien hier vertreten. Die 2400 Spezies vertheilen sich auf nicht weniger als 172 Familien des Endlicher'schen natürlichen Systems. Ebenso bedeutend erscheint die Zahl der Gattungen, von welchen gegen 700 bekannt geworden sind. Es ergiebt sich daraus, daß die meisten Gattungen sehr arm an Arten sind, viele derselben nur durch eine einzige Art vertreten sein können. Letzteres ist vorzugsweise bei denjenigen Gattungen der Fall, welche ausschließlich Japan als ursprünglich eigenthümliche und nur hier vorkommende angehören. Nur sehr wenige der ursprünglichen Gattungen zählen zwei, die reichsten 4 bis 5 Arten. Von einigen Gattungen, welche ausschließlich bisher in Nordamerika durch eine einzige Art vertreten waren, fand man hier eine zweite Art, aber eben auch nur eine. Dasselbe gilt von einigen Gattungen, von denen bisher nur eine einzige Art in Indien oder in Europa bekannt war. So kennt man in unserer Heimat nur eine Art des Hopfens, Japan enthält eine zweite Spezies davon, aber eben nur eine zweite.

Im Hinblick auf die ansehnliche Entfernung vom Aequator fällt ferner das Ueberwiegen der Holzgewächse auf und zwar gehören die holzerzeugenden Familen ebensowol der Tropenzone als der gemäßigten Zone an. Von den erstern finden sich namentlich Palmen, Pandangs, Lorberbäume, Ternströmiaceen (Camellien, Thee) u. a., ebenso zahlreiche Bambusrohre, die hier eine auffallend weite Verbreitung nach Norden besitzen. Die japanische Flora hat zwar viele Formen, welche an die europäische Pflanzenwelt erinnern, sie hängt aber durchaus nicht mit derselben inniger zusammen, wie solches z. B. bei der sibirischen der Fall ist; sie giebt sich also als eine abgeschlossene größtentheils aus ursprünglichen Formen bestehende (endemische) zu erkennen. Nur wenige Arten sind mit europäischen gänzlich übereinstimmend. In Bezug auf den Reichthum an Arten dürften die wichtigsten Familien in folgender Reihenfolge zu nennen sein: Korbblütler (Synantheren) 124 Arten, Gräser 90 Arten, Rosengewächse 90, Hülsenfrüchtler 72, Lilien im weitern Sinne 60, darunter 25 Smilaceen, Cypergräser 48, Rachenblütler 47, Hahnenfußgewächse 42, Dolden 40, Kätzchenblütler 38, Orchideen 35, besonders aus nordamerikanischen und europäischen Gattungen, Zapfenfrüchtler 30, Nesselgewächse im weitern Sinne 30, Kreuzblümler 30. Als besonders bezeichnende eigenthümliche Formen treten hervor die Melastomen in 4 Arten, Zanthoxyleen in 6, Goldfrüchtler in 10, Camellien-

gewächse (Ternströmiaceen) in 19, die Magnoliaceen in 10, die Lorbergewächse in 10, die Scitamineen in 7, die Dioscoreen (Yam) in 5, Commelineen in 5, Eriocaulon in 4 Arten, außerdem eine Zapfenpalme (Cycas), 4 eigentliche Palmen, eine Proteacee (Helicia) und merkwürdigerweise auch eine Opuntie, über deren Ursprünglichkeit man freilich ungewiß ist.

Der Fremdling, welcher die Küsten Japans betritt, bemerkt aber zunächst nur wenig von dem angedeuteten Charakter der einheimischen Flora des Inselreiches. Das ganze niedere Land und die Berghöhen haben sich durch eine mehr als tausendjährige Kultur in ihrem Aussehen völlig geändert. Die Mannichfaltigkeit der wildwachsenden Pflanzen ist der Art und dem Grabscheit gewichen, bevorzugte Kulturgewächse, theils der ursprünglichen Flora entnommen, theils eingeführt, sind in überwiegender Zahl der Individuen an ihre Stelle getreten. Japan ist ein Kulturstaat, dessen Bestehen vorzugsweise auf Ackerbau gegründet ist. Die Ackergeräthe des Japaners sind äußerst einfach, wie der vom Büffel gezogene Pflug beweist, welcher den Boden in dem nassen Reislande aufwühlt, während die Samenkörner hineingeworfen werden. Man bleibt bei der alten Methode. Wie das wunderbare Volk sich unserer europäischen Kultur gegenüber verhält, erfahren wir aus den Berichten der preußischen Expedition



Pflügen der nassen Reisfelder. Nach Humbert.

nach Ostasien. Hiernach hält der Japaner unsere Landwirthschaft kaum der Beachtung werth. Die seinige freilich beruht auf ganz anderen Grundlagen. Unsere Oekonomen würden in einem Lande, wo es keine Weiden und infolge dessen keinen Viehstand giebt, in große Verlegenheit gerathen und auch unsere landwirthschaftlichen Maschinen hatten bei der starken Bevölkerung und billigen Arbeit bisher für die Japaner keine Wichtigkeit. Jetzt, da die Arbeitspreise bedeutend gestiegen sind, wird es fraglich, ob sie bei ihrem alten System bleiben können oder sich zur massenhaften Erzeugung derjenigen Artikel verstehen müssen, die am besten bezahlt werden. Bis jetzt war die Bodenkultur der Japaner immer das Staunen und die Bewunderung aller europäischen Reisenden, und Sachverständige haben behauptet, daß wir viel von ihnen lernen könnten. Der japanische Landmann nimmt jährlich aus dem Acker nur das, was er ihm giebt. Dieses System scheint seit Jahrhunderten im ganzen Lande befolgt zu werden und erhielt seine Ausbildung wol schon in der frühesten Blütezeit der japanischen Kultur. Die großen Erfolge verdankt der Japaner hauptsächlich der Spatenwirthschaft und der starken Theilung der Grundstücke.

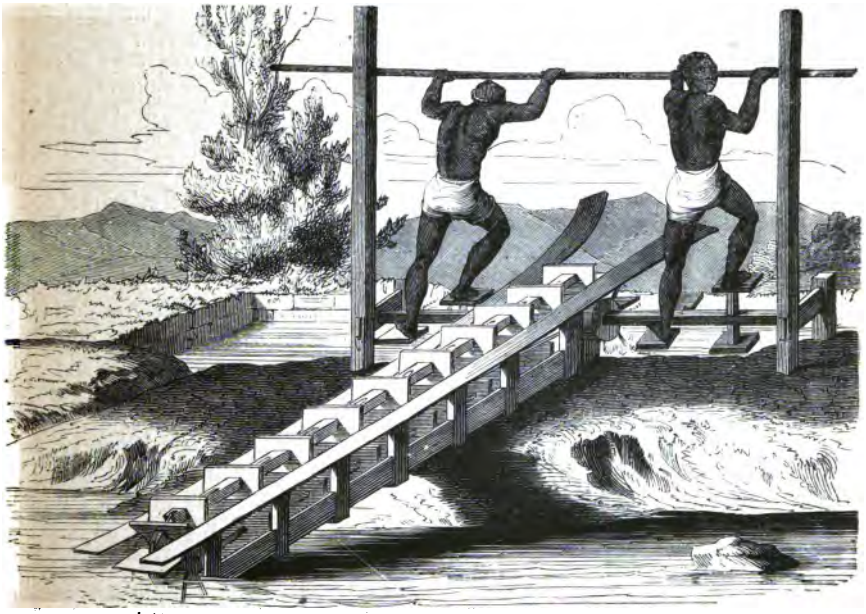
Für die Düngerbereitung kommt der geringe Viehstand kaum in Betracht. Aber ein tiefes Verständniß für die Wichtigkeit des Düngers durchdringt die höchsten wie die niedrigsten Klassen, und selbst in den entlegensten Winkeln sieht man nie eine Verunreinigung, außer an den dazu bestimmten Stellen. Der Dünger wird niemals in frischem Zustande verwandt, sondern erfährt eine methodische Bearbeitung. Man kennt seit uralter Zeit die Bereitung des Komposidüngers aus Stroh, Häcksel, Spreu, Exkrementen der Thiere, Abfällen von Gemüsen, Fischen und Seethieren. Diese Stoffe werden mit Rasenerde vermischt und darüber baut man ein Strohdach. Dann und wann befeuchtet man sie und sticht sie um. Der Kompost dient, gleich der Asche, zur Düngung vor der Bestellung.

Das bebaute Land scheidet sich in Japan genau in zwei Arten: das Reisland und die Berggärten. Das Reisland ist fürstliches Besitzthum und umfaßt ungefähr 258 Quadratmeilen, also ziemlich den 21. Theil der ganzen Oberfläche des Reichs. Es wird dem Landmann zu Lehen gegeben und dieser hat dem Grundherrn von dem Ertrage bedeutende Abgaben zu entrichten, die nicht selten 60 Prozent erreichen. Meistens gewinnt man im Laufe des Jahres nur eine einmalige Ernte, die dann gewöhnlich den zwanzigfachen Ertrag der Aussaat giebt. Nur in den südlichen Gebieten von Kiusiu und auf Sikok wird eine zweite Ernte erhalten, dann aber auch nur von dem sogenannten Früh-Reis. Reis bildet die Hauptspeise der Japaner und vertritt die Stelle des Brotes. In Jedo sollen täglich 50,000 Säcke davon verbraucht werden, bei deren Vertilgung außer den Menschen auch die sehr zahlreichen Hunde, Katzen, Ratten und Mäuse einen nicht unerheblichen Theil beanspruchen.

Der Luxus, der in allen Ländern sich geltend macht und nur in den Objekten wechselt, erstreckt sich in Japan auch auf den Reis. Auf die Tafeln der Fürsten und Vornehmen wird nur Reis aufgesetzt, dessen Körner besonders ausgelesen und

durch ihre Größe ausgezeichnet sind. Kein beschädigtes Korn darf darunter sein. Bei Tisch selbst verzehren die Vornehmen auch nur den Reis, welcher sich in der Mitte der Schüsseln befindet, und überlassen das Uebrigbleibende dem Gesinde.

Sobald der Reis abgeerntet ist, baut der Landmann auf den Feldern während desselben Jahres gewöhnlich noch eine andere geringere Getreideart, Gemüse oder Handelspflanzen. Die japanischen Getreidefelder erscheinen dem Europäer wie Gartenanlagen. Die beim Reisbau so höchst wichtige Bewässerung macht ein sehr genaues Nivelliren der Fruchtfelder erforderlich. Die Aecker sind in Beete von Fußbreite getheilt und werden durch Raine von einander getrennt.



Bewässerung der Reisfelder durch eine Tretmaschine.

Anfang April gräbt der Landmann die zum Reisbau bestimmten Felder um, während schöne weiße Reiher hinter ihm herlaufen und die ans Licht geförderten Würmer auflesen, wie es bei uns die Saatkrähen zu thun pflegen. Ist das Getreide etwa eine halbe Elle hoch aufgeschossen, so nimmt der Bauer die Erde von den Rainen weg und häufelt sie um die junge Saat, die hierdurch üppig gedeiht. An solchen Stellen, wo das Wasser nicht selbst Gefälle genug hat, um die Felder zu tränken, wird es in ganz ähnlicher Weise durch Paternosterwerke gehoben, wie dies in China und anderen Ländern der Reiskultur in Gebrauch ist. Man tritt die Bewässerungsmaschinen entweder mit den Füßen oder verwendet Rindvieh dazu, um dieselben durch Räder umzutreiben.

Den Bergabhängen hat der unermüdlich fleißige Landmann jeden nur irgend möglichen Fuß breit Boden abzugewinnen gewußt. An Stellen, die man für kaum zugänglich ansehen möchte, legt er ein Beetchen an, umgiebt es mit einem Steinwall, schafft fruchtbare Erde und Dünger hinzu und sorgt für Bewässerung. Bei letzterer Rücksicht entwickelt er einen bewundernswürdigen Scharfsinn und weiß jeden Tropfen des segenspendenden Elements zu verwerthen. Diese Berggärten sind das eigentliche Eigenthum der Bauern und übertreffen das Reisland vielleicht um das Doppelte. In ihnen, sowie in den Gärten in der Umgebung des Hauses baut der Japaner gegen 450 verschiedene Arten nutzbarer Gewächse, die 225 verschiedenen Zierpflanzen noch nicht mitgerechnet. Von Getreidearten werden noch Weizen, Gerste, Hirse, Buchweizen und Mais kultivirt. Das Vorkommen des letzteren ist eine sehr interessante Thatsache. Bekanntlich ist diese Grasart dem mittleren Amerika eigenthümlich und in Europa wurde sie erst nach Entdeckung der Neuen Welt aus letzterer eingeführt. In Japan ward nun der Mais bereits kultivirt, als die Europäer zuerst die Küste bestiegen.

Unter den zahlreichen Hülsenfrüchten sind die Soja- und Katjangbohnen die wichtigsten. Von Gemüsen hat man eine reiche Auswahl. Man baut die Batate (Batatas edulis), besonders große Yamwurzeln (Dioscorea sativa, D. japonica; s. Abbild. S. 51), die vielblättrige Zehrwurz (Dracontium polyphyllum) und das eßbare Caladium (Caladium esculentum). Nachdem Weizen und Gerste im Juni abgeerntet sind und der Sommerregen die Felder erquickt hat, ist der Landmann emsig beschäftigt, die genannten Knollengewächse zu kultiviren. Während in den Thälern im Hochsommer der Reis brütet, bilden an den trockneren Hügeln Kürbisse und Melonen ihre saftigen großen Früchte und die Hülsenfrüchte (Phaseolus, Dolichos) behängen sich mit samenreichen Schoten. Die Kartoffel hat man nur in der Umgebung von Nagasaki für die Fremden angebaut. Ihre Knollen sind nicht besonders. Früh gepflanzt mißrathen sie gänzlich und geben nur ein leidliches Erzeugniß, wenn sie im Spätsommer in die Erde gebracht werden. Eine andere Nachtschattenart mit eßbaren Früchten (Solanum esculentum) wird dagegen allgemeiner gepflegt. Ingwer liefert der Wurzelstock von Zingiber officinalis und Z. Mioga; einen Ersatz für Pfeffer erhält man von dem Fagarastrauche, dem Bergpfeffer (Fagara piperita). An feuchten Stellen zieht man die Lotusblumen, um ihre mehlhaltigen Rhizome zu gewinnen, und an trocknen Stellen pflegt man Champignons (Agaricus Sitake). Von Kohl- und Rettigarten werden zahlreiche Spielarten gebaut. Die letzteren erlangen oft eine sehr bedeutende Größe. Sowol für den eignen Bedarf als auch zum Versenden nach China werden die Rettige eingesalzen. Vorher hängt man sie zum Eintrocknen reihenweise an die um jene Zeit blätterlosen Zweige des Wachsbaumes auf, der gern in der Nähe der ländlichen Wohnungen gepflegt wird. Der sonderbare Anblick, den dann diese Bäume gewähren, hatte bei den holländischen Matrosen die Meinung hervorgerufen: es seien Rettigbäume, welche an den Zweigen statt der Früchte jene Knollen erzeugten.

Die aus den obengenannten Soja-Bohnen (Dolichos Soja) bereitete Kraftbrühe bildet einen nicht unwichtigen Ausfuhrartikel. Um sie herzustellen, kocht man die Bohnen so lange, bis sie einigermaßen weich geworden sind, mischt dann etwas gestoßene Gerste oder Weizen hinzu und stellt sie einen Tag lang an einen warmen Ort, sodaß die Masse zu gähren beginnt. Nachher setzt man etwas Salz und dritthalb mal so viel Wasser hinzu und läßt die Mischung in einem thönernen Kruge 2 bis 3 Monate lang stehen. In den ersten Tagen rührt man sie einigemal sorgfältig um, preßt und seiht dann den Saft durch und verwahrt ihn schließlich in gut verspundeten Fässern. Damit er unterwegs nicht aufs Neue in Gährung übergehe, pflegen ihn die Holländer vor dem Versenden noch einmal in eisernen Kesseln aufzukochen und auf Glasflaschen zu füllen, die verkorkt und versiegelt werden.

Japanische Dampflanze. (Wurzel und Blätter.)

Die Tabakskultur Japans ist eine sehr ausgedehnte, da der Verbrauch des edlen Krautes, nach Dr. Pompe's Zeugniß, nirgends in der Welt größer ist, als im Sonnenaufgangslande. Männer und Frauen rauchen täglich Hunderte von Pfeifchen, die allerdings sehr klein sind, aber nie aus dem Munde kommen, selbst bei den Frauen. Verschiedene Provinzen liefern Tabak; derjenige aus Satsuma ist der beste. Für unseren europäischen Geschmack ist der japanische Tabak etwas zu flau, wiewol er nach Bremen und Hamburg exportirt wird.

Zur Erlangung von färbenden Stoffen baut man besonders einige Knöterichartеn (Polygonum), die ein hübsches Indigoblau liefern. Ansehnliche Mengen dieses Indigo gewinnt man von Ampelygonum chinense. Galläpfel zum Schwarzfärben bekommt man von einem Sumach (Rhus semialata) und der Saflor bietet ein Mittel zum Erzeugen gelber Farben.

Eine besondere Berühmtheit hat der japanische Firnißbaum (Rhus vernix) erhalten. Man ritzt die etwa dreijährigen Stämme desselben an und

fängt den ausfließenden Saft auf, der anfänglich wasserhell ist und erst bei längerem Stehen an der Luft dunkelt. Er ist es, durch den die Japaner ihren Holzarbeiten den unübertrefflichen Glanz verleihen. Sie fertigen die letzteren gewöhnlich aus den feinsten Tannen- und Cedernhölzern und wenden dann den Firniß in verschiedener Weise an. Wird er unvermischt zum Anstrich genommen, so läßt er die feinsten Adern des Holzes völlig deutlich durchschimmern, mitunter versetzt man ihn mit rothen oder anderen Farben, auch mit gepulvertem Blattgold. Einen schönen Spiegelglanz erhält man, wenn man dem Holzwerk vor dem Lackiren einen rein schwarzen Grund giebt. Der Oruschi, wie die Japaner den Firnißbaum nennen, wächst in jedem Boden, am liebsten aber da, wo derselbe steinig ist, er verträgt auch recht gut eine nicht übermäßige Kälte. Er muß in Abständen von mindestens einer Klafter gepflanzt werden, erreicht selten eine Höhe von mehr als 25 Fuß und man kann ihm schon Firniß abgewinnen, wenn er 6 bis 7 Jahre alt ist. Dies geschieht in den Monaten Juni bis September, nachher muß er wieder Ruhe haben. Man macht an der Westseite des Stammes halbkreisförmige Einschnitte von verschiedener Höhe und so, daß zwischen diesen ein gewisser Zwischenraum bleibt. Der Firniß wird in Röhren aufgefangen und darf dabei den Einwirkungen der Luft nicht ausgesetzt sein; am folgenden Tage sammelt man Alles ein und sorgt dafür, daß die Einschnitte geschlossen werden. Im Durchschnitt liefert jeder Baum 1 bis $1^1/_5$ Pfund Firniß, der in Japan selbst mit 2 bis $2^1/_2$ holländischen Gulden bezahlt wird. Dreizehn Jahre lang kann man dem Baume seinen Saft abzapfen, der giftig ist. Man muß sich hüten, ihn mit der Haut in Berührung zu bringen. Die japanischen Arbeiter bestreichen sich der Vorsicht halber daher Gesicht und Hände mit einer ölartigen Fettigkeit. In der That befremdet es, daß dieser nützliche Baum noch nicht bei uns eingeführt ist, da all unser künstlicher Firniß weit hinter dem japanischen zurücksteht.

Als Oelpflanzen baut man im Großen den orientalischen Raps (Brassica orientalis), den bekannten Sesam (Sesamum orientale) und Acynos Jegoma.

Der Wachsbaum (Rhus succedanea), ebenfalls wie der Firnißbaum eine Sumachart, wird gern in regelmäßigen Pflanzungen an sanften Bergabhängen gepflegt. Er gedeiht am besten an der Süd- und Südostseite derselben, hat gefiederte Blätter und von der Ferne in Größe und Wuchs viel Aehnlichkeit mit unserem Apfelbaum. Aus seinen Früchten gewinnt man ein Pflanzenfett, das dem Bienenwachs täuschend ähnelt und, mit letzterem vermischt, zu Kerzen verarbeitet wird. Da Talglichte in Japan gänzlich fehlen, so spielt die Kerzenfabrikation aus den Früchten des Wachsbaumes eine nicht unwichtige Rolle. Als Pflanzenwachs giebt das Sumachwachs beim Brennen einen starken Rauch, sobald die Kerzen in der bei uns gebräuchlichen Weise mit vollen Dochten bereitet werden. Die Japaner haben bei denselben deshalb schon früh den doppelten Luftzug angewendet, indem sie ihnen hohle Dochte gaben. Sie fertigten Papiercylinder, umwanden diese mit Binsenmark (Juncus effusus) oder

Rohseide und gossen um diese Hülse das Wachs, das so ziemlich vollständig verbrennt. Unter den Geschenken, welche dem Mikado jährlich überreicht werden, müssen sich auch 100 Stück Wachskerzen aus Baumwachs befinden, von denen jede bei einer Länge von 1 Fuß die Dicke eines Mannesarmes besitzt. Diese Ehrenlichter werden nur zweimal im Jahre bei besonderen Festgelegenheiten angezündet.

Um Wachs zu erhalten, zieht man die Bienen in der Nähe der Wohnungen und sammelt auch die Vorräthe der wilden Bergbienen. Da der Zuckerbau in Japan fast gänzlich fehlt, wird der Honig um so höher geschätzt. Auch von einer Ligusterart (Ligustrum Ibota) gewinnt man kleinere Quantitäten Wachs. Dasselbe schwitzt an den Zweigen jenes Strauches aus, sobald dieselben durch den Stich des Wachsinsekts (Asinaca cerifera) verletzt werden. Aus der gepulverten Rinde des heiligen Sternanis (Illicium religiosum) stellt man eine eigenthümliche Art wohlriechender Kerzen dar, die man gleichzeitig zum Bestimmen der Zeit benutzt. Man füllt jenes Pulver in längliche Röhren, an denen man durch Striche die Abschnitte andeutet, bis zu denen die Kerze während einer bestimmten Zeit weiter glimmt.

Aus der Rinde des Papiermaulbeerbaums (Broussonetia papyrifera, B. Kaempferi) wird das meiste im Lande gebräuchliche Papier hergestellt. Um es zu erhalten, schneidet man im Dezember, während welcher Zeit der Baum ohne Blätter steht, die Zweige in 3 Fuß Länge ab, bindet sie in Bündel und kocht sie in bedeckten Kesseln mit Lauge so lange, bis die Rinde so weit zusammenschrumpft, daß an den Enden mindestens ein halber Zoll vom Holze frei liegt. Nachdem man sie hat abkühlen lassen, trennt man die Rinde ab, klopft dieselbe 3—4mal in Wasser aus und schabt das äußere feine schwarze Häutchen ab. Die ältere gröbere Rinde sondert man von der feineren. Je nach der Beschaffenheit derselben erhält man auch ein feineres oder gröberes Papier. Jede Sorte wird dann besonders behandelt, abermals mit reiner Lauge gekocht und dabei so lange umgerührt, bis die Fasern sich zu einer breiartigen Masse umgewandelt haben, die sich auf dem Boden des Kessels sammelt. In einem kleineren Gefäße mischt man hierauf die Masse mit einer Abkochung von Reis oder von einer Art Eibisch (Hibiscus Manihot) und rührt sie so lange um, bis sie eine mäßige Dicke erlangt hat. Nachher wird sie in ein weiteres Gefäß gegossen, woraus man endlich die Papiermasse in Formen aus Strohhalmen schöpft, zwischen Strohlagen gelinde preßt und schließlich trocknet. — Die Fasern der Besenpalme (Chamaerops excelsa) finden eine sehr mannichfache Verwendung zu gröberem Flechtwerk und Geweben; auch aus fein zerspaltenem Bambus versteht man sehr zierliche Geflechte herzustellen. Den Hauptkleiderstoff liefert die im Lande erzeugte Baumwolle, und ebenfalls geschätzte Fasern liefern der Hanf und die weiße Nessel (Urtica nivea).

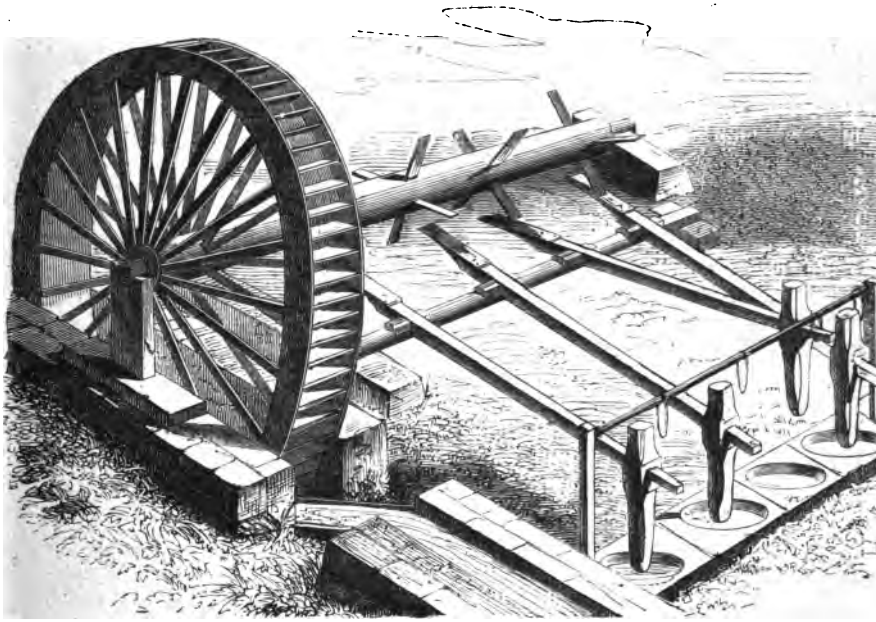
Für gewöhnlich ist zwar in den dichtbevölkerten und gutbebauten Landschaften Japans von dem Dasein wilder Thiere und Gevögel nicht viel zu

bemerken, zur Zeit der Wanderung machen sich aber ansehnliche Scharen von Zugvögeln dem Landmann unangenehm genug bemerklich, indem sie in die Getreidefelder massenhaft einfallen und die Saaten abfressen. Es sind deshalb an den Feldern Vogelscheuchen und Klappern angebracht. Letztere bestehen aus viereckigen Bretern mit hölzernen Schlägeln, die an den Seiten aufgehangen, entweder vom Winde oder von Feldwächtern bewegt werden. Im Frühling erscheinen dichte Schwärme wilder Gänse, Enten und Kraniche. Von Enten finden sich die bekanntesten Arten vor, so die Stockente (Anas hoschas), die Quakente (A. clangula), die Pfeifente (A. Penelope), die Kriechente (A. crecca), die Löffelente (A. clypeata), von Gänsen kommen die Schneegans (Anser hyperboreus) und die Bleßgans (A. albifrons) vor. Die genannten Vögel gehören eigentlich zur hohen Jagd und es ist den Bauern verboten, dieselben mit Schießgewehr oder Falken zu erlegen, dagegen ist es ihnen unbenommen, mittels anderer Jägerkünste sich der ungebetenen Gäste zu entledigen. Sie legen deshalb Leimruthen und Schlingen und stellen Garne zum Fange der Enten und Gänse auf. An 4—6 Fuß hohen Pfählen sind in sehr spitz zulaufenden Winkeln Leinen gespannt, die bei der geringsten Berührung des Pfahles abspringen. Durch Lockvögel sucht man das Federwild an die umgarnten Stellen hinzulocken; streift es beim Einfallen oder Auffliegen die mit Vogelleim bestrichenen Leinen, so springen diese von den Pfählen los und kleben an dem Gefieder des Vogels fest, der dadurch beim Fliegen im Gleichgewicht gestört wird und zur Erde stürzt. Nicht selten gerathen auch Kraniche, Löffelreiher, Ibis u. a. hierdurch in Gefangenschaft. Man pflegt diese Art des Vogelfanges die „Entenjagd mit hohen Leinen" zu nennen.

Brot wird in Japan nicht aus den Getreidekörnern bereitet, dagegen versteht man in öffentlichen Anstalten fabrikmäßig eine Menge Speisen herzustellen und gleich fertig dem Publikum anzubieten, welche wir in Europa kaum kennen. Getreidemühlen sind wenig vorhanden und selbst diese beschäftigen sich weniger mit der Erzeugung von feineren Mehlsorten, sondern stellen entweder grobes Mehl oder Grütze her. Die meisten Körner werden auf Handmühlen zerkleinert, zahlreich sind auch die Vorrichtungen zum Enthülsen des Reises, zu denen man ebenso oft fließende Wasser, als Thier- und Menschenkräfte benutzt. Die Abbildung auf Seite 55 zeigt eine solche, deren Triebrad von Wasser in Bewegung gesetzt wird.

In eigenen großartigen Anstalten fertigt man aus Reis, Weizen, Hirse und Buchweizen Kuchen, die man Motsi nennt, aus Weizen und Buchweizen macht man Fadennudeln. In anderen Anstalten macht man Zuckergebäck, in noch anderen Stärkemehl aus den Wurzeln einer Leguminose (Pachyrrhizus Thunbergianus), das dem bekannten Arrow-root ähnelt, aus dem Reis die Reisstärke, die in ihren feinsten Sorten als Schminke dienen muß. Auch aus Weizen und aus dem Wurzelstock eines Farrnkrautes wird Stärke fabrizirt. In eigenthümlicher Weise bringt man die verschiedenen mehlhaltigen Nahrungsmittel miteinander in Verbindung und mischt z. B. Reis und Gerstenmalz,

gesalzenes Malz von Sojabohnen mit Reis und Gerste. Aus dem Wurzelstock der vielblättrigen Zehrwurz (Dracontium polyphyllum), welche stärkemehlhaltig ist, macht man ein Gelee. Eigenthümliche Verkaufsartikel bilden die gekeimten Samen von Hülsenfrüchten und Getreidearten, welche zu ebenso nahrhaften als süßen Speisen verwendet werden. Vielleicht hat die Armuth, welche das Land an Zucker leidet, diesen Gebrauch mit befördert. Einen Krümelzucker verfertigt man aus Weizen, Gerstenmalz und Batatenknollen; durch das erwähnte künstlich erzeugte Keimen der Hülsenfrüchte verschafft man sich selbst mitten im Winter frische Gemüse und Salate aus grünen Sprossen.



Stampfmühle zur Enthülsung des Reises.

Man nimmt hierzu besonders die zahllosen Spielarten der Katjangbohnen (Phaseolus radiatus), einer Verwandten der bei uns gebräuchlichen Bohne. Außer dem in Perry's Reise vielerwähnten Saki, den man aus Reis destillirt, stellt man auch eine geringe Branntweinsorte aus Bataten und Getreide dar, die unter dem Namen Sjotju bekannt ist.

Das Stroh der verschiedenen Getreidearten und wildwachsenden Binsen, sowie die fein gespaltenen Halme der Bambusarten wird von den kunstfertigen Japanern zu einer großen Menge der verschiedensten Gegenstände verarbeitet.

Strohschuhe, von denen auf beistehender Abbildung mehrere Sorten dargestellt sind, werden allgemein benutzt, und als Muster von Feinheit und Sauberkeit bewundern wir die Geflechte, mit denen die papierdünnen, halbdurchsichtigen Theetassen überstrickt sind, welche Reisende als Merkwürdigkeiten aus jenem Lande zu uns bringen.

Der Kaffee hat bis jetzt in Japan noch keine Aufnahme gefunden und bildet weder einen Gegenstand des Anbaus noch der Einfuhr, was um so mehr zu verwundern ist, da alle Japaner, denen Europäer gekochten Kaffee anboten, diesen mit Wohlbehagen genossen. Statt seiner ist der Thee allgemein in Gebrauch. In den frühesten Zeiten scheinen die Blätter einer Hortensien-Art (Hydrangea) zu Thee-Aufgüssen benutzt worden zu sein, ein aus denselben bereitetes Getränk, das man Amatsja oder Himmelsthee nennt, wird wenigstens noch gegenwärtig bei den Feierlichkeiten getrunken, welche man am Geburtstage des Sjaka begeht. Das Bild dieses Gottes ruht, ähnlich dem indischen Buddha, mit dem Haupt auf einer Lotusblume und wird von heiligen Bäumen umschattet. Der eigentliche Theestrauch ist wahrscheinlich von China aus in sehr früher Zeit eingeführt worden, wenigstens wird Thee bereits als im Jahre 810 gebräuchlich erwähnt. Sein erster Anbau soll damals an den Abhängen des Berges Togano in der Landschaft Jamasiro stattgefunden haben, von wo aus er sich weiter nach Udsi verbreitete. Am besten gedeiht er in den Gegenden zwischen dem 30 und 35° n. Br. In Udsi hat man besondere Theeplantagen, sowie auch in Jamasiro und auf Nippon, ebenso zu Urasino auf Kiusiu in der Landschaft Fizen. Am schönsten gedeiht er auf dem verwitterten Flötztrappboden, der reich an Thon, Mergel und Thonschiefern ist. Auch auf dem zersetzten eisenhaltigen Basaltboden kommt er gut fort. Der meiste Thee aber, den man im Lande verbraucht, wird in kleineren Anlagen nebenbei erzeugt, und es entwickelt hierbei der japanische Landmann eine wahrhaft nachahmungswerthe Benutzung und Verwerthung der kleinsten Räume. Theesträucher bilden Einfassungshecken längs der Ackerfelder und Raine, sie zieren die Seiten der Wege und klammern sich an steinigen, besonders der Morgensonne zugekehrten Hügelabhängen an, wo sonst nicht gut ein anderes Nutzgewächs fortkommen mag. Der Dünger wird aufs sorgsamste zu Rathe gehalten und vertheilt, Asche, thierische Abfälle u. dgl. werden mitunter mit bedeutenden Anstrengungen und mit Anwendung von Turnkünsten zu den schwerzugänglichen Stellen geschafft, an denen die Sträucher gepflanzt sind. Um neue Anlagen zu machen, säet man im Herbst gewöhnlich je 8—10 Kapseln des Strauches in einem kleinen Kreise beisammen, aus denen dann rundliche Buschhaufen entstehen. Wo es die Bodenbeschaffenheit erlaubt, werden diese Büsche reihenweise geordnet. Sobald sie emporzuschießen beginnen, bricht man ihnen den Mitteltrieb aus und zwingt sie dadurch zur Bildung zahlreicher Seitenäste, denen man durch Beschneiden eine bequeme kugelige Gestalt von mäßiger Höhe ertheilt. Der meiste Thee, den Japan erzeugt, wird im Lande selbst verbraucht; zur Ausfuhr gelangen erst seit zehn Jahren meist ordinäre Sorten.

Viel wichtiger für den auswärtigen Handel ist dagegen der Kampherbaum (Laurus s. Persea camphora), eine Lorberart, welche in allen Theilen den bekannten ätherisch riechenden und arzneikräftigen Stoff enthält. Er ist ein schöner, 30 bis 40 Fuß hoher Baum, dessen weitausgebreitete etwas schlaffe Aeste wie die meisten Lorbergewächse lanzettförmige ledrige Blätter tragen. Aus seinen gelblichweißen, wenig ansehnlichen Blütenrispen bilden sich glänzend schwarzrothe Beeren. Der Kampher findet sich im Holze in einzelnen kleinen Körnern ausgeschieden, man gewinnt denselben aber in größerer Quantität durch trockene Destillation. Zu diesem Zwecke schneidet man Zweige, Stammholz und vorzüglich die Wurzeln in kleine Stücken und bringt sie in einen, mit einem Helm verschlossenen Kessel, unter dem ein gelindes Feuer unterhalten wird.

Japanische Schuhe und Strohsandalen.

Den oberen Theil des Helmes füllt man durch Reisstroh, in welchem sich der Kampher ansetzt. Der auf diese Weise gewonnene Kampher ist roh und besteht in kleinen schmutziggrauen Körnern. So gelangt er in den Handel und bildete lange Zeit außer dem Stabkupfer die einzige Waare, welche die Holländer aus Japan ausführten. Durch mehrmaliges Destilliren stellt man in Europa den gereinigten Kampher dar.

Die Seidenzucht ist wie der Theestrauch von China aus nach Japan eingeführt worden. Noch im 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts bildete Rohseide einen Haupteinfuhrartikel von China aus. Seitdem haben die Landleute aber in der Nähe der Wohnungen Maulbeerbäume gepflanzt und ziehen die nützliche Raupe in solcher Menge, daß sich gegenwärtig mindestens der zehnte Theil der Japaner in seidene oder halbseidene Stoffe kleidet und bereits bedeutende Quantitäten zum Export nach Europa gelangen. In der Nähe der Häuser werden auch eine reiche Anzahl von Obstsorten kultivirt, theils der einheimischen Flora entstammende, theils eingeführte.

Außer den bereits früher genannten Eichen mit wohlschmeckenden Früchten, beschattet auch die edle Kastanie die ländlichen Hütten. Neben ihr sind Spielarten von Pflaumenbäumen (Prunus Mume) und zahlreiche Orangen und Apfelsinen gepflegt. Eine der letzteren, insbesondere „japanische Orange" genannt, hat sehr wohlschmeckende Früchte von goldgelber Farbe und Kirschengröße. Auch Dattelfeigen (Diospyros Kaki) sind häufig. Gut gedeihen ferner die Granaten, Pfirsichen, Aprikosen, Aepfel, Birnen und Quitten. Als Zierblumen liebt der Japaner vorzugsweise Chrysanthemumarten, Päonien, Camellien und zahlreiche Varietäten der Prachtlilie. Auf der nebenstehenden Abbildung haben wir drei dieser japanischen Lilien zusammengestellt und bemerken dabei, daß die Prachtlilie (Lilium speciosum), welche auf der linken Seite des Bildes befindlich ist, auf zart weißem atlasschimmerndem Grunde rosa angehaucht und mit feurigem Purpurroth punktirt ist. Lilium callosum ist scharlachroth, die herzblättrige Lilie hat zwar eine weniger lebhafte Färbung, wird aber durch ihre eigenthümliche Blattform interessant, die bei einem Liliengewächs uns sonderbar anmuthet.

Japanische Lilien (Lilium speciosum, Prachtlilie, links; Lilium cordifolium, Herzblättrige Lilie, in der Mitte; Lilium callosum, Schwielentragende Lilie, rechts).

Welche Reichhaltigkeit dem Japaner durch das Pflanzenreich geboten wird, zeigt unter andern ein Verzeichniß der käuflichen Speisen in Jedo in den Monaten April und Mai, das Siebold von seinen Schülern mitgetheilt erhielt. Nach demselben fanden sich auf dem Markte außer den schon genannten Erzeugnissen des Thierreichs: 100 Sorten von frischem Gemüse, 8 Arten von gekeimten Hülsenfrüchten und Wurzeln, 14 Arten gesalzener Früchte, Wurzeln und Gemüse, 25 Arten frische oder getrocknete Schwämme, 20 Sorten Speisen aus Seetangen und Gelees aus Stärkemehl, 28 Arten Obst und Früchte und 12 Sorten Getreide. Dazu kamen noch 30 verschiedene eßbare Vögel und anderes Wildpret.

Von den gegen 500 Nutzgewächsen und Zierpflanzen, die bekannt geworden

sind und vorzugsweise in der Umgebung der Wohnungen, in den Gärten und auf den Feldern kultivirt werden, sind wenigstens die Hälfte von außen eingeführte Arten, und es zeigt dies genugsam, daß die Japaner durchaus nicht dem Nützlichen abgeneigt sind, was ihnen das Ausland bietet. Selbst zahlreiche Pflanzenarten, welche von den Botanikern durch den Beinamen japonica als spezifisch japanische Gewächse aufgefaßt und bezeichnet worden sind, gehören trotzdem zu den eingeführten, s. z. B. Ilex japonica, Lilium japonicum, Rhodea jap., Mespilus jap., Cydonia jap., Volkameria jap., Sinapis jap., Citrus jap., Senecio jap., Aconitum japonicum etc. Die Hecken der Gärten, welche eine verhältnißmäßig untergeordnete Rolle spielen, bestehen häufig aus schönblühenden Weigelien mit gefiederten Blättern und violetten Schmetterlingsblumen, welche in Trauben herabhängen. Auch eine Holunderart (Sambucus pubescens) kommt hier vor, die unserem Traubenholunder ähnelt.

Viele Gewächse sind von Japan nach anderen Ländern verpflanzt worden und manche derselben gehören zu unseren bekanntesten Garten- und Zimmerlieblingen. Jedermann kennt die Camellie mit ihren zahlreichen Kulturspielarten. Sie stammt aus den japanischen Gebirgswaldungen und ward 1750 zu uns gebracht. Ein Gleiches gilt von der mehrerwähnten Hortensie (Hydrangea hortensis). Zu den beliebtesten Ziersträuchern unserer Gartenanlagen gehört die kaiserliche Paulownie (Paulownia imperialis), die sich durch ihre großen Blätter auszeichnet. Noch häufiger findet man in Parkanlagen die Catalpa syringifolia, die Deutzie, die Zwergmandel, Spiersträucher (Spiraea japonica), die schönblühende Magnolie (Magnolia obovata), den wohlriechenden Seidelbast (Daphne odora), die starkduftende Oelweide (Elaeagnus latifolia) und prächtige Lilien (Lilium speciosum, L. longiflorum, L. tigrinum), sowie Funkien.

Weniger reich ist in den kultivirten Theilen Japans die Thierwelt vertreten. Wer daher den Hof eines japanischen Landgutes betritt, wird sich wundern, dort Rindvieh, Schweine, Schafe, die unseren Bauerhof beleben, fast durchgängig zu vermissen. Wol sieht man einzelne Lastpferde, die mit dem Ertrage der Ernte beladen sind, aber nicht die übrigen Hausthiere; statt dessen tummeln sich die Menschen fleißig umher, enthülsen den Reis mit großen Schlägeln aus Holz und verrichten andere Arbeiten, die mit dem Landbau in Zusammenhang stehen. Gegen den Genuß von Fleisch der Hausthiere, besonders der Kühe, sträubt sich das durch Sitte und religiöse Vorstellungen eingenommene Gefühl der Japaner. Sonderbarerweise verabscheut man auch sogar die Kuhmilch als „weißes Blut", treibt deshalb auch keine Alpenwirthschaft, wozu sich die Gebirge ganz vorzüglich eignen würden. Butter und Käse sind deshalb auch unbekannte Artikel. Ziegen und Schweine hält man in der Umgebung der eröffneten Hafenplätze für die daselbst wohnenden Fremden, nur das Fleisch der ersteren genießt man zuweilen unter dem Namen von Wildpret. Beim Verzehren der Hühner, die man übrigens nur in geringer Zahl hält, hilft man sich in origineller Weise über das Blutvergießen hinweg. Man stopft ihnen nämlich den Kropf übermäßig voll Reiskörner und läßt

sie dann trinken. Infolge dessen ersticken sie durch den aufquellenden Reis. Schafzucht wird ebenfalls nicht betrieben; Wollenmanufakturen bilden deshalb einen starken Einfuhrartikel von Holland und China aus. Kameele fehlen gänzlich, als Grund findet man die treppenförmig in die Felsen gearbeiteten Wege über die Gebirge bezeichnet, deren Stufen der Länge des Pfades angepaßt sind. Das japanische Pferd ist von dem chinesischen sehr wenig verschieden und wahrscheinlich nur eine Zuchtvarietät desselben. Es stimmt sowol in seinem Aeußeren, wie auch in seinen Eigenthümlichkeiten mit demselben überein. Es gehört zu den leichten Pferderassen, ist klein von Statur, dabei aber voll und kräftig gebaut, mit starkem breiten Kreuze. An Schönheit und Geschmeidigkeit steht es freilich den europäischen leichten Pferderassen nach, und besonders der Hengst zeigt sich nicht selten wild und tückisch. Ist es einmal gezähmt, so benimmt es sich auch ohne Peitsche willig und folgsam. Für den Kriegsdienst ist es wegen seiner Furchtsamkeit schlecht brauchbar, selbst wenn es für denselben eingeübt wird. Gestüte mit größeren freien Weideplätzen hat nur der Sjogun, sonst ist beim Pferd, sowie auch beim Rindvieh allgemein Stallfütterung eingeführt. Man pflegt die Pferde nicht zu beschlagen, sondern bindet ihnen Strohgeflechte an die Füße, ähnlich denen, welcher sich die Reisenden für ihre eignen Personen bedienen. Dadurch wird aber der Huf stark abgenutzt und selbst das beste Pferd ist gewöhnlich nach dem 6. Jahre kaum noch zu gebrauchen. Esel sind äußerst selten und Maulthiere hat man noch gar nicht in Japan bemerkt. Nach ungefährer Schätzung scheint auf je 100 Menschen 1 Pferd und auf je 60 Menschen 1 Rind zu kommen, sodaß das ganze Reich etwa von beiden Thierarten vielleicht $1^1/_2$ Mill. Stück besitzen dürfte. Wagen traf Thunberg nur bei Kioto und dieselben waren von sehr ursprünglich einfacher Form. Die Räder bestanden aus je einem rund zugeschnittenen Holzstück und waren am Rande zum Schutz gegen das Abnutzen mit Stroh und Riemen umwunden.

Die terrassenförmigen Berggärten, welche einen Hauptbestand des Kulturlandes in Japan bilden, machen eine ausgedehntere Verwendung des Rindes und Pferdes in der Landwirthschaft als Zugthiere nicht gut möglich. Häufiger noch werden beide zum Lasttragen benutzt. Der Landmann pflegt sein Rind bis zum Tode wie einen geliebten Hausgenossen und behandelt es gut. Er betrauert das gestorbene und übergiebt es den Intas zum Begräbniß.

Noch ist hier ein Krebsschaden Japans zu erwähnen, der mit der Landwirthschaft dort in Zusammenhang gebracht ist. Das System der Besteuerung in Japan nämlich ist ein höchst ungerechtes, da es fast nur auf dem Ackerbau lastet und den großen Adel wie die Industrie meist frei ausgehen läßt. Außer den Steuern tragen auch die Staatsdomänen zu den Einkünften des Reichs bei, ja man kann sagen, daß sie den größten Theil derselben bilden. Der gemeine Bauer muß ungefähr 35 Prozent seiner Produktion an den Staat abliefern. Wiewol nun Grund und Boden in Japan keineswegs theuer sind, so ist doch klar, daß diese unnatürliche und ungerechte Besteuerung Niemand reizen

kann, sein Geld in Ländereien anzulegen. Der Bauer wird dadurch aber in einer steten Abhängigkeit erhalten, er kann kaum soviel erübrigen, um mit Frau und Kind zu bestehen und wird in Zeiten des Mißwachses in die bitterste Armuth gestürzt. Die Steuern werden in Naturprodukten abgeliefert, die der Staat verkauft, um baares Geld für den Schatz zu erhalten. Die großen Daimios dagegen sind so gering belastet, daß man ihre Steuern eigentlich nur als einen nominellen Tribut an den Herrscher ansehen kann. Die Baumwolldistrikte zahlen in Baumwolle, die Seidendistrikte in Seide, die Tabaksdistrikte in Tabak u. s. w.

Hof eines japanischen Landgutes. Nach Perry.

Die großen Landesfürsten ziehen die Steuern ihrer Distrikte für sich ein; der kaiserliche Adel geht ganz frei aus und die Geistlichkeit steuert an die Dairi des Mikado. In den Staatsschatz fließen auch alle Schiffahrtsabgaben, die sehr bedeutend sind. Alle Bergwerke, bereits eröffnete oder noch zu entdeckende, gehören dem Staat und dürfen durch die Landesherren, in deren Gebiet sie liegen, nicht ausgebeutet werden. Da nun die niederen Beamten sehr schlecht besoldet sind und ihren Gehalt gewöhnlich in Reis ausgezahlt bekommen, so sind sie, um bestehen zu können, auf allerlei Unterschleife angewiesen, die im Steuer und Zollwesen auch sehr zum Nachtheile des Staats um sich gegriffen haben.

Ein Theil des Tokaïdo. Nach v. Siebold.

Das Gebirgsland Japans.

Japanische Kunststraßen und Posten. — Der Tokaïdo. — Japanische Eigenthümlichkeiten. — Vögel des offenen Landes. — Waldung am Gebirgsfuße. — Sumpflandschaft. — Kranichjagd. — Lichte Hügelwaldung. — Fasane. — Amphibien. — Wald im höheren Gebirge. — Vogelwelt des Gebirgswaldes. — Waldwirthschaft. — Holzerzeugung und Holzverbrauch. — Nadelhölzer. — Verschiedene Nutzhölzer. — Japanischer Wildstand. — Pelzthiere und Raubthiere. — Japanische Alpenflor. — Alpenwild. — Mineralreichthum. — Bergbau. — Tempelanlagen. — Naturdienst.

Nach dieser Umschau im Kulturlande und in den Gärten der Japaner treten wir im Geiste eine Wanderung nach den gebirgigen Gegenden des Inselreichs an. Die Wege dorthin sind meistentheils in gutem Zustande. Schon in alten Zeiten, im Jahre 250 unserer Zeitrechnung, wurden hier Kunststraßen angelegt. Auch die Nebenwege sind gewöhnlich trefflich erhalten. Nachdem man

den Weg geebnet und mit Abzugsgräben für das Wasser an den Seiten versehen hat, bedeckt man ihn einige Zoll hoch mit einer Schicht kleiner Steine und zerschlagenem Geschiebe und verleiht ihm durch aufgeworfenen Sand, den man feststampft, die nöthige Gleichmäßigkeit und Dauer.

Hängende Brücke von Kumo bei Simoda.

In den Gebirgen sind mit großen Anstrengungen Treppenpfade ausgehauen, über die meisten Flüsse auch Brücken aus Cedernholz, Ulmenholz oder Lebensbaumholz geschlagen. Die hölzernen Pfeiler haben oft eine steinerne Grundlage erhalten. Eine der längsten und deshalb berühmtesten Brücken ist jene von Okasaki, die eine Länge von 1200 Fuß hat. Höher droben im Gebirge, wohin der Geschäfts-

reisende und der Zug der Waarenträger nicht kommt, sind freilich die Wege auch weniger gut. Der Jäger, Holzhauer und fromme Pilger wagt sich auf hängenden Brücken über klaffende Schlünde, in deren Tiefe Wolken über brausenden Gebirgsbächen schweben. Eine solche Brücke ist diejenige von Kumo bei Simoda, der bekannten Hafenstadt auf der Insel Nippon, südwestlich von Jedo. Er klammert sich, wie z. B. am Krater des Fusiberges in ähnlicher Weise an eisernen Ketten an, welche in den steilen Felspfad geschmiedet sind, wie der pilgernde Singhalese dies bei der Besteigung des Adamspik auf Ceylon thut. Ja an einzelnen Stellen vertritt auch nur ein ausgespanntes Seil mit einem daran hängenden Korbe die Stelle des Pfades über die Bergklüfte und Gießbäche. Das beigefügte Bild vergegenwärtigt uns eine solche Seilbrücke, die von den Japanern ohne Furcht und Grauen benutzt wird. Ist es doch noch nicht gar so lange her, daß ganz dieselbe Art der Menschenbeförderung auch auf den europäischen Shetlandinseln angewandt wurde, wo der Korb, der an einem Seile über einen Meeresarm führte, als „Cradle", Wiege bezeichnet wurde.

Fast alle Straßen sind zu beiden Seiten mit Bäumen eingefaßt, von denen viele infolge des mehr als hundertjährigen Friedens ansehnliche Dimensionen erhalten haben und dem Wanderer einen angenehmen Schatten bereiten. In den Ebenen strecken sich Kirschbaum-Alleen viele Meilen weit hin, in den Gebirgen herrschen Nadelholzbäume und Nutzhölzer vor. Durch Dämme, Wasserleitungen, Schleußen u. dgl. ist für die Sicherheit des Weges bei Regen und gegen Ueberschwemmungen gesorgt. An den Theilungen der Wege sind Wegzeiger, von Meile zu Meile sind an beiden Seiten des Wegs Hügel aufgeworfen und auf diesen entweder Tannen oder der orientalische Celtis gepflanzt. Die Entfernungen von den Hauptorten des Landes sind dabei bemerkt. Kürzere Wegstrecken sind durch aufgerichtete Steine markirt. Die japanische Meile oder Ri ist etwas größer als eine halbe deutsche geographische Meile. 28,20 Ri gehen auf einen Grad des Aequators (= 15 geogr. Meilen.)

Bei dem regen Verkehr, der innerhalb des Landes selbst herrscht, hat das intelligente Volk schon seit langen Zeiten Einrichtungen getroffen, wie wir sie in unserer Heimat erst seit den letzten Jahrzehnten kennen. Reisekarten geben genaue Auskunft über alle Straßen des Reiches, Reisebücher beschreiben die interessantesten Punkte in der Nähe des Weges, führen die Namen der berühmtesten Berge an, machen auf die wichtigsten Wallfahrtsorte und sonstigen Merkwürdigkeiten aufmerksam, enthalten die Regeln über das Wetter, Tabellen über die Ebbe und Flut, verschiedene Maßstäbe und außerdem stets eine Sonnenuhr in Gestalt von Papierstreifen, welche sich aufrichten lassen. Doch das japanische Postwesen, wenn man es so nennen will, steht noch auf einer sehr niedrigen Stufe. Es befindet sich ganz in der Kindheit, was umsomehr Wunder nimmt, als man doch prächtige, gut gepflasterte Wege besitzt. Die Postverbindung längs dem großen Landweg „Tokaido", vielleicht der herrlichsten Straße der Welt (siehe die Anfangsvignette), ist eigentlich die einzige, welche im Lande stattfindet. Auch vermißt man in Japan alle Transportmittel um Reisende oder

deren Gepäck fortzubringen, denn Postwagen, Omnibusse und Eisenbahnen für den allgemeinen Verkehr giebt es noch nicht. Die Regierung hat für sich einen Postbotendienst von Jedo nach dem Norden bis Hakodade und nach Süden bis Nagasaki eingerichtet, besonders um über alle Schritte der Fremden in diesen Hafenplätzen auf dem Laufenden erhalten zu bleiben. Der Dienst wird durch Postläufer verrichtet, welche die Packete an einem Stocke auf dem Rücken tragen und damit im Geschwindschritt täglich acht deutsche Meilen zurücklegen, alsdann die Briefe einem anderen Boten übergeben, der sie weiter zu befördern hat. Der Abstand von Jedo nach Nagasaki beträgt etwa 200 deutsche Meilen, die in ungefähr einen Monat von den verschiedenen Boten durchmessen werden, unvorhergesehene Fälle, wie Austreten der Flüsse, abgerechnet. Zweimal monatlich verläßt diese Post Jedo mit den Regierungsbriefen und nur selten, wenn das Packet nicht die bestimmte Schwere erlangt hat, ist es auch den Beamten und Kaufleuten gestattet mit demselben ihre Privatkorrespondenz zu befördern. Gewöhnlich vereinigen sich die Kaufleute, um auf eigene Rechnung besondere Boten abzusenden. Die Schnellpost wird gleichfalls durch verschiedene Läufer besorgt, die häufiger als bei der gewöhnlichen Post miteinander wechseln und in zehn Tagen die Briefe

Ein kaiserlicher Postläufer. Nach Humbert.

bis Nagasaki befördern. Eine solche Extrapost kostet der Regierung 70, den Privatleuten 100 Gulden und da nicht allzuviel Briefe von einem Manne geschleppt werden können, so kommt das Porto immer noch theuer genug zu stehen. Seit dem Frühjahre 1867 ist auch eine regelmäßige Dampferverbindung zwischen Jedo und Ohosaka eingerichtet worden.

Immer noch nimmt aber der berühmte Tokaïdo als Verkehrsweg den ersten Rang ein. Er wurde von dem großen Sjogun Taico gegen Ende des 16. Jahrhunderts angelegt und verbindet die am besten kultivirten und reichsten Landschaften in ganz Japan. Kämpfer, der ihn zweimal mit der niederländischen Gesandtschaft von Nagasaki nach Kioto und Jedo gezogen ist, hat an dieser einen Straße nicht weniger als 33 große Städte mit Schlössern und 57 kleinere Städte gezählt, ohne der zahllosen Flecken und Dörfer zu gedenken. Man braucht gewöhnlich 25 Tage, um von Nagasaki nach Jedo zu gelangen, da jetzt noch keine Eisenbahn diese Prachtstraße befährt. Allein wie lange wird es dauern und auch die Lokomotive schnaubt an der heiligen Stadt des Mikado vorüber, eine Lokomotive, die vielleicht mit japanischen Lettern den Namen „Joritomo" an der Spitze trägt, wie bei uns ein „Barbaroffa" oder „Blücher" die Flut der Reisenden und Güter durch das Land schleppt. Uebrigens ist der Tokaïdo sehr oft von Meeresarmen und Flüssen unterbrochen, aber überall sind Führer bereit, um die Reisenden überzusetzen.

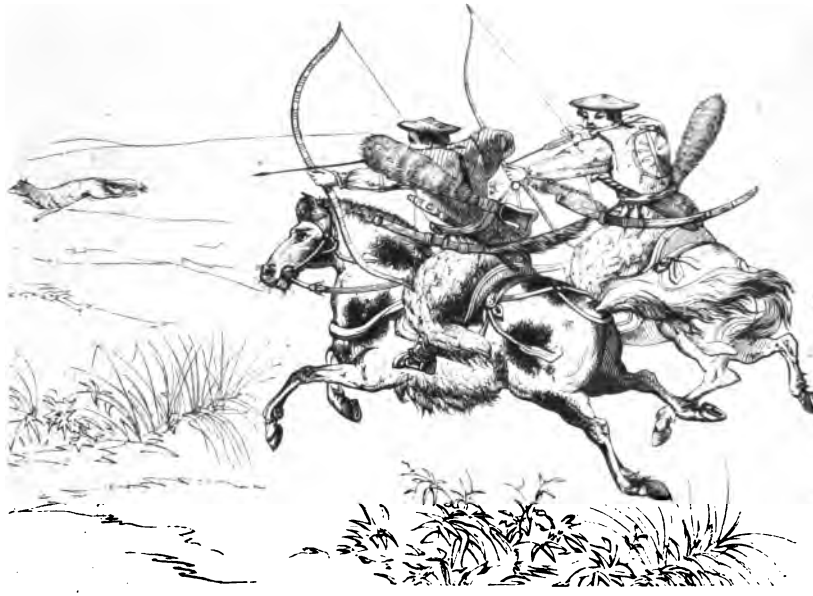
Bei unserer Wanderung fällt es uns auf, daß man stets zur Linken sich ausweicht, so wie unsere Fuhrwerke es rechter Hand zu thun pflegen. Es erinnert uns dies an das alte Wort, daß der Orientale das Gegenbild zu dem Abendländer bildet. Der Japaner trägt schwarze Leibwäsche, wie wir weiße, er schneidet mit dem Messer von sich ab und hat seine Instrumente danach geschliffen, sodaß es einem Europäer nicht gut möglich ist, mit denselben zu arbeiten, er winkt mit der Hand, indem er den Handrücken nach seinem Gesichte zukehrt u. s. w.

Die Vögel, welche uns unterwegs zu Gesicht kommen, sind alles Formen, die sehr an unsere einheimischen Gestalten erinnern. Die japanischen Finken, Goldammern, Drosseln und Bachstelzen sehen unseren deutschen höchst ähnlich, ja einige sind mit denselben identisch. So wandert z. B. die allbekannte Elster vom asiatischen Festlande aus nach den japanischen Inseln, auf denen sie als der „koreaische Rabe" bezeichnet wird. Neben ihr überrascht uns aber die hellblaue japanische Elster (Corvus cyanus) und der taurische Rabe (Corvus taurieus). Auf den Feldern erinnert uns die japanische Lerche an unsere einheimischen Feldsänger.

Endlich gelangen wir tiefer ins Gebirge, vorbei an den bis zum Gipfel bebauten Anhöhen und Hügeln. Das Land dünkt uns ein großer, sorgsam gepflegter Garten zu sein. Baumwolle (Gossypium indicum) reift an den Hügeln ihre Samenkapseln, der Mohn entfaltet seine Purpurblumen neben den hellrothen Blüten des Safflor. Im Frühling würden wir die Rübsaaten (Brassica orientalis) in goldener Pracht getroffen haben, jetzt reifen ihre öliefernden Schoten der Ernte entgegen. Sesambeete wechseln mit Hanfpflanzungen und Theegebüsche mit dem krautartigen Farbeknöterich.

Die Straße beginnt steiler zu steigen. Am Fuß des Gebirges begrüßt uns ein freundlicher Laubwald, belebt von zwitschernden schöngefiederten Vögeln. Die Kamellie, welche wir als armlanges Topfgewächs unserer Gewächshäuser und Zimmer kennen, bildet hier truppweise köstliche Gebüsche von 20—25 Fuß Höhe, deren Stämme 6—8 Zoll im Durchmesser halten. Zwischen ihren dunkelgrünen glänzenden Blättern leuchten die zahlreichen Purpurblumen hervor. Diese sind nur einfach fünfblätterig und gewöhnlich halb geöffnet. Bei der nahe verwandten Oel-Kamellie (Camellia Sesanqua), die hier ebenfalls vorkommt, sind die Blütenblätter heller gefärbt und ausgebreitet. Unter den Bäumen herrschen Arten aus der Familie der Kätzchenblüter vor: Euryen und Erlen (Alnus Harinoki), Weiden, mehrere Arten von Sassafras fallen uns auf. Im humusreichen Grunde sprießt zur Seite des Quellbaches der grasblättrige Kalmus (Acorus gramineus) und der Aaron (Arum ringens) streckt seine glockenförmige Tute aus dem Büschel saftiger großer Blätter empor. Die feuchte Felsenwand trägt auf weichen Moospolstern die fernhinleuchtende Goldmilz (Chrysoplenium Iwabotan), der Merk (Sium decumbens) steigt bis in das Bett des Baches und wird von dem schildblättrigen Schaumkraut (Cardamine scutata) umblüht. An trockneren Stellen begrüßen wir auch das Hungerblümchen und das ausdauernde Bingelkraut (Mercurialis perennis var. japon.). Wo der Quell nach dem schattigen Thale verläuft, bildet er mit anderen Bächen gemeinsam einen spiegelnden Weiher. Bambusrohre, Schilfe, hohe Riedgräser (Cyperus Kajatsuri) umsäumen seine Ufer, Igelskolben (Sparganium Osaka Katsuri), Wasserreis (Zizania palustris), Leersien und Kyllingien stehen in Gesellschaft mit schlanken Rohrkolben dazwischen, die ruhige Oberfläche des Wassers bedecken die schöngeformten Blätter von Seerosen und Euryala-Arten, und ihre weißen und rosenrothen Blumen wetteifern an Pracht mit der gepriesenen Lotusblüte. Hier lebt es von Wassergethieren aller Art. Der grüne Wasserfrosch thront quakend auf dem Laichkraut, am Ufer schleicht die graue Kröte und der Riesenmolch, der mit seinem vier Fuß langen häßlichen Körper uns unwillkürlich an die Gebilde früherer Erdperioden erinnert. Eine Anzahl kleinerer Salamanderarten ähneln mehr den deutschen Formen dieses Geschlechts. Vielleicht treffen wir auch eine Sumpf-Schildkröte (Emys palustris var. japon.), die sich langsam über den Schlammgrund schiebt. Im Schilf lebt es von schönen Enten und anderem Wassergevögel. Hierher eilt deshalb auch der Jagdzug der japanischen Fürsten. Wir glauben uns plötzlich in das Mittelalter unseres eignen Vaterlandes versetzt. Der Sjogun naht zu Roß, begleitet von festlich geschmückten Herren und einer zahlreichen Dienerschar. Die Einen halten die jagdlustige Beute, die Anderen tragen abgerichtete verkappte Falken auf der Faust. Jetzt jagen die Hunde den scheuen Kranich auf, der Jäger nimmt dem Falken die Haube ab und zeigt ihm das Wild. In Todesangst steigt der Kranich, um seinem Feinde zu entfliehen, bis hoch über die Wipfel der Bäume, aber schon ist er besiegt und sinkt schwer verwundet zu den Füßen des Landesfürsten. Ein altes Herkommen schreibt es dem Sjogun vor, dem Mikado jährlich einen

Kranich zu übersenden, den er eigenhändigt erlegt hat. Der Kranich gilt als Symbol des Glücks und darf eigentlich nur von den Fürsten und Vornehmen mit Falken oder mit dem Bogen erlegt werden. Dem Europäer will das Fleisch dieses Vogels nicht munden, er findet es thranig und fade, dem Geschmack der Japaner aber gilt es als ausgesuchte Leckerei, die bei keinem fürstlichen Schmause fehlen darf. Ein Kranich wird deshalb mit 8—14 Thalern bezahlt. Es kommen in Japan außer dem gemeinen Kranich auch noch der Riesenkranich und der schwarze Kranich vor. Die Jagd ist ausschließliches Privilegium des Sjogun und der Reichsgroßen, wenigstens ist es 7 Meilen um Jedo herum Niemand gestattet zu jagen.



Japanische Jäger der früheren Zeit. Nach v. Siebold.

Neben dem Kranich diesem Wappenvogel Japans, stellt man auch gern dem schlauen Reinecke nach. Der Fuchs wird als die Inkarnation alles Bösen betrachtet und darum gern nach alter Weise mit Pfeil und Bogen gejagt.

In allmäliger Steigung führt jetzt unser Pfad über eine sonnige Berghalde, die von mäßig hohen Gebüschen bedeckt ist. Die Gesträucharten wechseln rasch mit dem veränderten Standort. Dornige Elaeagnus-Arten mit weißlich schimmernden Blättern herrschen vor, fingerblättrige Schneeballensträucher und andere Spezies dieser Gattung begleiten sie. Vielerlei Spiräen verleihen durch die dichten Blütenmassen dem Ganzen ein parkähnliches Ansehen, wilde Hortensien vermehren den Blumenschmuck. Die Blütenbüschel dieser Wildlinge

weichen in ähnlicher Weise von den Formen ab, welche wir an unseren Gartenpfleglingen kennen, wie unser wilder Schneeball von dem kultivirten. Nur die Randblüten der Trugdolden zeigen die großen Blumen, die auf Kosten der Befruchtungsorgane die Korollen übermäßig entwickelt haben, die Mehrzahl der Blüten ist klein und unansehnlicher, besitzt dagegen Staubgefäße und Stempel, die wir bei unseren Gartenhydrangeen vergeblich suchen. Je nach den Arten erscheinen sie grünlich, rosenroth, weißlich oder hellblau gefärbt. Himbeerstauden mit reifenden süßen Früchten begrüßen wir als alte Bekannte, ebenso Gesträuche, welche unserem Wegdorn, Lycium und unseren Weißdornen nahe verwandt sind. Dazwischen mischen sich aber Formen, zu denen uns in unserer Flor Seitenstücke fehlen, so die Arten von Styrax und Lespedeza.

Ein Fasan (Phasianus versicolor) fliegt mit lautem Geräusch aus dem Gestrüpp empor. Sein rothbraunes Gefieder und sein langer Schwanz schillern im Sonnenschein wie flüssiges Gold. Er war der Beeren und Grassamen wegen nach dieser sonnigen Stelle gekommen und eilt nun erschreckt nach dem dichteren Gebüsch, in welchem die Henne unter dem Schutze eines umbuschten Felsblockes, verborgen durch Farnstauden die Eier brütet, deren sie im kunstlosen Neste fünfzehn gelegt hat. Es sind besonders die Beeren der Euryagebüsche, denen der schöne Vogel in Gemeinschaft mit seinen Verwandten nachgeht. Die durch ihre Farbenpracht so berühmten Gold- und Silberfasane sind auf Japan nicht einheimisch, wol aber vielfach gepflegt.

Flinke Eidechsen (Lacerta tachydromoides) von Spannenlänge und dunkler Färbung huschen über den Weg, weiterhin treffen wir Verwandte unserer Ringelnatter, deren eine Art durch Tigerflecke niedlich gezeichnet ist. Japan besitzt außer den genannten und außer mehreren Arten der Gattung Coluber, die durch dunkle Längsstreifen auf hellerem Grunde nicht unangenehm gezeichnet sind, auch eine Art der sehr giftigen Dreieckskopfschlange (Trigonocephalus Blomhoffii), die sich gewandt auf Bäume und Sträucher hinaufzuringeln versteht und zornmuthig ihrem Feinde entgegengeht, sobald sie beunruhigt wird. Sie ist eine Verwandte des sogenannten „Buschmeister", den die holländischen Kolonisten in Surinam unter allen Giftschlangen am meisten fürchten.

An dem sonnigen Felsen, der von vielerlei Insekten umschwärmt ist, treffen wir den munteren Skink (Glanzschleiche; Scincus quinquelineatus), der mit blitzschnellen Sprüngen Jagd auf Fliegen und Käfer macht. Bedächtiger, aber auch desto sicherer klimmt der japanische Gecko (Platydactylus Jamori) mit krallenbewaffneten Haftzehen an dem senkrechten Steinblock empor und scheucht das prachtvoll in Purpur gefärbte Gimpel-Hähnchen (Pyrrhula sanguinolenta) empor, das sich dort niedergelassen.

Unser Weg wird steiler, je weiter wir wandern. Tannenalleen begleiten die Straße, in den Porphyrfelsen sind Stufen eingehauen, — höher hinauf treffen wir mächtige Lager von Basalt mit Hornblendegesteinen. Der Wald ladet uns zu einer erquickenden Rast ein. Hier, sitzend auf einem mächtigen Basaltblock, schauen wir hinab auf die Baumgipfel im Thale, beschattet von den Gebüschen zur

Seite, und gleichzeitig gewahren wir an den Gebirgslehnen, wie der Charakter der Pflanzenwelt Japans sich ändert mit der Erhebung über den Spiegel des Meeres, bis endlich hoch droben der Baumwuchs seine Grenze findet, die kräuterreichen Alpenwiesen beginnen und schließlich nur noch der dunkelgefärbte vulkanische Fels sich zeigt, der trotz des Feuers in seinem Innern und trotz der hervorquellenden Rauchwolken sich einen großen Theil des Jahres hindurch in eine Schneedecke kleidet.

Wir begrüßen die Verwandten der deutschen Eiche, die sich uns durch die Kätzchenblüten und Näpfchenfrüchte als solche deutlicher zu erkennen geben, als durch das immergrüne lorberähnliche Laub, dessen Gestalt von der uns geläufigen Form des Eichenblattes sehr abweicht. Lorberarten und Ahorne mit schöngezackten Blättern stehen mit Cypressen und Lebensbäumen zusammen. Das Unterholz wird gebildet aus Myrten, Stechpalmen und Aralien. Als Lianen schlingen sich Verwandte unseres Weinstocks und Cissusranken empor.

In dem dichten Laubwerk der Baumkronen flöten Amseln und Drosseln, zwitschern Meisen und Ammern. Hier nisten schöngefärbte Tauben. Eine derselben, welche die Forscher unserem Landsmanne Siebold zu Ehren benannten (Columba Sieboldii), hat eine goldgelbe Brust und Unterseite, die Schulterfedern schimmern purpurn, Nacken und Schwanz grünlich. Der langgeschwänzte Fliegenfänger wiegt sich auf dünnem Zweige, und am alten Baumstamme hämmert der Specht. Am Quellbach läßt die Wasseramsel ihr liebliches Lied erschallen, Nachtschwalben, Eulen fehlen auch nicht. In den Baumwipfeln und auf den Felsenzacken horsten Falken, Habichte, Milane und Bussarde, während die kleineren Würger im Gebüsch ihr Wesen treiben.

Die Vogelwelt Japans hat zu den bescheidener gefärbten Sängern des Nordens zahlreiche Vögel des Südens gesellt, die durch leuchtendes Kolorit und durch prächtigen Schiller ihres Gefieders auffallen. Außer dem obengenannten Fliegenfänger wird eine andere Art dieser Gattung (Muscicapa melanoleuca) durch ihre hellblaue Farbe bemerklich, die Brust ist dabei tief schwarz und der Bauch weiß.

Auf dem nebenstehenden Bilde haben wir unseren Lesern einige Zweige japanischer Gewächse zusammengestellt und zwei der auffallendsten Vogelgestalten des Inselreichs hinzugefügt. Fig. 1 ist ein Zweig von Eriobotria japonica, 2 ein Fruchtzweig der oft genannten japanischen Pflaume (Prunus Mume), Fig. 10 ist ein Blütenzweig desselben Baumes, Fig. 3 ist ein Blütenzweig von Styrax japonica, 4 ein Fruchtzweig von der glatten und 5 ein solcher von der zugespitzten Eiche (Quercus glabra und cuspidata), 6 die japanische Citrone (Citrus japonica), 7 Wisteria japonica, 8 Styrax Obbassia, 9 Blütenzweig der kaiserlichen Paullownie (Paullownia imperialis), 11 Boymia rutaecarpa, 11 Euscaphis staphyloides, 13 Tetranthera japonica. Im Mittelgrunde unseres Bildes ließen wir eine japanische Elster (Corvus cyanus) abbilden, die besonders durch ihr hellblaues Gefieder auffällt, im Vordergrunde den schöngeschwänzten Fliegenfänger (Muscipeta principalis), dessen wir bereits gedachten.

Nach ungefährer Schätzung dürften wol $^5/_{21}$ der Oberfläche Japans mit Waldung bestanden sein, besonders alle höheren Flötz- und vulkanischen Gebirge.

Japaniſche Gewächſe und Vögel.

So ungern der Europäer im Hochgebirge das Geläut der Herdenglocken, das Rufen der Kühe und Schafe, sowie den lustigen Gesang des Hirten vermißt, so bringt doch gerade das Fehlen der Viehzucht den Forsten Japans bedeutenden Vortheil. Kein keimendes Samenkorn wird von dem Vieh zertreten, kein junger Baum von einer leckeren Ziege zerstört. Die Waldungen sind deshalb durchschnittlich in gutem Zustande, trotzdem, daß der Verbrauch des Holzes außerordentlich stark ist. Fast alle Häuser sind nur aus Holz gebaut, jährlich bedarf die Schiffahrt ansehnliche Zufuhren der besseren Holzarten, desgleichen der Brückenbau. Allgemein wendet man Holz als Brennmaterial an und schafft es nach den entlegenern Orten und von den schwerer zugänglichen Gebirgstheilen als Kohlen. Bedeutende Massen verbrauchen die zahlreichen Porzellanfabriken und Ziegelbrennereien.

Der Verbrauch an Bauholz im Reiche wird noch bedeutend dadurch gesteigert, daß jährlich nicht wenige Feuersbrünste ganze Ortschaften einäschern und durch die heftigen Teifune zahlreiche Schiffe und Boote zertrümmert werden. Der Holzhandel ist deshalb für das Land selbst von besonderer Wichtigkeit und wird theils dadurch befördert, daß einzelnen Gegenden besonders geschätzte und für gewisse technische Zwecke gesuchte Holzarten ausschließlich eigen sind, in den weiten Kulturflächen dagegen das Holz überhaupt seltener ist. Die Nutzhölzer werden gewöhnlich gleich auf dem Erzeugungsplatze in bestimmter Weise bearbeitet. Die Eigenthümlichkeiten des japanischen Häuserbaues kommen hier den Handwerkern sehr zu statten. Nicht nur daß die Häuser nach der Zahl der gleichgroßen Matten bestimmt werden und deshalb bestimmte Größenverhältnisse haben, es sind auch durch besondere Gesetze und durch den Gebrauch genau die Maße für Fenster, Fensterläden, Pfosten, Thüren und viele andere Theile der Gebäude vorgeschrieben, sodaß ein Fenster, welches in den Gebirgen von Fakone, mitten in Japan, gefertigt wurde, genau in ein Haus in Nagasaki paßt. Die Wohnungen stehen ziemlich im Preise. Vor etwa 40 Jahren kostete eine armselige, mit Stroh gedeckte Hütte 25—50 Thlr. und das Haus eines mittelmäßig begüterten Landmannes 300—400 Thlr. Das meiste Holz zum Hausbau liefern die Nadelhölzer, die, wie bereits erwähnt, in 30 verschiedenen Arten die Inseln Japans bewohnen. Je nach der südlichen oder nördlichen Lage, je nach der Erhebung über den Spiegel des Meeres treten andere Geschlechter dieser Familie auf. So bildet auf Kiusiu die sparrigblättrige Cypresse (Cupressus squarrosa), besonders in der Provinz Figo und auf den Bergen von Sukejama bis zum 30° n. Br. ansehnlich große Waldungen, ist aber dabei nur ein niedriger Baum. Der gemeinste Nadelholzbaum ist die sogenannte japanische Fichte (dichtblütige Kiefer, Pinus japonica), die in Gemeinschaft mit Pinus Massoniana dichte Wälder vom Fuß der Gebirge bis zu 1800 Fuß Meereshöhe bildet. Ihre Stämme sind 40—50 Fuß lang und dabei wie bei unserer Edeltanne gerade und stark. Ihre Begleiterin steigt bis zu 3000 Fuß empor und hat wagrecht ausgebreitete Zweige. An der oberen Grenze ihres Vorkommens verkrüppelt sie zum unansehnlichen Strauche. Der Lebensbaum (Thuja dolabrata) ist auf Nippon einer der

besten Bäume zu Nutzholz, eine nahe verwandte Art desselben mit hängenden Zweigen (Thuja pendula), die nur strauchförmig wird, wird in den Parkanlagen angepflanzt. Die Araragi-Fichte (Pinus Araragi) ähnelt der canadischen Tanne, Pinus firma dagegen unserer Fichte. Die Cunninghamia sinensis, eigentlich in China einheimisch, ist auf Japan vielfach angebaut. Die japanische Ceder (Cryptomeria japonica) bildet im Südtheile des Landes ansehnliche Wälder, meistens auf feuchtem Basaltgrund bei einer Meereshöhe von 500—1200 Fuß. Ihre Stämme sind 60—100 Fuß hoch, dabei 4—5 Fuß im Durchmesser, und der ganze Baum besitzt einen schönen pyramidenförmigen Wuchs. Das Holz ist wegen seiner Festigkeit und Weiße zu Nutzholz sehr geschätzt. Von Eiben kommen mehrere Arten vor, die Zapfenbeeren der einen Sorte (T. nucifera) werden gegessen. Auch Podokarpus ist in mehreren Spezies vertreten und bildet schöne starke Bäume. Daß auch der Ikonoki (Salisburia adiantifolia) zu den Nadelhölzern gehört, würde ein Unkundiger kaum ahnen, aber seine Nadeln sind zusammengewachsen und bilden flache Blätter. Das Holz nimmt eine schöne Politur an und wird besonders für Lackwaren sehr geschätzt. In dem Parke der „Villa Siebold" zu Leiden sind alle diese schönen japanischen Nutzhölzer angepflanzt und gedeihen trefflich.

Der Ikonoki (Salisburia adiantifolia.)

Die Vornehmen suchen einen Ehrenpunkt darin, das Innere ihrer Wohnungen mit Täfelwerk und Schnitzereien aus kostbaren Holzarten zu verzieren. Das Holz der Ceder (Cryptomeria japonica) ist dazu sehr gesucht.

Würde sich bei unserer Wanderung durch das Gebirge im Innern ein Jäger zu uns gesellen, so könnten wir vielleicht durch ihn noch mancherlei interessante Mittheilungen über die Verwendung der Waldgewächse erfahren. Er zeigte uns vielleicht die Benthamia japonica, deren erdbeerartige Früchte eine wohlschmeckende Speise bilden, — oder die sonderbare Hovenia dulcis, deren Früchte zwar ungenießbar sind, bei der sich aber die Blütenstandstiele und Fruchtträger zu saftigen Gebilden umwandeln, die angenehm süß schmecken, — oder die Aralia edulis, deren Wurzelstock sich zur Speise benutzen läßt. Noch sonderbarer dürften

uns vielleicht die Blätter der Helwingia rusciflora anmuthen, von deren Mitte die Blüten entspringen. Sie müssen dem einfachen Bergbewohner gleichfalls als Gemüse dienen. Vor den Giftbeeren der Skimmia japonica werden wir dagegen gewarnt. Wir treffen auf Arbeiter, welche Bast von einem Lindenbaume abschälen, um Schiffstaue aus demselben zu drehen. Er zeigt uns den Ikajubi-Baum (Magnolia hyppoleuca), aus dem er seinen Pfeilköcher verfertigt hat, die Eibe (Taxus cuspidata), aus deren Aesten er den elastischen Bogen herstellte. Aus dem Holze einer Stechpalme (Ilex) macht der Aino auf den Inseln Jesso und Krafto jene sonderbaren Heulpfeile, die beim Durchschneiden der Luft tönen und durch welche die Hunnen und Tataren ehemals die Völker Europa's in Schrecken setzten. An dem vorderen Ende befinden sich hohle Behälter mit seitlichen Oeffnungen, ähnlich den Brummkreiseln unserer Knaben. Wir lernen die Birkenarten kennen, mit deren Rinde die Ainos auf Krafto ihre Hütten decken, aus der sie Hüte, Dosen und Fackeln verfertigen, — die Erle, mit deren Rinde sie roth färben, — die Tesima (Morus indica), aus der sie die Schneeschuhe machen. Auf den nördlichen Inseln bauen die Ainos ihre Hütten gewöhnlich aus dem Holze des Fuppo (Abies jezoënsis), — vom Zuckerahorn benutzen sie den süßen Saft, von einem Zanthoxylon die wohlschmeckenden Früchte. Aus dem Kasjubri (Evonymus) fertigen sie Gefäße zum Wasserschöpfen, aus den Stämmen des Jamakire (Catalpa oder Paullownia) höhlen sie 50 Fuß lange Kähne aus, während das Holz der Gomuni (Quercus dentata) sich zu Schiffsgeräthen eignet. Auch das Holz des Binni (Laurus) wird zum Schiffsbau bevorzugt, da er eine bedeutende Höhe erreicht und am liebsten in der Nähe des Seestrandes wächst.

Süße Hovenie (Hovenia dulcis).

Schließlich werfen wir einen Blick auf den Wildstand der japanischen Waldungen. Jagd war neben dem Fischfang ja in der alten Zeit die Hauptbeschäftigung der Ureinwohner, und noch jetzt bestreicht der Aino den Pfeil mit dem aus der Wurzel des Sjosinozulk (Aconitum) gewonnenen und mit einer Art langbeiniger Spinne (Phalangium) vermischten Giftsaft. Verwundet er mit dieser Waffe das Wild, so gerinnt dessen Blut schon nach wenig Minuten und fließt zersetzt aus Maul, Nase und Ohren. Verwundet der Aino sich selbst, so wendet er als Gegengift eine Salbe aus Bleiweiß und Zwiebelsaft an, nachdem er das faule Fleisch, das sich nach der Verwundung bildet, durch tiefes Ausschneiden beseitigt hat.

Thierleben in Japan.

Der japanische Hase (Lepus brachyurus) hat nur die Größe unserer Kaninchen, dabei einen sehr kurzen Schwanz und kurze Ohren; auf dem Rücken ist er rothbraun, Kehle und Bauch dagegen sind weiß. Der schwarzhalsige Hase erhielt seinen Namen von seiner Färbung. Der Kopf ist ebenfalls schwarz gesprenkelt, der Rücken schwarz gewellt.

Der japanische Hirsch, der Sika, ist um ein Drittheil kleiner als unser Edelhirsch, seine Geweihstangen sind fast gerade und tragen nur vier Sprossen, von denen zwei nach vorn und oben, die dritte, sehr kleine, nach innen gerichtet ist. Auch der Sika ist in der Färbung etwas dunkler als der Edelhirsch Europa's.

In den südlichen Theilen des Landes kommt eine Affenart (Inuus speciosus), obschon selten, vor, nahe verwandt mit dem Affen, der den Felsen von Gibraltar bewohnt. In der Jugend ist derselbe isabellfarbig, im Alter oben ockerbraun, unten dunkelgrau, seine Hände sind braunschwarz und der Pelz ist lang, sehr weich und fein. Auch eine flinke Haselmaus (Muscardinus elegans) klettert, dem Eichhörnchen ähnlich, von Busch zu Busch. Ihr Pelz ist graulich rostbraun mit dunklem Rückenstreifen. Von den Insektenfressern besitzt das Reich eine besondere dunkelbraun bis schwarz gefärbte Spitzmaus und in dem Himisu (Urotrichus talpoides) einen interessanten Vertreter unseres Maulwurfs. Derselbe kommt nur in gebirgigen Gegenden vor und stößt keine Haufen auf, sieht in der Jugend hellbraun, unten bläulichgrau, im Alter dunkler aus. Außer mehreren Fledermausarten ist auch ein fruchtfressender Flederhund (Pteropus pselaphon) hier vorhanden.

Des Fuchses ist bereits Erwähnung gethan; die entlegneren Waldungen durchstreift auch ein wilder Hund, „Nippon" genannt, dem Neufundländler oder dem Dingo ähnlich. Er hat die Größe eines Schäferhundes und ist stark und kräftig gebaut, hat einen breiten Kopf und eine spitze Schnauze. Sein Pelz ist langhaarig und von fahler Färbung, sein Schwanz ziemlich lang und buschig. Eine große Hundeart treibt sich massenweis und herrenlos in den Straßen Jedo's herum. Von diesem wilden Hunde ist der japanische Wolf (Canis hodophylax), der „Jamainu" der Einheimischen, zu unterscheiden. Er ist kürzer und dabei von kräftigerem Gliederbau als der gemeine Wolf und hat eine längere, windhundartige Schnauze. Die Grundfarbe des Pelzes ist zwar grau, die Spitzen der Rückenhaare sind aber schwarz. Er hält sich in den waldigen Gebirgen in Gesellschaften zusammen. Die gemeinste wilde Hundeart auf Japan ist der „Tanuki" oder Viverrenhund (Canis viverrinus), der von den Eingebornen zum genießbaren Wildpret gezählt und vielfach verspeist wird. Er gräbt sich in den Bergwaldungen Höhlen wie der Fuchs, aus denen er bei Nacht zum Vorschein kommt, um Wurzeln oder Früchte zu verzehren, ähnelt also in seinen Sitten auffallend den Pflanzenfressern. Seines angeblich sehr schmackhaften Fleisches wegen wird auch der „Hatsimon" (Canis procyonoides) sehr gerühmt, der von den Sitten anderer Hunde auffallend durch das fast ausschließliche Verzehren von Früchten und dadurch abweicht, daß er mit Behendigkeit

Bäume erklettert. Sein Gesicht gewinnt durch dunkle brillenartige Zeichnungen um die Augen einen sonderbaren Ausdruck.

Der japanische Marder (Mustela melampus) ist fahlgelb von Farbe, Rücken und Seiten schimmern etwas ins Röthliche, die Füße sind aber fast schwarz, Gesicht und Kopf schwärzlichbraun. Er hat an Größe und Gestalt viel Aehnlichkeit von dem sibirischen Zobel, nur einen kürzeren Schwanz. Auch das gemeine Wiesel ist auf Japan häufig. Der Fischotter (Lutra vulgaris), von den Japanern „Kawa uso" genannt, bildet eine eigenthümliche Zwischenform zwischen der europäischen und der nordamerikanischen Form dieses Thieres. Er ist auf dem Rücken brauner als der unsere, am Bauche, an der Brust und Kehle jedoch spielt er ins Graue. Dagegen ist er nicht so dunkelbraun wie der canadische. Er bewohnt nicht nur die Ufer der Seen und Flüsse, sondern geht an letztern bis zur Mündung ins Meer herab, wo er am Strande Jagd auf Fische macht. Ein Otterbalg wird mit 3 bis 4 Thalern bezahlt. Die Ainos besitzen ebenso viel Geschick im Erlegen der Fischottern als im Abziehen und Zubereiten der Pelze derselben. Sie trennen das Fell an der Schnauze zuerst ab und streifen es so über das ganze Thier zurück, ohne durch Aufschneiden dem Pelzarbeiter zum Nachtheil zu schneiden. Den leeren Balg füllen sie mit Alaun, Asche und Salz und trocknen ihn vorläufig an der Luft.

Eine Hauptrolle spielt bei den Jagden der Ainos der einheimische Bär (Ursus tibetanus), der die Mitte zwischen dem malayischen und dem Lippenbär hält. Er ist von starkem Gliederbau und gedrungenem Körper. Sein Gesicht erhält durch die Form der Nase einen fast hundeartigen Ausdruck. Die Ohren sind sehr groß, der Pelz schwarz und auf der Brust mit einem weißen Gabelfleck gezeichnet. Im Herbst feiern die Ainos auf Jesso alljährlich das Osmia-Fest, bei dem der Kopf eines frisch erlegten Bären ein nothwendiges Stück der Staffage bildet. Außerhalb des Dorfes wird an einem schönen Tage eine Hütte aus Holz errichtet und in der Geschwindigkeit mit Baumzweigen gedeckt. An einer Bretterwand ist nun der erwähnte Bärenkopf aufgehangen, neben demselben die Waffen und andere Kostbarkeiten des Häuptlings. Geheiligte Weidenzweige sind innen und außen an der Hütte aufgesteckt und am Boden Matten zum Daraufsetzen ausgebreitet. Eine Suppe aus Bärenfleisch eröffnet das Gastmahl und wenn der Saki die Gäste fröhlich gemacht hat, werden Gesänge und Tänze aufgeführt. Solche Bärenfeste finden auch bei allen weiter nördlich wohnenden Völkern, namentlich bei den Giljaken, statt. Ihnen gilt der Bär als Gottheit, der man die größte Ehre erweist, indem man sie — verspeist.

Wir setzen im Geiste unsere Wanderung am Gebirge hinauf fort und gelangen in die vorhin erwähnten Nadelholzwaldungen. Vom nadelbedeckten Boden schauen uns Verwandte unserer Heidelbeeren entgegen, ebenso Andromeden und Alpenrosen (Azalea japonica). Wir erreichen das Ende der Baumgrenze, — nur niederes Wachholder- und Kiefergestrüpp, das an unser Knieholz erinnert, kommt vor und schließlich blühen nur noch einzelne Alpenblumen zwischen den ummooften Felsen. Die meisten höhern Kuppen und Kegelberge der Inseln

sind Vulkane, theils erloschene, theils noch jetzt thätige. Die Klüfte, welche sie durchziehen, die senkrechten Abstürze, welche die Basalt- und Trachytmauern bilden, machen die höhern Theile der Gebirge äußerst schwer zugänglich und werden deshalb nur selten besucht. Hier oben hat die japanische Gemse, die rauhe Antilope (Antilope crispa), ihren Aufenthalt, ist aber verhältnißmäßig sehr selten. Das hübsche Thier hat einen kurzgedrungenen Leib, dabei einen dünnen Hals, kurzen Kopf und eine sehr verschmälerte Schnauze. Die Ohren sind auffallend groß und oval, die Beine hoch und dünn. Der Schwanz gleicht einem kurzen, dünnen Ziegenschwanze. Die Hörner treten gleich von Anfang an weit auseinander und übertreffen die Ohren an Länge; sie sind nur sanft gekrümmt. Am Grunde sehr stark und geringelt, verdünnen sie sich schnell nach oben und werden glatt. Die langen Hufe sind scharf zugespitzt und zum Klettern vortrefflich geeignet. Das grobe Haar des Pelzes ist lang und gekräuselt, an den Wangen verlängert. Das Oberhaar ist seidenartig glänzend, weiß und braun gefärbt. Schnauze, Stirn, Ohren und Füße sind graubraun; der Rücken ist braun, das dichtere und längere Winterkleid röthlich braun. Auf den Gebirgen der Aleuten lebt auch der Argali (Ovis Argali).

Die kahlern felsigen Theile der Gebirgskämme weisen uns darauf hin, einen Blick auf den Reichthum der japanischen Inseln in Bezug auf Mineralien zu thun. Das flache Küstenland ist größtentheils aus Flötzgesteinen gebildet, die theils durch emporsteigende Vulkane vom Grunde des Meeres emporgehoben wurden, theils von den Flüssen, die von den Gebirgen herabströmten, angeschwemmt. Ueber den geologischen Bau dieses Vorlandes haben wir noch verhältnißmäßig wenig Kenntniß, da die Japaner selbst bei ihren Naturaliensammlungen mehr auf Kuriositäten und auf metallversprechende Gesteine achten, als auf die leitenden Versteinerungen. Im Norden der Insel Sikok wurde ein Mammuthsschädel von ziemlich sechs Fuß Länge gefunden. Die Japaner schreiben dergleichen fossile Ueberreste fabelhaften Drachen zu, die in der Götterlehre eine Rolle spielen.

Granite und Basalte ragen schon in den unteren Gegenden inselartig hervor, und in den höheren Gebirgstheilen sind die vulkanischen Gesteine die vorherrschenden.

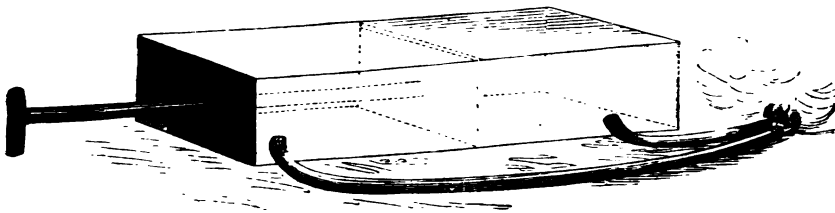
Der Bergbau und die Gewinnung edler Metalle in Japan bildete zwar lange Zeiten hindurch die fast ausschließliche Grundlage des Handels, den die Holländer mit diesem Reiche unterhielten, sie scheinen aber durchaus nicht in einer Weise betrieben zu werden, welche dem muthmaßlichen Reichthum des Landes an unterirdischen Schätzen entspräche. Zu Tage ausgehende Erzadern, welche die erste Veranlassung gegeben haben mochten, die Metalle zu benutzen, werden schwerlich noch aufgefunden, der Bergbau wird nur in mühsamer Stollenarbeit betrieben und rein durch beschränkte praktische Grundsätze geleitet. Es fehlen dem japanischen Bergbauwesen alle jene theoretischen, wissenschaftlichen Mittel, durch welche sich das europäische in den letzten Jahrzehnten so außerordentlich gehoben hat, durch welche man sich das Auffinden von Lagerstätten,

das Aufschließen derselben, das Bewältigen der Tagwasser, sowie das Hüttenwesen so sehr erleichtert hat. Den Magnet kannte man in Japan schon sehr früh. Bereits im siebenten Jahrhundert wird in den Jahrbüchern von einem Rad gesprochen, welches nach Norden zeige. Das Silber soll im Jahre 674, Gold im Jahre 649 und Kupfer im Jahre 708 entdeckt worden sein.

Im ersten Jahrhundert des Verkehrs der Europäer mit Japan war der Metallreichthum des Landes sehr bedeutend. Nach den alten, aus jener Zeit stammenden Nachrichten prägte man damals in Nagasaki jährlich (im Jahre 1706) 6,192,800 Kobang Gold, oder nach unserm Gelde für 41,748,300 Thaler, ferner 112,268,700 Taels Silber (126,140,000 Thaler) und für 1,228,997,500 Livres Kupfer (412,198,660 Thaler). Die hohen Preise der Landesprodukte, welche noch gegenwärtig in Japan gebräuchlich sind, und auf welche wir oben beim Hausbau bereits aufmerksam machten, lassen noch gegenwärtig auf größere Geldmengen schließen, die im Lande coursiren. Der bedeutende Aufwand vieler Vornehmen und Reichen weist auf ansehnliche Hülfsmittel an edlen Metallen hin. Nach Siebold's Mittheilungen waren (1826) in Jedo und Ohosaka bedeutende Mengen von gemünztem Gold und Silber im Umlauf. Auf der Insel Sado und in den Landschaften Dewa und Tasima (in den Distrikten Akiha und Satsi ohana) sind die Erze der dortigen Kupferminen zugleich silber- und goldhaltig. Ebenso ist es bekannt, daß mehrere Flüsse in der Landschaft Tohotomi Goldsand führen und in Satsuma ansehnliche Mengen Gold gewonnen werden. Der Fürst jenes Gebiets entrichtete seinen Jahrestribut an den Sjogun in 125 Kin (150 Pfund) dieses Metalles. Silber wird verhältnißmäßig weniger gewonnen, steht deshalb in höherem Werth. Am reichsten ist die Ausbeute in Kupfer. Die Minen im Beziscan-Gebirge in der Landschaft Ijo auf Sikok liefern jährlich 7200 bis 8000 Pikol (900,000 bis 1,000,000 Pfund) Metall, diejenigen in Nambu in Mustu 4000 bis 5300 Pikol (500,000 bis 662,500 Pfund), die Minen in Akita in Dewa geben 6000 (750,000 Pfund), jene vom Kamegama-Gebirge auf der Insel Sado erzeugen 2000 bis 2500 Pikol (250,000 bis 307,500 Pfund), also zusammen ungefähr gegen 20,500 Pikol (2,562,500 Pfund) Kupfer. Das für den Handel bestimmte Stabkupfer wird ausschließlich in Ohosaka in die vorgeschriebene Form gebracht. Den dabei gebräuchlichen Vorgang beschreibt Thunberg in folgender Weise. „Das Haus," sagt er, „worin man diese Operation vornahm, hatte einen Umfang von zehn bis zwölf Ellen, und an einer Wand war eine Mauer wie eine Nische aufgeführt. In der letztern stand ein Herd, auf dem das Erz vermittelst kleiner Blasebälge geschmolzen ward. Nebenbei war ein Loch ungefähr eine halbe Elle tief gegraben. Ueber dasselbe waren zehn viereckige eiserne Stangen nur einen Finger breit auseinander gelegt, und zwar die eine Ecke aufwärts gekehrt. Ueber diese war ein Stück Segeltuch ausgespannt und zwischen die eisernen Stangen niedergedrückt. Darauf ward nachher Wasser ungefähr ein paar Zoll hoch geschüttet. Das geschmolzene Gut ward mit eisernen Kellen aus dem Herde genommen und in diese beschriebenen Formen gegossen, sodaß jedesmal zehn bis elf Stangen von der Länge einer

Viertelelle fertig wurden. Sobald diese herausgenommen waren, ward mit dem Gießen fortgefahren und das kalte Wasser jedesmal frisch aufgeschüttet. Das japanische Kupfer scheint davon seinen Glanz zu haben, daß man es dergestalt in Wasser gießt." Jedes dieser Stäbchen wiegt etwa ein halbes Pfund und für die Holländer wurde ungefähr ein Pikol (125 Pfund) in je eine Kiste zum Versenden eingepackt.

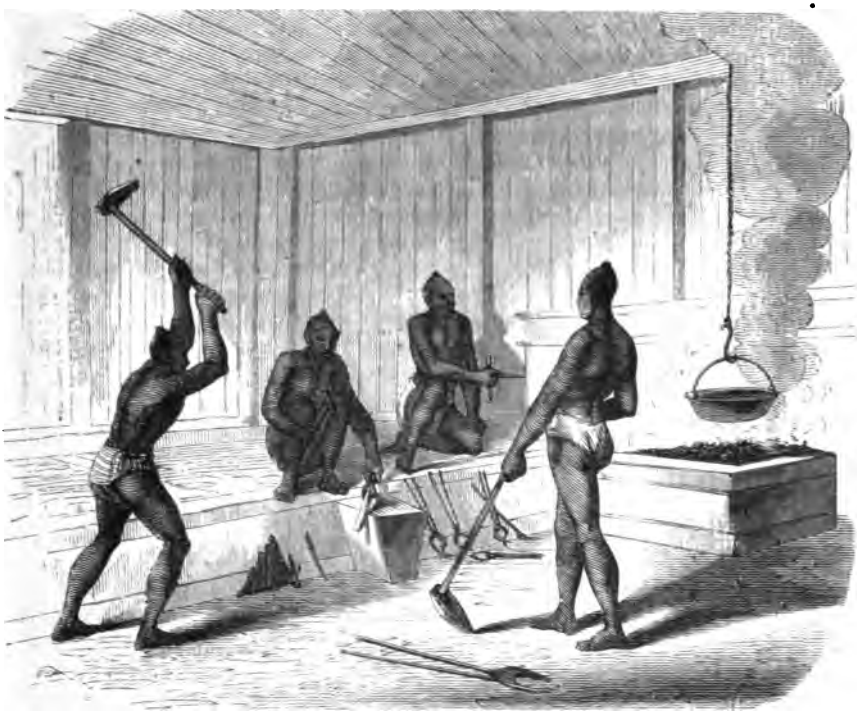
Die japanischen Münzen, besonders die ältern, sind von sehr verschiedenem Gehalt und mannichfaltiger Form. Einige sind platte Rundstücke ähnlich den unseren, andere dagegen viereckig, andere bohnenartig langrund, noch andere gleichen sogar Erbsen. Ebenso abweichend sind die eingedrückten Stempel. Auf einigen Goldmünzen ist das Bild des Daikokus ausgeprägt. Es ist dies der japanische Merkur, der Gott des Handels und des Reichthums, der auf zwei Reissäcken sitzend, in der rechten Hand einen Hammer, in der linken einen Sack haltend, dargestellt wird. Außer Gold-, Silber- und Kupfermünzen hat man auch dergleichen von Messing und Eisen. Vielfach sind auch Wechselanweisungen im Gebrauch, besonders Ausländern gegenüber, da Ausfuhr von edelm Metall und Münzen sehr streng verboten ist.



Japanischer Blasebalg.

Außer den obengenannten Minen sind auf den verschiedenen Inseln des Reiches noch andere in Betrieb, deren jährliche Ausbeute auf 20,000 Pikol (2,500,000 Pfund) veranschlagt wird. Im Lande selbst ist viel Kupfergeschirr, sowie Kupferbleche an den Thür- und Fensterbeschlägen der feuerfesten Magazine in Gebrauch. Große Mengen werden außerdem zu erzenen, bronzenen und messingenen Verzierungen der Gallerien und Tempel, Brücken und Prachtgebäude, zu gottesdienstlichen Geräthschaften und Idolen verwendet. Die jährlich erzeugte Menge Kupfer dürfte sich deshalb wol auf 50 bis 60,000 Pikol (6,250,000 bis 7,500,000 Pfund) steigern. Die Ausbeute der gewonnenen Erze würde eine viel bedeutendere sein, wenn nicht durch die unvollkommene Beschickung der letztern und das mangelhafte Hüttenwesen soviel verloren ginge, daß man vielleicht nur 4 bis 5 Prozent des Gehaltes gewinnt. Zu den Arbeiten in den Kupferminen werden vielfach Staatsverbrecher benutzt.

Eisen wird im Verhältniß zur zahlreichen Bevölkerung sehr wenig erzeugt, die jährliche Ausbeute mag nicht viel über einige hunderttausend Centner betragen.



Japaniſche Schmiede.

Das Stabeiſen ſteht in einem unverhältnißmäßig hohen Preiſe im Vergleich zu dem Roheiſen. Es läßt dies auf ein koſtſpieliges und umſtändliches Verfahren ſchließen, das beim Friſchprozeß gebräuchlich iſt. Vom Gußeiſen gilt der Centner gegen 4 bis 6 Thaler, vom Stabeiſen 14 Thaler, vom Stahl gar 20 bis 24 Thaler. Vorſtehende Abbildung führt uns in eine japaniſche Schmiedewerkſtatt ein, in welcher uns die abweichende Form des Blaſebalges fremdartig auffällt. Wie auf der vorſtehenden Abbildung zu ſehen iſt, beſteht derſelbe aus einem Kaſten, aus welchem ein Luftrohr nach dem Feuerherd führt. Die Luft ſelbſt wird durch das Hin- und Herſchieben eines dichtſchließenden Schiebers zum Entweichen genöthigt. Das Inſtrument erfordert deshalb viel größere Anſtrengung bei ſeiner Handhabung, als dies bei den Blaſebälgen unſerer Schmiedewerkſtätten nöthig iſt. Obſchon der Verbrauch von Eiſen entfernt nicht mit dem zu vergleichen iſt, wie er in Europa ſtattfindet, da man des hohen Preiſes wegen viele Gegenſtände aus Kupfer fertigt, zu denen wir Eiſen verwenden, ſo findet man doch immerhin zahlreiche Dinge aus gegoſſenem oder

geschmiedetem Eisen dargestellt. Allgemein gebraucht man gegossene Kochgeschirre aus Eisen, Waffen und Geräthe zum Landbau und Häuserbau, zu den Handwerkszeugen der Zimmerleute und Tischler. Eine Zukunft hat die Eisenindustrie in Japan jedenfalls, zumal wenn erst die Gewinnung des Metalls nach europäischer Weise durchgeführt wird. Einen Beginn damit hat der weise Fürst von Satsuma gemacht, welcher einen Hohofen auf seiner Domäne erbauen ließ.

Von unschätzbarem Werthe für das Land sind die reichen Steinkohlenlager. Erst seit dem Jahre 1859 wurde die Nachfrage nach den schwarzen Diamanten eine bedeutende und damit begann die Ausbeute; die Qualität ist eine ausgezeichnete. Doch ist man noch nicht bis in die tiefsten Schichten vorgedrungen und betreibt meistens nur Tagbau. Man führt die Steinkohle meist nach China aus, wie denn von 1859 bis 1862 allein 130 damit beladene Schiffe aus dem einen Hafen Nagasaki ausliefen. Daselbst verkauft man die Tonne (20 Ctr.) für $4^1/_2$ Dollars, während englische Steinkohlen dort 20 Dollars kosten.

Außer den genannten Metallen besitzt Japan auch Zinn, Blei, Schwefel, Zinnober, Arsenik, Alaun, Salpeter. Ehedem machte man auch Zeuge aus feinstrahligem Asbest. Bimsstein ist in dem mit Vulkanen überreich gesegneten Lande keine Seltenheit. Auch weißer Marmor und Serpentin kommen vor. An einigen Stellen quillt ein feines Bergöl aus der Erde. Granit und Basalt liefern feste Bausteine. Sie werden in Gemeinschaft mit Feldsteinen zu cyklopischen Mauern und Sockeln der Gebäude, zu Götzenbildern, Grab- und Denkmälern verwendet. Einen besondern Ruf hat aber das Land durch seine vorzügliche Porzellanerde gewonnen, mittels welcher es möglich wird, jene schönen Geschirre in so bedeutenden Mengen herzustellen; selbst der ärmste Japaner besitzt Porzellangeschirr. Auch die Ziegelbrennerei ist im Schwunge, und die japanischen Dachziegel sind meistens schöner und dauerhafter als die bei uns gebräuchlichen.

Bei der reichen Fülle von Formen, welche die japanische Natur entfaltet, und bei dem Grade von Sinnigkeit, welcher der Bevölkerung des Landes nicht abgesprochen werden kann, ist es leicht zu erklären, daß besonders die Pflanzenwelt in höherem Grade in die religiösen Anschauungen und gottesdienstlichen Gebräuche verwebt wurde, als solches bei den Völkern des kühlern Europa's der Fall ist. Die buddhistische Religion beförderte noch jene Neigung und verschmolz in eigenthümlicher Weise mit dem alten Kami-Dienste, der ein Naturkultus war.

Einen besondern Geschmack entwickeln die Japaner auch bei der Anlage ihrer Tempel. Die Mönche wenden sich daselbst nicht an die Landesregierung, um mit Hülfe von Gesetzen und Kirchenzucht die Bevölkerung zum Besuch der Gotteshäuser zu zwingen, sie suchen statt dessen alles Mögliche hervor, um die Frommen herbeizuziehen, indem sie vorzüglich die Umgebung der Gebäude interessant und angenehm zu machen suchen. Man wählt stets die am schönsten gelegenen, die besten Aussichten gewährenden Plätze aus. So sind in der nächsten Umgebung von Nagasaki zwischen 50 bis 90 Tempelgebäude auf den Hügeln und Bergvorsprüngen gelegen, die sich untereinander so sehr ähneln, daß der ankommende Fremde für den ersten Augenblick völlig bestürzt wird.

Zu allen führen vom Fuß der Berge schön unterhaltene Stufenreihen von mitunter sehr bedeutender Länge hinauf, die an den Seiten von schattigen Alleen eingefaßt sind. Die einzelnen Tempel suchen sich durch Merkwürdigkeiten, Schönheit ihrer Anlagen oder besondere Annehmlichkeiten zu überbieten, da das Einkommen der Priester durch den stärkern Besuch gesteigert wird. Ringsum blühen prächtige Azaleen und Kamellien, prahlende Päonien und herrliche Lilien, sowie Orchideen. Nandina- und Aukuba-Gesträuche stehen als glückbringende Gewächse zu den Seiten des Eingangs. Der Celastrusstrauch (Celastrus alatus) fällt durch seine breit geflügelten Zweige auf. Heirathslustige Japaner sollen denselben, nach Thunberg's Erzählung, vor die Thüren ihrer Häuser pflanzen, um anzuzeigen, daß sie eine Braut suchen. Man ladet also durch einen Baumzweig zur Hochzeit ein, wie man durch einen ausgestreckten Bambusrohrstengel den Ankommenden warnt, wenn Blatterkranke sich im Hause befinden. Auch die herrliche Gardenia florida und die Lagerstroemie (L. indica) findet sich neben den Tempeln oft angebaut und der heilige Sternanis (Illicium religiosum) fehlt selten.

Japanischer Tempel mit einer heiligen Tanne.

In den Blumenvasen im Tempel stecken gewöhnlich einige starkduftende Zweige von dem letztgenannten Baume neben der hochgeschätzten Lotusblume. Besonders schöne oder geschichtlich interessante Bäume werden in besonderen Ehren gehalten. An dem einen Tempel zeigt man dem ankommenden Pilger eine uralte heilige Tanne, von welcher die Sage mittheilt, daß sie von einem Kami (Gott) in der Urzeit selbst gepflanzt worden sei. Ihre gewaltigen, wagrecht abstehenden Zweige sind durch das Alter so morsch, daß sie abzubrechen drohen und man sie deshalb mit zahlreichen Stützpfeilern versehen mußte. Auf der Felsklippe,

die über die Meerflut hinausragt, steht ein Kirschbaum mit rosenrothen, dichtgefüllten Blüten. Hier hing einst ein liebendes Mädchen ihr Gewand auf, bevor sie sich von dem Felsen hinab ins Meer stürzte, das ihren Bräutigam verschlungen hatte. An einer andern Stelle zeigt der Priester dem Gläubigen einen Bambusstrauch, der aus einer längst verdorrten Angelruthe entstand, welche ein Halbgott der Vorzeit hier in die Erde pflanzte. Einige dieser Tempel sind berühmt wegen der zahlreichen Nachtigallen, welche sich in den Gebüschanlagen der Nachbarschaft aufhalten, andere zeichnen sich aus durch Scharen von schöngefärbten Enten, Gold- und Silberfasanen und anderm schönen Gevögel, einige halten Schildkröten in kleinen Teichen oder schillernde Fische, und einige haben sogar einen besonderen Ruf durch die zahlreichen leuchtenden Johanniskäferchen erhalten, welche sich in ihrer Nähe aufhalten. An den Abhängen der Tempelberge sind nicht selten Wildparks angelegt, in denen schäumende Quellbäche liebliche Wasserfälle bilden und Scharen von Singvögeln und anderm Gethier gehegt werden. Als Opfergaben werden außer Blumen mancherlei Erzeugnisse der Pflanzenwelt dargebracht: Früchte, Reis, Reiskuchen und Thee.

Der alte Naturdienst klingt noch bei Ainos und Japanern in zahlreichen Gebräuchen, Bezeichnungsweisen u. dgl. fort. So bezeichnen z. B. die Ainos auf Jesso ihre Grabstätten mit Baumsturzen, in welche sie Verzierungen einschneiden. Das heilige Zeichen ist dabei das sogenannte Inao, d. h. ein Weidenholz, an dessen oberem Ende ein oder zwei quirlförmige Büschel Späne befestigt sind. Diesem Inao gleicht das Hei oder Gohei, ein heiliges Geräthe, das die Japaner auf Nippon beim Gottesdienste benutzen und zu welchem sie einen Pfahl aus dem Holze des Sonnenbaums (Thuja Hinoki oder Retinispora obtusa) benutzen. An das obere Ende dieses Pfahles befestigen sie Papierstreifen. Das Gohei wird besonders bei dem Kamidienst angefertigt, welcher bei der Feier das Neujahrs sich noch aus alter Zeit erhalten hat, und erinnert in manchen Beziehungen an unsern Weihnachtsbaum mit seinem Schmuck. Zu jenem Feste richten die Priester eine besondere Halle zu, die sie „Oho tabi tokoro", den „hohen Ruheplatz der Reise", nennen. Sie ist äußerst einfach gebaut, um an die einfache Bauweise der Alten zu erinnern, und besteht nur aus leichten Bambusstangen, auf die man ein Strohdach errichtete und deren Seiten man mit Matten behing. An dem Giebel der Festhalle befestigt man Zweige vom Sonnenbaum oder der japanischen Cypresse, vor dem Eingang stehen ebenfalls zwei grüne Tannen. In der Nähe ist ein helles Feuer angezündet und mit dem Wasser, das in einem Kessel über demselben siedet, besprengt man mittels Bambusbesen den Platz. Der einzelne Hausvater schreitet an demselben Feste durch seine Wohnung und wirft unter die Seinen mit vollen Händen geröstete Maiskörner aus, indem er dabei ruft: „Böser Feind, weiche hinaus! Glück und Segen herein!" —

Am dritten Tage des dritten Monats feiern die Mädchen und Jungfrauen das „Pfirsichblütenfest", auch wol Puppenfest genannt, etwas später die männliche Jugend das Kalmus- oder Flaggenfest. Am neunten Tage des neunten Monats wird das Goldblumenfest begangen.

Außer diesen, das ganze Volk in Anspruch nehmenden Festen begeht man in den engern Kreisen noch andere, die ebenfalls zum Theil an das Naturleben und an den wechselnden Lauf des Jahres angeknüpft sind. So feiert man am Hofe des Sjogun und des Mikado ein Fest des „Bewirthens auf ein Bohnenmus“ und bezeichnete damit den Winter, in welchem grüne Pflanzenspeisen fehlen. Dann folgt das „Darbringen der frischen Gemüse“, später im vierten Monat das „Beschauen der Fusi-Blumen und Belustigungen unter den Fusi-Lauben“. Am fünften Tage des fünften Monats veranstaltet man die „Lese der heilsamen Kräuter und Schutzmittel gegen ansteckende Krankheiten“, bis im Herbst festlich mit dem „Beschauen der buntwerdenden Ahornblätter“ geschlossen wird.

Kämpfer erzählt, daß ein japanischer Herrscher, der im Zeichen des Hundes geboren war, den Befehl erlassen habe, jede Straße einer Stadt müsse eine bestimmte Anzahl Hunde halten. Es sind für dieselben besondere Hundeställe eingerichtet, man pflegt die Thiere sorgsam, wenn sie erkranken, und beerdigt sie, sobald sie sterben, auf den Bergen. Von den Frauen werden Schoßkätzchen gern gehalten und gehätschelt. Dem Namen nach zu urtheilen, scheint man sie aus China erhalten zu haben, denn die Japaner nennen sie Mia, die Chinesen Miau.

Wie sich aus den vorstehenden Umrissen der japanischen Natur ergiebt, birgt das Land noch zahlreiche mineralogische Schätze, welche auf die geistige Macht der Europäer zu warten scheinen, um ans Licht zu steigen und den großen Kreislauf durch die Industrie anzutreten. Die hohe Ausbildung, welche das Gewerbsleben der Japaner in manchen Beziehungen erhalten hat, die Erzeugnisse seiner Pflanzenwelt, die sich ansehnlich steigern lassen, sobald sie europäischer wissenschaftlicher Forschung unbeschränkter zugängig werden, bieten dem Handel werthvolle Stoffe zur Ausfuhr, während die geringe Entwicklung anderer Zweige, besonders die vernachlässigte Wollenmanufaktur und Eisenfabrikation mit dem ganzen Maschinenbauwesen die Hauptrichtungen bezeichnen dürften, in denen die Einfuhr vorwärts zu gehen hätte. Man soll und muß zugeben, daß Japan mit allen Naturgütern reich gesegnet ist, wie es deutlich aus den vorhergehenden Abschnitten hervorgeht. Ein Boden, der edle Metalle, Kupfer, Eisen, Blei und Steinkohlen in unerschöpflicher Fülle birgt; ein reiches Kulturland voll trefflicher Pflanzen, prächtige Wälder, ein günstiges Klima, vorzügliche Lage zwischen China und Nordamerika und ein intelligentes Volk sind die Bürgschaften einer großartigen Entwicklung, die unter dem Einflusse Europa's vor sich gehen und ein Kulturland im besten Sinne des Wortes schaffen wird, wie Asien es noch niemals gesehen.

Eine ganz neue Zeitperiode ist für Japan angebrochen und das Reich muß mit dem Strome und Winde vorwärts gehen, durch den es jetzt getrieben wird. Glücklich, wenn es Steuerleute findet, die das Schiff durch die Brandung sicher in den Hafen führen. An einen Rückschritt ist nicht mehr zu denken, das ist eine absolute Unmöglichkeit. Pflicht der kaiserlichen Regierung ist es

sich an die Spitze zu stellen und offen das Banner des Fortschritts zu entfalten; nur hierdurch kann sie sich als Haupt so vieler mächtiger Vasallen erhalten, von denen manche selbst besser als die Landesregierung einsehen, daß man nur vorwärts gehen könne. Kräftig und schnell! so muß der Wahlspruch lauten, und alle Elemente zu einer kräftigen Entwicklung sind vorhanden; sie brauchen blos entbunden zu werden. Thut man dieses, dann ist Japans Unabhängigkeit durch die eigene Kraft gewährleistet. Versäumt man aber die günstige Gelegenheit, dann kann die Einmischung der Europäer leicht einen Grad erreichen, wie jetzt in China, das ganz zu ihren Füßen liegt. Der abendländische Einfluß ist zugleich Japans größter Freund und größter Feind. Mit ihm, richtig angewandt, erblüht dem Volke eine glänzende Zukunft — gegen ihn aufzutreten kann den Verfall zur Folge haben.

Ehe wir aber diese Berührungen mit dem Abendlande und die Wiedereröffnung des verschlossenen Sonnenaufganglandes schildern wollen, ist es nöthig, einen Blick auf das Volk, auf seine Sitten und Gebräuche, auf seine Religion sowie seine sozialen Zustände zu werfen, die in der That des Seltsamen und Wunderbaren genug zeigen.

Japanischer Schmied.

Verehrung eines buddhistischen Oberpriesters. Nach Humbert.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Typus eines Japaners.

Typus einer japanischen Dame.

Das Volk Japans.

Japaner und Ainos. — Sprache. — Literatur und dramatische Poesie. — Arzneikunde und Astronomie. — Schulwesen. — Taufe, Hochzeit, Begräbniß. — Familienleben. — Theehäuser. — Die Volksklassen. — Justiz. — Die Religionen.

Es wäre Unrecht, wollten wir die Japaner mit europäischem Maßstabe messen und nach unseren Anschauungen beurtheilen. Japans Volk ist ein Kulturvolk, dessen Sitten und Gebräuche meist von den unsrigen abweichen und an dem uns Manches höchst sonderbar erscheint. Aber umgekehrt ist bei den Japanern dasselbe der Fall, denn auch sie finden Vieles an uns auffallend und seltsam, was wir für ganz natürlich halten. Es ist daher nöthig, daß wir soviel wie möglich die Japaner aus sich heraus beurtheilen und gerecht gegen dieses große Volk sind, das zu einem ganz anderen Menschenstamme, wie wir, gehört, nämlich zum mongolischen, dessen letzten Ausläufer nach Osten hin es bildet. Zugleich vermag sich aber kein anderes asiatisches Volk mit den Japanern in Bezug auf die Civilisation zu messen. Diese ist bei ihnen ganz original und in ihrer Entwicklung bis jetzt kaum gestört worden. Nur von China her empfing Japan früher Einflüsse. Aber diese wurden verarbeitet und vom japanischen Volksgeiste gleichsam aufgeschlürft. Japan hat, wie wir sehen, sein geordnetes und reich gegliedertes Staatsleben, in dem vieles an unser Mittelalter erinnert. Dabei

aber finden sich schon vor Hunderten von Jahren in Japan segensreiche Einrichtungen, die wir in Europa erst in der neueren Zeit kennen lernten. So giebt es dort Civilstandsregister, die in Europa neueren Datums sind. Seit vielen Jahrhunderten sind Geburten, Heirathen und Sterbefälle in jeder Gemeinde verzeichnet worden. Das Finanzwesen hat sich allezeit in musterhafter Ordnung befunden, und ehe das Land mit den Fremden in Berührung kam, hat man außerordentliche Abgaben kaum gekannt. Pässe und Urkunden, die in Europa Geld kosten, lieferten die japanischen Behörden immer gebührenfrei. Auch gab es von jeher Wasserleitungen, Posten, Landstraßen, Volksschulen, und alljährliche Volkszählungen.

Indem wir hier nur einen kurzen Abriß der Eigenthümlichkeiten des japanischen Volkes geben und die weiteren Ausführungen den folgenden Reiseschilderungen überlassen, beginnen wir mit dem Aeußern dieses mongolischen Völkerstammes. Die Fischer und Küstenbewohner sind klein, aber kräftig, von dunkler Gesichtsfarbe und haben krauses, in der Regel schwarzes Haar. Der Gesichtswinkel springt weit vor, der Mund wird von wulstigen Lippen umgeben, die Nase ist klein und leicht gebogen. Die Bewohner des Innern sind größer und haben ein breites, flaches Gesicht mit einem großen Munde, einer dicken und eingedrückten Nase, länglich schmalen und tiefliegenden Augen. Ihre Farbe ist gelb, bei den Vornehmen, die sich wenig der Sonne aussetzen, weiß, der Kopf groß, der Hals kurz, das Haar röthlichbraun. Die Augenbrauen sitzen höher als gewöhnlich. Die Abbildungen an der Spitze dieses Abschnittes zeigen den Charakter der Gesichtsbildung der japanischen Bevölkerung. Die japanischen Damen haben vor den Männern den Vorzug einer feinern und weißern Haut voraus. Nicht wenige von ihnen können in ihrer Weise sogar auf Schönheit Anspruch machen. Auf Jesso, Sachalin (Krafto) und den südlichen Kurilen wohnt ein von den Japanern abhängiges und in vielen Beziehungen von ihnen verschiedenes Volk. Seit Spangenberg 1739 diese Inseln besuchte, nannte man die Menschen, die er dort fand, behaarte Kurilen und fabelte von ihnen, daß ihre Haut am ganzen Körper einem Pelze gleiche. Der buschige Bart und das stark behaarte Gesicht der Männer, wie das lang herunter hängende Haar beider Geschlechter haben zu dieser Meinung Anlaß geben können, welche gleichwol eine irrige ist. Die meisten sind am Leibe nicht stärker behaart als manche Europäer, und nur einige machen in dieser Beziehung eine Ausnahme. Sie heißen Ainos und sind, nach Siebold's Vermuthung, in vorgeschichtlicher Zeit aus ihren innerasiatischen Sitzen am Amur hinabgegangen. Andere Völker, welche ihnen folgten, die Kamtschadalen, die Koriäken und Tungusen, beschränkten sie auf ihre gegenwärtigen Wohnsitze. Sie sind ein stilles, gutmüthiges, bereitwilliges und bescheidenes Volk. „Wenn sie Hirten wären und Herden besäßen", sagt Laperouse von ihnen, „so würde ich mir von den Sitten und Gebräuchen der Patriarchen keine andere Vorstellung machen können." Unreinlich sind sie freilich im höchsten Grade, und würden sie nicht zuweilen vom Regen oder im Meere und in den Flüssen naß, so würde niemals Wasser an ihre Haut kommen. Alle sind ziemlich

von demselben Wuchs, 5 Fuß 2 Zoll bis höchstens 5 Fuß 4 Zoll hoch. Ihre dunkle, beinahe schwarze Gesichtsfarbe und ihr schwarzes struppiges Haar macht sie den Kamtschadalen ähnlich, doch sind ihre Züge weit regelmäßiger. Die Frauen sind ebenso dunkelfarbig, und ihr ins Gesicht fallendes Haar, ihre blaugefärbten Lippen und ihre tättowirten Hände nehmen ihnen jeden Anspruch auf Schönheit. Sie leben hauptsächlich von Fischen und kleiden sich in die Felle und Pelze der Thiere, welche sie erlegen. Viele ziehen über den unteren Theil ihrer Kleidung baumwollene Hemden, die sie von den Japanern erhalten. Ihr Handel ist Tauschhandel, und die Waaren, welche sie für rohe Schmucksachen, baumwollene Zeuge und etwas Reis geben, sind Fische und Pelze. Für einen Knopf sind ihnen fünfzig, ja hundert Fische nicht zu viel. Von den Japanern werden sie mild behandelt und gegen Betrügereien geschützt, aber für ihre geistige Bildung geschieht gar nichts. Ihre Abgeschlossenheit von der übrigen Welt hat ihre Entwicklung vollständig gehemmt, und die Berührung der Art von Kultur, welche ihnen von den Matrosen der Walfischfahrer und von den russischen Pelzhändlern gebracht wird, muß sie ganz zu Grunde richten.

Typus eines Aino.

Die eingehendsten Berichte über dieses interessante, im Aussterben begriffene Volk, verdanken wir einem französischen Missionär, Mermet de Cachon, der längere Zeit unter ihnen lebte. Nach ihm scheinen die Ainos auf dem weiten Inselgürtel, der von den Liu-kiu bis nach Kamtschatka hingeht, die Urbewohner gewesen zu sein. Die Annahme jedoch, daß die Japaner aus einer Mischung von Chinesen und Ainos entstanden sein sollen, gehört unter die Phantasien. Die Intelligenz ist bei den Ainos nur wenig entwickelt, eine Schrift und Literatur nicht vorhanden, aber die mündliche Ueberlieferung hat einen ausgedehnten Umfang. Der Dichter oder Barde ist zugleich Priester, Historiker und Gelehrter, gilt für inspirirt, weiß die Thaten der Vorfahren zu erzählen und ist in der Genealogie durchaus bewandert. In heiligen und in weltlichen Dingen giebt seine Meinung den Ausschlag, und er ist immer von einer Schar junger und alter Leute umgeben, wenn er seine Gesänge anstimmt.

Mermet de Cachon stand mit den Ainos auf dem besten Fuße. Als er einmal einige Fragen über geschichtliche Dinge und namentlich über die Abstammung des Volkes an einige Aelteste richtete, fingen die Leute zu zittern an, schüttelten

bedenklich mit dem Kopfe und verwiesen ihn an den Barden; der wisse Alles und könne Sachen erzählen, worüber Einem Essen und Trinken vergehe. Der Barde erzählte denn, daß die Ainos von einem Hunde abstammen, und diese Sage kennen auch die Japaner. Dieselben sagen: „Drehen sich die Ainos nicht mehrmals erst herum, ehe sie sich setzen, gerade so wie die Hunde es machen? Sieht ihre Nase nicht aus wie eine Hundsnase?“

Die Sprache des Ainos ist einfach und leicht zu erlernen. Sie hat kein schriftliches Alphabet und erscheint arm, aber bilderreich. Besonders oft werden das Meer, ein Vulkan, ein Bär, ein Hirsch zu Vergleichen herangezogen. Der gewöhnliche Gruß lautet: „Der Geist und die Stärke des Bären mögen mit dir sein.“ Ueberhaupt spielt der Bär eine hervorragende Rolle; als Gott zählt er weit mehr Verehrer wie Meer und Berge, Vulkane, Ströme oder die Geister der vier Elemente.

Ein Trauerfall bewirkt in einer Ainofamilie große Umwandlungen, denn die Hütte muß niedergebrannt werden und mit ihr der Geist des Verstorbenen. Alle Verwandten weinen sieben Tage lang und am achten, an welchem das Begräbniß stattfindet, heulen sie. Der Schmerz wird auf eine eigenthümliche Weise erregt und gesteigert. Die Männer nämlich, nackt bis zum Gürtel, haben einen dicken Knotenstock und mit diesem schlägt einer auf den andern los und das dauert ohne Unterbrechung, bis der Leichenzug bei der Begräbnißstätte angelangt ist. Nachher beginnt ein Fest, bei welchem das starke Getränke Miki in großer Menge genossen wird.

Der Knotenstock ist auch sonst von großer Bedeutung im Leben der Ainos, denn vermittelst desselben werden alle Zwistigkeiten und Rechtshändel geschlichtet. Ein aus Verwandten und Freunden zusammengesetzter Rath versammelt sich, zieht den Fall in Erwägung und entscheidet, daß die Sache vermittelst des Knotenstocks in einer Art Duell ausgetragen werden müsse. Am festgesetzten Tage finden sich auch beide Parteien am Ufer ein, richten ein Gebet an die Geister und an die Drachen des Meeres und dann beginnt der Zweikampf. Beide Kämpen sind unbekleidet; das Loos entscheidet, wer den ersten Streich führen solle. Nun beginnt das Prügeln nach Vorschrift und Regel; das Blut fließt vom Rücken herab. Dann aber kommt die Reihe an den Geschlagenen, der reichlich wiedergiebt, was er bekommen hat. Manchmal sind beide Theile so hartnäckig, daß keiner sein Unrecht bekennen will, und sie richten einander so unbarmherzig zu, daß eingeschritten werden muß. Aber der Zweikampf beginnt aufs Neue, sobald die Wunden geheilt sind und währt bis einer der Kämpfer nachgiebt; zuweilen endet er aber erst mit dem Tode. Diese Ainoduelle sind übrigens eine so gewöhnliche Sache, daß schon die Knaben ihren Rücken durch häufige Prügel abhärten.

Fischfang und Jagd sind die Hauptbeschäftigung der Ainos und das Ansehn, in welchem ein Mann steht, wird durch die Anzahl von Bärenschädeln bedingt, die vor dem Eingange zu seiner Hütte befestigt sind. Den Ackerbau verschmäht und verachtet der Aino; für den Ertrag der Jagd und des Fischfangs erhält er von den Japanern Kleider, Reis, Tabak und geistige Getränke. Er

versteht sich trefflich auf das Zimmern von Fahrzeugen, ist ein guter Schiffer und greift mit seinen einfachen Waffen selbst den Walfisch an.

So ist das untergehende Völkchen beschaffen, welches sein schönes Land den weit höher stehenden Japanern einräumen mußte. Nicht nur äußerlich und durch ihre Kultur, sondern auch durch die Sprache sind die Japaner von den Ainos vollständig getrennt.

イ I.	チ Tschi oder Dschi.	ヨ Yo.	ラ Ra oder La.	ヤ Ya.	ア A.	エ Ye.
ロ Ro oder Lo.	リ Ri oder Li.	タ Ta, Da.	ム Mu.	マ Ma.	サ Sa, Za.	ヒ Hi oder Fi, Bi, Pi.
ハ Ha oder Fa, Ba, Pa.	ヌ Nu.	レ Re oder Le.	ウ U.	ケ Ke, Ge.	キ Ki, Gi.	モ Mo.
ニ Ni.	ル Ru oder Lu.	ソ So, Zo.	井 I und Wi.	フ Fu, Bu, Pu.	ユ Yu.	セ Se od. Sche. Ze od. Zhe.
ホ Ho oder Fo, Bo, Po.	ヲ Wo.	ツ Tsu, Dzu.	ノ No.	コ Ko, Go.	メ Me.	ス Su, Zu.
ヘ He oder Fe, Be, Pe.	ワ Wa.	子 Ne.	オ O.	エ Ye.	ミ Mi.	ン Ng oder 'n.
ト To, Do	カ Ka, Ga.	ナ Na.	ク Ku, Gu.	テ Ie, De.	シ Si od. Schi. Zi oder Zhi.	゛ *) Nigori. ゜ Maru.

*) Dieses Zeichen giebt dem Anfangsbuchstaben einen härtern Klang, während das folgende, Maru genannt, das h oder f mehrsilbiger Worte in p verwandelt.

Das japanische Alphabet.

Die chinesische Sprache ist einsilbig, die japanische mehrsilbig, und zwar in dem Grade, daß das japanische Wort für unser „ich" (watakusi) viersilbig und die Mehrzahl „wir" (watakusidomo) sogar sechssilbig ist. Die Sprache ist sehr reich und hat einen weichen, angenehmen Klang. Ihre 48 Buchstaben werden durch beigefügte Zeichen, durch die man die Aussprache angiebt, verdoppelt.

Klaproth ist bei seinen Forschungen zu dem Resultat gekommen, daß die Kunst des Schreibens in Japan bis 284 v. Chr. unbekannt war. In jenem Jahre schickte der regierende Fürst eine Gesandtschaft nach Korea, die sich mit der Literatur der Chinesen bekannt machen mußte, damit sie nach ihrer Rückkehr dem Volke Lehrer geben könne. Daraus erklärt sich, daß in Japan neben vier eignen Schriftarten, welche später entstanden sind, auch die chinesische im Gebrauch ist, und daß die Japaner gleich ihren westlichen Nachbarn mit senkrecht stehenden Zeilen und von der Rechten zur Linken schreiben. In manchen Büchern wendet man alle fünf zusammen an, damit das Ganze ein möglichst gelehrtes Aussehen erhalte.

Das gebräuchlichste ist das Alphabet Katakana, dessen Name „Theil von Buchstaben" daher stammt, daß es den chinesischen Charakteren entnommen ist. Es hat 48 wirkliche Buchstaben. Die übrigen drei Alphabete bestehen ebenfalls aus Buchstaben, und alle vier mögen deren 300 zählen. Nimmt man die 3 bis 400 chinesischen Charaktere, die keine einzelnen Laute, sondern Begriffe darstellen, und deren man sich mit Vorliebe bedient, hinzu, so erhält man einen Reichthum von Schriftzeichen, der es sehr begreiflich macht, daß das bloße Lesen- und Schreibenlernen bei den Japanern keine Kleinigkeit ist. In Vorstehendem geben wir das Katakana-Alphabet.

Die Buchdruckerkunst ist seit Jahrhunderten bekannt, besitzt aber keine beweglichen Typen und verwendet Holztafeln, auf denen die Charaktere eingeschnitten sind.

Die japanische Literatur umfaßt Werke über die Geschichte, Erdkunde und Reisen, Philosophie und Naturgeschichte, Encyklopädien, Schauspiele und Gedichte. Die holländischen Schriftsteller sprechen von dieser Literatur mit hoher Achtung; was wir aber von den japanischen Werken durch Uebersetzungen kennen gelernt haben, rechtfertigt dieses günstige Urtheil keineswegs. Klaproth hat uns mit einem geographischen und Titsingh mit einem geschichtlichen Werke der Japaner bekannt gemacht. Das geographische ist noch das beste, denn es giebt wenigstens eine genaue Beschreibung von Korea, den Liu-kiu und den Kurilen. Der Fehler der Trockenheit, der ihm anklebt, tritt uns in dem geschichtlichen Werke in demselben Grade entgegen und verbindet sich mit plumper Schwerfälligkeit. Dieses geschichtliche Werk enthält die Jahrbücher des kaiserlichen Palastes und giebt unter diesem Titel nichts als ein Verzeichniß von Geburten, Heirathen, Krankheiten, Todesfällen, Wallfahrten und Aufständen. Die Jahrbücher der Sjoguns, die wir ebenfalls durch Titsingh kennen gelernt haben, können wir hier nicht rechnen, da sie augenscheinlich Einschiebsel aus andern Quellen erhalten haben. Die philosophischen Werke theilen sich in zwei Klassen, von denen sich die eine mit Sittenregeln, die andere mit der Götterlehre beschäftigt. Die encyklopädischen Werke sind im Grunde blos Bilderbücher mit Erläuterungen, die bald nach dem Alphabet aufeinander folgen, bald nach einem ganz unwissenschaftlichen und launenhaften System angeordnet sind.

Von den dichterischen Werken der Japaner hat man uns nichts als einige Proben mitgetheilt, aus denen wir schließen müssen, daß man blos die Formen des Liedes, des Lehrgedichts, der Ballade und Romanze kennt. Die Lieder

stehen unserer Gefühlsweise am nächsten und sind einfach und wahr empfunden. Die Schauspiele entnehmen ihre Stoffe hauptsächlich der Sage oder der Geschichte des Landes und schildern die Thaten und Schicksale der alten Helden und Götter. Einige wenige beschäftigen sich mit erdichteten Liebesabenteuern und noch andere wollen die Hauptsätze der Sittenlehre in lebenden Bildern vorführen. In den geschichtlichen Schauspielen tritt der Durst nach Rache als nationale Eigenthümlichkeit besonders hervor, und ganze Scenen sind nichts als die Darstellung der Folterqualen, denen der siegreiche Held seine Gegner unterwirft.

Japanische Theater-Masken.

Das Schauspiel begleitet die Hauptperson gewöhnlich von der Geburt bis zum Tode und folgt ihr nicht blos von Insel zu Insel, sondern sogar von der Erde in den Himmel. Von Einheit oder auch nur Zusammenhang der Handlung ist keine Spur zu finden, und das einzige dramatische Gesetz scheint das zu sein, daß nicht mehr als zwei Personen zugleich auf der Bühne stehen dürfen. In die ernsten Scenen werden heitere verflochten.

Die Schauspielkunst scheint ganz im Vortrage aufzugehen. Kann ein

Schauspieler eine Viertelstunde lang in einem natürlichen Tone leidenschaftlich sprechen, so gilt er für einen großen Künstler. Den höchsten Gipfel ersteigt er, wenn es ihm möglich ist, in demselben Stück verschiedene Charaktere darzustellen. Die Dekorationen sind glänzend, aber da man die Perspektive in Japan nicht kennt, so können sie auf einen künstlerischen Charakter keinen Anspruch machen.

Die Darstellungen beginnen in einer frühen Nachmittagsstunde und enden spät am Abend. Häufig giebt man drei Stücke, aber nicht so, daß man das eine Drama ausspielt und dann erst das zweite folgen läßt, sondern in Bruchstücken, indem man die ersten Aufzüge jedes Stücks aufeinander folgen läßt, dann mit den zweiten Aufzügen beginnt und so bis zum Schlusse fortfährt. Vielleicht liegt der Grund dieser eigenthümlichen Einrichtung darin, daß die in jedem Stück beschäftigten Schauspieler, wenn man die Aufzüge hintereinander weg spielte, zu müde werden würden. Durch diesen Grund erklärt man auch, daß keine Frauen die Bühne betreten und ihre Rollen von Knaben gegeben werden. Wir sollten jedoch meinen, daß eine Frau dem ermüdenden japanischen Vortrage immer noch besser gewachsen sein müßte als ein Knabe. Die dramatische Poesie in Japan ist noch sehr dürftig und demgemäß sind auch die Darstellungen in den Schauspielhäusern nicht geeignet, den ästhetischen Geschmack zu läutern und zu bilden. Soviel wir über die Stoffe wissen, welche zu einem Drama verwendet werden, so sind dieselben fast durchweg gleichartig und behandeln in der Regel abenteuerliche Geschichten von Beleidigungen und schrecklicher Rache.

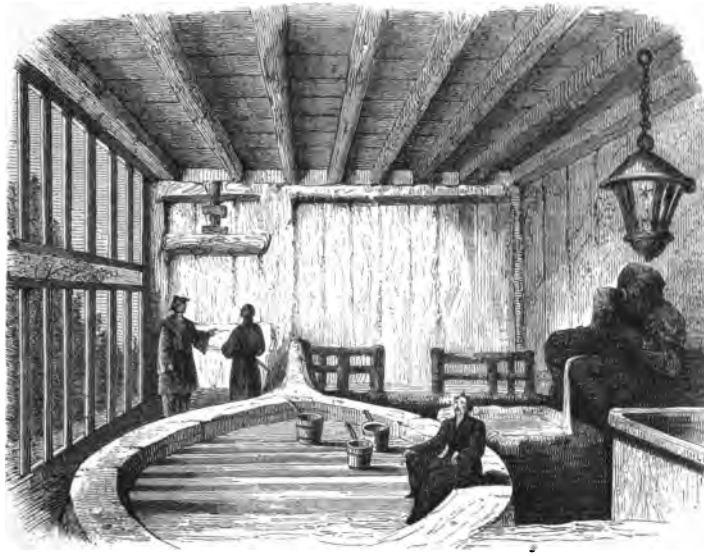
Als Lord Elgin bei seinen Streifzügen durch Jedo an einem Gebäude vorbeikam, das halb wie Theehaus, halb wie Theater aussah, scholl ihm aus dem Eingang desselben ein unharmonisches Geklingel allerhand musikalischer Instrumente entgegen, das mit seinen europäischen Anschauungen von Musik durchaus nicht in Einklang stand. Dies hielt ihn jedoch nicht ab, sammt seinen Begleitern zu untersuchen, wie man in Jedo auf den „Bretern, welche die Welt bedeuten", sich wol bewegte. Er gelangte alsobald in den inneren Raum. Drei Reihen Sitze umgaben vorn und zu beiden Seiten den Kreis oder die Bühne, worauf drei Personen in äußerst barocker Kleidung herumtanzten, indem sie die seltsamsten Töne ausstießen, weder menschliche noch thierische; obgleich man aus den Thierköpfen, die sie als Masken trugen, fast schließen mußte, sie wollten durch ihr Schreien, Grunzen und Springen dem Publikum die Bestien oder bösen Geister, welche sie darstellten, wirksam versinnlichen.

Der eine der Schauspieler stellte nämlich einen Drachen, der andere einen Teufel, und der dritte einen Löwen vor, — alle drei mythischen oder Phantasie-Gebilden entnommen; denn weder Teufel, noch Drache, noch Löwe gehörten der japanischen Wirklichkeit an. Die Masken waren recht künstlich gearbeitet und die Kostüme nach den reichsten und brillantesten Farben ausgewählt.

Zum Nachtheil der mimischen Wirkung war die Bühne, oder vielmehr der den Acteurs gewidmete Raum, nicht erhöht, sondern nur durch ein niedriges metallenes Gitter von den Zuschauern getrennt. In der Mitte dieses Rund-

theiles befand sich eine hohe lackirte Stange, welche ein vergoldetes, schirmartiges Dach trug, das rundum mit Adlerkrallen von Gold wie mit Fransen behangen war und den doppelten Zweck erfüllte, die Schauspieler sowol vor den Sonnenstrahlen als vor fallendem Regen zu schützen. Die amphitheatralisch aufsteigenden Zuschauersitze waren in gleicher Absicht genügend mit einem Dach versehen; im Uebrigen ging das Schauspiel „al fresco" vor sich, d. h. die Darsteller blieben in einer geraden Linie in Front stehen und traten nicht in Gruppen zusammen.

Das „kunstsinnige" Publikum mochte vielleicht aus zwei- bis dreihundert Menschen bestehen, aus denen sich die Frauen durch ihren reichen und prächtigen Kleiderschmuck ganz besonders hervorhoben. Die Vorstellungen beginnen sehr häufig gegen Mittag und dauern ohne nennenswerthe Unterbrechung bis 9 Uhr Abends.



Japanisches Bad.

Während dieser langen Zeit werden, wie wir bereits früher erfahren haben, gewöhnlich drei Stücke gespielt, aber nicht eins nach dem andern, sondern einzelne Abtheilungen von jedem eingeschachtelt in das andere, wie die Kapitel eines Romans. Diese Einrichtung gestattet Jedem, sein Lieblingsstück zu sehen, aber in einigen Absätzen oder Pausen, zwischen denen man sich entfernt, um Thee oder Saki zu trinken oder irgend etwas Anderes vorzunehmen. Nicht selten benutzen auch die Damen diese Pausen, um in einem eigens dazu reservirten Gemach, in welchem die Dienerinnen mit verschiedenen Gewändern warten, sich umzukleiden und so „neuverjüngt" auf ihren Platz zurückzukehren, wo sie sich siegesbewußt der Musterung der Herren und noch mehr der Damen aussetzen.

Die Arzneikunde und die Astronomie sind die beiden Wissenschaften, welche in Japan die meiste Pflege finden. Ganz besonders sind es die Aerzte, welche im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt das Volk zum Baden anhalten und da die Hautkultur in Japan mit Recht hochgeachtet ist, so wird das Baden zur Beförderung der Gesundheit noch weit allgemeiner dort angewandt als bei uns. Der Japaner ist an das Baden gewöhnt wie an das tägliche Brot; doch übertreibt er den Gebrauch sowol wie den Wärmegrad, denn 50 Grad Celsius kann jeder ohne Beschwerde ertragen, ja manche setzen sich einem völligen Brühen aus. Roth wie Krebse kommen sie aus dem Wasser, wenn sie eine viertel bis halbe Stunde darin gesessen, ohne den Kopf im Geringsten zu befeuchten. Dadurch entstehen natürlich Kongestionen, und es ist nicht selten, daß Leute plötzlich im Bade sterben. Die Reichen baden alle Tage und haben in ihren Häusern höchst zweckmäßig eingerichtete Badewannen, die erst der Mann, dann die Frau, die Kinder und zuletzt die Dienerschaft gebraucht. Das gemeine Volk benutzt die öffentlichen Bäder, die in allen Straßen befindlich und für ein paar Pfennige zugänglich sind. Durcheinander und gleichzeitig baden die Männer, Frauen und Kinder in derselben Wanne, ohne daß dieses zu Unsittlichkeiten Anlaß giebt. Das Merkwürdigste dabei aber ist, daß nach genommenem Bade Männer sowol wie Frauen vollständig nackt und feuerroth wie Krebse über die Straße nach ihren Wohnungen laufen. In den Hafenstädten ist dieses jedoch aus Scheu vor den Europäern jetzt abgekommen. Die Ansichten der Japaner über Sittlichkeit sind eben von den unsrigen grundverschieden.

Den japanischen Aerzten gereicht es zur Ehre, daß sie die Erfinder der Acupunktur und der Moxa sind. Sie haben in der Anwendung der Nadel eine außerordentliche Geschicklichkeit, und unverdächtige Augenzeugen erzählen von Fällen, wo die schrecklichsten Krankheitserscheinungen, welche allen andern Heilmitteln widerstanden, nach Anwendung der Nadel wie durch einen Zauber gebannt sofort verschwanden. Die Verfertigung der Nadeln bildet einen eignen Geschäftszweig, der mit großer Sorgfalt betrieben werden muß. Sie müssen von Gold oder Silber sein, eine tadellose Glätte und eine äußerst feine Spitze haben; auch darf nicht der geringste Zusatz von Kupfer oder anderm Metall vorkommen.

Bei der Acupunktur geht man von der Vorstellung aus, daß schädliche Gase aus dem Körper entfernt werden müssen, denen man durch die tiefen Nadelstiche Luft verschafft. „Ich habe", berichtet der holländische Arzt Dr. Pompe, „einen sehr berühmten Nadelstecher kennen gelernt, der das Land bereiste und mit seiner Kunst schleichende Krankheiten kurirte. Er verrichtete unglaubliche Dinge; sobald er den Sitz der Krankheit gefunden hatte, schob er dicht beieinander sechs bis neun der langen Nadeln in den Körper und machte damit regelmäßige Figuren im Dreieck, Viereck u. s. w. Dieser Mann versicherte mir, daß es ihm noch nie passirt sei, daß er ein Blutgefäß oder eine Sehne verletzt habe, ja er könne infolge der jahrelangen Uebung sogar nach dem Gefühle wissen, durch welche Gewebe seine Nadelspitze dringe. Ich erklärte, keinen Muth zu solchen

Versuchen zu haben, war aber über die Sicherheit, mit der Alles unternommen wurde, um so mehr verwundert, als ich wußte, wie gering die anatomischen Kenntnisse der Japaner sind."

Die Mora oder Brandcylinder werden aus den Blättern der Beifußpflanze geformt und ein- oder zweimal im Jahre, gewöhnlich im Frühjahre oder Herbst, auf dem Körper abgebrannt, gleichfalls um die im Körper angesammelten schädlichen Gase zu entfernen. Meist setzt man die große Schmerzen verursachenden Brandcylinder in doppelter Reihe längs der Wirbelsäule, auf den Brustkasten oder hinter die Ohren, ja auf die Stirn. Man findet die Mora in den meisten Haushaltungen, wie bei uns Brausepulver oder Salmiakgeist, und bei dem kleinsten Unwohlsein wendet man das peinigende Mittel an. Die Mora ist chinesischen Ursprungs, doch treibt man damit im himmlischen Reiche weniger Unfug als in Japan.

Die Arzneien werden sämmtlich aus dem Pflanzen- und Thierreiche genommen; die Benutzung mineralischer Mittel verbietet der Mangel an chemischen Kenntnissen. Man hat übrigens auch Wundermittel, die Erfindungen von Quacksalbern, denen die Leichtgläubigkeit des Volkes zu einem fabelhaften Reichthum verholfen hat. Das berühmteste ist ein Pulver, aus Pflanzen bereitet, die man auf einem in der Sage berühmten Berge sammelt. Die Familie des Erfinders ist durch dieses Pulver so reich geworden, daß sie der Schutzgottheit des Berges drei große Tempel errichtet hat. Die Anatomie war bis 1859 gänzlich unbekannt, da das Vorurtheil, daß die Berührung von Todten verunreinige, Zergliederungen unmöglich machte.

Die Arzneibücher zählen gegen 1000 verschiedene einfache Heilmittel (Simplicia) auf, die von Apothekern feilgeboten werden. Die Lorbergewächse, z. B. Cinnamomum daphnoides, Tetranthera japonica, erzeugen gewürzhafte ätherische Oele, Euscaphis staphyleoides bietet in seiner bittern, adstringirenden Wurzelrinde ein Mittel gegen Dysenterie, die Wurzel der Paederie wird als Brechmittel benutzt, die Beeren der Kadsura japonica werden als ein Mittel bezeichnet, durch welche Frauen den Wuchs des Haupthaares befördern können, die Wurzel von Smilax chinense gilt als sogenanntes blutreinigendes Mittel, Celastrus Orixa, Paeonia Mountan, Jasminum nudiflorum, Rumex Madaiva und viele andere haben weitere Verwendungsweisen. Auch Thierstoffe finden in des Apothekers Küche Benutzung. In allen Läden werden getrocknete Eidechsen feil geboten, die bei Lungenübeln stärken sollen und gepulvert Kindern gegen Wurmleiden verordnet werden. Die Blätter des früher erwähnten Pfefferstrauches (Fagara piperita) pulvert man, mischt sie mit Reisbrei und legt sie statt spanischen Fliegenpflasters auf.

Was die japanischen Aerzte anbetrifft, so giebt es am Hofe des Sjogun zwei Klassen. Die erste stellt der Herrscher selbst an. Gewöhnlich sind es nur vier tüchtige Männer, welche zugleich den wissenschaftlichen Abtheilungen im Ministerium vorstehen. Sie dürfen außer den Leuten, die direkt zum Hofe gehören, Niemand kuriren, müssen sich das Haupt kahl scheren und erhalten einen Jahresgehalt von 7000 bis 8000 Gulden. Die zweite, gleichfalls vom

Sjogun ernannte Klasse ist nicht an den Hof gebunden. Es sind dies keine Leibärzte, sondern aus der Adelsklasse hervorgegangene Staatsärzte mit 4000 Gulden Jahresgehalt. Zu Kriegszeiten fungiren sie als Militärärzte, im Frieden können sie frei praktiziren. Außer diesen kaiserlichen Aerzten giebt es noch freie Doktoren, die ganz auf eigene Faust wirken, aber gesellschaftlich tief unter den Militärärzten stehen, die einmal den Vorrang genießen. Die letztgenannten Doktoren unterscheiden sich von ihren vornehmen Kollegen auch dadurch, daß sie das Haar lang wachsen lassen und nur einen Säbel tragen dürfen, während jene mit zwei Schwertern bewaffnet sind. Der Arzt, dessen Bild wir hier geben, gehört somit der vornehmen Klasse an.

Japanischer Arzt. Nach Spieß' Reisewerk.

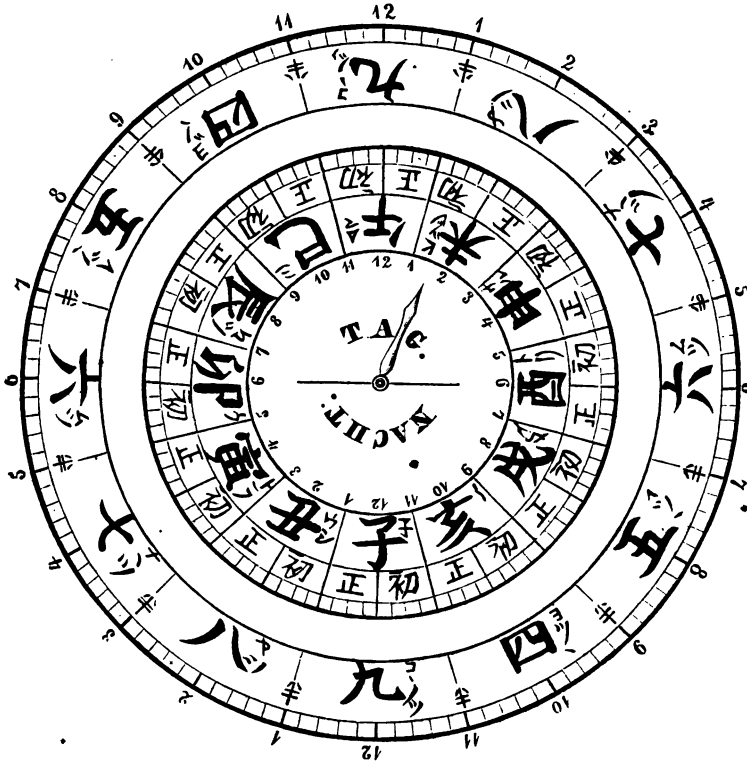
Mit den Gesetzen der Himmelserscheinungen ist man ziemlich genau bekannt. Man berechnet sogar die Sonnen- und Mondfinsternisse, wozu man allerdings von Europäern Anleitung erhalten haben mag. Die Art, wie man das Jahr berechnet und die Zeit eintheilt, ist von der unsrigen verschieden. In der Chronologie benutzt man drei Cyklen, die voneinander unabhängig und nebeneinander in Gebrauch sind. Der einfachste ist der Dai oder die Regierungszeit des Mikado. Stirbt der Kaiser mitten im Jahre, so läßt man den Dai seines Nachfolgers doch erst mit dem nächsten Neujahr beginnen. Der zweite Cyklus, Nengo genannt, ist eine rein willkürliche Periode, da er mit irgend einer wichtigen Begebenheit anfängt, die der Mikado auszeichnen will, und die so lange läuft, bis eine andere Begebenheit für bedeutsam genug gehalten wird, um mit ihr eine neue Rechnung zu beginnen. Nach dem Nengo werden gewöhnlich die Zeitangaben in den geschichtlichen Werken der Japaner gemacht. Der dritte Cyklus ist ein astronomischer und umfaßt einen Zeitraum von sechzig Jahren, der nach dem Thierkreise und nach den Elementen berechnet wird. Die Zeichen des japanischen Thierkreises sind andere wie die unsrigen. Wir geben die japanischen Bezeichnungen in deutscher Uebersetzung, indem wir die bei uns gebräuchlichen Namen in Klammern beifügen: Maus (Widder), Kuh (Stier), Tiger (Zwillinge), Hase (Krebs), Drache (Löwe), Schlange (Jungfrau), Pferd (Wage), Ziege (Skorpion), Affe (Schütze), Hahn (Steinbock), Hund (Wassermann), Eber (Fische). Die fünf Elemente der Japaner sind das Feuer, das

Wasser, die Erde, das Holz und das Metall. Die Luft wird nicht zu den Elementen gerechnet, die dafür durch das Holz und das Metall bereichert werden. Durch eine sehr verwickelte und für uns geradezu unverständliche Verbindung der fünf Elemente mit den zwölf Zeichen des Thierkreises erhält man sechzig Figuren, von denen jede ein Jahr des astronomischen Cyklus darstellt.

Das japanische Jahr ist kein Sonnenjahr, sondern ein Mondjahr und wird wie das unsrige in zwölf Monate getheilt. Dennoch hat es nicht 336, sondern 354 Tage, da der Mikado mehreren Monaten zwei Tage hinzufügt. Da das wirkliche Sonnenjahr auf diese Weise noch nicht erreicht wird, so schiebt man alle drei Jahre einen Monat ein, dem man die erforderliche Länge giebt. Dieses Schaltjahr besteht aus 384 Tagen. Das Jahr beginnt mit unserem Februar, und den Monaten giebt man Namen, welche entweder den Naturerscheinungen oder den Festen des Zeitabschnitts entsprechen. So hat man einen Monat der geselligen Freude (Februar), des Kleiderwechsels (März), der Knospen (April), der Blüten (Mai), des Umpflanzens (Juni), der Trockenheit (Juli), des Briefwechsels (August), der fallenden Blätter (September), der langen Nächte (Oktober), der Götterlosigkeit (November, weil die Götter in diesem Monat auf Besuch beim Mikado sind), des Schnees (Dezember) und des Jahresschlusses (Januar).

Die Eintheilung des Tages in Stunden ist eine sonderbare. Von den zwölf Stunden, die der Tag in Japan hat, treffen in jeder Jahreszeit sechs auf den Tag und sechs auf die Nacht. Daraus folgt, daß die Stunden des Tags, vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne, blos während der Tag- und Nachtgleiche dieselbe Länge wie die Stunden der Nacht haben. Im Sommer sind die Stunden des Tags, im Winter die der Nacht länger. Eigentlich sollte man die Länge der Stunden von Tag zu Tag oder wenigstens von Woche zu Woche festsetzen, aber diese Mühe giebt man sich nicht und begnügt sich damit, jedes Vierteljahr bekannt zu machen, welche Länge während der nächsten drei Monate die Stunden des Tages und die der Nacht haben werden.

Uhren sind seit langer Zeit bekannt und man sieht selbst sehr künstliche. Eine derselben beschreibt Meylan auf folgende Weise: „Die Uhr befindet sich in einem Rahmen von 3 Fuß Höhe und 5 Fuß Breite und stellt eine von der Mittagssonne beleuchtete Landschaft dar. Pflaumen- und Kirschbäume in voller Blüte schmücken den Vordergrund, in dem man auch andere Gewächse sieht. Den Hintergrund bildet ein Berg, von dem, künstlich durch Glas nachgeahmt, ein Bach herabstürzt und einen Fluß bildet, der sich theils zwischen Felsen hindurchwindet, theils mitten durch die Landschaft strömt, bis er sich in einem Tannenwalde verliert. Am Himmel steht eine goldne Sonne und zeigt durch ihre Bewegung die Stunden an. Am unteren Theile des Rahmens sind die zwölf Stunden des Tages und der Nacht angegeben und eine kriechende Schildkröte dient als Zeiger. Ein Vogel auf dem Aste eines Pflaumenbaumes singt nach jeder Stunde und schlägt mit den Flügeln. Sobald er zu singen aufhört, schlägt eine Glocke und eine Maus kommt aus einer Höhle und läuft über den Berg."



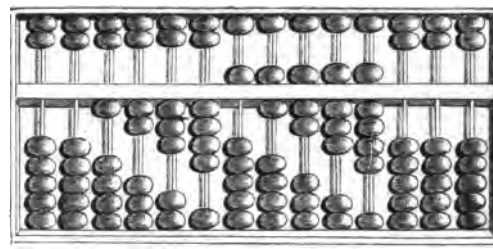
Zifferblatt einer japanischen Uhr.

Die Kenntnisse der Japaner in der Mathematik, in der Trigonometrie und in der Mechanik sind beschränkter Natur. Sie verstehen Kanäle zu bauen, die hauptsächlich zur Bewässerung dienen, und haben Brücken verschiedener Art. Auch Maschinen sind bekannt, wurden aber grundsätzlich bis vor zehn Jahren nicht angewendet. Als die Holländer einmal das Modell einer Oelmühle anboten, wies der Sjogun es zurück, weil eine Oelmühle zwar eine sinnreiche Erfindung sei, aber den zahlreichen Japanern, die von der Bereitung des Oels lebten, ihr Brot nehmen werde. Was sich über die Künste, die Gewerbe und den Handel sagen läßt, bestimmen wir für die späteren Abschnitte des Buchs.

Wie groß die Fortschritte des lernbegierigen Volkes im letzten Jahrzehnt bezüglich der Medizin, des Maschinenbaues und anderer Wissenschaften und Künste waren, werden wir gleichfalls später auseinander setzen. Nur soviel sei

schon bemerkt: Japan liefert tüchtige Mediziner in europäischem Sinne und baut sich seine Dampfmaschinen mit heimischen Kräften.

Betrachten wir nun, wie es mit dem ursprünglich japanischen Unterricht bereits seit uralten Zeiten steht. Jedenfalls ist hierin Japan wiederum allen östlichen Reichen weit voraus, denn man kann als sicher annehmen, daß mindestens drei Viertheile des Volks lesen und schreiben können, was bekanntlich in England nicht der Fall ist, von der grande Nation oder gar Italien, Spanien, Rußland ganz zu schweigen. Der Mangel dieser Kenntnisse gilt in Japan als Schande, und Niemand bekennt aus freien Stücken, daß er nicht lesen oder schreiben könne. Wenn hier von Lesen und Schreiben die Rede ist, so bezieht sich dieses auf die eigentlich japanische Sprache, das Katagana und Hiragana, nicht auf das zusammengestellte chinesisch-japanische Idiom. Letzteres ist nur die Sprache der Gebildeten und erfordert viel zu viel Studium, um damit das Volk bekannt zu machen. Rechnen lehrt man auch in den Volksschulen, wiewol sehr dürftig, da man sich gewöhnlich noch an das chinesische Rechenbret hält, das aus einem flachen Kästchen besteht, welches durch ein Querholz in zwei Theile getrennt wird, in dessen größerem auf metallenen Querstäben je fünf, in dessen kleinerem je zwei hölzerne Kugeln aufgereiht hängen. Jeder Stab bildet mit den aufgereihten sieben Kugeln eine einzige Reihe,



Rechenbret.

und in jeder dieser Reihen ist eine Kugel der kleineren Abtheilung an Werth den fünf ihr entsprechenden Kugeln der größeren Abtheilung gleich, während überhaupt jede Reihe einen zehnmal größeren oder geringeren Werth vorstellt als die beiden ihr zunächst stehenden. Will nun der Japanese rechnen, so legt er das Bret quer vor sich hin, indem er die größere Abtheilung gegen sich kehrt, stößt die Kugeln beider Abtheilungen in die Ränder des Rahmens und schiebt sie darauf, je nachdem der Gang der Rechnung es erfordert in die Mitte, gegen die Scheidewand, oder zieht sie wieder zurück. Um 1, 2, 3, 4 zu legen, muß man die entsprechende Anzahl Kugeln in der größeren Abtheilung vor sich schieben, um 5 auszudrücken, eine Kugel der kleineren an sich ziehen, und da 6, 7, 8, 9 aus der Verbindung von 5 mit 1, 2, 3, 4 entstehen, so muß man, um diese zu legen, zu einer Kugel der kleineren Abtheilung die entsprechende Kugelzahl der größeren Abtheilung heranrücken; die Zehner werden durch die Kugeln des nächstfolgenden Stabes zur Linken vorgestellt, nach ihnen die Hunderte u. s. w.

Volksschulen giebt es im Ueberfluß, ja fast zuviel, in jedem Dorfe ist sicher eine, in den Städten findet man sie fast in jeder Straße, woraus erklärlich

wird, daß auf jede Schule im Durchschnitt nicht mehr als 30 bis 40 Kinder kommen; Mädchen und Knaben befinden sich abgesondert in demselben Zimmer. Dem Hauptlehrer stehen gewöhnlich ein oder zwei Hülfslehrer zur Seite, meistens seine Söhne oder doch nahe Verwandte. Außer Lesen und Schreiben lernen die Mädchen noch Nähen und Stricken von der Frau des Schulmeisters. In den Schulen herrscht eine wohlthuende Ordnung, der Lehrer wird ehrfurchtsvoll behandelt und ist seinerseits wieder liebreich gegen die Kinder. Gesetz sowol wie die Gesellschaft verlangen, daß man dem Lehrer ehrerbietig entgegenkomme, und in der That giebt es auch in Japan keinen Stand, der mehr Anspruch auf Dankbarkeit hätte, als jener der Lehrer. Die größte Aufgabe des Schulmeisters ist dort wie in Europa, den Kindern das A B C oder, wie es dort heißt, das Irova beizubringen. Dasselbe besteht aus vier Zeilen und enthält die Grundtöne der japanischen Sprache, deren Zahl auf 48 festgestellt worden ist und die ein kleines Gedicht bilden, dessen Anfangswort Irova lautet; daher die Benennung. Es lautet:

Irova ninoveto tsirinuru wo.
Wagayo darezo tsune naramu.
U wi no okujama kefu kojete.
Asaki jumemisi eoime szu un.

Farbe und Geruch sind vergänglich.
Was kann es in unsrer Welt Beständiges geben?
Der heutige Tag ist im tiefen Abgrund des Nichts verschwunden.
Er war ein Traumbild und verursacht keinerlei Unruhe.

Mittelschulen existiren in Japan nicht, und wer später die Hochschulen besuchen will, sieht sich auf den Unterricht der sehr guten Privatlehrer angewiesen. Der Privatunterricht hat in der letzten Zeit namentlich wegen des Bedürfnisses der Kaufleute, mit den Europäern in Handelsbeziehungen treten zu können, eine große Ausdehnung angenommen. Außer der holländischen Sprache, die noch für lange Zeit im Verkehr der Eingeborenen mit den Europäern das Uebergewicht behaupten dürfte, lernen die Japaner jetzt auch von englischen und amerikanischen Missionären die englische Sprache. Das Schulgeld, welches in den Volksschulen zu entrichten ist, ist sehr gering. Es beträgt in manchen Anstalten nur 4 Gulden jährlich, und die Schulmeister, welche von der Gemeinde nur geringe Zulage erhalten, stehen sich im Allgemeinen so schlecht wie in Europa.

Obgleich der Grundcharakter der Japaner sich in mildem Ernst ausspricht, so haben sie doch zahlreiche große und kleinere Feste, Vergnügungen und Ceremonien, die entweder gelegentlich oder in bestimmten Zeiträumen wiederkehren, oder die mit ihrem religiösen Kultus zusammenhängen. Aus der Menge derselben können wir selbstverständlich nur wenige, die wichtigsten hervorheben, und zwar werden wir hier ein kurzes Abbild von den Ceremonien und Gebräuchen geben, welche bei der Geburt, der Hochzeit und dem Tode stattfinden.

Hat der kleine Weltbürger das Licht des Lebens erblickt, so wird er alsobald mit den Wohlthaten eines Bades bekannt gemacht und wird von allen Unbequemlichkeiten frei gehalten, welche die Bewegungen seiner jungen Gliedmaßen

irgendwie beschränken könnten. Diese beneidenswerthe Freiheit erleidet erst eine Unterbrechung, wenn er nämlich einen Namen erhalten soll. Ist der „Namenlose" ein Knabe, so findet diese wichtige Feier am 31. Tage nach der Geburt statt; bei einem Mädchen dagegen am 30. Tage. An diesem festgesetzten Tage wird das Kind in feierlicher Prozession in den Familientempel getragen; dieser schließt sich das ganze Gesinde an, welche die Garderobe des Kindes trägt; letztere ist um so reichhaltiger und kostbarer, je höher der Stand und der Reichthum des Vaters ist. Den „Rückzug deckt" ein weiblicher Dienstbote, mit einer Schachtel in den Händen; in dieser befindet sich das Geld zur Belohnung der dienstthuenden Priesterin und zugleich ein Streifen Papier, welcher drei Namen enthält. Die Priesterin verrichtet nun ihre Gebete und sonstigen heiligen, von der Religion bestimmten Handlungen und legt dem Gott, der in dem Tempel wohnt, die Namen zur Wahl vor. Ist diese erfolgt, so verkündigt sie den Versammelten, wie man von nun an nach dem Willen der Gottheit das Kind heißen solle, und besprengt es mit Wasser. Den Schluß dieser Feierlichkeit bilden heilige, von musikalischen Instrumenten begleitete Gesänge, welche den Dank der Eltern gegen den Gott aussprechen und Glück und Segen für den „Täufling" erflehen. Von da an trägt man das mit einem Namen in die bürgerliche Gemeinschaft aufgenommene Kind in verschiedenen anderen Tempeln herum und endlich zu dem nächsten Verwandten des Vaters. Dieser beschenkt es mit einer Handvoll Hanf, als Sinnbild langen Lebens, mit Talismanen, Reliquien und sonstigen werth und heilig gehaltenen Dingen. Der neugeborne Knabe empfängt außerdem noch zwei Fächer, die ihm (in Ermangelung von Schwertern) Muth verleihen sollen; diese Anschauung von der Eigenschaft der Fächer könnte befremdlich erscheinen; allein da man in Japan sogar große Kriegsfächer hat, welche sowol als Keule wie auch zur Luftzufächelung zu gebrauchen sind, so kann recht wohl in Japan ein Fächer die Stelle unserer hölzernen Kinderschwerter vertreten. Ist das neugeborne Kind ein Mädchen, so erhält es eine Muschel, indem man unter dieser das Sinnbild der Schönheit und des Liebreizes versteht.

Eigenthümliche Sitten und Gebräuche werden in Japan vor und nach dem Tode eines Menschen beobachtet. Wenn ein Vater oder eine Mutter von einer tödtlichen Krankheit ergriffen ist, so werden die Kleider gewechselt und man zieht ihnen frische an. Jedes Geschlecht pflegt die Angehörigen der Seinen. In dem Sterbezimmer herrscht die tiefste Ruhe, die nur unterbrochen wird von den leisen Fragen der Angehörigen, welche die letzten Wünsche des Sterbenden zu vernehmen verlangen; diese werden sogleich sorgfältig und vollständig genau niedergeschrieben. Wenn der Tod erfolgt ist, so beweint die Familie das hingeschiedene Glied, bringt die Leiche an einen anderen Ort und umhüllt sie mit einem Gewande so, daß man mit dem Saum den Kopf, mit den Aermeln die Füße bedeckt. Das Haupt wird nach Norden gerichtet, das Gesicht, welches mit einem florähnlichen Schleier verhüllt ist, nach Osten. Man hegt nämlich den Aberglauben, daß, wenn der Todtgeglaubte nur scheintodt wäre, jener Schleier die leichtere

Rückkehr ins Leben erwirke. Was aber ganz besonders einem Fremden auffallen muß, ist die Sitte, daß man um den Leichnam herum Tapetenschirme aufstellt, um die Katzen von ihm abzuhalten. Man glaubt nämlich, daß ein Todter zum Leben erwache, wenn eine Katze auf ihn springt; schlägt man nun letztere mit einem Besenstiele, so stirbt der Erweckte zum zweiten Male; schlägt man aber die Katze mit irgend einem beliebigen anderen Gegenstande, so bleibt er von Neuem leben. Mit diesem Glauben in unmittelbarem Zusammenhang und Einklang steht ein Gesetz, welches aufs strengste verbietet, eine Katze mit einem Besenstiele zu schlagen.

Die Zeit, wenn das Begräbniß stattzufinden hat, ist nicht gesetzlich geregelt; manche Familien behalten den Todten länger im Hause; andere schreiten schneller zur Bestattung, je nachdem der Verstorbene einen höheren oder niederen Grad in der bürgerlichen Gesellschaft eingenommen hat. Bei den höheren Beamten z. B. erfordert es der „gute Ton", daß sie „naybun" (inkognito) sterben und zwar entweder eines natürlichen Todes oder auf die verdienstliche Art des Bauchaufschlitzens (Harakiri). Letztere Methode, aus dem Leben zu scheiden, wird jedoch nicht immer buchstäblich ausgeführt; sondern der Lebensmüde ritzt sich eine kleine Stelle an jener fatalen Gegend und ein Diener vollendet die Handlung damit, daß er seinem Herrn das Haupt abschlägt; — ein Seitenstück zu den Sklaven des klassischen Alterthums, die als letzten Liebesdienst ihren Gebietern das Schwert halten mußten, in das sie sich stürzten.

Wenn der Schleier des Inkognito gelüftet wird, so werden zuvörderst alle Tapeten, Schleier und verschiebbare Thüren umgekehrt, sodaß das Unterste zu oberst zu stehen kommt; ebenso wendet man das Innere der Gewänder nach außen als Zeichen der Trauer. Ein Priester verrichtet dann seine Gebete bei dem Leichnam; die Familie aber hat sich ganz zurückgezogen und erscheint für alles außer ihr Vorgehende vor lauter Kummer theilnahmlos. Daher stellt sich ein Freund derselben, angethan mit dem feiertäglichen Kleide, unter die Hausthüre, um die Beleidsbezeigungen entgegenzunehmen.

Das Grab wird unterdessen in den Grüften eines Tempels bereitet, und wird, in Form eines Brunnens, mit Cement ummauert, damit kein Wasser in dasselbe eindringen könne. Nach diesen Vorbereitungen wird die Leiche gewaschen und in ein weißes Gewand gekleidet, auf dem sich viele heilige Zeichen vom Priester eingeschrieben befinden; hierauf setzt man den Todten in einen im Verhältniß zur Körperlänge auffallend kleinen Zuber, den man wiederum mit einem irdenen Gefäß umgiebt. Und nun beginnt der Leichenzug, welcher sich in folgender Form angeordnet hat und wie ihn die nebenstehende Abbildung getreu wiedergiebt. Voran gehen die Fackelträger, hinter diesen Priester mit Gebetbüchern und Weihrauchfässern, denen Diener mit Bambusstangen folgen; an letzteren befinden sich Laternen, Sonnenschirme und Papierfähnchen, welche mit entsprechenden Sinnsprüchen beschrieben sind. Dann folgt die Bahre mit der seltsamen cylinderförmigen Last; den Zug beschließen die Freunde und Verwandten, gehüllt in weiße Trauergewande.

Japanisches Begräbniß.

Es wird dem Leser, wenn er das umstehend dargestellte Leichenbegängniß aufmerksam betrachtet hat, mit Recht aufgefallen sein, daß die Behältnisse, in welchen die Todten nach ihrer letzten Ruhestätte gebracht werden, so unverhältnißmäßig niedrig und eng sind, und es wird unwillkürlich bei ihnen die Frage entstanden sein, wie es möglich ist, einen Leichnam in einen Zuber zu legen, der drei Fuß hoch ist, zwei und einen halben Fuß in seinem oberen und zwei Fuß in seinem unteren Durchmesser hält. Zur Aufklärung dieser merkwürdigen Erscheinung theilt nun Titsingh Folgendes mit: die Zusammendrückung des Leichnams geschehe mittels eines Pulvers, Dosia geheißen, das man in die Ohren, Nasenlöcher und den Mund des Todten einschütte, worauf dessen Gliedmaßen plötzlich eine erstaunliche Biegsamkeit erhielten!

Nach Verlauf von sieben Wochen hat die strenge Trauer um den Todten ihre Endschaft erreicht. In dieser Zeit opfern die nächsten Verwandten desselben täglich eine Art Kuchen am Grabe, und zwar den ersten Tag einen, den zweiten zwei und so fort, bis am letzten Tag des strengen Trauertermins die Kuchenopfer auf die Zahl 49 gestiegen sind. Am fünfzigsten Tage endlich dürfen die Männer ihr Haupt- und Barthaar scheren und danken allen Denjenigen, welche ihre Theilnahme bei diesem Familienfeste öffentlich kundgegeben haben. Nun wird zwar noch eine Zeit lang getrauert, allein unter Wegfall aller äußeren Zeichen. Wie lange jedoch diese zweite Trauer anhält, darüber sind die Angaben der Reisenden unbestimmt; Siebold giebt die Dauer derselben bis auf dreizehn Monate an. Die Japaner zeigen für ihre Todten überhaupt eine rührende Pietät. Vor allen neuen Gräbern und vor vielen, deren dichte Berankung von längst vergangenen Zeiten spricht, findet man frische Sträuße und Opferkerzen und am Laternenfest (Bong) werden die Friedhöfe glänzend beleuchtet. Dieses Fest wird gegen Ende des August abgehalten und dauert drei Nächte oder Tage lang; die Hauptfeier beginnt jedoch am Mittag des mittleren Tages und dauert die darauf folgende Nacht durch. Es ist ein alter Glaube der Japaner, daß die Verstorbenen des Jahres einmal, und zwar zu der eben bezeichneten Zeit der Hauptfeier, auf die Erde zurückkommen, um diejenigen wiederzusehen, mit denen sie hier einstens zusammen gelebt hatten. Die Japaner pflanzen an ihren Gräbern Bambusstöcke auf, als Zeichen der Bewillkommnung ihrer abgeschiedenen Gäste: diese Stangen tragen eine Menge erleuchteter Laternen, die so nahe beisammen angebracht sind, daß sie zauberhafte Helle ringsum verbreiten. Am Abend des zweiten Tages, wo nach der allgemeinen Annahme die Seelen der Gestorbenen in ihre Wohnungen zurückkehren, wird ein kleines Strohfahrzeug gebaut, das auf allen Seiten mit Laternen und Flammen geschmückt ist. Um Mitternacht erfolgt eine feierliche Prozession, wo unter dem Schall der Musik und dem lauten Rufen der Menge das Schiffchen ans Meer getragen wird. Dort läßt man dasselbe vom Winde in die See treiben. Bläst ein frischer Zug in die Lichter, so fängt das Stroh Feuer und das kleine Fahrzeug treibt als Flamme dahin, die zischend in der Flut verlöscht.

Im Allgemeinen heirathen die Japaner früh; die Jünglinge meist vor dem 20., die Mädchen mit dem 16. Lebensjahre. Sehen wir zu, wie es bei einer Hochzeit hergeht. Dort begegnet uns eine feierliche, wenn auch bunte Prozession. In einer Sänfte, welche geschmackvoller ist als die gewöhnlichen, trägt man, wie ein Blick in das Innere derselben zeigt, ein junges Mädchen, mit weißem Kleid und langwallendem Schleier. Darauf folgt eine Menge festlich gekleideter Männer und aufs Prunkendste herausgeputzter Frauen, Verwandte und Freunde des Mädchens. Sodann kommen die Musici, die lustig aufspielen und einen Wagen anführen, den mehrere wunderlich aufgezäumte Pferde ziehen, und auf welchem Küchengeräthe, Matten, Möbels, ein Spinnrad und ein Webstuhl geladen sind.

Eine japanische Hochzeit.

Auf Befragen, was dieser Zug zu bedeuten habe, erfährt man, daß eine Braut, sammt ihrer Mitgift, in die Wohnung des Bräutigams gebracht würde. Also eine Hochzeit! Wie in Japan die meisten Ereignisse des Lebens mit bestimmten Ceremonien verknüpft sind, so sind auch mit dem heitersten Feste des Menschendaseins besondere Gebräuche verbunden. Wenn der Tag der Vermählung festgesetzt ist, so überschickt der Bräutigam seiner Braut so viele und so kostbare Geschenke, als es seine Vermögensumstände irgend gestatten. Die Braut nimmt dieselben zwar in Empfang, aber nur, um sie an ihre Eltern abzutreten, als einen Beweis der Dankbarkeit für die genossene Erziehung.

Die Eltern wollen aber auch nicht an Freigebigkeit zurückstehen, sondern machen nun wiederum der Tochter Gegengeschenke, die ihrem neuen Lebensberuf angemessen sind, und verbrennen hierauf feierlichst das Mädchenspielzeug. Dann fährt man die Habe der Braut in ihr zukünftiges Haus.

Vor der Wohnung des Bräutigams macht der Zug endlich Halt, und die Braut wird von zwei Führerinnen, Jugendgespielinnen, in das Festzimmer geleitet, wo der Bräutigam inmitten der Verwandten und Freunde ihrer Ankunft entgegensieht. In der Mitte des Zimmers steht ein zierlicher Tisch, über den ein niedliches Kiefer- und blühendes Pflaumenbäumchen seine Aestchen breitet; auf der Platte sind Kraniche und Schildkröten, welche als Symbole der männlichen Kraft und der weiblichen Schönheit, sowie einer langen und glücklichen Ehe gelten. Auch darf die hochzeitliche Kerze nicht fehlen. Außerdem trägt ein Tisch daneben allerlei Gefäße zum Essen und Geschirre, mit Saki gefüllt. Die Braut beginnt nun, ihrer ersten Pflicht als Hausfrau nachzukommen. Sie schenkt fleißig ein, und das Zutrinken geht von Einem zum Andern, wobei eine Menge von Förmlichkeiten beobachtet werden. Am Abend kommen dann die geladenen Gäste und Alles ergötzt sich an Essen und Sakitrinken.

In den höheren Ständen geht die Hochzeit mit vielen Feierlichkeiten vor sich und ist mit großen Festen gepaart. Bei vielen religiösen Sekten findet eine Trauung durch die Priester statt, bei andern ist dieselbe jedoch ein rein bürgerlicher Akt. Streng hält man darauf, daß die Frau aus demselben Stande ist wie der Mann, ja für höhere Beamte und Würdenträger ist dieses sogar Gesetz. Die einmal geschlossene Ehe kann nicht willkürlich gelöst werden, wiewol viele Japaner, deren Ehe kinderlos bleibt, ihre Frauen den Eltern zurückschicken, wogegen gewöhnlich nicht viel eingewandt wird, obgleich ein solches Verfahren ungesetzlich ist.

Der Japaner macht sich das Leben leicht. In seinen Freuden liegt eine naive Lebhaftigkeit. Mißgeschick drückt ihn nicht mit Centnerschwere zu Boden. Entbehrung erduldet er mit Ergebung ohne Murren; der Tod hat keine Schrecken. Namentlich herrscht unter den Kindern große Heiterkeit, und die Eltern gönnen ihnen gern die Lust. Manche Reisende haben behauptet, daß in Japan die Kinder nicht weinen, und in der That ist dieses nur selten der Fall. Aber die Kindererziehung ist nicht etwa eine weichliche. Das Kleine wird schon früh dem Einflusse von Wind und Wetter ausgesetzt. Man gewöhnt das nackte Wesen, welchem das Haar abgeschoren worden ist, auch an die brennende Mittagssonne. Die Mutter trägt den Säugling wie einen Packen auf dem Rücken und zwar in einer so zweckmäßigen Weise, daß sie dabei nicht ermüdet und daß namentlich dabei die Bauerfrauen Feldarbeit verrichten können. Im Hause dürfen die Kleinen sich nach Herzenslust umhertummeln; alle Zimmer und Gänge sind mit vier Zoll dicken Matten belegt, an Stühlen und Tischen können sich die Kinder nicht beschädigen, denn diese fehlen in Japan. Man erlaubt dem Kinde naturgemäß zu leben. Die Eltern sorgen für Spielzeug und Feste; aber auch auf den Schulbesuch wird streng gesehen. Spielzeugläden giebt es in jeder Stadt in großer Anzahl.

Japaniſche Kinderſpiele. Nach Humbert.

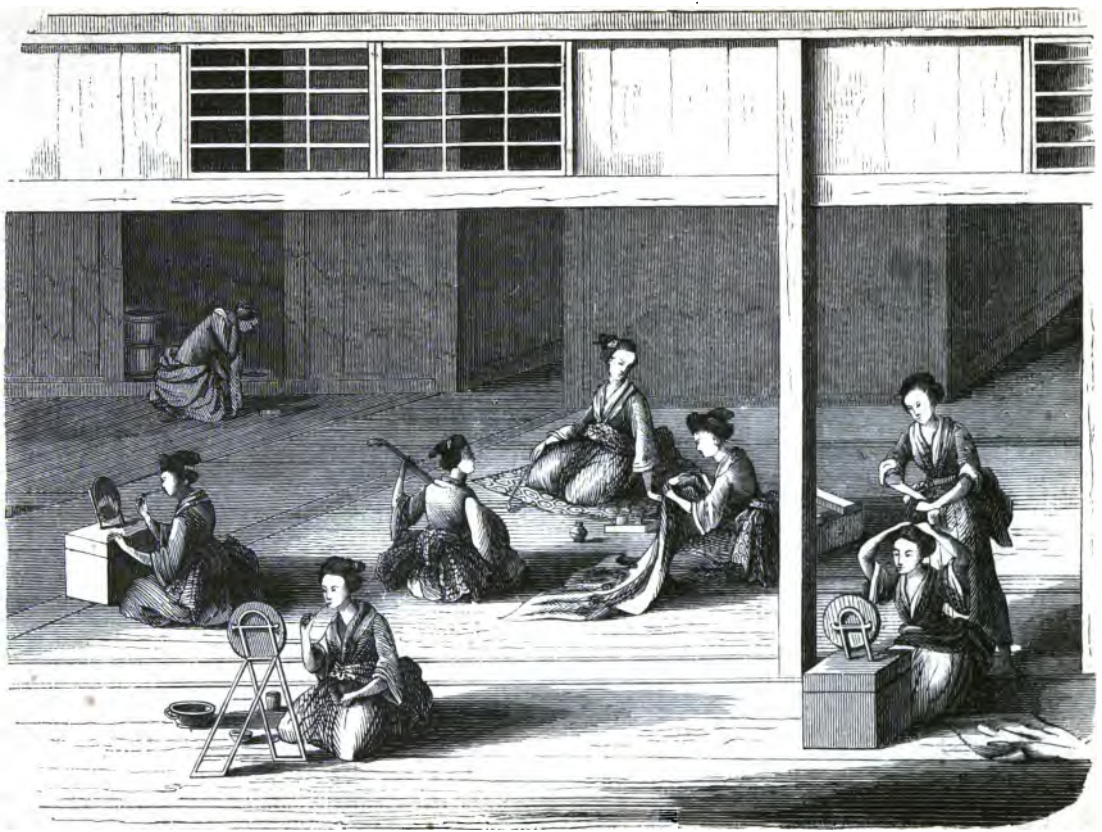
Manche enthalten nur Puppen in allen Größen und Anzügen; die Mädchen spielen dort so gern damit, wie bei uns, und die Knaben haben ihre Säbel, Peitschen, Steckenpferde. Kreisel kennt man gegen dreißig Arten; darunter sehr künstliche, die bergan laufen, auf dem Seile tanzen, in Stücke zerspringen u. s. w. Die Drachen haben die abenteuerlichste Gestalt und machen sogar Musik. Mit Kreiseln und Drachen ergötzen sich vielfach auch Erwachsene, wie denn die Japaner überhaupt bei allem Lebensernste große Freunde von Spiel und Scherz sind.

Wer die beigefügten vier Illustrationen genau betrachtet, der wird sehen, wie die japanischen Kinderspiele kaum von den unsrigen abweichen. Die kleinen Japaner werfen sich mit Schneebällen, stellen Schneemänner auf, reiten Huckepack, spielen Reif, Kreisel, Drache, Blindekuh ganz wie deutsche Kinder.

Man kann sich bei Betrachtung des einträchtigen, heiteren Familienlebens der Japaner, zumal wenn man sieht, wie sie das Alter achten und ehren, wie im geselligen Verkehr verständige Höflichkeit herrscht, der Ansicht nicht verschließen, daß sie, ungeachtet mancher Auswüchse, auf einer erheblichen Stufe der sittlichen Bildung stehen. Eine praktische Sittenlehre verbindet das Bewußtsein aller Stände und Sekten. „Wer reinen Sinn und Wahrheit hegt, redlich lebt und handelt, ist den Göttern auch ohne Tempelbesuch angenehm.“ So lautet ein Vers, der für den sittlichen Standpunkt des Volkes sehr bezeichnend ist.

Unter die Auswüchse müssen wir leider die stark verbreitete Trunksucht zählen. Der geringe Preis des Saki trägt sehr viel dazu bei, daß derselbe von den niederen Klassen in wahrhaft erschrecklichen Mengen vertilgt wird, wodurch sie, wenn auch langsamer als unsre Branntweintrinker, zu Grunde gehen. Der gewöhnliche Saki ist schwach, allein der doppelte, mit Gewürzen versetzte sehr stark. Nirgends sieht man mehr durch den Trunk entstellte Leute als in Japan, namentlich in den Militärdistrikten Jedo, Kioto, Kagosima, wo man, wie Dr. Pompe bezeugt, an jedem Morgen Leichen findet, die Schlachtopfer der Trunkenheit, die in Streit und Händeln erstochen wurden. Ein anderer Krebsschaden sind die vielen Diener und Dienerinnen, die je nach Rang und Stand gehalten werden.

So geräuschvoll und regsam das Leben in den Straßen und Läden der Städte sich entfaltet, so ruhig und beschaulich geht es in dem Inneren der Häuser, in den Privatwohnungen her. In die Eintönigkeit eines japanischen Morgens bringt nicht selten der Besuch eines Freundes oder Verwandten einige Abwechselung; und wie es im westlichen Morgenlande üblich ist, mit Mokka und Pfeifen aufzuwarten, so pflegt man dies auch in Japan zu thun, nur daß an die Stelle des Kaffee der allbeliebte Thee tritt. Gegen das Ende des Besuchs trägt der gastfreie Wirth oder die Hausfrau auf einem großen Blatt Papier, das zum Teller dient und bald weiß, bald bunt bemalt ist, jenes süße japanische Gebäck auf, dessen Güte von allen Reisenden gerühmt wird. Die Etikette verlangt es nun, daß von diesen Leckersachen etwas eingesteckt werde; und zwar schlägt man dieselben in ein Blatt Papier und verbirgt diese kostbare Habe in die bauschigen Aermel, die zugleich den Dienst einer Tasche verrichten.



Toilettenzimmer japaniſcher Damen.

Werden größere Mahlzeiten oder gar Schmausereien gegeben, so bringt sich jeder Gast einen, auch zwei Diener mit und schickt sie mit den Ueberbleibseln des Gastmahls nach Hause. Gewöhnlich sind bei solchen größeren Veranlassungen auch Damen zugegen, die sich gleich den Männern mit Pfeifen versehen müssen, um duftende blaue Ringel in die Luft zu blasen.

Die japanischen Damen verwenden auf ihre Toilette eine große Sorgfalt, und besonders der Morgen des Tages sieht sie in voller Thätigkeit, um alle die nothwendigen Dinge zu verrichten, welche zu einem anständigen äußeren Auftreten gehören. Unsere Darstellung giebt ein anschauliches Bild eines japanischen Damensaales, welcher der Herrin Toilette gewidmet ist. In der einen Ecke sieht man eine Dame, welche sich noch im ersten Stadium des Anputzens befindet, das in dem Waschen des Oberkörpers besteht. In einer anderen Ecke gewahrt man Herrin und Dienerin in voller Arbeit, erstere knieend vor einem kleinen runden Metallspiegel und die hinter ihr mit dem Ordnen des Haarputzes beschäftigte Zofe nach Kräften unterstützend. Das Haar wird nach chinesischer Mode von der Stirn aus gerade hinter den Scheitel gestrichen und läuft dort in einen dicken gesteiften Zopf aus. Die Japaner lieben es, dünne Nadeln, in deren Enden sich bunte Kugeln befinden, durch das Haar zu stecken; häufig sind jene Nadeln hohle Cylinder, in welche man gefärbte Flüssigkeiten gegossen hat. In der That nimmt sich ein derartiger sorgfältig „aufgebauter" Haarputz gar nicht übel aus, und besonders die Damen der höheren Stände wissen sehr vortheilhaft die Tour à l'Impératrice zu tragen. (Vergleiche die Anfangsvignette S. 87). Schade, daß die Sitte, welche verheiratheten Frauen die Pflicht auflegt, die Zähne schwarz zu färben, die erst aufgewandte Mühe der Toilette gänzlich in den Hintergrund treten läßt. Die Dame im vordersten Theile des Saales wendet alle Sorgfalt an, um mit einem Stäbchen das beizende Schwarz ihren Zähnen sammt Zahnfleisch zu appliziren; ist dieses Werk der Verunstaltung vollbracht, so hat die Toilette all ihre Stadien durchlaufen, und man verbringt häufig noch den Morgen in Gemeinschaft, indem die Eine der Damen irgend welche weibliche Arbeit vornimmt, eine Andere sich dem süßen Nichtsthun überläßt und auf weicher Matte gelagert blaue Wolken des Tabaks aus der zierlichen Pfeife zieht, während eine Dritte ihrer Laute angenehme Töne entlockt.

Unmöglich können wir in diesem Buche für Japan höchst wichtige und dort eigenartig gestaltete sittliche Zustände übergehen, über welche in der letzten Zeit sehr viel geschrieben wurde. Pompe van den Meerdervoort, der warme Freund des japanischen Volkes, dem wir hier folgen, erblickt darin für das Reich eine der größten Gefahren, ja er ruft die Hülfe der europäischen Mächte an, um den hier in Rede stehenden Krebsschaden auszurotten. Die Prostitution hat nämlich in Japan höchst bedauerliche Verhältnisse angenommen, weil die Regierung ihr Schutz angedeihen läßt, die Gesellschaft sie nicht verabscheut und die Eltern, ohne der Verachtung zu verfallen, ihre Kinder rechtskräftig an die Prostitutionshäuser verkaufen können. Nur die unglückliche Verkaufte hat bei diesem abscheulichen Handel kein Wort mit zu reden.

Dergleichen Stätten der Unsittlichkeit, meist unter dem Namen der „Theehäuser" berüchtigt, findet man in Japan sehr verbreitet, besonders in den kaiserlichen Städten. Bestimmte Straßen bestehen fast gänzlich aus solchen und zwar unter dem Schutze der Polizei, welche dieselben beaufsichtigt. Ja diese Anstalten besitzen besondere Rechte oder kaiserliche Privilegien, ähnlich wie die „Frauenhäuser" bei uns im Mittelalter. Ueber diese Verleihungen wacht die Regierung, vermittelst ihrer Gouverneure, denen die Inspektion der Häuser obliegt. Nur einige Daimios haben diese Anstalten in ihren Distrikten nicht geduldet, wie z. B. der edle Fürst Satsuma. Der Japaner kennt unsern Begriff Unzucht in dieser Beziehung gar nicht, da weder die Religion noch die Gesellschaft den Umgang mit Frauenzimmern außer der Ehe verbieten, und solche Anschauungen begünstigen natürlich das Prostitutionswesen. Arme Eltern verkaufen daher, ohne das Unrecht zu ahnen, ihre Töchter schon im fünften und sechsten Jahre an die schlechten Häuser. Während in Europa nun das Individium sich selbst schändet, ist es in Japan an seiner Stellung durchaus unschuldig, sodaß die verdiente Mißachtung dort auf die Eltern und auf die Regierung fallen muß, welche diesen scheußlichen Menschenhandel zuläßt. Wahrlich, dieser Handel ist noch grauenhafter als der Sklavenhandel, bei dem man die Menschen nur um der Arbeit willen verkauft, aber hier verhandelt man die Kinder, damit sie zu einer Lebensweise erzogen werden, bei welcher Leib und Seele untergehen müssen.

Mit dem Verkaufe des Kindes wird es als Eigenthum des Hauses betrachtet und dort meist gut behandelt. Man kleidet und nährt es vorzüglich, lehrt ihm lesen, schreiben, Guitarre spielen und häusliche Arbeiten, ja man hält es zur Sittsamkeit (!) an und bildet es in jeder Beziehung besser aus, als dieses im elterlichen Hause geschehen wäre. Nur in Japan, wo die häßlichsten Laster neben den verehrungswürdigsten Tugenden anzutreffen sind, wo beide sich vermengen, ist so etwas denkbar und möglich. Sollte man es glauben, daß Priester in diesen Häusern Unterricht ertheilen und daß die Kinder eifrig zum Besuche der Tempel angehalten werden? Hat das unglückliche Mädchen so das fünfzehnte Jahr erreicht; dann wird es bis zum fünfundzwanzigsten der Schande übergeben und muß sich in diese, willig oder nicht, fügen. Viele dieser beklagenswerthen Geschöpfe gehen dabei zu Grunde, viele können die Schmach nicht ertragen und sterben, wie Pompe ausdrücklich bezeugt, an Lungenschwindsucht. Dabei kommt keine Klage gegen die Eltern, welche sie doch in die Schande stießen, über ihre Lippen, ja die Mädchen glauben, daß nur die Armuth derselben sie zu dem schlechten Lebenswandel treiben konnte. Die Eltern besuchen auch ihre Töchter und diese bringen ihre freien Stunden wieder bei den Eltern zu, die ihnen den einzigen Trost geben — daß sie nach vollbrachter Dienstzeit wieder heimkehren dürfen. Die Mädchen sind meistens fleißig, trachten nach Ersparung einer kleinen Summe und unterstützen damit ihre armen Eltern. „Man führt", so ruft Pompe aus, „Kriege, um einige mißhandelte Missionäre zu rächen, aber gegen diesen Sklavenhandel, der unter den Augen Europa's geführt wird, thut man nichts. Man mengt sich in die Verhältnisse der Türkei, um die Christen gegen Unter-

drückung zu beschirmen, aber in Japan läßt man die schauderhafteste Tyrannei fortbestehen. Europa versäumt, wenn es nicht eingreift, hier eine seiner theuersten Pflichten, denn die Zahl der armen Schlachtopfer ist nicht gering, da man allein in Jedo ihre Zahl auf 60,000 schätzt."

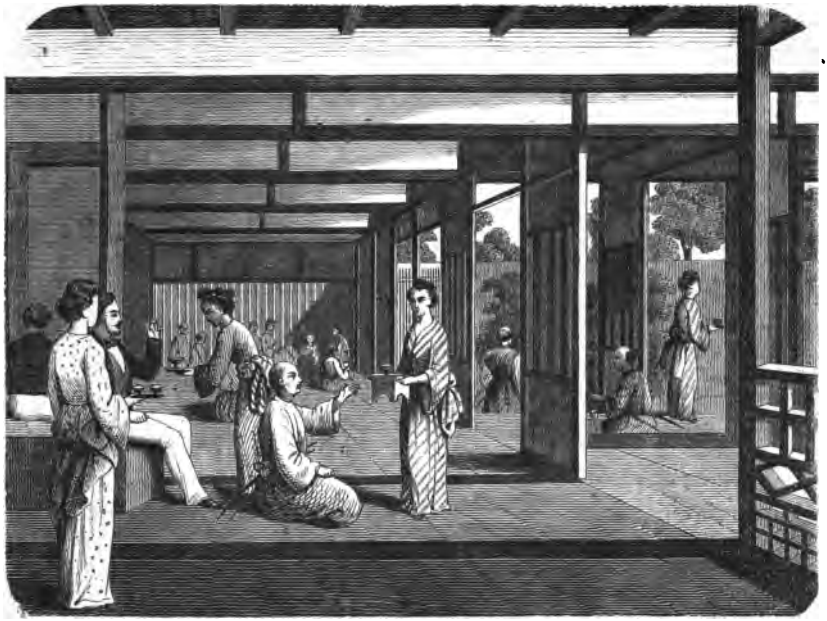
Nach dem erreichten 25. Lebensjahre hört die Sklaverei auf, die Mädchen sind frei und kehren — wunderbar genug — als ehrbare Frauen in die Gesellschaft zurück. Niemand sieht ihre frühere Lebensweise als Schande an und sehr häufig geben sie dann noch gute Hausfrauen ab. Der Name dieser öffentlichen Mädchen, die gewöhnlich bis zu 20 oder 40 in einem Hause beisammen wohnen, ist Tajoseu.

Japanischer Theegarten.

Die ganze Bevölkerung Japans theilt sich in acht Klassen, deren Rangordnung genau bestimmt ist und deren Grenzen so streng festgehalten werden, daß nur in den allerseltensten Fällen ein Uebergehen aus einer Klasse in die andere stattfindet. Fast ohne Ausnahme bleibt der Japaner in der Klasse, der er vermöge seiner Geburt angehört und für deren Pflichten er erzogen worden ist. Die erste dieser Klassen ist die der Fürsten, die zweite die der Adligen. Aus ihnen wählt man die Staatsräthe, die andern Oberbeamten der Hauptstadt Jedo, die Statthalter und Generale. Von der Pracht, die man dem Adel gestattet, wird die Abbildung eines japanischen Generals auf Seite 117 einen Begriff geben. Der

Adel muß mit seinen Vasallen Kriegsdienste leisten, wofür man ihn durch reiche Lehen zu entschädigen sucht.

Die dritte Klasse besteht aus den Sintu- und buddhistischen Priestern. Die vornehmsten Mitglieder derselben sind die Oberpriester zu Niko, dem Begräbnißorte der jetzigen Dynastie von Sjoguns, und Jedo. Beide Würden sollen immer von Söhnen des Mikado bekleidet werden und gelten für so heilig, daß Niemand die Namen ihrer Inhaber aussprechen darf. Die Priester des regelmäßigen Klerus heißen Kaminusi. Zu ihnen zählt man auch die Mitglieder von zwei Mönchsorden, in die blos Blinde aufgenommen werden können.



Innere Ansicht eines Theehauses.

Die Geschichte oder die Sage erzählt den Grund dieser Bestimmung auf folgende Weise. Der Stifter des einen Ordens war Senmimar, der jüngste Sohn eines Mikado und der schönste Jüngling seiner Zeit. Er beweinte den Verlust einer Geliebten so lange, bis er erblindete, und gründete dann, damit das Andenken an seine Liebe für alle Zeiten sich erhalte, jenen Orden. Die zweite fromme Genossenschaft von Blinden entstand in den Bürgerkriegen, in denen Joritomo seine Gewalt befestigte. Ein feindlicher General Kakekigo gerieth in die Gefangenschaft des Siegers und wurde von diesem aufgefordert, ihm zu dienen. „Ich schulde dir Dankbarkeit", antwortete er, „denn du hast meines Lebens geschont.

Du bist aber der Mörder meines Herrn und ich könnte dich nie anblicken, ohne daß ich wünschte dich zu tödten. Dieser Widerstreit zwischen meinen Gefühlen kann blos dadurch enden, daß ich zu sehen aufhöre." Mit diesen Worten blendete er sich. Von Joritomo in Freiheit gesetzt, zog er sich in die Einsamkeit zurück, versammelte Blinde um sich und gab ihnen die Verfassung eines Mönchsordens.

Die vierte Klasse begreift die Krieger oder die Vasallen des Adels. In frühern Zeiten konnten die Krieger ihre Dienste Jedermann anbieten, der zum Halten von Truppen berechtigt war, gegenwärtig sind sie an ihren Lehnsherrn gebunden. Der Dienst aller Soldaten beschränkt sich auf die Stellung von Ehrenwachen, auf die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und auf die Bewachung der Küsten. Aus diesen vier Klassen bestehen die obern Stände, welche allein berechtigt sind, zwei Degen zu tragen.

An der Spitze der Bevölkerungsklassen, deren Gesammtheit wir unter dem Namen des Bürgerstandes zusammenfassen würden, stehen als fünfte Klasse die Unterbeamten und die Aerzte sowie Wundärzte. Man schenkt ihnen eine gewisse Achtung, und das Gesetz erlaubt ihnen, einen Degen zu tragen.

In der sechsten Klasse stehen alle Kaufleute und Händler, welche ihr Geschäft im Großen betreiben. Während man die Fürsten und den Adel zu unsinnigen Ausgaben verleitet, verbietet man den Kaufleuten jeden unnöthigen Luxus durch strenge Gesetze. Man hat für sie Aufwandsgesetze, die weit über die Kleiderordnungen des deutschen Mittelalters hinausgehen. Man verachtet die Kaufleute so tief, daß man von den ungeheuren Schätzen, die sich in ihren Händen anhäufen, nicht die geringste Gefahr befürchtet. Will ein Händler das Recht erlangen, einen Degen tragen zu dürfen, so muß er zuvor die demüthigendsten Dienste geleistet haben.

Die siebente Klasse vereinigt die sämmtlichen Kleinhändler und Handwerker, zu denen der japanische Gebrauch auch die Künstler rechnet. Nur die Gerber gehören nicht zu dieser Klasse. Welche Rangunterschiede man innerhalb derselben macht, ist für europäische Augen schwer zu unterscheiden. Nur soviel steht fest, daß solche Unterschiede bestehen und daß ein Maler oder ein Goldschmied höhere Achtung genießt, als ein Zimmermann und ein Schuster.

Die achte Klasse wird von den Landleuten und den Handarbeitern aller Art gebildet. Wie sehr ihre Mitglieder in der Bildung und in der Art der Beschäftigung voneinander abweichen mögen, ein charakteristisches Merkmal ist ihnen allen gemeinschaftlich — die Armuth. Man erdrückt den Städter durch Abgaben, und den Landleuten, die größtentheils Leibeigene sind, theilweise aber auch eine Stellung etwa wie unsere Pächter einnehmen, legt das Lehnswesen so viele Lasten auf, daß sie nicht frei zu athmen vermögen. Dennoch scheinen diese Unglücklichen zufrieden zu sein und denken jedenfalls an keine Auflehnung gegen eine Ordnung der Dinge, die für sie so stiefmütterlich sorgt. Sie sind mit Wenigem zufrieden, leben mit der größten Mäßigkeit und haben ihre Freude an dem Mitgenuß der Feste und Umzüge, die man ihnen unentgeltlich bietet.

Ein japanischer General.

Unter allen Klassen steht noch eine Bevölkerung von Ausgestoßenen — die Gerber und Alle, welche mit den Häuten und Fellen der Thiere zu thun haben. Die äußerste Verachtung, die man ihnen erweist, steht mit dem Lehrsatze des Sinto-Glaubens, daß jede Berührung eines todten Körpers verunreinige, im innigsten Zusammenhange. Die Gerber müssen sich mit Theilen von Thierleichen fortwährend zu schaffen machen, und man schließt sie daher von der menschlichen Gesellschaft völlig aus. Sie dürfen nicht in den gewöhnlichen Städten wohnen, keinen öffentlichen Ort besuchen, und Jeder flieht sie. Sind sie auf Reisen, so nehmen sie ihr Mahl auf der Straße zu sich; betreten sie eine Stadt, so geschieht es nur, um die Dienste von Kerkermeistern oder Henkern zu verrichten. Die Verachtung, die man ihnen beweist, geht so weit, daß man sie bei Volkszählungen unberücksichtigt läßt, und den Raum, den sie an einer Straße in besonderen Dörfern bewohnen, in die Länge des Wegs nicht einrechnet.

Die Behörden würden sich beschimpfen, wenn sie von dem Dasein solcher Menschen Notiz nähmen.

Die Gesetze sind mit Blut geschrieben. Viele Verbrechen, die man in Europa kaum für Verbrechen hält, werden mit dem Tode bestraft. So wird unter Anderem der Kutscher, der Jemand überfährt und dadurch tödtet, als Mörder hingerichtet. Durch ihn ist ein Mensch ums Leben gekommen; diesen Gesichtspunkt faßt das Gesetz ausschließlich auf. Ebenso wird der Gefangenwärter, der einen Verbrecher entkommen läßt, hingerichtet, und dieselbe Strafe trifft die Frau, welche bei Lebzeiten ihres ersten Mannes zum zweiten Male heirathet. Mit der Todesstrafe belegt man den Diener, der gegen seinen Herrn die Hand erhebt, den Dieb, wenn die gestohlene Summe einen bedeutenden Werth hat, und noch viele andere Verbrechen. Für diejenigen Vergehen, welche nicht mit dem Tode bestraft werden, sind Prügelstrafen angedroht. Geldbußen wendet man in Japan nicht an, weil der Reiche vor dem Armen einen ungerechten Vorzug bekommen würde. In der Praxis wird dadurch eine gewisse Milde herbeigeführt, daß Vergehen, die sich nicht gegen den Staat richten, von dem Beschädigten verfolgt werden müssen. Da jeder gerichtliche Schritt mit Kosten verknüpft ist, so unterbleibt die Anzeige oft, und der Verbrecher kommt mit den polizeilichen Nachtheilen seiner That davon. Die Polizei erfährt Alles und vergißt nichts.

Mit der Todesstrafe verbindet sich Vermögenseinziehung, und die Familie des Verbrechers wird von unauslöschlicher Schande getroffen. Wer in Japan etwas begangen hat, worauf der Tod steht, wird sich daher womöglich selbst entleiben. Bei den Vornehmen ist der Selbstmord in solchen Fällen allgemein üblich und hat immer die Form des Harakiri oder Bauchaufschlitzens. Man giebt sogar den Kindern in dieser Kunst Unterricht. Erfolgt die Verhaftung, ehe der Verbrecher sich hat das Leben nehmen können, so besticht die Familie den Henker, daß er ihn auf der Folter tödte. Vor dem Gesetz gilt er nun für unschuldig, die Familie erhält die Leiche zurück und Ehre und Vermögen sind gerettet. Ist ein Todesurtheil ausgesprochen worden, so vollzieht man es öffentlich und nicht selten mit Grausamkeit. Das Enthaupten ist die gewöhnlichste Strafe, aber auch das Kreuzigen und das Verbrennen kommen vor. Schwere Verbrecher zerfleischt der Henker mit Säbelhieben, und er muß es verstehen, sechzehn Streiche zu führen, ohne daß er den Tod giebt. Junge Adlige pflegen ihre Waffen dazu herzugeben, um sie einzuweihen oder die Güte derselben zu prüfen.

Die gewöhnlichen Gefängnisse haben eine menschliche Einrichtung, und die Gefangenen finden darin Luft, Licht, Wärme und eine angemessene Nahrung. Klein sind diese Gefängnisse allerdings, und der japanische Name Roja oder Käfig paßt daher auf sie vollkommen. Hat sich der Verbrecher aber schuldig bekannt und ist sein Verbrechen ein schweres, so wirft man ihn in einen Kerker, der durch den Namen Goguja oder Hölle hinreichend bezeichnet wird. Die einzige Oeffnung desselben ist ein Loch in der Decke. Der Gefangene erhält

die schlechteste Nahrung, man gestattet ihm kein Bett, und seine einzige Bekleidung ist ein Gürtel von Stroh, das Zeichen der Schande. In allen Fällen erfolgt übrigens die Entscheidnng der Gerichte sehr schnell, sodaß von langer Haft keine Rede ist. Wie allgemein anerkannt wird, nimmt man bei den Urtheilssprüchen auf Rang und Reichthum keine Rücksicht. Da man die Folter bis zum Uebermaß anwendet, so können Justizmorde nicht selten sein. Falsche Ankläger werden jedoch mit Härte bestraft, und man erzählt von Fällen, wo schon ein leichtsinnig geleisteter falscher Eid mit dem Tode bestraft worden ist.

Unter den Körperstrafen nehmen die Brandmarkung und die Geißelung den ersten Rang ein. Jeder Diebstahl, dessen Werth bis zu 40 Itzebu oder 25 Thaler ansteigt, wird mit der Brandmarkung bestraft. Statt des glühenden Eisens, das man in Europa früher anwandte, bedient man sich einer Lanzette, mit der man in den linken Arm des Uebelthäters einen Einschnitt von gewisser Form hervorbringt, in den man dann Pulver reibt, um ihn auf immer sichtbar zu machen. Die Operation wird in zwei aneinander stoßenden Gemächern des Gefängnisses vorgenommen; in dem einen sitzt der Delinquent, in dem andern der operirende Arzt, dem der Verbrecher den Arm durch ein Loch in der Wand zusteckt. Bei jedem Rückfall wird eine neue Marke auf dem Arm angebracht und dieses darf nach dem Gesetze sich 24mal wiederholen, mit der einzigen Verschärfung, daß die letzte Marke auf der Stirn angebracht und mit Prügelstrafe begleitet wird. Diese Prügel werden dem Diebe so lange applizirt, als er nur irgend auszuhalten vermag; ein Arzt steht dabei und giebt dem Henkersknecht das Zeichen, wenn er aufhören soll. Noch grauenvoller ist eine Art Tortur, die häufig angewandt wird. Um zum Geständniß gezwungen zu werden, läßt man den Angeschuldigten auf einige Scheite hartes Holz niederknien, bindet ihm die Hände auf den Rücken und legt nun so lange schwere Steinplatten auf die vorgeschobenen Beine und Schenkel, bis durch deren gewaltigen Druck das Blut aus diesen herausgequetscht wird und über die Holzscheite hinwegströmt. Die dem grauenvollen Schauspiele zusehenden Richter thun während dessen fortwährend Fragen an den Torquirten, die sorgfältig zu Papier gebracht werden. Das Tribunal verlangt und braucht Opfer.

Ein Uebelthäter, der 24mal gebrandmarkt wurde und nochmals in die Hände der Gerechtigkeit fällt, wird ohne Gnade zur Strafe der Köpfung verurtheilt. Man wartet damit bis drei, vier oder mehrere solcher Unglücklichen zusammen sind, was in der Regel nicht lange dauert, und thut sie dann hintereinander ab. Gewöhnlich geschieht die Hinrichtung im Gerichtshofe ohne andere Zeugen als die Justizbeamten. Man fesselt sie, entblößt ihnen den Hals, verbindet ihnen die Augen und läßt sie nun niederknieen. Die Arme der Opfer halten ein paar Henkersknechte, während der Scharfrichter sein haarscharfes Schwert zieht und mit einem Hiebe den Kopf abschlägt, der gewaschen und dann 24 Stunden lang dem Volke ausgestellt wird. Der Körper wird in eine Art von Strohkorb gesteckt, und wenn dieser zugebunden ist, führt man den zweiten Verbrecher heran und so fort.

Nur die großen Verbrecher, wie Brandstifter und Meuchelmörder, werden auf öffentlichen Plätzen hingerichtet; erstere werden verbrannt. Wenn man sie an den sogenannten Brandpfahl anbindet, überzieht man vorsorglich ihre Fesseln mit einer Schicht feuchter Thonerde, denn die Japaner kennen die Ketten noch nicht und bedienen statt deren sich starker Strohseile, welche, ohne jenen Thonüberzug, zu schnell verbrennen würden. Der Meuchelmörder oder Vatermörder wird zur Kreuzigung verurtheilt. Man setzt ihn gebunden auf den hohen Holzsattel eines Pferdes und führt ihn so zur Richtstatt, während ein Gerichtsdiener eine Tafel vor ihm herträgt, auf welcher alle seine Schandthaten verzeichnet sind.

Mit großer Umsicht sorgt man dafür, daß alle Klassen mit den Gesetzen bekannt werden. In jedem Orte befindet sich eine Schaubühne, die von einem Gitter umgeben ist, von welcher herab jedes neue Gesetz mit lauter Stimme ausgerufen und später daran angeheftet wird, damit Jedermann es vor Augen habe. Die Polizeiverordnungen werden auf dieselbe Weise bekannt gemacht.

Sehr schwer hält es, einen ganz genauen Einblick in die religiösen Verhältnisse Japans zu bekommen, namentlich deshalb, weil so viele Sekten entstanden und der ursprüngliche Gottesdienst unterging, während eine neue Religion in das Land kam und allerlei Vermischungen stattfanden. Japan ist reich an Tempeln und kirchlichen Gebäuden und doch ist die Bevölkerung keineswegs religiös gesinnt, ja meistentheils wird der Gottesdienst als Nebensache angesehen. Gegenwärtig bestehen in Japan zwei Hauptreligionen, die der Sinto's oder Anhänger der alten Staatsreligion und der Buddhismus, welcher im sechsten Jahrhundert eingeführt wurde und sich schnell ausbreitete. Daneben findet man als dritte, doch nur von wenigen Bekennern getragene Religion die Lehre des Confucius, vertreten durch die Sekte der Sutos. Die Religion der Japaner ist durch chinesische Einwirkungen, besonders durch die theilweise Annahme des Buddhismus umgestaltet worden. Selbst der Name des ursprünglichen Glaubens ist jetzt chinesisch, und der Japaner, der ihm treu geblieben ist, nennt sich nicht mehr einen Bekenner des Kami no madsu, sondern des Schintau oder Sinto. Das erste Wort ist japanisch, das zweite chinesisch, und beide sind mit „Weg der Götter" zu übersetzen. Nach dieser Urreligion thronte zu Anfang der Dinge im höchsten Himmel ein Gott, der sich selbst erschaffen hatte und dann die Welt in der Weise schuf, wie wir es in der Einleitung mitgetheilt haben. (Vergl. S. 3.)

Der Sonnengöttin gilt die Anbetung der Sinto vorzüglich. Sie ist zu erhaben, als daß der Betende sich unmittelbar an sie wenden dürfte. Er muß die Vermittlung der Kami anrufen, von denen es zwei Klassen giebt, eine höhere, zu der blos geborene Götter gehören, und eine niedere, welche die zu Göttern erhobenen oder heilig gesprochenen Menschen umfaßt. Die Seele ist unsterblich und es findet eine ewige Vergeltung statt. Himmlische Richter sprechen den Todten das Urtheil und öffnen ihnen entweder das Paradies, in welchem die Kami thronen, oder stürzen sie in die Hölle.

In die Macht des Menschen ist es gelegt, hier unten glücklich und in der andern Welt selig zu werden, wenn er die folgenden fünf Regeln beobachtet. Die erste ist die Bewahrung des reinen Feuers, des Symbols der Reinheit und des Werkzeugs der Läuterung. Die zweite schreibt vor, daß man sich die Reinheit der Seele, des Herzens und des Körpers erhalte, indem man den Geboten der Vernunft und des Gesetzes gehorche und sich von allem Unreinen fern halte. Als befleckend gilt die Gesellschaft eines Unreinen, das Anhören eines unsittlichen, eines rohen oder verbrecherischen Gesprächs, das Essen gewisser Speisen und jede Berührung mit Blut oder mit einer Leiche. Stirbt Jemand, so zündet man im Zimmer ein reinigendes Feuer an, und die Angehörigen müssen sich eine Zeit lang des Besuchs der Tempel und der meisten religiösen Handlungen enthalten. Zur Reinigung wird nicht blos der Ablauf einer gewissen Zeit erfordert, vielmehr müssen auch Fasten, Gebete und das Lesen heiliger Bücher in stiller Zurückgezogenheit dazu kommen.

Eine Kamipriesterin. Nach Humbert.

Die dritte Regel wird durch das feierliche Begehen der verschiedenen Feste erfüllt. Jedes derselben beginnt mit dem Besuche eines gewissen Tempels, wobei der Gläubige besonders zu beachten hat, daß er nicht bekümmert sei, weil seine Stimmung auf den Gott übergehen würde. Er muß Feierkleider tragen, vor

dem Tempel eine Abwaschung vornehmen und in der Thorhalle knieend sein Gebet verrichten. Ein Gitter trennt ihn von dem Innern, wo ein Spiegel hängt, in den er während des Gebets blickt. Hat er seine Andacht verrichtet, so opfert er Reis, Früchte, Thee oder Aehnliches und wirft etwas Geld in den Opferstock. Diese Sachen gehören den Priestern, welche Kami nusi oder Götterwirthe heißen. Sie sind verheirathet, und auch ihre Frauen verrichten gewisse heilige Handlungen. In der Hausandacht spielen die Feste der Kami eine Hauptrolle. Jedes muß begangen werden, und die Opfer pflegen in wohlriechenden Kerzen zu bestehen. Auf dem Schlußbild dieses Abschnitts sieht man den Schrein eines Kami, dem auf diese Weise geopfert wird.

Die vierte Regel, daß man die Kami in den Tempeln und in den Häusern anbete, verschmilzt mit der dritten. Die fünfte endlich befiehlt Pilgerreisen, und sie zu befolgen ist von der allerhöchsten Wichtigkeit. Unter den zweiundzwanzig Tempeln des Reichs, welche zu Wallfahrtsorten dienen, ist keiner so hoch angesehen wie der Tempel der Sonnengöttin zu Isye oder Ize. Das Gebäude ist einfach, allen Schmuckes bar und sehr alt. Kleinere Kapellen umgeben dasselbe, und der ganze Umkreis wird von Priestern und Priesterinnen bewohnt, unter denen die höchsten Stände des Reichs vertreten sind. Jeder Japaner, zu welchem Alter, Range und Geschlecht er gehören möge, muß in seinem Leben wenigstens einmal nach Isye wallfahrten. Selbst die Buddhisten haben diese Pflicht zu erfüllen, und wenn ihre Priester davon ausgenommen sind, so liegt der Grund in dem Zustande immerwährender Unreinheit, den sie sich durch die Erfüllung ihrer Pflichten bei Sterbenden und Todten zuziehen. Denn wer nach Isye geht, muß ganz rein erscheinen, weshalb selbst die, welche sonst dafür gelten würden, sich vorher einer besondern Reinigung unterziehen. Wer der Göttin recht wohlgefällig sein will, macht die Reise zu Fuß und erbettelt sich unterwegs seine Lebensmittel. Sein Getränk schöpft er sich mit einem hölzernen Becher aus dem nächsten Bache, sein Nachtlager ist die Matte, die er auf dem Rücken trägt. Je mehr Entbehrungen und Mühseligkeiten er sich auferlegt, um so größer ist sein Verdienst. In Isye wählt sich jeder Pilger einen Priester, dem er beichtet und nach dessen Anweisung er die vorgeschriebenen Gebräuche erfüllt. Zum Schluß erhält er einen Ablaßzettel, in dem ihm die volle Vergebung aller seiner frühern Sünden zugesichert wird. Um der Sündenvergebung willen wiederholt mancher Japaner die Pilgerfahrt mehrmals, und musterhaft Fromme gehen jedes Jahr einmal zum Sonnentempel in Isye.

In ihrer Reinheit wird die Sinto-Religion gegenwärtig blos von einer kleinen Gemeinde ausgeübt, die vorwiegend aus Priestern besteht. Die große Mehrzahl der Sinto folgt einem Glauben, auf den theils die Vorstellungen des Volks, theils die buddhistischen Lehren Einfluß geübt haben. So sind auch die Bilder der Kami, die man bei feierlichen Gelegenheiten in den Tempeln aufstellt, nichts als ein neueres Zugeständniß, das man dem Verlangen der Ungebildeten nach einem sichtbaren Gotte gemacht hat. Ursprünglich bestand

die Ausschmückung jedes Tempels blos in einem Spiegel und in weißen Papierblättern, Symbolen der Reinheit. Die Anhänger des reinen Sinto- oder Kamidienstes verschmähen alle religiösen Bilder und gehen in keinen Buddhatempel. Der Buddhismus zerfällt auch in Japan in verschiedene Sekten, die mehr oder weniger von dem alten Kamidienste mit ihren Lehren verschmolzen haben. So hat der Buddhismus mehr oder weniger ein nationales Gepräge gewonnen und insbesondere ist die Sekte der Riobu-Sinto sehr zahlreich. In ihr sind Gebräuche des Buddhismus und Kamidienstes auf das innigste verschmolzen; ja die ersten Verkünder des Buddhismus in Japan haben ihre Lehre geradezu auf den Kamidienst gepfropft. Die im Sintokultus hochverehrten Ahnen kamen unter der Hülle indischer Gottheiten in buddhistischen Tempeln zum Vorschein, während indische Götter und Propheten in Japan wiedergeboren wurden und in denPersonen lebender Regenten, großer Männer und Helden auftraten. Buddhistische Mönche geben vor, den japanischen Sonnengott in China in der Gestalt eines indischen Heiligen angetroffen zu haben, der dort erschienen sei, um feindliche Anschläge gegen sein Schutzland abzuwenden. Sie brachten dann das Götzenbild nach Japan hinüber, wo es dann einen eigenen Tempel bekam.

Die gebildeten Leute in Japan verachten den Buddhismus; sie wollen nicht, gleich dem großen Haufen, ein Gegenstand plumpen Mönchsbetruges werden. Dagegen steht der Kamidienst bei Vornehm und Gering in hohem Ansehn; selbst die Anhänger der Lehre des Confucius beweisen ihm Ehrerbietung und beobachten gern die althergebrachten Festgebräuche der nationalen Gottesverehrung. Fast alle Japaner und namentlich auch viele buddhistische Priester, besuchen neben den Tempeln ihrer Sekten auch die Kamihallen. Die Gebräuche dieses Sintokultus sind mit dem Volks- und Familienleben innig verbunden und nicht davon zu trennen. Auch den buddhistischen Japaner begleiten Gebräuche und Feste des Kamidienstes von der Wiege bis zum Grabe durch das Familien- und Bürgerleben. Sie führen ihn erheiternd und erbauend im Kreise des Jahres herum und mahnen zu bestimmten Tagen und Stunden an die Vorzeit, an die Pflichten gegen sich selbst und die Seinen, gegen Mitbürger und Vorgesetzte. Anstand und Lebensart stehen in enger Beziehung zum Kamidienste; die Festgebräuche sind eine Schule der Bildung für die Jugend, deren Sitten sie verfeinern.

Das Haupt der Sintopriester ist der Mikado. Die Priester selbst heißen Kanusi, Negi oder Sianin. Man unterhält sie aus den öffentlichen Kassen, durch besondere Legate und von mildthätigen, zu diesem Zwecke dargebrachten Opfern. Auf der Straße tragen sie über ihrem weltlichen Gewande meist noch ein Priesterkleid, das aus einer weißen oder gelben Kattunjacke besteht. Gehen sie ganz im gewöhnlichen Kleide, so haben sie je nach ihrer Rangstellung das Recht, einen oder zwei Säbel zu tragen. Sie wohnen in kleinen bei den Tempeln erbauten Häuschen und werden bei ihren gottesdienstlichen Handlungen von ihren Frauen unterstützt. Unsere Abbildung zeigt eine solche Kamipriesterin im weißen Kattun-

überwurf mit einem papiernen Weihwedel in der linken und einem Bündel Schellen in der rechten Hand, während ein Musikant auf der großen Trommel ihre rhythmischen Bewegungen begleitet. Im Allgemeinen sind die Sintotempel klein und keineswegs durch Sauberkeit ausgezeichnet. Rings um sie herum liegen die Friedhöfe, auf welchen fromme Gemüther ihren verstorbenen Lieben Grabmonumente gesetzt haben. Während die Kirchhöfe fast überall auf der Erde einen düstern, melancholischen Eindruck verursachen, bieten die japanischen und besonders die in Jedo einen höchst freundlichen, ja sogar schönen Anblick. Würde man nicht durch die von Trauer-Cypressen überhangenen Hügel und die auf denselben stehenden Andenken aus Stein daran erinnert, daß man sich bei der Ruhestätte der Todten befände, so möchte man vielmehr glauben, in einem Lustgarten zu wandeln, der von blühenden Gesträuchern duftet und von schattigen Laubgängen hier und da durchkreuzt wird. Die kleinen Tempel tragen den Namen Mia, d. h. Wohnplatz der unsterblichen Seelen. Meistens führen hohe aus Basaltstein zusammengesetzte Treppen nach den Mias hinauf und vor den Treppen stehen besondere Pforten oder Tori, von Galgenform, auf deren Querbalken mit vergoldeten oder rothen Lettern der Name des Tempels und einige Sinnsprüche angeschrieben sind. (Vergleiche die Abbildung S. 1.)

Außer den bereits angeführten Hauptregeln haben die Anhänger der Sinto-Religion noch einige andere Vorschriften zu erfüllen. So dürfen sie nichts tödten, was Leben empfangen hat, was mit ihrer Vorstellung von einer Art Seelenwanderung zusammenhängt. Sie haben einen Begriff von dem Leben nach dem irdischen Leben, glauben an die Wiederkehr der Gestorbenen und Bestrafung der Sünden.

Der Buddhismus ist in Japan von dem nahen Korea eingeführt worden. Man erzählt, daß nach manchem gescheiterten Versuch, für diese Lehre Anhänger zu gewinnen, 552 ein Bild des Buddha und einige buddhistische Bücher an den japanischen Hof gekommen seien. Ein Bonze aus Korea habe 579 alle Einwände beseitigt, indem er Buddha als eine Menschwerdung der Sonnengöttin dargestellt und den Enkel des regierenden Kaisers für eine Verkörperung (Avatare) des japanischen Schutzgottes erklärt habe. Dieses Kind, so lautet der Schluß der Erzählung, habe dem Throne entsagt, mehrere buddhistische Tempel gegründet und in einem derselben bis zu seinem Tode als Bonze gedient. Die Buddhisten Japans theilen sich in fünf Sekten, von denen eine einzige, Ikkosiu genannt, gebildet ist und in Ansehen steht. Ein Japaner von hoher Geburt, Sinran, hat sie zu Anfang des 13. Jahrhunderts gegründet. Ihre Tempel sind einfach und ernst, und dasselbe gilt von ihren Lehren. Ihre Priester verheirathen sich und essen Fleisch. Die Glaubenssätze dieser Sekte haben auch die Ainos der Insel Jesso theilweise angenommen.

In Japan erinnert Vieles daran, daß der Buddhakultus aus einem fernen und fremden Lande stamme. Man sieht in den Tempeln Elefantenköpfe und Palmbäume, die auf Nippon nicht heimisch sind. Aber die indische Lehre hat in Japan neue Zuthaten erhalten und ist dort umgearbeitet worden.

Buddhiſtiſches Tempelbild zu Mijako (Kioto).

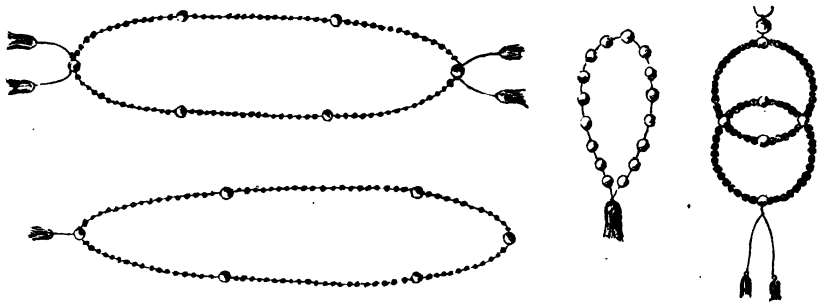
Jedenfalls nimmt es einen Abendländer Wunder, wenn er hört und sieht, wie unter einem kirchlichen Oberhaupte, dem Mikado, die vielen verschiedenen Sekten friedlich nebeneinander bestehen. Zwar spalten sich selbst die Anhänger einer Kirche, wie z. B. der buddhistischen, in mehrere Abtheilungen; doch üben sie eine gegenseitige Toleranz, die man der Kirche der allumfassenden Liebe, den Anhängern der christlichen Lehre, aufrichtig wünschen möchte. Einen Grund für den innern Einklang der Sekten mag es wol abgeben, daß man nicht sonderlich in Dogmen abweicht. Jedem Hauptgott werden mehr oder weniger Haupteigenschaften zugeschrieben, die sozusagen einzeln ihre Anbetung in den Zweigkirchen finden. So wird der mächtige Gott Buddha verehrt unter zwölferlei Eigenschaft: 1. als Buddha maßlosen Glanzes; 2. als Buddha schrankenlosen Glanzes; 3. als Buddha in nicht zu hinderndem Glanze; 4. als Buddha unvergleichlichen Glanzes; 5. als Buddha im Glanze des Flammenkönigs; 6. als Buddha reinen Glanzes; 7. als Buddha wahrhaftigen Glanzes; 8. als Buddha wonnigen Glanzes; 9. als Buddha im Glanze der Weisheit; 10. als Buddha ewigen Glanzes; 11. als Buddha unaussprechlichen Glanzes; 12. als Buddha, Sonne und Mond überglänzend.

Der Todestag Buddha's wird namentlich zu Mijako, in der Residenz des Mikado, in dem Tofukzitempel in großartiger Weise gefeiert. Man rollt das berühmte Bild des Nehanzao auf, welches der berühmte Maler Tadenzu entwarf. In der Mitte liegt Buddha unter einem Sarasbaume, versenkt in ewige Ruhe. Sein Gesicht macht einen feierlichen Eindruck; es deutet an, daß seine Intelligenz frei geworden ist, daß er selber sich in die Nirwana versenkt hat. Seine um ihn versammelten Jünger blicken auf ihn mit Trauer und Bewunderung. Die Mühseligen und Beladenen, die Parias, beweinen den mildthätigen Freund, der sie mit Nahrung und Almosen versah; er war ihr Tröster, dessen Worte der Barmherzigkeit ihnen die Aussicht eröffneten, daß auch sie einst befreit werden sollten. Auch die Thiere, ja alle Kreaturen sind schmerzlich erregt, daß er todt ist, welcher Alles, was lebt, sei es unter welcher Gestalt, schonte und unangetastet ließ. Die Genien der Erde, des Wassers und der Luft nahen sich ahnungsvoll; ihnen folgen die Fische und Vögel, Insekten und Kriechthiere und viele Vierfüßer, unter denen namentlich der weiße Elefant hervortritt, in welchem die höchste Stufe der brahmanischen Seelenwanderung verkörpert ist.

Man hat den Buddhismus wol als einen Kultus bezeichnet, der keinen Gott kenne, als eine Religion des Nichts, welche durch die Verzweiflung erdacht sei. Aber fast der dritte Theil der Menschen bekennt sich zum Buddhismus. Dieser stützt sich indessen auf eine Art von geoffenbarter Gottesweisheit, doch seine Theorie von Welt und Ewigkeit ist allerdings in ihren wesentlichen Sätzen fast durchaus verneinend. In Japan fand er unter einem in der Gesittung vorgeschrittenen Volke wol so viele Anhänger, weil er bestimmte Glaubenssätze lehrt und zum Denken anregt. Hier erfuhr er auch manche Umwandlungen und weicht dadurch von dem indischen und chinesischen Buddhismus in manchen Stücken ab. Man nennt mehr als dreißig Sekten, welche keine Tempel be-

suchen, keine Bilder verehren und ein reines inneres Leben, innere Zufriedenheit und Heiterkeit als höchstes Ziel und als den wahren Beruf des Menschen hinstellen.

Die Bonzen oder Priester der meisten Sekten stehen in der Achtung des Volkes keineswegs hoch da. Der japanische Buddhismus hat Mönchs- und Nonnenorden, Monstranzen, Rauchgefäße, den Krummstab, Rosenkranz, Reliquien, Talismane und Ablaßkram. Auf den Altären der Buddhatempel stehen Kandelaber, Weihrauchbecken, künstliche Blumensträuße, bronzene Thierbilder und dergleichen. Manchmal stehen die großen Götzenbilder auf dem Altare hinter prächtigen Goldgittern; in den Nebenkapellen findet man viele kleinere Bildsäulen von Heiligen und manche Votivgemälde. Einige Tempel enthalten kolossale durch zwei Stockwerke reichende Bildsäulen; in andern sind ganze Wände von oben bis unten mit Miniaturstatuetten von einer und derselben Form bedeckt.



Japanische Rosenkränze.

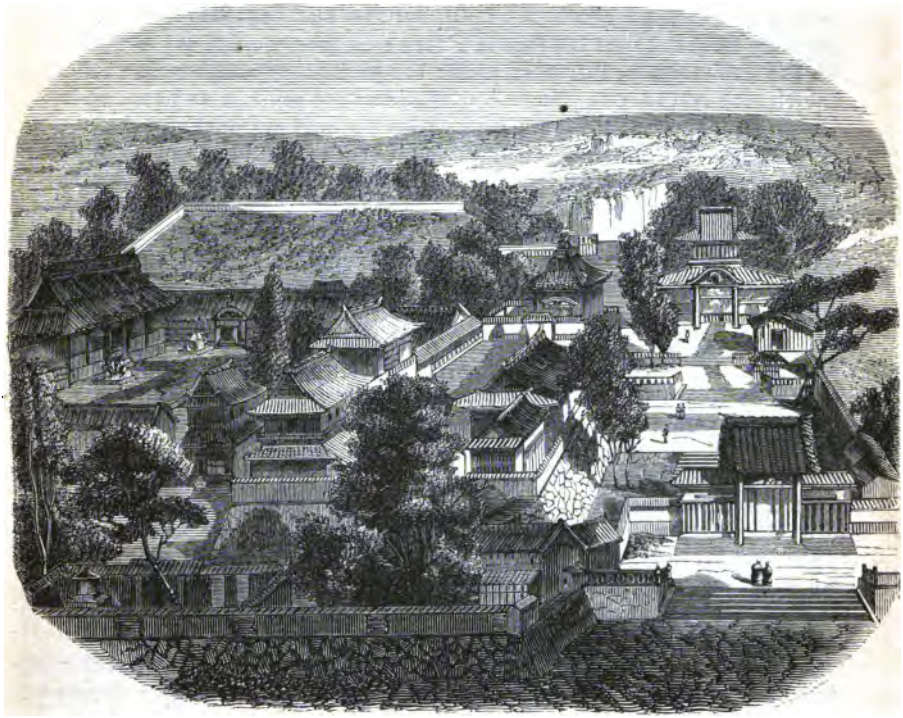
Geschnitzt, gemalt, von Holz, von Stein und Bronze steht Buddha an allen Ecken und Enden, bald aufrecht, bald sitzend auf der Lotosblume; oder segelnd, betend, in Betrachtung versunken. Jeder Berg, jeder Fluß, jede Kluft ist einem Heiligen geweiht; an allen Pfaden fordern Götzenbilder den Wanderer zur Verrichtung der Andacht auf. Eine bedeutende Rolle spielt der Rosenkranz, der ganz ähnlich wie jener gestaltet ist, dessen man sich in der katholischen Kirche bedient. Eine besondere Mönchsbrüderschaft hat das Monopol der Ausbeutung des großen Familien-Rosenkranzes. Der buddhistische Rosenkranz hat nur dann seine volle Wirkung, wenn er ganz genau und vorschriftsmäßig abgebetet wird; denn die geringste Ungenauigkeit benimmt ihm die Kraft. Nun ist aber erklärlich, daß dann und wann ein Irrthum vorkommt, und in solchen Fällen muß ein Bonze des großen Rosenkranzes herbeigeholt werden, um die Sache wieder in Ordnung zu bringen. Er führt ein mächtiges Instrument mit sich, das einer Boaschlange gleicht, und legt dasselbe in die Hände der Familie, deren Angehörige im Kreise knieen. Der Mönch selber steht vor dem Hausgötzen und leitet die erforderliche Operation vermittelst eines Holzes und eines Hammers. Nachdem er das Zeichen gegeben, stimmen Vater, Mutter und Kinder das vorgeschriebene Gebet aus

voller Kehle an. Die großen und kleinen Kugeln werden in Bewegung gesetzt; die Hände bewegen sich maschinenartig, während das Schreien immer lauter wird und so lange dauert, bis Alle, denen nun der Schweiß von der Stirne herabrinnt, matt und müde werden. Doch das Glück ist vollständig, weil man weiß, daß die Götter zufrieden gestellt sind.

Ein japanisches Glockenhäuschen.

Die Zahl der Tempel in Japan ist ungemein groß, und wir werden noch öfter auf dieselben zurückkommen. Gewöhnlich stehen sie inmitten prachtvoller Gartenanlagen, wie z. B. der Kwannontempel in Jedo. Dieser zeigt schon in seinem Aeußern Formen und Umrisse, welche verschieden von denen der andern buddhistischen Gotteshäuser sind. Er ist dem Hülfsgott Kwannon gewidmet, der als Vermittler zwischen den Menschen und der Gottheit dienen soll. Vor ihm liegt ein breiter Hofraum, in dessen Mitte ein hohes Gebäude ragt, welches eine der größten Glocken der Welt enthält. Auf gewaltigem Glockengerüste, in welchem eine unendliche Menge kunstvoller Skulpturen angebracht sind, in mächtigen Pfannen ruhend, hängt der metallene Koloß, dem sich keine Glocke irgend eines Landes ebenbürtig an die Seite stellen könnte; sie ist nicht weniger als zweiundsiebzig Fuß und zwei Zoll hoch und hat das enorme Gewicht von 1,700,000 englischen Pfund. Auf das Schwingen muß freilich dieser Riesenkönig der Glocken verzichten; in majestätischer, ehrfurchtgebietender Ruhe hängt er in seinem Balkenhaus; und nur, wenn von Priestern der gewaltige Schlägel an den langen Riemen gehoben wird und an die metallene Wand hämmert, läßt er seine mächtig dröhnende Stimme weithin erschallen. Dieselbe Furcht vor Erdbeben, welche die Japaner vom Baue hoher Häuser abhält, läßt sie auch

vom Errichten ansehnlicher Glockenthürme absehen. Die gewöhnlichen Glocken sind in ähnlicher Weise aufgehangen, wie es die nebenstehende Abbildung zeigt, die eine Glocke aus der Umgebung von Simoda vorstellt. Diese befindet sich in einem einfachen Gebälk, wie in einer Wiege. Die Glocken in Simoda zeichnen sich fast durchweg durch einen silberhellen, schönen Ton aus, der sich ungemein weit durch die Luft fortpflanzt.



Buddhistisches Kloster.

Beim Eintritt in den Tempel selbst bietet sich den Beschauern ein seltsam fremdartiger Anblick. In der Mitte steht ein riesengroßes Bild des Kwannon, als Beherrschers des Luftkreises, mit sechsunddreißig Armen, welche, wie die Windrose, die verschiedenen Richtungen des Windes bezeichnen sollen. Wie Trabanten paradiren um den Gott sechzehn schwarze Figuren in Lebensgröße, und auf beiden Seiten stehen zwei Reihen von Gold strotzende Götzen, von denen sich jeder wiederum der Wohlthat von zwanzig Armen erfreut. Auf jeder Seite des Tempels erstrecken sich zehn Plattformen, die sich eine hinter der anderen terrassen-

förmig emporheben. Auf jedem solchen Plateau stehen in Reih und Glied fünfzig lebensgroße Bildsäulen des Gottes Kwannon, im Ganzen gerade tausend. Ihre Köpfe und Hände dürfen aber auch nicht leer sein, und so hat denn mancher dieser Theile mitunter vierzig und mehr kleinerer Götzenbilder auf sich genommen. Rechnet man diese letzteren annähernd zusammen, so wird man den Japanern Recht geben müssen, wenn sie die Zahl der Miniaturgötzenbilder auf das erkleckliche Sümmchen von 33,333 bringen. Bedenkt man noch dazu, welch eine ungeheure Masse von Holzskulpturen und Metallarbeiten bei jedem einzelnen Götzenbild bis ins kleinste Detail verwendet worden ist, so kann man sich das Erstaunen der Europäer, welche den Gott sahen, einigermaßen erklären, und die, fast erdrückt von solchem Anblick, einmüthig gestehen mußten, daß dieser Tempel seinesgleichen auf dem ganzen Erdboden nicht aufzuweisen habe.

In Japan bestehen und blühen, ganz wie im deutschen und romanischen Mittelalter, sowol Mönchs- als Nonnenorden, hier natürlich der buddhistischen Sekte angehörig. Sie leben, wie die abendländischen Mendicanten, von milden Gaben, sind also Bettelorden; allein sie verstehen auf eine so wenig belästigende, vielmehr schelmisch-schalkhafte Weise ihren Säckel mit Geld und Mundvorräthen zu füllen, daß man ihnen unbedingt den Vorzug einräumen muß vor den Glaubensverwandten im Westen, die einst im härenen Gewand mit dem Rosenkranz die gesegneten Gauen des weiland Römischen Reiches durchpilgerten. Besonders liebenswürdig wissen sich die Nonnen mit schelmischblickenden Augen an die Milde der Begegnenden zu wenden, und wer vermöchte so harten Herzens zu sein, die Bitte einer schönen Supplikantin abzuschlagen, die ihrerseits nach empfangenem Scherflein vielleicht den edlen Geber eine Strecke des Weges geleitet und ihm so das Vergnügen einer anmuthigen, mitunter sogar geistreichen Gesellschafterin zu Theil werden läßt? Die Abbildung auf S. 129 zeigt ein buddhistisches Kloster aus der Vogelschau, nebst den daranstoßenden Gärten, die durch ihr äußerst elegantes Aussehen Zeugniß ablegen von der Sorgfalt, mit der sie von den Mönchen gepflegt werden, und zugleich von der Behäbigkeit und dem Comfort, den dieselben durch die „milden Gaben" um sich herum zu schaffen wissen.

Wir wollen zum Schlusse dieser kurzen Betrachtungen über den Buddhismus in Japan bemerken, daß schon im elften Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Ruhe im Innern des Reiches mehrfach durch Priester und Mönche, namentlich jene in der Umgegend von Mijako, gestört wurde. Sie werden in den geschichtlichen Werken als hochfahrend, übermüthig und ränkesüchtig bezeichnet. Hunderte von Klöstern waren reich dotirt; die rivalisirenden Mönche befehdeten einander mit Feuer und Schwert, sodaß die Regierung mit Nachdruck eingreifen und sie zur Ruhe verweisen mußte. Mit den Verfügungen derselben war bald die eine, bald die andere Partei nicht zufrieden. Dann zogen die Bonzen bis an die Zähne bewaffnet in hellen Haufen nach der Hauptstadt Mijako, und es ist mehr als einmal vorgekommen, daß sie den Palast des Mikado in Brand gesteckt haben. Sie bildeten zahlreiche Körperschaften, welche sich auch in späteren

Jahrhunderten, als innere Kriege in Japan ausgebrochen waren, an den Kämpfen betheiligten. So wurde auch in Japan, wie gleichzeitig in Europa, die Priesterschaft zu einer politischen Macht, welche großen Einfluß übte.

Beide Religionen, die der Sintos und der Buddhisten, genießen in Japan gleiche Rechte und gleichen Schutz sowol von Seiten des Mikado wie des Sjogun, die beide für die eine wie die andere Religion Tempel erbauten. Alle Priester aber stehen unter dem Mikado, von denen mehrere zur Lehre Buddha's sich bekannt haben sollen.

Weiter oben wurde noch der Sekte der Sutos, der Anhänger des Confucius, Erwähnung gethan. In früheren Zeiten scheint diese Sekte eine bedeutende Ausdehnung gehabt zu haben, spielt aber gegenwärtig eine unbedeutende Rolle. Die Lehre derselben ist mehr auf philosophische und politische, denn auf religiöse Grundsätze gegründet, und ihr ist es vor Allem zu danken, daß Japan auf einer höheren wissenschaftlichen Stufe als die übrigen östlichen Nationen steht, denn die Pflege der Wissenschaften war eine der ersten Vorschriften der Sutos. Auch scheint die Sitte des Bauchaufschneidens oder Harakiri dieser Lehre entlehnt zu sein, da Confucius den Selbstmord für eine der edelsten Thaten erklärte, wenn das Leben für den Menschen infolge schändlicher Handlungen keinen Werth mehr habe.

Unser Urtheil über den heutigen Zustand der Japaner läßt sich in wenige Worte zusammenfassen. Sie sind nichts weniger als Wilde oder Barbaren, sondern ein altes Kulturvolk, das durch die ihm innewohnende Triebkraft und durch Elemente, die ihm von Außen zugeführt wurden, auf eine hohe Bildungsstufe gehoben wurde, wo es stehen blieb. Von seiner Ohnmacht, sich ohne Aufgabe seiner Eigenthümlichkeit höher aufwärts zu schwingen, instinktartig durchdrungen, oder vielleicht in dem Erreichten das höchste für sein Wesen Wünschenswerthe erkennend, gab sich dieses merkwürdige Volk eine Verfassung und Gesetze, die sowol den Fortschritt als den Rückschritt fast unmöglich machten. Es erreichte um den Preis seiner Weiterbildung das orientalische Ideal der Ruhe, so weit es sich überhaupt erreichen läßt. Dabei versumpfte aber das japanische Leben nie in dem Grade, daß sich ein chinesischer Hochmuth, ein Glaube an die eigne Unübertrefflichkeit ausgebildet hätte. Im Gegentheil blieb ein Drang nach Vervollkommnung, den man nicht anders als dem Prinzip der Unbeweglichkeit unterordnen konnte, indem man das Land gegen die höhern Kulturen des Auslandes absperrte. Zwei Jahrhunderte lang wiederholten sich die Versuche der Europäer, Zugang zu gewinnen, ohne Erfolg. Zeigte sich ein Schiff in einem japanischen Hafen, so wiesen die Behörden mit unerschütterlicher Ruhe jeden Handelsverkehr ab, weil kein Bedürfniß dazu vorhanden sei, erfüllten aber gewissenhaft die Pflichten der Menschlichkeit, indem sie die Fremden mit allem Nöthigen versahen, wofür nie Geld genommen wurde. Das mehrmals angewendete Mittel, dadurch Eingang zu gewinnen, daß man schiffbrüchige Japaner zurückführte, verfing nie. Die Schranke blieb unübersteiglich, und die Holländer traf der nicht ungegründete Verdacht, daß sie aus Handelseifersucht die Abneigung der Japaner

gegen alle Fremden nährten. Daß man sie von allen seefahrenden Völkern allein zuließ, mußten sie mit schweren Demüthigungen bezahlen. Auf der kleinen künstlichen Insel der Bucht von Nagasaki, wo sie ihre Waarenlager hatten, waren sie Gefangene, und nie ließ sich ein Beamter des Landes herbei, sie als ebenbürtig zu behandeln. Dennoch war es für die Wissenschaft ein Gewinn, daß wenigstens ein Kulturvolk in Verbindung mit dem östlichsten Lande blieb, wenn auch bis auf Siebold Alles, was aus der winzigen Ausgangsthür von Desima in die Welt drang, so lückenhaft war, daß das Verlangen, eine bessere Kunde von Japan zu bekommen, immer lebhafter sich äußerte.

In unserm Jahrhundert fanden die Nordamerikaner endlich den Schlüssel zu Japan, den man so lange vergeblich gesucht hatte. Von den resultatlosen Bemühungen ihrer Vorgänger und von ihren eignen Erfolgen haben wir nun zu berichten.

Japanisches Götzenbild, Tempelspiegel und Räucherkerzen.

Die alte Brücke Desima-Nagasaki.

Die Europäer in Japan.

Die ältesten Nachrichten über Japan. — Die erste Landung von Europäern. — Die Portugiesen und die Glaubensboten. — Große Christenverfolgung. — Vertreibung der Portugiesen. — Die Holländer. — E. Kämpfer. Die Formen des Verkehrs. Das alte Hofleben des Mikado. — Versuche der Engländer. — Die Russen: Laxmann, Resanow, Krusenstern, Golowin. — Amerikaner und Engländer: Stewart, Pellew. — Mercator Cooper. — Cecille und Biddle. — Glynn. — Commodore Perry schlägt eine Expedition nach Japan vor. — Fahrt bis zu den Liu-kiu.

Die ersten Nachrichten, die man in Europa über Japan erhielt, brachte der Venetianer Marco Polo 1295 von seinen langen Reisen in Asien mit. Er erzählte von einem Lande östlich von China, das er nicht selbst gesehen habe, von dem er aber wisse, daß die Bewohner von Kathai (China) viel mit ihm handelten und Gold, Perlen und Gewürze von dort holten.

Das Land bestehe aus einer großen Insel, Zipangu genannt, nebst einer Menge kleinerer, und sein Reichthum sei ein so unermeßlicher, daß der Kaiser in einem mit Goldplatten gedeckten Palaste wohne. Diese Erzählung Marco Polo's nahm nicht blos den Sinn seiner Zeitgenossen gefangen, sie erhielt sich vielmehr im Gedächtniß der Menschen zwei Jahrhunderte lang. Als unser Martin Behaim, der Entdecker einer der Azoren, 1492 seine berühmte Erdkugel anfertigte, trug er auf sie, dreizehn Längengrade von dem chinesischen Kanghu (Hang-tscheu-fu), die Insel Zipangu ein. Um den westlichen Weg zu diesem Fabellande und seinen 7456 Gewürzinseln aufzufinden, lief Christoph Columbus am 3. August 1492 von Palos aus. In San Salvador glaubte er eine jener Inseln entdeckt zu haben, und sein Wahn wurde bestärkt, als die Indianer der anderen Eilande, die er besuchte, auf eine große Insel im Südwesten hindeuteten, wo es Edelsteine, Perlen, Gold, Gewürze und Baumwolle im Ueberfluß gebe. Die Insel, welche die armen Wilden mit ihrer Zeichensprache meinten, war Cuba, und kaum hatte Columbus den alten Kanal bei Puerto del Principe erreicht, als die Schönheit der grünen Inselgruppen, die sich seinen Blicken darboten, vor seine Einbildungskraft das Bild „der unzähligen Eilande, die wir auf unsern Karten im äußersten Osten wahrnehmen", zauberte. „Ich glaube", trug er in sein Tagebuch ein, „daß diese kleinen Gruppen an Gewürzen und Edelsteinen reich sind, und daß ihre Zahl gegen Süden zunimmt." Auf Cuba überzeugte er sich nun freilich, daß hier Zipangu nicht sei, und übertrug den Namen zugleich mit seinen hohen Erwartungen auf Hayti. An Zipangu lag ihm indessen weniger als an Kathai, und er hielt fortwährend Dolmetscher in Bereitschaft, die den Großkhan der Tataren in arabischer, chaldäischer und hebräischer Sprache anreden sollten. Die feste Ueberzeugung, die zu Zipangu gehörenden Inseln gesehen zu haben, verließ ihn bis zu seinem Tode (1506) nicht. Ja noch 1534 wurde eine Weltkarte gezeichnet, die sich jetzt auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar befindet, auf der fünf Grade westlich von Veragua „Zipangu, reich an Pfeffer und Gold", eingezeichnet ist.

Siebenunddreißig Jahre nach dem Tode des großen Entdeckers gelangten die ersten Europäer nach dem wirklichen Japan. Widrige Winde verschlugen ein portugiesisches Schiff und trieben es an die bis dahin unbekannte Küste der Insel Kiusiu. Den Japanern war dieses Ereigniß ein so merkwürdiges und das Aeußere der Fremden ein so auffallendes, daß sie beide durch Schrift und Bild verewigten. Von dem Gemälde, das ihre Künstler aufnehmen mußten, ist uns nichts bekannt, der Bericht in den japanischen Jahrbüchern lautet nach Siebold's Uebersetzung: „Unter dem Mijako Konara und dem Sjogun Yose Faro, im zwölften Jahre des Nengo Tenbun, am zweiundzwanzigsten Tage des achten Monats (im Oktober 1543) landete ein fremdes Schiff bei Tanega Sima, in der Nähe von Kura in der entfernten Provinz Nisimura. Die Schiffsmannschaft, die aus ungefähr 200 Personen bestand, hatte ein sonderbares Aeußere, die Sprache der Fremden war unverständlich, und Niemand wußte etwas von ihnen

und von ihrem Vaterlande. Am Bord war ein Chinese Namens Gohu, der das Schreiben erlernt hatte, und von ihm erfuhr man, daß das Schiff den Nanban (Barbaren des Südens) gehöre. Am sechsundzwanzigsten Tage des Monats führte man die Fremden in den Hafen Aku-oki im Nordwesten der Insel, und Toki Taka, Statthalter von Tanega Sima, ließ genaue Nachforschungen anstellen, wobei der Priester Tsyu-syu-zu als Dolmetscher diente. Am Bord des Schiffes der Nanban waren zwei Befehlshaber, Mora Syukia und Krista Muta. Sie trugen Gewehre und machten die Japaner zuerst mit dieser Waffenart und mit der Bereitung des Schießpulvers bekannt." Die Portugiesen, deren Namen die japanischen Jahrbücher in verstümmelter Form wiedergeben, hießen Antonio Mota und Francesco Zeimoto. Zwei Jahre später besuchte ein dritter Portugiese die Insel, Fernan Mendez Pinto, der aber bei seinen Zeitgenossen als Lügner verrufen war, sodaß seine Erzählungen keinen Glauben fanden. Sie haben sich indessen größtentheils bestätigt.

Die Japaner legten den Portugiesen keine Hindernisse in den Weg und gewährten vielmehr allen, welche kamen, die gastfreundlichste Aufnahme. Der Handel kam mächtig in Schwung, und die Portugiesen verdienten dabei hundert Prozent. Wie der alte ehrliche Kämpfer versichert, führten sie jährlich allein an Gold 300 Tonnen, die Tonne im Werth von 57,000 Thalern, mit sich fort. Im Jahre 1636, als ihr Handel schon sehr abgenommen hatte, verschifften sie von Nagasaki 2350 Kisten Silber oder einen Werth von 2,350,000 Taels (der Tael = 58 Silbergroschen). Portugiesische Händler verheiratheten sich vielfach mit reichen Japanerinnen, sodaß in den Hafenstädten der Unterschied zwischen Einheimischen und Ausländern zu verschwinden anfing. „Wäre der Handel so fortgegangen", sagt Kämpfer, „so würden Goa und Makao, die beiden portugiesischen Stapelplätze östlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung, zu einem Reichthum gelangt sein, wie ihn Jerusalem zu Salomo's Zeit besaß."

Den Kaufleuten folgten die Glaubensboten auf dem Fuße. Ein junger Japaner Homsiro hatte 1549 aus seinem Vaterlande flüchten müssen und war in Goa zum Christenthum bekehrt worden. Als er zurückkehrte, begleitete ihn Franz Xaver, der Mitbegründer des Jesuitenordens. Dieser wahrhaft bedeutende Mann, der ebenso viel Talent als Muth besaß, gewann durch seine große Demuth, sein tugendhaftes Leben, seine Uneigennützigkeit und seine Freigebigkeit gegen Arme und Kranke die Herzen der Japaner. Die Bekehrungen erfolgten zu Tausenden, und nicht blos Bungo, wo die Portugiesen ihre Niederlassungen hatten, sondern auch die übrigen Provinzen bevölkerten sich mit Christen. Die ersten Glaubensboten wissen in ihren Briefen und Schriften die Gelehrigkeit und die günstige Stimmung der Landesbewohner nicht genug zu rühmen. „Wenn ich von den Japanern spreche", sagt Franz Xaver, „kann ich nicht wieder aufhören. Sie sind das Entzücken meines Herzens." Als er 1551 Japan verließ, um schon im nächsten Jahre in China am Perlflusse, nicht weit von Makao, zu sterben, schien das Werk der Bekehrung gesichert zu sein.

Diese günstigen Verhältnisse änderten sich bald, und zwar durch die Schuld der Glaubensboten selbst. Den klugen Jesuiten drängten sich ungestümere Orden nach, Dominikaner, Augustiner und Franziskaner. Nicht genug, daß diese rohern Mönche wie Fanatiker bekehrten, gaben sie durch ihren Hochmuth, ihre Prachtliebe und ihre Goldgier täglichen Anstoß. Selbst die einheimischen Christen führten über sie Klage. Im Jahre 1596 kam ein Fall von geistlichem Hochmuth vor, der fast wie ein Majestätsverbrechen betrachtet wurde. Ein Bischof, der einem Staatsrath auf der Landstraße begegnete, verließ seine Sänfte nicht und machte sich dadurch des gröbsten Verstoßes gegen die Etikette schuldig. Die Klage des Beleidigten gelangte bis zum Kaiser, der bereits Beschränkungen der übermüthigen Christen angeordnet hatte und nun noch mehr erbittert wurde.

Die Einmischung der Portugiesen in die innern Angelegenheiten beschleunigte ihren Untergang. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts saß Taico (vergl. S. 8), ein energischer und kluger Mann, auf dem Throne des Sjoguns. Er ist es, der die Würde des Mikado zu einem Schatten gemacht und durch die Unterdrückung der Lehnsfürsten den Grund zu dem jetzigen System gelegt hatte.

Nach dem Tode Taico's (1598) gelangte nach Vertreibung des rechtmäßigen aber minderjährigen Thronerben Fidejori, der kräftige Fürst Ijejas auf den Throne der Sjogune. Er richtete seine Macht gegen Alles, was in Japan noch Unabhängigkeit besaß, und in erster Linie gegen die Christen. Die Verfolgungen, denen diese Unglücklichen ausgesetzt wurden, trugen einen politischen Charakter, und wenn man auch mit beispielloser Grausamkeit gegen sie wüthete, so zeigte man auf der andern Seite wiederum eine gewisse Mäßigung. Während die japanischen Christen zu Tausenden gefoltert, enthauptet, gehängt, gekreuzigt, in siedende Teiche gestürzt wurden, verbannte man die fremden Priester blos und ließ die portugiesischen Kaufleute ihren Handel, wenn auch in beschränkterer Weise, forttreiben. Früher hatte ihnen das ganze Reich offen gestanden, jetzt beschränkte man sie auf Desima, eine künstliche Insel im Hafen von Nagasaki, die man eigends für sie baute. Daß sie bald darauf ganz vertrieben wurden, bewirkten die Holländer.

Ein Engländer, Wilhelm Adams, führte das erste niederländische Schiff nach Japan. Er befand sich als Lootse am Bord des Admiralsschiffs einer kleinen Flotte von fünf Segeln, die am 24. Juni 1598 vom Terel auslief. Eine Fahrt um das Kap Horn hatte damals Schrecken, die ein heutiger Seemann kaum begreift. Man hatte schlechte Schiffe und schlechte Nahrungsmitel, kannte weder die Strömungen noch die Winde jener unwirthlichen Breiten und wurde vom Scorbut, der Pest des Meeres, verfolgt. Jene Flotte hatte eine besonders unglückliche Fahrt. Noch ehe sie die Südspitze von Amerika erreichte, brach der Scorbut aus und raffte den Admiral nebst einer Menge von Offizieren und Matrosen hinweg. In der Magellansstraße, wo man infolge der Unwissenheit des neuen Befehlshabers einen fürchterlichen, sechs Monate langen Winter

verlebte, tödteten Scorbut und Hunger noch mehr Menschen. Wieder neue Opfer forderte die Südsee, auf deren Inseln man in Hinterhalte der Wilden gerieth. Zuletzt war noch ein einziges Schiff übrig, und als dieses nach unendlichen Leiden am 12. April 1600 einen Hafen der japanischen Provinz Bungo erreichte, hatten nur noch fünf Mann so viel Kraft, daß sie Dienst zu thun vermochten. Auch diese bemitleidenswerthen Ueberreste einer zahlreichen Mannschaft suchten die Portugiesen ins Verderben zu stürzen, indem sie den Japanern einflüsterten, die Holländer seien keine Kaufleute, sondern Seeräuber, die auf nichts als Plünderung ausgingen.

Der Sjogun Taico. Nach Humbert.

Um die folgenden Scenen im rechten Licht zu sehen, muß man sich an den wüthenden Glaubenshaß der Zeit, an den Aufstand der Niederlande gegen Philipp II. und an die spanisch-portugiesischen Ansprüche auf Alleinherrschaft in den neu entdeckten Meeren erinnern. Papst Alexander VI. hatte entschieden, daß alle Meere und Länder im Westen einer Linie, die 370 Seemeilen westlich von den Azoren und den Inseln des Grünen Vorgebirges gezogen wurde, den Spaniern, alle östlich gelegenen Gebiete den Portugiesen gehören sollten. Der Papst war für die katholische Welt die höchste Autorität, und sowol die Spanier als die Portugiesen gründeten auf diesen Ausspruch ein unbestreitbares Recht, alle fremden Völker vom Verkehr in den fernen Meeren auszuschließen. Die Engländer und Holländer achteten den Ausspruch des Papstes nicht und suchten an dem gewinnbringenden Handel der Indischen Meere Theil zu nehmen. Da sie

einer feindlichen Behandlung gewiß waren, so bewaffneten sie ihre Schiffe und ließen sie in Geschwadern segeln. Da traf es sich nun häufig, daß ein Engländer oder Holländer einen portugiesischen oder spanischen Kauffahrer, dem er auf offenem Meere begegnete, kaperte und auf diese Weise reiche Waaren gegen ein paar Kanonenschüsse eintauschte. Ihrerseits verfuhren die Spanier und Portugiesen ohne alle Schonung, denn ihre Gegner waren Ketzer und betrieben einen vom Papst verbotenen Handel.

Trotz der Gegenbemühungen der Portugiesen faßten die Holländer in Japan festen Fuß und erhielten die Erlaubniß, im ganzen Reiche Handel zu treiben. Wilhelm Adams gelangte am Hofe zu Jedo in große Gunst, unterrichtete den Kaiser in der Mathematik und baute für ihn zwei Schiffe. Er beschreibt seine Lage auf folgende Weise: „Für die Geschäfte, die ich übernommen habe und täglich zu besorgen fortfahre, denn ich stehe im Dienst des Kaisers, hat er mir ein Lehn gegeben, so groß wie eine Herrschaft in England, mit achtzig bis neunzig Ackersleuten, die gleichsam meine Diener und Sklaven sind. So etwas ist hier nie erlebt worden. So hat Gott nach großem Elend für mich gesorgt; sein Name sei ewig gepriesen. Amen." Glücklich fühlte sich der arme Mann nicht, denn er hatte in England eine junge Frau und zwei Kinder zurückgelassen, die er zärtlich liebte. Als er hörte, daß die Küste von Malabar von englischen Schiffen besucht werde, richtete er an seine „unbekannten Freunde und Landsleute" ein Schreiben, in dem er sie bat, den eingeschlossenen Brief an seine Frau zu besorgen. Der Brief kam wirklich nach England, ob er aber an seine Adresse abgegeben wurde, ist unbekannt geblieben. Soviel ist gewiß, daß Wilhelm Adams die Seinigen nie wiedersah und zu Firato (Firando) 1620 nach zwanzigjährigem Aufenthalt in Japan starb.

In den Jahren 1609 und 1611 landeten wieder holländische Schiffe und der Verkehr wurde zu einem regelmäßigen. Die Eifersüchteleien und Feindseligkeiten zwischen Portugiesen und Holländern hörten nicht mehr auf. Einst kaperte ein holländisches Schiff ein portugiesisches, auf dem sich ein Brief eines vornehmen Japaners fand, der hochverrätherischen Inhalts war. Der Brief — nach den portugiesischen Berichten wäre er ein untergeschobener gewesen — wurde in Jedo übergeben und rief eine neue Christenverfolgung hervor. In ihrer Verzweiflung zogen sich die japanischen Christen in das alte Schloß Simabara auf der Küste von Arima zurück und leisteten dort, 40,000 an Zahl, den hartnäckigsten Widerstand. Der Kaiser vermochte sie nicht zu besiegen und forderte von den Holländern Hülfe. Bei Firato lagen eben mehrere holländische Schiffe, die augenblicklich unter Segel gingen, als ihre Führer hörten, daß sie christlichen Brüdern den Untergang bereiten sollten. Eines blieb aber und dieses stellte der holländische Handelsvorsteher Koekebakker dem Kaiser zur Verfügung. Vor den holländischen Geschützen, die zu Lande und zur See donnerten, sanken die alten Mauern von Simabara in den Staub. Als es sich ergab, waren noch 37,000 Christen am Leben, und diese wurden an einem einzigen Tage hingerichtet (12. April 1638). Zwei Jahre lang wüthete man gegen die Christen, die hier

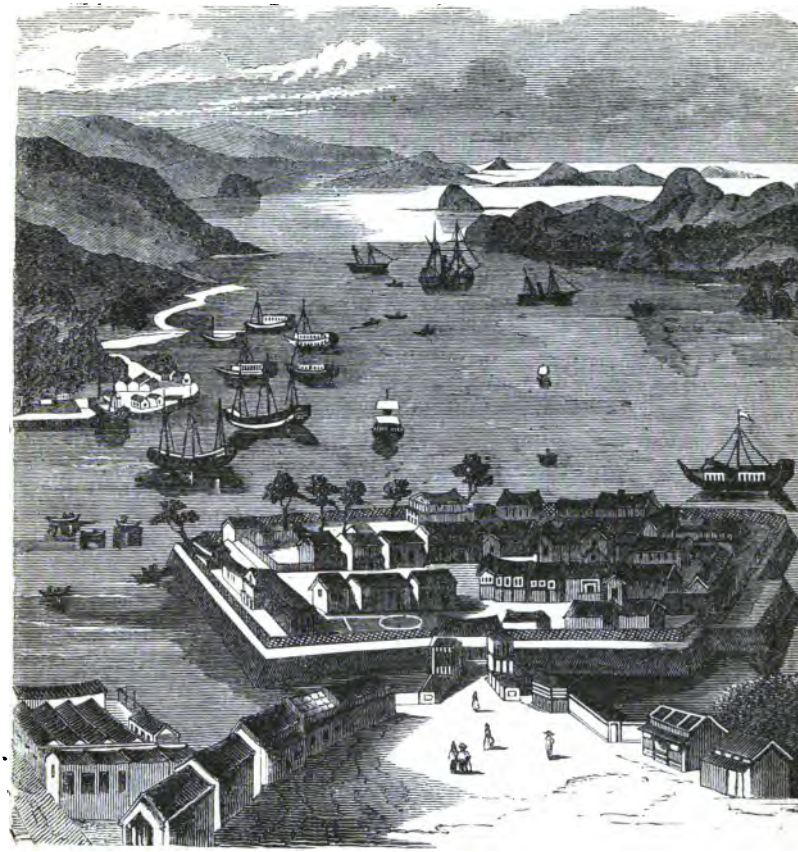
und da im Verborgenen lebten, mit ausgesuchter Grausamkeit. Kämpfer bezeugt, daß alle freudig in den Tod gingen und durch ihre Standhaftigkeit selbst bei ihren Henkern Bewunderung erregten. Zuletzt ermattete die Wuth, und die letzten Ueberlebenden wurden nicht hingerichtet, sondern auf so lange, als sie ihrem Glauben treu blieben, zur Gefangenschaft verurtheilt. Man führte sie zuweilen vor den Richter, um sie zu fragen, ob sie zum Landesglauben zurückkehren wollten, aber Alle blieben dem Christenthum treu. Das war das Nachspiel des blutigen Trauerspiels, das sich durch vierzig Jahre, von 1600 bis 1640, fortgesetzt hatte.

Die Portugiesen hatte man 1639 von Desima vertrieben. Im nächsten Jahre machte der Statthalter von Makao einen Versuch, die alten Handelsbeziehungen wieder anzuknüpfen. Er schickte zwei Gesandte mit einem Gefolge von zweiundsiebzig Menschen nach Japan. Da das Schiff durchaus keine Waaren mitnahm, so hätte es unter dem Schutz des Völkerrechts stehen sollen. Die Japaner sahen in den Gesandten Späher und übergaben sie nebst ihren Leuten dem Henker. Dreizehn der niedrigsten Diener wurden verschont, damit sie in Makao erzählten, welches Schicksal ihre Gefährten getroffen habe. „Sagt euren Landsleuten," waren die letzten Worte der japanischen Beamten an sie, „daß nie wieder ein Portugiese, so lange die Sonne die Welt erleuchtet, mit Japan handeln soll. Jeder, der unsere Küste betritt, wird hingerichtet werden, und käme der König von Portugal oder der Christen Gott, so würde er eben so behandelt werden." Die Botschaft wurde nie ausgerichtet. Die portugiesischen Diener verstanden sich nicht auf die Schiffahrt und man hat von ihnen nichts wieder gehört. Vielleicht haben die Wellen ihr Fahrzeug verschlungen, vielleicht sind sie, rathlos auf dem Meere treibend, dem Hunger erlegen.

Die Holländer erhielten für ihre geleistete Hülfe schlechten Dank. Man vertrieb sie von Firato, wo sie sich ein prächtiges Haus erbaut hatten, und beschränkte sie auf Desima. Wir bemerkten schon, daß diese künstliche Insel im Hafen von Nagasaki liegt, der Stadt gegenüber. Sie hat die Gestalt eines Fächers ohne Griff und erhebt sich nicht höher als sechs Fuß über den höchsten Wasserstand des Meeres. Sie ist im Süden 624, im Norden 516 rheinische Fuß lang und mißt von Osten gegen Westen 216 Fuß. Nagasaki wurde für den einzigen Hafen erklärt, in dem die zugelassenen Fremden, das heißt die Holländer und die Chinesen, künftig Zutritt finden würden. Die Chinesen fanden in der Stadt selbst, in einem besondern Quartier, Aufnahme. Das während der Christenverfolgungen ergangene Verbot für alle Japaner, mit dem Auslande Handel zu treiben, wurde wiederholt und verschärft. Auf allen Bergen baute man Wachthäuser und besetzte sie mit Soldaten. Segelte ein fremdes Schiff gegen die Küste heran, so loderten auf allen Höhen Lärmfeuer empor, und in weniger als 24 Stunden war die Nachricht, daß die Sicherheit des Reichs bedroht sei, in Jedo. Indem man diese Sicherheitsmaßregeln gegen außen ergriff, gab man zuletzt dem System einer Alles beaufsichtigenden, jede Gewalt, jeden Stand, jede kräftige Lebensäußerung in Schranken einengenden Regierung,

seine letzte Vollendung. Von dieser Zeit an war Japan ruhig und in gewisser Beziehung glücklich. „Die Abschließung des Landes," sagt Kämpfer, „zwang die Eingeborenen, die Mehrzahl der Gegenstände, welche ihnen früher die fremde Industrie geliefert hatte, selbst herzustellen. Indem es sich in den Künsten vervollkommnete und den Boden seines Vaterlandes durchsuchte, fand dieses verständige Volk bald Mittel und Stoffe, welche ihm erlaubten, die hauptsächlichsten Erzeugnisse des Auslandes zu ersetzen. Die Rohstoffe des Landes stiegen in dem Maße an Werth, als man die fremden Waaren entbehren lernte. Der Ackerbau und die Gewerbe machten merkliche Fortschritte. Das Land erzeugte Baumwolle, Zucker, Färbestoffe und Arzneiwaaren selbst und in wachsenden Mengen. Von allen Seiten brachten arbeitsame Hände Stoffe, Werkzeuge und Luxusgegenstände herbei, welche mit denen, die Japan früher aus fernen Ländern bezogen hatte, wetteiferten. Dieses Reich, das sich über fünfzehn Breitengrade ausdehnt, umfaßt so verschiedene Klimate, daß fast alle Provinzen eigenthümliche Waaren von vortrefflicher Beschaffenheit besitzen, und dieser Umstand erleichtert den Binnenhandel sehr und verleiht ihm eine Wichtigkeit, welche in anderen Ländern unbekannt ist."

Die Holländer durften anfänglich drei bis vier Schiffe jährlich schicken. Später wurde die Zahl auf zwei herabgesetzt, und in diesen bescheidenen Schranken ist ihr Handel bis auf die neueste Zeit geblieben. Der Ausgangspunkt dieser Schiffe war Batavia und dorthin gingen sie auch bei der Rückfahrt. Sie brachten rohe Seide, seidene, baumwollene und wollene Zeuge aus China, Bengalen und Persien, europäische Tuche, Farbehölzer, verschiedene Felle und Häute, Corduan und gewöhnliches Leder, Büffelhörner, Wachs, Zucker, Pfeffer, Nelken und Muskatnüsse, Sandelholz, Quecksilber, Blei, Salpeter, Alaun, Borax, Zinnober, Safran, Bisam, Benzoe, Gummilack, eingemachte Früchte, einige Arzneiwaaren, Bleistifte und Röthel, Nähnadeln, Brillen, Spiegel und große feine Pokale, Bernstein, echte und nachgemachte Korallen, schöne Vögel und andere ausländische Seltenheiten. Was sie dafür holten, war feines und grobes Kupfer, im Anfang jährlich 12,000 bis 20,000 Pikols im Gewicht von 120 deutschen Zollpfund, Kampher, 6000 bis 12,000 Pfund, Porzellan, lackirte Sachen, Thierhörner, Fischhäute, Saki, ein Getränk von Reis, das bald mit Wein, bald mit Bier verglichen wird, Soja, eine aus einer Bohnenart bereitete Brühe, Tabak, etwas Thee und Konditorwaaren. Ueber den Ertrag dieses Handels äußert Kämpfer: „Unser Gewinn mag ein Jahr ins andere gerechnet ungefähr auf sechzig vom Hundert steigen. Zieht man hiervon die Abgaben und Unkosten bei unserem Markte ab, so bleibt nicht viel über vierzig oder fünfundvierzig vom Hundert reiner Gewinn übrig, was für eine Handelsgesellschaft, die in Ostindien so erstaunlichen Aufwand machen muß, wenig sagen will. Daher wäre es nicht einmal der Mühe werth, diese Handlung fortzutreiben, wofern nicht die japanischen Landeswaaren, absonderlich das feine Kupfer, ebenso viel, ja noch etwas darüber eintrügen. Es mag also der völlige Gewinn auf achtzig bis neunzig vom Hundert steigen. Nebstdem sind auch die Unkosten nicht ein Jahr so groß wie das andere."



Deſima mit der Bai von Nagaſaki.

Im Jahre 1671 hatte der Handel Hollands mit Japan ſeinen höchſten Stand erreicht. Die Japaner wurden jetzt unruhig, daß man ihnen zu viele Werthe entführen möge, fügten zu dem Verbot der Goldausfuhr auch das der Silberausfuhr und beſchränkten die Ausfuhr von Kupfer. Von da an bis zum Jahre 1743 verminderte ſich der Handel mit Holland fortwährend, und wenn er auch von 1744 bis 1755 einen neuen Aufſchwung nahm, ſo kehrte das alte ungünſtige Verhältniß doch bald wieder. Der Gewinn ſchwand zuſammen, und zwar beſonders dadurch, daß ſich die Holländer willkürliche Preiſe für die Hauptausfuhren, namentlich für das Kupfer, gefallen ließen.

Daß sie zu schmuggeln versuchten, zog ihnen neue Demüthigungen zu. Man sagte ihnen gerade heraus, man habe nichts dagegen, wenn sie gingen und nicht wiederkämen, aber sie blieben, weil sie doch immer noch etwas verdienten.

Die Chinesen durften anfänglich siebzig Dschonken nach Japan schicken, die zur Zeit eines der drei Märkte, welche im Frühling, Sommer und Herbst abgehalten wurden, eintreffen mußten. Verspätete sich ein Schiff, so zwang man es umzukehren, ohne daß es seine Waaren ausladen durfte. Von China kamen alle Gattungen seidener und wollener Zeuge, rohe Seide, Zucker, Galmei, Terpentin, Gummi, Myrrhen, Adlerholz, Ginseng, eine für außerordentlich kräftigend geltende Wurzel von Korea und der Mandschurei, Arzneiwaaren und viele Bücher. Die Japaner gaben den Chinesen dafür Kupfer, Firniß, lackirte Geräthschaften, eingesalzene Fische und Trepang, ein Thier aus dem Geschlecht der Holothurien, das getrocknet wie eine Wurst aussieht und von den Chinesen gierig gekauft wird, weil sie es als Liebesmittel brauchen. Später setzte man die chinesischen Dschonken auf sieben herunter, denen in jedem Jahr zwei Fahrten zwischen China und Japan gestattet waren. Die alten Dschonken müssen kleiner gewesen sein als die neuen, denn der zuverlässige Kämpfer giebt den Werth der Waaren, welche die siebzig Schiffe der Chinesen zu seiner Zeit brachten und holten, auf 320,000 Taels (640,000 Thaler) an, und der Werth des Umsatzes der sieben chinesischen Dschonken der letzten Zeit betrug 160,000 Thaler.

Fast alle diese Nachrichten über Japan verdanken wir einem deutschen Gelehrten, Engelbert Kämpfer, dessen Schilderung des Reiches nicht blos einen geschichtlichen Werth behalten hat, sondern noch jetzt als lebendige Quelle fließt. Er wurde am 16. September 1651 zu Lemgo, der Hauptstadt der Grafschaft Lippe, geboren und zeigte schon frühzeitig große Neigung zum Reisen, sodaß er auf den entfernten Akademien zu Krakau, Königsberg, Upsala studirte. Kämpfer zeichnete sich so sehr durch seine Talente und Kenntnisse in Schweden aus, daß er in Stockholm die vornehmsten und gelehrtesten Männer sich zu Freunden erwarb. Unter diesen war auch der berühmte Esaias Puffendorf, welcher Kämpfer die Stelle als Sekretär bei einer an den moskowitischen und persischen Hof gehenden Gesandtschaft verschaffte. So lernte der junge Mediziner in den Jahren 1683 bis 1687 Rußland und Persien kennen; er hielt sich am Hofe zu Isfahan auf und durchzog dann den ganzen Orient als Schiffsarzt auf der holländischen Flotte. Namentlich durchforschte er Ceylon, Java und Siam, worüber er uns außerordentlich werthvolle Nachrichten hinterließ. Am 26. September 1690 betrat er in Desima zuerst japanischen Boden. Wie vortrefflich er seinen zweijährigen Aufenthalt in jenem Lande genützt, davon zeugt sein großes Werk, dessen Werth um so mehr in die Augen springt, wenn man bedenkt, daß er in einem Lande lebte, in dem jeder Europäer wie ein Gefangener gehalten wurde und mit den Eingeborenen nicht verkehren durfte. Am 31. Oktober 1692 verließ Kämpfer das östlichste Land Asiens und kehrte in sein Vaterland zurück.

In Lemgo, wo ihn der Graf zum Leibmedikus ernannte, wurde ihm der Lebensabend durch ein zänkisches Weib noch schwer verbittert. Er starb, allgemein betrauert, am 2. November 1716. Seine Schriften blieben lange Zeit unbenutzt liegen, bis der berühmte Gründer des britischen Museums, Sir Hans Sloane sie kaufen und theilweise 1727 in englischer Uebersetzung durch den Schweizer Arzt Scheuchzer herausgeben ließ. Die deutsche Ausgabe nach den Originalhandschriften erschien erst im Jahre 1777. Die physikalische Beschreibung des Landes freilich ist jetzt veraltet, was aber Kämpfer über die Geschichte und das Volk, endlich über die Europäer in Japan und das Leben der Holländer in Desima sagt, wird ewigen Werth behalten.

Auf Desima lebten die Holländer wie gefangen. Die Insel war nach allen Seiten hin abgesperrt, denn rings um sie lief eine Mauer, die blos zwei Thore hatte, ein Landthor und ein Wasserthor. Das letztere wurde nur dann geöffnet, wenn ein Schiff Waaren einnahm oder auslud. An dem Thore nach der Stadt zu, in die man über eine schmale Brücke gelangte, standen fortwährend Wachen, welche keinen Holländer herausließen, der nicht mit einem Erlaubnißschein der japanischen Behörde versehen war. Machte einer der Gefangenen einen Ausflug in die Stadt, so wurde er regelmäßig von Aufsehern und japanischen Dienern begleitet, welche keinen andern als den erlaubten Verkehr gestatteten. Er hatte auf diese Weise ein Gefolge von mindestens 25 bis 30 Personen, ungerechnet die zahlreiche Gassenjugend, die mit dem lauten Geschrei: Horanda! Horanda! (Holländer) freiwillig folgte. Er mußte überdies alle seine Begleiter und Diejenigen, welche unterwegs von ihnen eingeladen wurden, freihalten. Dafür sah er immer Dasselbe, einige Straßen, ein paar Theehäuser, die in Japan der Aufenthalt von feilen Mädchen sind, und einen oder zwei buddhistische Tempel. Wenn auch die Bauart eines solchen Tempels merkwürdig genug ist, wie unsere Abbildungen zeigen, so lohnten sie doch wahrlich die großen Kosten eines solchen Besuches nicht. Benutzte der Holländer sein Recht, in das Innere einzutreten, um dort eine Erfrischung einzunehmen, so sah er, was er schon viele Male gesehen. Abwechslung bot sich nur bei den allerdings häufigen Gelegenheiten, wenn in der Stadt ein Fest gefeiert wurde.

Auf ihrer Insel selbst hatten die Holländer nichts als eine ziemlich breite Straße, zwei Gärten und einige Gebäude von Holz. Die japanischen Fahrzeuge, welche die Bucht unaufhörlich durchfuhren, wurden von Desima durch ein Pfahlwerk fern gehalten. Die Aussicht in die Ferne war allerdings eine prächtige, denn man sah an den Ufern grüne Hügel, Wälder von majestätischen Eichen, Cedern und Lorbern, Tempel, von reizenden Gebüschen umgeben, hübsche Landhäuser, weiter unten die Klippen des steilen Ufers und hoch oben über Allem vulkanische Berggipfel.

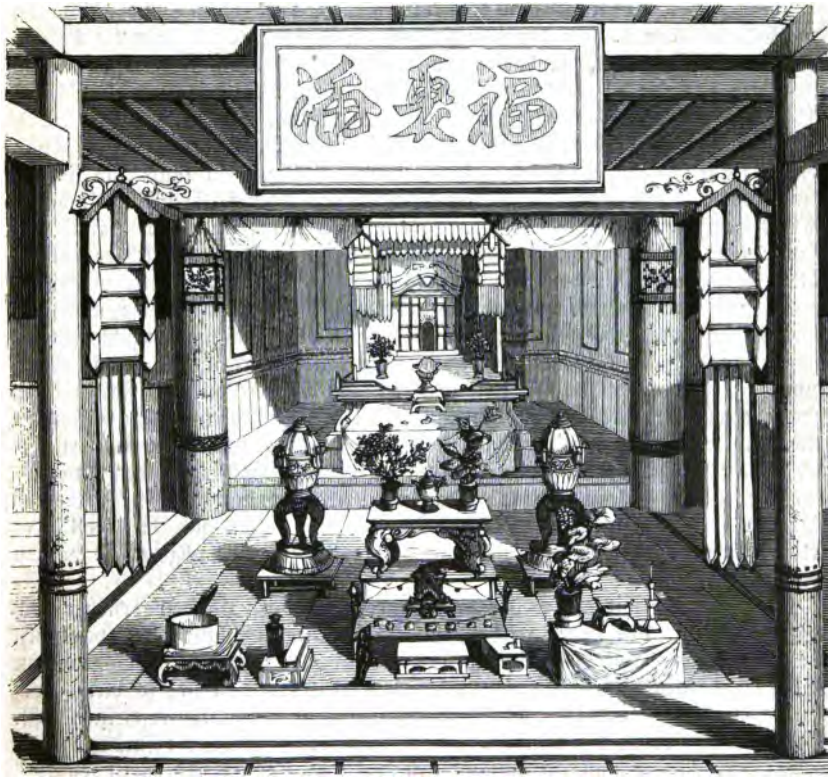
In den letzten Jahren bestand diese einsame Kolonie aus nicht mehr als sechs Europäern, nämlich einem Handelsvorsteher, einem Buchhalter, drei Gehülfen und einem Markthelfer. Wer nicht des Handels wegen nöthig war, wurde in Desima nicht zugelassen. In den wenigen Fällen, wo holländische Beamte oder Offiziere aus Wiß-

begierde der Langenweile einer mehrjährigen Abgeschlossenheit sich unterwerfen wollten, mußten sie Handelsverrichtungen übernehmen, um nicht abgewiesen zu werden. Als ein neuer Handelsvorsteher seine junge Frau, ein neugebornes Kind und eine Amme mitbrachte, wurde in Jedo angefragt, ob diese Neuerung geduldet werden solle, und die Antwort lautete so entschieden verneinend, daß die Frau mit dem Kinde und der Amme wieder auf dem nächsten Schiffe nach Batavia zurückgehen mußte.

Ein buddhistischer Tempel.

Bedient wurden die Holländer von Japanern, welche die Insel jeden Tag bei Sonnenuntergang zu verlassen hatten. Ihre Bedürfnisse oder ihre Waaren selbst einzukaufen, war ihnen nicht gestattet. Ihre Möbel und alle Artikel des täglichen Gebrauchs erhielten sie durch die Vermittlung von Maklern, für die man die portugiesische Bezeichnung Comprador beibehalten hatte. Ihre Waaren mußten sie japanischen Beamten übergeben, welche sie verkauften und für den Erlös die Waaren anschafften, aus denen die Rückfracht

der beiden Schiffe bestehen sollte. Durch diese Beamten wurden auch die Mäkler bezahlt. Rechnung wurde den Holländern abgelegt, aber kein Beleg hinzugefügt, denn ihre japanischen Mittelsleute waren nicht ihnen, sondern ihrer Regierung verantwortlich. Wie es scheint, ging die japanische Regierung bei allen Verkäufen einheimischer Waaren von dem Grundsatze aus, daß dabei 50 Prozent verdient werden müßten.



Das Innere eines buddhistischen Tempels.

Das japanische Mißtrauen forderte von jedem eingebornen Diener und jeder Dienerin der Holländer einen Eid, daß sie mit den Fremden keine Freundschaft schließen, ihnen keine Belehrung über die Sprache, die Gesetze und Gebräuche, den Glauben und die Geschichte Japans geben und sich überhaupt auf Das beschränken sollten, was in der Natur ihrer Verrichtungen liege. Andere Japaner durften die Insel nur mit besonderer Erlaubniß betreten. Zu jeder Stunde war städtische Polizei anwesend, die von Tag zu Tag abgelöst wurde.

Die übergroße Zahl der Dolmetscher, 60 bis 70 für sechs Holländer, läßt darauf schließen, daß viele Kundschafter unter ihnen waren. Dennoch wurden diese Leute bei jeder Verhandlung von einem Beamten begleitet.

Nicht genug, daß die Holländer sich diese peinliche Absperrung und Beaufsichtigung gefallen lassen mußten, unterwarf man sie unerhörten Demüthigungen. Kaum lief eines ihrer Schiffe in die Bucht von Nagasaki ein, so zeigte sich ein japanisches Boot und fragte nach dem Namen des Schiffes, dem Ort der Abfahrt, der Zahl und den Namen der Mannschaft. Während die Japaner die Befehle des Statthalters einholten, durfte das Schiff seinen Platz nicht verlassen, wenn es nicht als feindlich behandelt werden wollte. Inzwischen verschloß der Schiffsführer alle Bibeln, Gebetbücher und frommen Bilder, mit einem Worte Alles, was zu dem Christenthum in naher oder ferner Beziehung stand, in eine Kiste. Bald darauf erschien ein zweites Boot, welches Geißeln verlangte und sie ans Land führte. Die nächste Förmlichkeit bestand in einer sorgfältigen Untersuchung, ob das Schiff wirklich zu den beiden Fahrzeugen gehöre, denen der Handel mit Japan gestattet sei. Zeigte sich das Gegentheil, so mußte es die Rhede auf der Stelle verlassen. Hatte es eine Beschädigung erlitten, oder mangelte es ihm an Holz, an Wasser, an Lebensmitteln, so lieferte man ihm alles Nöthige, und zwar unentgeltlich, um dadurch anzudeuten, wie unerschütterlich man entschlossen sei, sich in keinen Handel einzulassen. Hatte man dagegen erkannt, daß das Schiff zum Handel berechtigt sei, so ließ man es zum Verkehr mit der Faktorei zu, nachdem man die Kiste mit den Bibeln nebst allem Schießbedarf, allen Geschützen und kleinern Waffen weggenommen hatte. Diese Gegenstände wurden erst bei der Abfahrt zurückgestellt. Beim Landen wurden alle Holländer, den Handelsvorsteher allein ausgenommen, am ganzen Leibe untersucht, ob sie verbotene Waaren bei sich trügen. Diese Demüthigung hatten sich die Holländer selbst zugezogen, da ihnen verschiedene Schmuggelversuche nachgewiesen worden waren.

Im Verkehr mit den Behörden behandelte man den Handelsvorsteher nach der Landessitte. Wir haben gesehen, in welcher geringen Achtung die japanischen Kaufleute stehen, und dies übertrug sich auf ihre holländischen Berufsgenossen. Lassen wir Alles unberücksichtigt, was nicht ganz erwiesen ist, so bleibt noch genug, was die Lage der Holländer als eine sehr demüthige erscheinen läßt. Dem Handelsvorsteher allein war das Tragen eines Degens (eines einzigen, während der höhere Rang in Japan durch zwei Degen angedeutet wird) gestattet, und auch er durfte die Ehrenwaffe nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten umgürten. Machten der erste Polizeibeamte und der erste Bürgermeister der Stadt einen amtlichen Besuch, so hatte der Handelsvorsteher sich dreimal so tief zu verbeugen, daß seine Stirn den Boden berührte, und dieser Gruß wurde nicht einmal durch ein leichtes Kopfnicken erwidert. Niemals richtete einer dieser Beamten das Wort unmittelbar an den Holländer, wie es in Japan unter Gleichgestellten Sitte ist. Es kam einige Male vor, daß ein Handelsvorsteher, der die Landessprache verstand, die Beamten anzureden wagte. In jedem solchen

Falle stellten sie sich, als ob sie seine Worte nicht hörten, und setzten die Unterredung durch Dolmetscher fort.

Etwa ein Jahrhundert lang war es Sitte, daß eine holländische Gesandtschaft alljährlich nach Jedo ging, um dem Sjogun Geschenke, nach japanischer Auffassung einen Tribut, zu überbringen. Als der Handel zwischen Batavia und Japan abnahm, wurden diese kostspieligen Reisen seltener, und seit 1792 fanden sie nur noch alle vier Jahre statt. Die Geschenke mußten aber nach wie vor jedes Jahr überschickt werden. In der spätern Zeit bestand die Gesandtschaft nur aus drei Personen, dem Handelsvorsteher, seinem Sekretär und seinem Arzt. Um so zahlreicher war die japanische Begleitung und das Gefolge. Beamte aller Grade gingen etwa 35 mit, und die Zahl der ganzen Reisegesellschaft pflegte aus mehr als 200 Personen zu bestehen. Dafür war das Gepäck der Holländer, das häufig von Lastträgern getragen werden mußte, auch ungewöhnlich groß. Außer den Gegenständen, die einem Reisenden in Europa unentbehrlich sind, versahen sie sich mit Tischen, Stühlen, Tafel- und Küchengeschirr, mit Wein, Eiern, Käse, Butter und anderen Artikeln, die man in Japan nicht findet, mit den Geschenken für den Sjogun und dessen höchste Beamte, endlich mit einer Unmasse von Zuckerwerk, Gebackenem und Likören, womit sie vornehme Besucher bewirthen mußten. Allerdings gingen viele dieser Sachen zu Meer bis zu einem Hafen der Insel Nippon, aber von dort aus wurden sie zu Lande weiter geschafft.

Auf dieser Reise wurden die Holländer mit der größten Achtung behandelt, weil man sie als Gäste des Sjogun betrachtete und deshalb zu den Vornehmsten des Landes zählte. Man gab den Handelsvorsteher eine Sänfte ersten Ranges und brachte ihn und seine Gefährten Nachts in Wirthshäusern unter, die zur Aufnahme der Fürsten und Statthalter eingerichtet waren. Alle Vorübergehenden warfen sich vor ihnen in den Staub nieder oder kehrten ihnen den Rücken zu, weil sie unwürdig seien, auf so vornehme Männer einen Blick zu werfen. Betraten sie eines der Lehnsfürstenthümer, so erwartete der Fürst sie an der Grenze und gab ihnen so lange das Geleit, als sie in seinen Besitzungen reisten. Schon in Nagasaki änderte sich bei der Abreise das Benehmen der Japaner, indem sie den Holländern in einem Tempel ein Abschiedsfest gaben.

Diese Huldigungsreisen nach Jedo haben uns in den Besitz der wenigen Kenntnisse über Japan gesetzt, die wir bis zur neuesten Zeit besaßen. Die Reise zerfiel in drei Theile und berührte eine Menge interessanter Punkte. Zuerst gingen die Reisenden zu Lande auf der Insel Kiusiu von Nagasaki bis Kokura.

Oft genug mußte das Gepäck Thieren aufgeladen oder an Lastträger vertheilt werden. Von allem Merkwürdigen, was sie sahen, war den Holländern die Körperkraft dieser Männer das Unbegreiflichste. Sie machten mit ihrer schweren Last siebzehn Stunden des Tages, nahmen am Abend ein warmes Bad und waren am nächsten Morgen so frisch, als solle ihre Arbeit eben erst beginnen. Auf Kiusiu wie auf der ganzen Reise zu Lande war die Marschordnung unabänderlich dieselbe. Die Geschenke an den Sjogun wurden vorangetragen, von

Beamten umgeben, dann kam das Gepäck, weiterhin die Dienerschaft der Holländer, dann die Dolmetscher, der holländische Arzt, der gleichsam als Anhängsel seinem Arzneikasten folgte, der Sekretär der Gesandtschaft und endlich der Gesandte selbst, worauf Beamte und japanische Diener den langen Zug schlossen.

In Kokura schiffte sich die Gesandtschaft ein, um nach Nippon zu segeln. Man berührte hierbei Simonoseki, die westlichste Seestadt von Nippon, die unsere Abbildung S. 149 vorführt. Die Fahrt bot die angenehmste Abwechslung dar, denn bald fuhr man auf offenem Meer oder streifte dicht an einer Felsenküste hin, bald bewegte man sich zwischen Inselschwärmen, die einen bunten Wechsel vom lachendsten Grün bis zur nacktesten Felsbildung darboten. Von Ohosaka bis Jedo reiste man wieder zu Lande. Die ganze Reise nahm durchschnittlich einen Zeitraum von fünfzig Tagen in Anspruch.

Auf dem Wege von Ohosaka nach Jedo berührte man Mijako (Kioto), die Residenz des geistlichen Kaisers von Japan. Es war hier ein Ruhetag gestattet, damit die Geschenke für den Mikado niedergelegt werden könnten, die auf der Rückreise übergeben werden sollten.

Weiterhin gelangte man zum Fusi Jama, den unsere Leser bereits aus der Abbildung S. 20 kennen. Er ist so steil, daß man zu seiner Ersteigung drei Tage braucht; aber zum Hinunterkommen braucht man nur ebenso viel Stunden, da man sich auf hölzerne Schlitten setzt, die im Winter auf dem Schnee, im Sommer auf dem Sande des glatten Abhangs pfeilschnell abwärts schießen. Den Japanern gilt der Fusi Jama für den Sitz des Gottes der Winde, und man sieht an seinem Fuße stets Pilger, die auf dem Gipfel opfern wollen. Eine zweite Merkwürdigkeit Japans folgt auf den schönen Berg in geringer Entfernung. Es ist der Fluß Oingawa, der wegen der durchsichtigen Reinheit seiner Wellen und der Schönheit seiner Ufer von den japanischen Dichtern hoch gefeiert wird.

Die größte Angelegenheit des Aufenthalts in Jedo war die Vorstellung bei Hofe. Während die Geschenke in den Palast getragen wurden, wies man der Gesandtschaft eine Wohnung an, bei deren Auswahl keine andere Rücksicht als die Leichtigkeit der Beaufsichtigung maßgebend gewesen war. In der Regel lag sie im obersten Stockwerk eines Hintergebäudes, dessen sehr kleine Fenster auf einen dunkeln Hof hinausgingen, und hatte unten und oben an der Treppe Thüren. Hier sollten die Holländer den Tag ihrer Vorstellung fern von jedem Verkehr mit Fremden erwarten. Ihre japanischen Begleiter wurden demselben Zwang unterworfen, allein die Aufsicht war nicht so streng, daß beide Theile nicht heimlich Besuche hätten machen und empfangen können. Wie es scheint, war die Absperrung nichts als eine Form der Etikette, und die Behörden waren zufrieden, wenn keine öffentliche Verletzung der Vorschrift stattfand.

Kam endlich der große Tag der Vorstellung, so war Alles ängstlich darauf bedacht, daß nicht etwa ein Verstoß gegen eine der hundert Regeln begangen werde, die das Ceremoniell bis zur kleinsten Einzelnheit hinab feststellten.

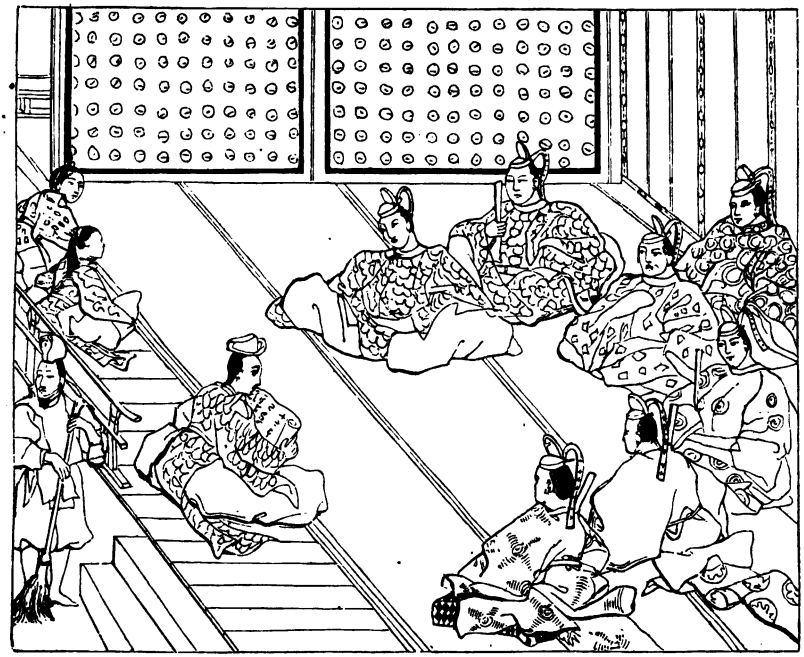
Simonoseki (im Fürstenthum Nagato).

Die Audienz selbst dauerte nicht länger als eine Minute. Man führte die Holländer in den Saal der hundert Matten, wo der ganze Hof des Sjogun versammelt war. Wir verweisen auf das nebenstehende Bild.

Den Kaiser selbst sah man nicht, weil man dem Saal eine solche Einrichtung gegeben hatte, daß auf die Stelle, wo er saß, kein Licht fiel. Man errieth den Ort aber an den holländischen Geschenken, die dem Thron gegenüber aufgestellt waren. Sobald ein Hofbeamter „Kapitän Horanda!" rief, mußte der Handelsaufseher sich auf Händen und Füßen gegen den unsichtbaren Monarchen hin bewegen, vor ihm den Boden mit der Stirn berühren und auf dieselbe Art, wie er gekommen war, zurückkriechen. Während dieser minutenlangen Scene wurde kein Wort gesprochen und man hörte nichts als das leise Gemurmel, durch das man in Japan seine Ehrfurcht zu erkennen giebt.

In frühern Zeiten folgte noch eine zweite Audienz, bei der die Holländer eine unbegreifliche Rolle spielten. Kämpfer, der im Jahre 1691 eine Gesandtschaft nach Jedo begleitete, ist unser Gewährsmann für die folgende Erzählung. Man führte die Holländer in einen Saal, in welchem, hinter einer spanischen Wand mit Gitterfenstern verborgen, der Kaiser mit seinen Frauen und vielen Hofdamen sich befand. Nachdem sie, alle in einer Reihe, bei den Gitterfenstern des Kaisers kriechend und niederfallend vorübergezogen waren, richtete man alle die Fragen an sie, die den kaiserlichen Damen von ihrer Neugier eingegeben wurden. Was nun folgte, möge Kämpfer selbst erzählen: „Der Kaiser, der bisher ziemlich weit von uns geblieben war, näherte sich unserer Rechten und setzte sich so nahe wie möglich hinter die Gitterfenster. Er ließ uns darauf nach und nach befehlen, unsere Mäntel abzunehmen, aufgerichtet zu stehen, zu gehen, stille zu stehen, Komplimente miteinander zu machen, zu springen, Trunkene vorzustellen, japanisch zu radebrechen, holländisch zu lesen, zu malen, zu singen, zu tanzen, unsere Mäntel umzunehmen und abzulegen. Wir bewerkstelligten diese Verordnungen, und ich fügte meinem Tanze ein verliebtes deutsches Liedchen zu. Auf diese Art und durch hundert andere Possen mußten wir unsere Geduld zur Belustigung des Kaisers und des Hofes üben. Die folgenden Tage", fährt unser ehrlicher Deutscher fort, „brachte der Gesandte mit Besuchen bei den Ministern und vornehmsten Staatsräthen zu. Man empfing ihn überall sehr höflich durch die Intendanten und Sekretäre, die ihn mit Thee, Tabak und Konfekt bewirtheten. Die Zimmer, wo man ihn hin führte, waren hinter den Schirmen und Gitterfenstern voll von Leuten, die sehr wünschten, daß die Holländer ihre lustigen Possen machen möchten. Ueberall erhielt man diese Gefälligkeit nicht, doch tanzten und sangen sie an einigen Orten, wo sie mit der Bewirthung zufrieden waren. Manchmal stieg ihnen das starke Getränk, das man sie etwas zu häufig trinken ließ, auch zu sehr in den Kopf." Zuletzt wollte es den Holländern doch scheinen, als sei es ihrer nicht so ganz würdig, den Großen zum Possenspiele zu dienen. „Wir sahen uns", schließt Kämpfer seinen Bericht, „nicht als Kaufleute an, die nur des Handels wegen gekommen wären, sondern als Gesandte, denen man mit Ehrerbietigkeit begegnen sollte."

Die Abreise der Holländer war immer ein Ereigniß für die ganze Stadt. Alles wollte sie noch einmal sehen, und man drängte sich so ungestüm um sie, daß die Wachen, obgleich sie rücksichtslos auf die Menge schlugen, kaum Platz zu schaffen vermochten. Die Rückreise erfolgte auf derselben Straße, auf der man gekommen war. Das Land bot indessen einen ganz anderen Anblick dar; denn bei der Hinreise nach Jedo, die im Februar angetreten wurde, trug es sein Winterkleid, und jetzt hatte es seinen schönsten Frühlingsschmuck angelegt.



Hofversammlung des Sjogun (nach einer japanischen Zeichnung).

In Mijako wurde ein längerer Halt gemacht, weil die Geschenke, die man dort zurückgelassen hatte, überreicht werden mußten. Der Ehre, den Mikado von Angesicht zu sehen oder auch nur seinen Palast zu betreten, wurden die Holländer nie gewürdigt. Sie übergaben ihre Geschenke an die Statthalter und erhielten dafür seidene Gewänder mit Silberstickereien.

Damals war wenigstens noch ein Theil der alten Macht des Mikado übrig geblieben; die erst 1868 zu neuem Glanze gelangen sollte. Von 744 bis 1185 unserer Zeitrechnung war die Residenz zu Ohasaka, der großen und volkreichen Handelsstadt, welche wol auch als das japanische Venedig bezeichnet worden ist. Sie bildet den Hafen für Kioto-Mijako, dem heutigen Sitz des Mikado. Dieser

besaß in Ohasaka einen Prachtpalast mit herrlichen Gärten und war dem Volke nahe. Aber seine Höflinge redeten ihm ein, es sei nicht würdig für den Urenkel der Sonne, mit dem Schwarme seiner Unterthanen zu verkehren; sein hoher Rang erfordere, daß er sich nicht vor Jedermann sehen lasse; nur von seinen Dairi, den Höflingen, dürfe er umgeben sein und die weltlichen Geschäfte müsse er den Dienern überlassen. Die Herrscher folgten dem unweisen Rathe und damit kam eine völlige Umwandlung in das Leben. Der Mikado zog sich gänzlich in seinen Palast zurück und wurde nach und nach von den Banden eines Ceremoniells so eng umstrickt, daß er sich kaum noch rühren konnte. Als darüber die Bürgerschaft von Ohasaka murrte, gaben ihm die Höflinge den Rath, seinen Hof nach der kleinen Stadt Kioto zu verlegen und diese zu seinem Mijako, d. h. Residenz, zu machen. Kioto liegt am Flusse Ido (Ido-Gawa), der aus dem Oitz-See abfließt und bei Ohasaka ins Meer mündet. Zwei Nebenflüsse bespülen gleichfalls die Stadt, welche auf allen Seiten mit Wasser umgeben ist. Die Gegend ist anmuthig, ihr Boden fruchtbar, das Klima seiner Milde wegen berühmt. Dort konnte der Urenkel der Sonne, der Nachkomme tapferer Herrscher, in Beschaulichkeit und Nichtsthun, ungestört vom lauten Getreibe der Welt, sein Leben hinbringen. Vermöge seiner Abstammung war er Oberhaupt der alten volksthümlichen Religion, die jedoch keine organisirte Geistlichkeit hatte. Nun schufen die Mikados eine Hierarchie von Beamten, welchen priesterlicher Charakter beigelegt wurde und die für den Kultus und Alles, was damit zusammenhängt, zu sorgen hatten. Die hohen Würdenträger wurden unter den Mitgliedern der kaiserlichen Familie und deren Verwandten erwählt und ein Gleiches geschah mit den Palastbeamten und dem Hofhalt. Alle bürgerliche und politische Verwaltung wurde dem Hofe mehr und mehr entfremdet; dieser bekam allmälig einen ganz geistlichen Anstrich.

Mijako, die neue Residenz, bot zu der Zeit, als die Holländer sie besuchten, ein eigenthümliches Schauspiel dar. Man sah nichts dort, was mit dem Kriegswesen oder der Staatsregierung in Verbindung stand. Die Beamten, welche dafür zu sorgen hatten, lebten in andern Städten; dagegen suchten alle religiösen Sekten eine Ehre darin, daß ihre Würdenträger dauernd in der Residenz anwesend seien und dort Tempel errichteten. Die Buddhisten besitzen dort die größte Glocke, welche vielleicht noch jene in Moskau übertrifft, und einen Tempel, der nicht minder einzig in seiner Art ist, nämlich jenen der 3333 Götzenbilder, von dem uns schon der biedere Kämpfer eine Abbildung mittheilt. In der That sind dort 3333 Götzenbilder angebracht. Der alte volksthümliche Kamikultus hatte zu Ende des 17. Jahrhunderts in Kioto und der nächsten Umgebung nicht weniger als 2127 Mias (Tempel und Kapellen), die Buddhisten aber besaßen 3893 Tempel und Pagoden.

Der Mikado, den Donker Curtius 1858 in einer elenden Hütte antraf (vergl. S. 5), besaß damals und heute wieder eine große Anzahl von Palästen, welche als heilige Bauwerke angesehen wurden. Sie sind mit Mauern umzogen und von Gärten eingefaßt. Nicht selten kam es vor, daß der Herrscher abdankte, um sich dem strengen Ceremoniell zu entziehen, dann wohnte er in

einer entlegenen Region der Palastmassen. Unter den Gebäuden befindet sich auch eines, das man als den Tempel der Priesteraudienzen bezeichnen könnte, denn dasselbe ist völlig in dem Baustyl aufgeführt worden, welcher bei den Kamitempeln angewandt wird, auch heißt es wie diese Mia. Es stößt an das Hauptgebäude, in welchem der Mikado wohnt, und erhebt sich im Hintergrunde eines geräumigen, gepflasterten und mit Bäumen bepflanzten Hofes. Die Zahl der Würdenträger, Beamten und Dienerschaft des Mikado geht in die Tausende. Man kennt aber die Zahl nicht genau, weil der Hofstaat das Privilegium hat, bei der alljährlich stattfindenden Volkszählung übergangen zu werden. Zu Kämpfer's Zeit zählte man, vom Hofe ganz abgesehen, die erschreckliche Anzahl von 52,169 Geistlichen in der Stadt. Die Zahl der Laien belief sich auf 477,557 Seelen, die sich auf 20 Sekten vertheilten.

Ein Einsiedler in Mijako. Nach einer japanischen Zeichnung.

In jener Blütezeit bot die Stadt des Mikado das Bild eines ununterbrochenen Karnevals dar. Der Sonnenuntergang nahet und es wird auf den Straßen und Märkten in Kioto noch lebendiger als zuvor. Aus allen Tempeln vernimmt man den Schall von Trommeln, Tamburinen, kupfernen Gongs und ehernen Glocken; denn die Abendandacht soll beginnen. Die Straßen werden

durch Papierlaternen erleuchtet, große und kleine. Es giebt darunter riesenhafte in Walzenform, welche, gleichsam selber leuchtende Säulen, in den Kolonnaden der Tempelgänge stehen. Kleinere in Kugelgestalt, hängen vor den Thüren der Gastwirthschaften und Vergnügungsorte. Im Innern der Stadt wogt die Menge auf und ab, besonders auf den Trottoirs der langen Straßen in der Umgebung des Palastes, wo namentlich die Frauen die Waaren der Kaufläden betrachten. Im Gewühl fehlen auch die Priester nicht. Jene des Kamikultus tragen ein schwarz lackirtes Käppchen aus Pappe; es hat einen kleinen Helmkamm mit einem kleinen weißen Kreuze und hinten fällt ein Band auf den Nacken herab. Dazu trägt er ein weites Oberkleid, gebauschte Beinkleider und einen großen Säbel. Die buddhistischen Priester sind meist in Grau gekleidet, viele aber auch je nach ihren Sekten, schwarz, braun, gelb oder roth. Sollte man glauben, daß inmitten einer so bewegten und volkreichen Stadt auch Einsiedler wohnen? Allerdings sind dort mehrere, welche sich von der Welt zurückgezogen haben und alle werden ausgiebig von dem gutmüthigen Publikum gefüttert. Einer von ihnen hat sich auf geheimnißvolle Weise in einer steilen Bergwand eine Grotte ausgehauen. Man weiß nicht, woher er kam und woher er ist. Er hat aber einen Flaschenzug angebracht und vermittelst desselben zieht man die Nahrungsmittel zu ihm hinauf. Seine Grotte ist angebracht über einem Teich im großen Parke, wie die Zeichnung nach einem japanischen Originale zeigt. Bettelei ist in Japan überhaupt eine anständige Profession, namentlich der Geistlichkeit, und diese schnurrt auf allen Straßen. Ergötzlicher sind die Gaukler, Seiltänzer, Straßenkomödianten, wenn auch ihre Pfeifen- und Tamburinmusik einem europäischen Ohre nicht gefällt. Die Guitarren in den vielen Theehäusern kann man schon eher anhören. Die Theater und andere Vergnügungsörter sind bis in die Nacht geöffnet.

Sind diese Volksbühnen auch grundverschieden von unsern Schauspielen, so finden wir doch dort sowol Zauberopern wie bürgerliche Dramen vertreten. Es ist aber auch ein Hoftheater vorhanden und dieses gehört zu den seltsamsten Erscheinungen in Japan. Auf ihm sind Rollen, Trachten, Bühnenverzierungen ein für allemal fest bestimmt, durchaus konventionell. Dem Europäer erscheinen freilich viele der dargestellten Rollen mythologisch und phantastisch. Da erscheint z. B. ein Greis mit langem weißen Bart, auf eine Krücke gelehnt; auf dieser sitzt ein grüner Papagei, also ein Vogel, der in Japan nicht wild vorkommt. Ein Held verfolgt eine giftige Schlange, und auch dieses Thier ist dem Lande fremd. Schilde, Schwerter und Helme der Schauspieler zeigen merkwürdigerweise Formen, welche an die der alten Griechen erinnern. Auch die Musikanten der Hofkapelle wie des Hoftheaters tragen einen Helm nach altvolksthümlichem Zuschnitte. Sie spielen die Flöte, die Hirtenflöte, die Seemuschel, eine Art von Trommelpauken und schlagen das Gong.

Alle diese Herrlichkeiten am Hofe des Mikado bekamen die durchreisenden holländischen Gesandten freilich nicht zu sehen, aber sie hörten von den meisten, und Kämpfer zeichnete redlich Alles auf.

Schauspieler und Tänzerinnen am Hofe des Mikado. Nach Humbert.

In der neueren Zeit, wo Europäer in Mijako Zutritt erlangten, haben wir freilich über alles dieses genauere Auskunft erhalten. Nachdem die Geschenke in Kioto ausgewechselt waren, zogen die Holländer nach der Hafenstadt Ohasaka. Auch hier wurde länger als auf der Hinreise verweilt. Man zeigte den Holländern jetzt die Stadt und ließ sie an den Festen Theil nehmen, die in Ohasaka häufiger als irgendwo sonst begangen werden. Beim Abschiede nahmen sie die Waaren mit, welche sie bestellt hatten, und versorgten sich mit Holzkohlen, da dieser Artikel in Nagasaki schwer zu bekommen ist. Mit einem feierlichen Empfange in Yagami, unfern von Nagasaki, schloß die Reise, und die Holländer waren wieder für vier Jahre Gefangene auf einer Zwerginsel.

So klein auch Desima war, es blieb dennoch der Angelpunkt, von dem aus ganz Europa weiter gegen Japan zu operiren hatte. Blieb auch dort die Lage der Niederländer bis in unser Jahrhundert so ziemlich dieselbe, so erlangten wir doch von dort allmälig immer erweiterte Kunde des merkwürdigen Sonnenaufganglandes. Wie Kämpfer im 17. Jahrhundert derjenige war, der die besten und eingehendsten Berichte über Japan lieferte, so war es von 1823 an gleichfalls ein Deutscher, der, als Arzt in Desima wirkend, uns die wichtigsten Eröffnungen über Nippon machte. Philipp Franz von Siebold aus Würzburg erlangte in seiner Eigenschaft als Arzt und Naturforscher ein ganz besonderes Ansehen unter den Japanern. Mit seiner reichen wissenschaftlichen Ausbeute wollte er sich 1828 wieder nach Europa einschiffen, als er in eine Untersuchung gerieth, die ihn noch ein Jahr lang an Desima fesselte. Ein Gelehrter am Hofe des Sjogun hatte ihm nämlich die Kopie einer Karte Japans übergeben, was damals für ein Staatsverbrechen angesehen wurde. Siebold aber blieb standhaft, verrieth seinen Freund nicht und gelangte glücklich in die Heimat, wo er die gesammelten Materialien veröffentlichte und sein „Archiv zur Beschreibung Nippons" sowie verschiedene zoologische und botanische Schriften herausgab. Im Jahre 1859, als die Verhältnisse sich gründlich geändert hatten, ging Siebold abermals auf einige Jahre nach Jedo, wo er in die Dienste des Sjogun trat. Bald aber kehrte er nach seiner Vaterstadt Würzburg zurück, wo er am 18. Oktober 1866 starb. Er hat sich den Ruhm erworben, von allen Menschen am meisten unsre Kenntniß Japans gefördert zu haben, was namentlich um deswillen Anerkennung verdient, weil sein erster Aufenthalt in die Zeit fällt, als Japan noch verschlossen war. Siebold's Thätigkeit kam aber vorzugsweise den Holländern zu gute. Neben diesen begannen nun aber auch die andern Völker wieder den Versuch zu machen, Zutritt in Japan zu erlangen.

Die Engländer hatten vor der Vertreibung der Portugiesen, von 1613 bis 1623, eine Faktorei in Firando besessen und durch einen günstigen Vertrag völlige Handelsfreiheit erlangt. Ein Verein von Kaufleuten, aus dem die mächtige ostindische Gesellschaft hervorgegangen ist, betrieb den Handel mit Japan, verlor aber dabei 40,000 Pf. St. und gab ihn ganz auf, indem sie zugleich die Faktorei und das Land räumte. Inzwischen waren die Holländer im Osten allmächtig geworden, hatten sich in Batavia befestigt, die Portugiesen

von Amboina und Timor verdrängt und waren die Herren der Küsten von Koromandel und Malabar geworden. An ihrer Eifersucht scheiterten 1636 die Versuche von vier englischen Schiffen, mit Nagasaki Handel zu treiben. Im Jahre 1673 ließ die ostindische Gesellschaft wieder ein Schiff nach Japan abgehen. Auf dem englischen Throne saß damals Karl II., der mit einer Prinzessin aus dem Hause Braganza vermählt war. Die Holländer zögerten nicht, die Japaner damit bekannt zu machen und das Verhältniß so darzustellen, als ob Engländer und Portugiesen durch dieselbe Verfassung und denselben Glauben verbunden seien. Der Empfang, der den Engländern zu Theil wurde, war daher der schlechteste. Der geschickteste englische Anwalt kann die Zeugen seines Gegners keinem verfänglichern Kreuzverhör unterwerfen, als die Engländer es zu bestehen hatten. Sie sollten zu dem Geständniß verleitet werden, daß sie den Portugiesen sehr nahe ständen, daß ein Lootse jenes Volks sie nach Nagasaki geführt habe, daß sie einen Mann Namens Santo Christo und eine Frau Namens Santa Maria verehrten. Als der Argwohn der Japaner wohl oder übel beschwichtigt worden war, erhielt er durch einen unbedeutenden Umstand neue Nahrung. An einem Sonntag hißten die Engländer ihre Flagge mit dem Georgskreuz auf, und dieses Kreuz galt den Japanern für einen Beweis, daß ihre Gäste trotz ihres Leugnens doch Glaubensgenossen der Portugiesen seien. Es wurde nach Jedo berichtet, und die kaiserliche Entscheidung lautete, daß die Engländer, da ihr König mit einer Tochter des Königs von Portugal verheirathet sei, unverzüglich mit allen ihren Waaren absegeln und nie zurückkehren sollten. Ehe ein neues englisches Schiff seine Flagge an den Küsten von Japan zeigte, verfloß mehr als ein Jahrhundert.

Im Jahre 1696 entdeckten die Russen Kamtschatka, 1711 fanden sie den Weg zu den Kurilen, 1741 sah Behring, indem er die nach ihm benannte Straße durchfuhr, die Nordwestküste von Amerika. Spangenberg, Walton und Schelting befuhren 1739 die östliche Küste von Japan, doch hatte ihre Reise blos Höhenbestimmungen und andere wissenschaftliche Untersuchungen zum Zweck, und ein Verkehr mit den Japanern wurde nicht angeknüpft. Bald lernte man den Reichthum der amerikanischen Küste an Pelzen, besonders an schönen Seeotterfellen, die in Kiachta zu den höchsten Preisen abgesetzt wurden, würdigen und beschäftigte in jedem Jahre mehr Schiffe im Pelzhandel. Die nördlichen Kurilen unterwarfen sich der russischen Herrschaft, und die Insel Kodiak, in der Mitte zwischen den Aleuten, Kamtschatka und Amerika gelegen, wurde die Hauptniederlage für dieses Geschäft. Cook's Entdeckungsreisen nach der amerikanischen Nordwestküste und die Gründung der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft gaben einen neuen Anstoß. Man war zum Nachbar der Japaner geworden und konnte dem Verkehr in den östlichen Meeren, wenn man Japan in seine Kreise zog, Ausdehnung und Mannichfaltigkeit verleihen.

Ein glücklicher Zufall schien die Vermittlung übernehmen zu wollen. Im Jahre 1782 wurde ein japanisches Schiff nach Amtschitka, einer der russischen Aleuten, verschlagen und litt dort Schiffbruch. Man führte die Fremden nach

Irkutzk und hielt sie dort zehn Jahre zurück, wahrscheinlich aus keinem anderen Grunde, als um sie im Russischen zu unterrichten und von ihnen Japanisch zu lernen.

Im Jahre 1792 erließ Katharina II. endlich den Befehl, sie in ihr Vaterland zurückzuführen und bei dieser Gelegenheit zu versuchen, ob es nicht möglich sei, mit Japan einen Handelsvertrag abzuschließen. Dem Generalstatthalter von Sibirien wurde ausdrücklich vorgeschrieben, keinen Mann von hohem Rang zu wählen und die Geschenke nur in seinem, nicht im Namen der Kaiserin überreichen zu lassen. Dieser eine Zug beweist, wie wenig man von der Etikette und dem Hochmuth der Japaner eine Ahnung hatte. Man wollte den Sjogun wie einen Halbwilden behandeln, der sich geehrt fühlen müsse, wenn ein russischer Beamter durch den Mund eines Mannes von geringem Range mit ihm rede. Zum Gesandten wurde der Schiffsleutnant Laxmann erkoren, und man gab ihm ein gewöhnliches Transportschiff, Katharina genannt, das von einem Steuermann befehligt wurde. Laxmann landete auf der nördlichen Küste der Insel Jesso und überwinterte dort in einem kleinen Hafen. Er verletzte dadurch die japanischen Gesetze, nach denen Nagasaki der einzige den Fremden geöffnete Hafen war. Im folgenden Sommer segelte er nach Hakodade und hatte in einer Stadt, drei Tagereisen davon entfernt, Unterredungen mit japanischen Beamten. Der Schluß war eine Erklärung der Japaner, daß die Russen, weil sie an einem verbotenen Küstenorte gelandet seien, eigentlich den Tod verdient hätten. Man wolle sie jedoch wegen ihrer Unbekanntschaft mit den Landesgesetzen schonen und ihnen die Rückkehr in ihr Vaterland erlauben. Die schiffbrüchigen Japaner könne Laxmann wieder mitnehmen, da sie Rußland angehörten, nachdem ihr Schicksal sie dahin versetzt und ihr Leben dort vom Untergange gerettet habe. Zwingen wolle man die Russen dazu übrigens nicht. In Unterhandlungen über eine Handelsverbindung könne man sich nirgends einlassen, als im Hafen von Nagasaki; man wolle Laxmann daher einen schriftlichen Schein geben, mit dem ein russisches Schiff in jenen Hafen einlaufen könne, wo sich japanische Beamte befinden würden, welche die Vollmacht hätten, weiter über diesen Gegenstand mit den Russen zu unterhandeln.

Mit dieser Erklärung kehrte Laxmann im Herbste des Jahres 1793 nach Ochotzk zurück. Nach seinen Mittheilungen behandelten die Japaner ihn freundlich, erwiesen ihm viele Ehren, unterhielten die Offiziere und die Schiffsmannschaft während der ganzen Zeit ihrer Anwesenheit an den Küsten auf ihre Kosten, versahen sie bei ihrer Abreise mit Lebensmitteln, ohne daß sie Bezahlung dafür nahmen, und machten ihnen mehrere Geschenke. Dagegen war es den Russen nicht erlaubt, frei in der Stadt umherzugehen, und man hielt sie stets unter Aufsicht. Die armen schiffbrüchigen Japaner sollen zu ewigem Gefängniß verurtheilt worden sein und ihre Verwandten und Freunde nie wiedergesehen haben. Sie hatten so lange im Auslande gelebt, daß man befürchtete, sie würden fremde Sitten und Anschauungsweisen angenommen haben und in Japan weiter verbreiten.

Die Kaiserin unterließ es, ein Schiff nach Nagasaki segeln zu lassen. Die Ereignisse in Polen und Frankreich und die großen Kriege zogen ihre und ihres Nachfolgers Blicke von Japan ab. Alexander I. nahm die Pläne seiner Großmutter wieder auf und ließ 1803 eine Gesandtschaft abgehen. Resanow wurde zum Gesandten ernannt. Seine Begleiter waren der Naturforscher Tilesius aus Leipzig, der Astronom Horner und ein Maler der Akademie von Petersburg. Den Oberbefehl über die Schiffe erhielt Krusenstern, und von ihm besitzen wir eine Beschreibung dieser Reise. Wieder wurden einige nach den Aleuten verschlagene Japaner, die seit sieben Jahren in Rußland lebten, mitgenommen. Auch für prächtige Geschenke war gesorgt worden, um die Gunst des Sjogun und seiner Minister zu gewinnen. Die Russen kamen im Oktober 1804 in der Bucht von Nagasaki an. Sogleich forderte man ihnen alle Geschütze und allen Schießbedarf ab. Die Offiziere durften ihre Degen und die Soldaten ihre Gewehre behalten, ja man erlaubte dem Gesandten sogar, wenn auch mit großem Widerstreben, daß er seine Ehrenwache mit ans Land nehme. Dieser Sieg war jedoch der einzige, den die Russen über die Hartnäckigkeit ihrer Gastfreunde davontrugen. Es wurde ihnen nicht erlaubt, ans Land zu gehen, oder sich mit einem Boote weit vom Schiffe zu entfernen. Sechswöchentliche Verhandlungen führten endlich dahin, daß man dem Gesandten, der unwohl zu sein behauptete, einen Platz am Ufer zum Spazierengehen anwies. Die ganze Länge desselben betrug nicht viel über hundert, seine Breite höchstens vierzig Schritte, und nur ein einziger Baum gewährte etwas Schatten. Fuhr ein Boot nach diesem Platze, so setzten sich sogleich 12—15 japanische Fahrzeuge in Bewegung und umgaben es von allen Seiten. Zwischen den russischen und holländischen Seeoffizieren wurde durchaus kein Verkehr gestattet. Als die Holländer nach Batavia absegelten, war Resanow der Einzige, dem man einen Brief mitzugeben erlaubte. Dieser Brief mußte durch einen Dolmetscher ins Holländische übersetzt und dem Statthalter vorgelesen werden. Er durfte weiter nichts enthalten, als einen kurzen Bericht über die Fahrt nach Japan und die Mittheilung, daß sich auf dem Schiffe Alles wohl befinde.

Nach langem Zögern erlaubte man dem Gesandten, in Nagasaki nahe bei der Stadt eine Wohnung zu beziehen. Das Haus stand auf einer Landspitze so nahe am Meere, daß das Wasser zur Zeit der Flut bis unter die kleinen, mit einem doppelten Gitter versehenen Oeffnungen stieg, welche die Stelle von Fenstern vertraten. Eine hohe Wand von Bambusrohr umgab das ganze Gebäude nicht nur von der Landseite, sondern auch gegen das Meer hin, wo man außerdem zwei Reihen Pfähle in das Wasser eingeschlagen hatte, zwischen welche die landenden Boote hineinfahren mußten. Das Thor auf der Seeseite hatte zwei Schlösser, deren Schlüssel zwei Offizieren anvertraut waren. Diese Thür blieb nie über fünf Minuten offen, und selbst wenn man wußte, daß ein Boot nach kurzer Zeit zurückfahren werde, verschloß man die Schlösser zweimal und öffnete sie gleich darauf wieder. Die Landseite war mit der nämlichen Vorsicht verwahrt. Die Wohnung und die Vorrathshäuser hatten je einen Hof, und an

der Thür von beiden stand immer eine Wache. Um den zweiten Hof zog sich eine Reihe von Wachhäusern, in denen zwölf Offiziere mit einer starken Mannschaft lagen. Auf dem Wege nach der Stadt gab es in geringen Entfernungen Thüren, welche nicht nur verschlossen, sondern auch von Soldaten bewacht wurden. Landete ein Boot, so zählte man die Personen, welche darin saßen, und ließ es nicht eher wieder abfahren, als bis die frühere Anzahl wieder voll war. Ob dieselben Menschen wieder abfuhren, darum kümmerten sich die Japaner nicht, und es blieb den Russen auf dem Schiff unbenommen, mit ihren Gefährten auf dem Lande für einen Tag oder eine Nacht zu tauschen.

Das japanische Mißtrauen äußerte sich auch darin, daß man das russische Schiff, so lange die beiden holländischen zum Handel ermächtigten Fahrzeuge anwesend waren, im innern Hafen nicht Anker werfen ließ. Uebrigens gab man den Russen Alles, was sie zur Ausbesserung gebrauchten, versah sie pünktlich mit Vorräthen für die Mannschaft und lieferte nicht blos immer das Beste, was in Nagasaki zu haben war, sondern auch genau die Menge, um die gebeten worden war. Die Versprechungen, die man ihnen hinsichtlich der Reise nach Jedo gab, erwiesen sich als leere Worte. Die Geschenke nahm man vorläufig an und verwahrte sie in der Stadt.

Am 19. Februar 1805 erhielt Resanow die Anzeige, daß der Kaiser einen Bevollmächtigten nach Nagasaki abgeschickt habe, um mit ihm zu unterhandeln. Das hieß mit andern Worten, daß der Gesandte nicht in Jedo zugelassen werden solle. Wenige Tage später erhielten die Russen einen zweiten Wink, indem man die Frage an sie richtete, wann ihr Schiff segelfertig sein werde. Der japanische Bevollmächtigte traf am 30. in Nagasaki ein, und die Verhandlungen begannen damit, daß man das Ceremoniell festsetzte. Der russische Gesandte erhielt das Zugeständniß, daß er auf europäische Art grüßen dürfe, aber er mußte ohne Degen und Schuhe erscheinen, und man bewilligte ihm weder einen Stuhl noch einen andern Sitz. In zwei Zusammenkünften wurde Alles beendigt. Den Russen wurde ausdrücklich verboten, Japan jemals wieder zu betreten. Ihre Geschenke und sogar den Brief ihres Kaisers an den Sjogun gab man ihnen zurück. Würden in Zukunft abermals Japaner an ihre Küsten verschlagen, so möchten sie diese Leute an die Holländer abgeben, welche sie über Batavia nach Nagasaki schicken würden. Auf Kosten der japanischen Regierung wurde das russische Schiff auf zwei Monate mit Lebensmitteln versorgt und an die Mannschaft wie an die Offiziere Geschenke vertheilt. Die Matrosen erhielten 2000 Säcke Salz, jeden zu 30 Pfund, und hundert Säcke Reis, jeden zu 150 Pfund, die Offiziere 2000 Stück seidner Watte. Wegen der Ausschlagung der kaiserlichen Geschenke entschuldigten sich die Japaner, indem sie anführten, wenn ihr Monarch dieselben annehme, so müsse er dem Kaiser nach Rußland Gegengeschenke machen und dieselben ebenfalls mit einem Gesandten von Petersburg abschicken. Nach den Reichsgesetzen sei es aber verboten, daß irgend ein japanischer Unterthan sein Vaterland verlasse. So endete diese Gesandtschaft, von der man sich Großes versprochen hatte.

Resanow benutzte für seine Rückkehr nach Kamtschatka ein Schiff der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft, auf dem ein Leutnant Chwostow den Befehl führte. Er landete in Ochotzk und reiste durch Sibirien nach Petersburg, erkrankte aber unterwegs und starb. Chwostow stach wieder in See und überfiel 1806 und 1807 mehrere Dörfer der japanischen Kurilen. Nicht zufrieden damit, Lebensmittel fortzuführen, zerstörte er alle Vorräthe, die er nicht brauchen konnte, und verbrannte die Tempel und Häuser. Sein Benehmen war um so grausamer, als der Reis, das vorzüglichste Nahrungsmittel dieser Inseln, von Japan aus zugeführt wird, und der eine Ueberfall spät im Herbste, wenn die Verbindung bereits aufgehört hat, der andere dagegen im Frühling erfolgte, ehe die Schiffe mit neuen Vorräthen ankommen. Da auch die Wohnhäuser niedergebrannt worden waren, so hatten die Japaner von Hunger und Kälte viel zu leiden, und viele von ihnen fanden ihren Tod. Die russische Regierung schritt gegen diese Schändlichkeiten nicht weiter ein, als daß sie Chwostow's Benehmen mißbilligte. Die Strafe dafür sollte völlig Unschuldige treffen.

Im Jahre 1811 erhielt Golownin, der Kapitän der Kriegsschaluppe „Diana", von seiner Regierung den Befehl, die südlichen Kurilen und die Küste der Tatarei genau zu untersuchen. Auf Iturup wurde er von den Japanern unfreundlich behandelt und überzeugte sich jetzt, welche Erbitterung Chwostow's Grausamkeit hinterlassen hatte. Obgleich er versicherte, nichts als Wasser und Salz einnehmen zu wollen, und bei seinen Landungen das friedlichste Benehmen beobachtete, flüchtete man alle werthvollen Sachen ins Innere der Insel und vermied den Verkehr mit ihm soviel wie möglich. Er fand hier verschiedene Bewohner der russischen Kurilen, welche hieher verschlagen sein wollten, in Wahrheit aber des Handels wegen gekommen waren. Ihr Geschäft beruhte auf einem reinen Tausch, dem aber feste Werthe zu Grunde lagen. Für ein Biberfell erhielten die russischen Inselbewohner zehn große Säcke Reis, für ein Seehundsfell sieben kleine Säcke, für zehn Adlerschwänze zwanzig kleine Säcke oder einen seidnen Rock, für drei Adlerschwänze einen baumwollenen Rock mit demselben Futter und Watte, für zehn Adlerflügel ein Bund Tabak in Blättern.

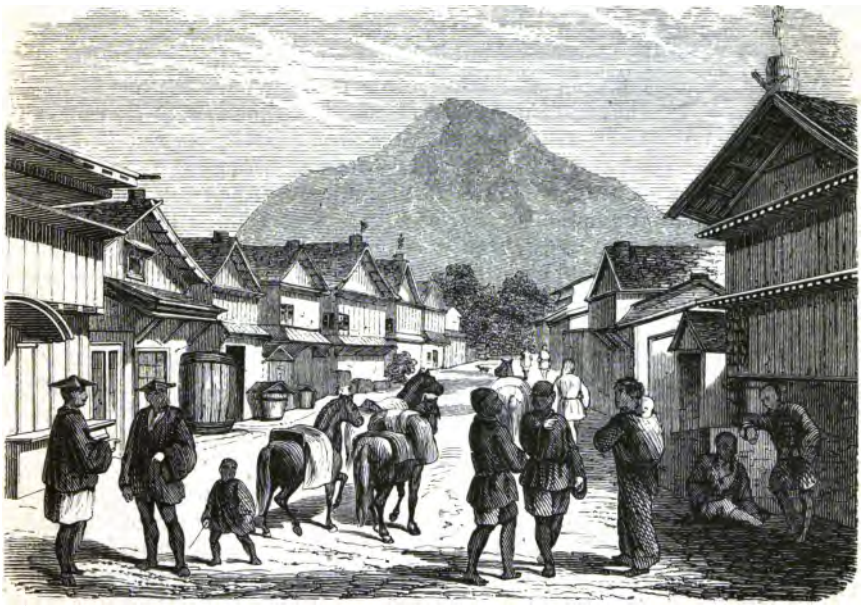
Auf der Insel Kunaschir empfing man die Russen von der Festung aus mit Kanonenschüssen. Man ließ eines ihrer Boote ganz nahe heran kommen und feuerte dann plötzlich aus allen Batterien. Golownin litt einen solchen Mangel an Lebensmitteln, daß er sich nicht entfernen konnte. Er bemühte sich auf jede Weise, das Vertrauen der Japaner zu gewinnen, und glaubte seinen Zweck schon erreicht zu haben, als sie ihm ganze Bootsladungen von Fischen und andern Geschenken zuschickten. Am 11. Juli 1811 machte er mit zwei Offizieren, vier Matrosen und einem Aino, der als Dolmetscher diente, in der Festung einen Besuch. Er fand dort an 400 Soldaten, die mit Flinten, Pfeilen und Spießen bewaffnet einen Kreis bildeten. Der Oberbefehlshaber, zu dem man ihn führte, trug unter seinen kostbaren seidenen Kleide eine volle Rüstung. Ebenso waren auch die andern Offiziere gepanzert. Man bewirthete Golownin auf das höf-

lichste, aber kaum war die Unterhaltung in Gang gekommen, so wurden unter die Soldaten blanke Säbel vertheilt. Als die Russen unruhig wurden und sich entfernen wollten, erklärte man ihnen, daß sie als Geiseln zurückbleiben müßten, bis in der Hauptstadt darüber entschieden worden sei, ob sie für Chwostow's Schandthaten verantwortlich gemacht werden sollten. Sogleich sprangen alle auf und ergriffen die Flucht. Die Japaner erhoben ein gewaltiges Geschrei, wagten aber keinen Angriff auf sie, sondern warfen ihnen Ruder und Holzstücke nach, damit sie fallen sollten. Sie erreichten den Landungsplatz, sahen aber mit Schrecken, daß inzwischen die Ebbe eingetreten war und ihr Boot auf dem Trocknen gelassen hatte. Sie ergaben sich nun und wurden in die Festung geführt.

Die Behandlung, der man sie unterwarf, war eine ganz eigenthümliche, denn sie verband die größte Grausamkeit mit der zartesten Milde. Man fesselte die Russen mit fingerdicken Stricken, die mit dünnen Schnuren überwunden wurden. Rund um die Brust und den Hals hingen Schlingen, die Ellenbogen berührten sich fast, und die Hände waren fest aneinander geknebelt. Außerdem wurden noch die Beine an zwei Stellen, über den Knieen und unter den Waden, gebunden. Von den Fesseln an den Händen ging ein langer Strick aus, dessen Ende ein Japaner in der Hand hielt. Die Stricke an den Füßen entfernte man, wenn auf dem Transport nach andern Städten zu Fuß gegangen wurde, aber die übrigen Fesseln blieben so eng zusammengeschnürt, daß die Gefangenen in den Händen und in allen Knochen fast unerträgliche Schmerzen empfanden. Diese Grausamkeit hielt man für nöthig, damit sie nicht entfliehen könnten. In allen andern Beziehungen behandelte man sie mit der größten Sorgfalt. Man fütterte sie mit kleinen Stäbchen, ließ sie häufig trinken und stellte Leute mit Zweigen neben sie, um die Mücken und Fliegen zu entfernen. Das gewöhnliche Getränk war sehr schlechter Thee ohne Zucker, seltener Saki, das Essen bestand gewöhnlich aus Reisbrei und gesalzenem Rettig, welche die Stellen des Brotes und des Salzes ersetzten, aus Gemüsen, Nudeln und gebratenen oder gekochten Fischen, wozu manchmal eine Pilzsuppe und ein hart gekochtes Ei kamen.

Sowie man sich auf dem Marsche von der Küste entfernte, die Möglichkeit der Flucht mithin eine geringere wurde, befreite man die Russen von ihren Fesseln. Man hatte ihnen schon in der Festung alles Metall abgenommen und bemerkte jetzt mit dem größten Schrecken, daß in Golownin's Unterkleidung einige Schlüssel unentdeckt geblieben seien. Die Sorge der Japaner für die Gesundheit ihrer Gefangenen blieb sich immer gleich. Man trug die letztern, sowol die Offiziere als die Matrosen, über die kleinsten Pfützen und Bäche. Wurden sie müde, so gab man ihnen Sänften. Der Bevölkerung, die ein allgemeines Mitleid verrieth, wurde erlaubt, guten Thee, Saki, Eingemachtes und Früchte zu schicken. Der Gegendienst, den man von den Russen verlangte, bestand darin, daß sie Auskunft über Orando (Holland) und Kabo (Vorgebirge der guten Hoffnung) geben mußten.

Auf diesem Transport erfuhr Golownin, daß seine Landsleute den Japanern noch eine andere Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben hatten. Auf der Insel Iturup waren christliche Ainos erschienen, welche sich als Glaubensboten zu erkennen gegeben hatten. Wie Golownin hörte, vertheilten jene sonderbaren Bekehrer kupferne Heiligenbilder und geschriebene Gebete mit Bildern, die man am Halse tragen müsse, um lange und glücklich zu leben, nie krank zu werden und auch in jener Welt der größten Herrlichkeit theilhaftig zu sein. Als Golownin von diesen Bekehrungsversuchen vernahm, hielt er sich für verloren.



Eine Straße in Hakodade.

Vor der Hauptstadt der Insel wurden die Russen wieder gebunden, damit man ihrer Wache keine Nachlässigkeit vorwerfen könne. Man führte sie von dort nach Hakodade. Dreißig Meilen vor dieser Stadt beginnt das eigentliche japanische Gebiet, während bis dahin Ainos wohnen. Die Grenze bildet ein kleiner reißender Strom, der bei der Ueberfahrt der Russen nach starken Regengüssen hoch angeschwollen war. Die Dörfer der Kurilen sind in der Regel klein und bestehen aus Hütten von ärmlichem Ansehen, die nie von einem Garten umgeben werden. Die Dörfer der Japaner sind dagegen groß und haben regelmäßige Straßen, in denen hübschgebaute Häuser stehen. Jedes derselben hat seinen Gemüsegarten und viele sind in Gruppen von Obstbäumen versteckt. In den Straßen und Häusern herrscht eine bewunderungswürdige Reinlichkeit.

In Hakodade wurden die Russen mehreren Verhören unterworfen. Man fragte sie nach allem Möglichen, unter anderm auch darnach, ob in Rußland nicht die Religion verändert worden sei. Larmann habe einen langen Zopf und starkes Haar getragen, welches mit Mehl bestreut gewesen sei, und sie schnitten ihr Haar kurz ab. Dann wurde auch gefragt, wie Resanow in Petersburg von Japan gesprochen habe, weshalb so viele Gebäude, Fahrzeuge und Sachen von Chwostow verbrannt worden seien und wer den Befehl dazu gegeben habe? Einige Antworten der Russen wurden mit offenbarer Befriedigung aufgenommen, aber es blieb noch so viel Argwohn zurück, daß Golownin über sein Schicksal nicht beruhigt wurde.

Von Hakodade führte man die Gefangenen noch weiter, nach der Stadt Matsmai. Das Gefängniß, das man ihnen dort anwies, sah wie eine hölzerne Scheune aus, die auf drei Seiten Wände ohne alle Oeffnungen hatte, während die vierte Seite aus Staketen von starken Balken bestand, die vier Zoll weit voneinander entfernt waren. In der Mitte dieses Gebäudes standen zwei Käfige, aus gleichen Balken wie die Stakete erbaut und durch Gänge von den Wänden und voneinander getrennt. Der eine Käfig war sechs Schritte lang und breit und zehn Fuß hoch, der andere eben so breit und hoch, aber acht Schritte lang. Der Eingang in diese Käfige war so niedrig, das man hinein kriechen mußte. Die Thür bestand aus dicken Balken und wurde mit einem starken eisernen Riegel verschlossen. Ueber derselben befand sich eine kleine Oeffnung, durch welche man das Essen reichte. Neben den Staketen der Außenwand des Gebäudes war ein Schilderhaus angebracht, in welchem beständig zwei Soldaten die Wache hatten. Sie konnten die Gefangenen sehen und wandten ihre Augen nicht von ihnen ab. Um das Ganze zog sich ein hoher Zaun mit hölzernen Spitzen, auf den in einiger Entfernung ein zweiter folgte.

So schlecht dieses Gefängniß war, so gut behandelte man die Gefangenen. Man suchte die Zubereitung der russischen Gerichte kennen zu lernen und setzte ihnen oft russischen Kuchen und Grütze vor. Dreimal des Tages wurden Mahlzeiten gehalten, bei denen man bald Thee, bald Saki auftrug. Als Schnee fiel, schoß man für die Russen Hasen, Bären und Seehunde. Die Fragen, die man an sie richtete, waren unzählig und wurden ohne alle Ordnung gestellt. So fragte man z. B.: Welche Kleidung trägt der russische Kaiser? Womit bedeckt er sein Haupt? Was für Vögel giebt es in der Gegend von Petersburg? Was für Kleider tragen die russischen Frauenzimmer? Auf was für einem Pferde reitet der russische Kaiser? Wie oft gehen die Russen an einem Tage in die Kirche? Wann fangen die Frauen in Rußland an, Kinder zu gebären, und wann hören sie auf? Wurden die Russen über die vielen unnützen Fragen ungeduldig, so versöhnte man sie durch Liebkosungen.

Als es Golownin endlich gelungen war, die Japaner zu überzeugen, daß er keinen Angriff beabsichtigt habe, behandelte man ihn nicht mehr als Gefangenen, sondern als Gast. Sein Käfig verwandelte sich plötzlich durch Wegnahme der Stakete und durch das Legen von Bretern und reinen neuen Matten in einen

hübschen Saal. Man gab ihm Pfeifen und Tabak und ersetzte die Lampe mit Fischthran durch Wachslichter. Auch Bewegung im Freien, allerdings unter starker Bedeckung wurde gestattet. Mehrmals ließ man die Russen eine halbe deutsche Meile weit ins nahe Gebirge vordringen, oder führte sie weit an der Seeküste hin. Dann trugen ihnen Diener Theegeschirre, Speisen, Saki und Matten nach. Nicht lange, so wies man ihnen ein Haus an, in dem ein japanischer Beamter gewohnt hatte. Das Gebäude war geräumig und stieß an einen Hof, den die Japaner einen Garten nannten, weil er mit vier Bäumen und einigem Gesträuch bepflanzt war. Eine Pfütze, die man in einem Winkel ausgegraben hatte, stellte einen See vor, drei oder vier Erdhaufen, die aus dem Wasser hervorragten und mit Steinen belegt waren, wurden als Inseln bezeichnet. Auf diesem Hof konnten die Russen frei umhergehen und die erfrischende Luft genießen. Sie überblickten einen Theil der Stadt, die Gegend bis zum Gebirge hin und die Bucht, in der oft japanische Küstenfahrer hinter Steinhaufen, die als Wellenbrecher dienten, die Anker auswarfen.

Bei aller Freundlichkeit, die man ihnen erwies, wurde den Russen schlimmer und schlimmer zu Muthe. Man sagte ihnen, daß sie die Japaner als Landsleute und Brüder betrachten müßten, und schien sie dadurch auf ein ewiges Gefängniß vorbereiten zu wollen. Eines Tages hörten sie, daß man in Japan einen Krieg mit Rußland erwarte. Sie wußten, daß in Ochotzk keine Streitmacht vorhanden sei, die gegen die Küsten des Landes mit Kraft zu handeln vermöge, und daß Rußland bei der damaligen Weltlage seine Kronstadter Flotte nicht ins Stille Meer schicken könne, war ihnen ebenso genau bekannt. Mit einer langen, vielleicht ewigen Haft vor Augen entschlossen sie sich zur Flucht. Die Ausführung hatte ihre Schwierigkeiten, aber unmöglich war sie nicht. Alles beruhte darauf, daß es gelinge, in der Bucht ein segelfertiges Fahrzeug zu nehmen und das offene Meer zu gewinnen.

Die Russen verschafften sich einen Kompaß, einen scharfen Meißel, der an einer Stange befestigt als Spieß gebraucht werden konnte, zwei Messer und Lebensmittel. Auf ihren Spaziergängen merkten sie sich alle Wege und Fußsteige, sodaß sie nicht leicht in der Irre gehen konnten. Am Abend des 23. April 1812 verbargen sich zwei von ihnen im Hofe und gruben unter dem Zaun, der gegen die Straße hin die Grenze bildete, ein Loch. Um Mitternacht folgten die andern nach, krochen unter dem Zaun weg und waren im Freien. Da der Weg nach der Küste augenblicklich nicht benutzt werden konnte, so wandten sich die Flüchtlinge in die Gebirge, die ihnen Verstecke genug darboten. Golownin hatte sich am Knie verletzt und litt fürchterliche Schmerzen, seine fünf Gefährten klagten blos über die Kälte. Am ersten Tage verbargen sie sich in einer Höhle, in der zweiten Nacht bauten sie sich aus Rohr eine Hütte. Sie waren auf dem Gipfel eines der höchsten Bergrücken, welche die Insel durchziehen. „Das majestätische Bild der Natur erregte meine ganze Aufmerksamkeit", erzählt Golownin. „Der Himmel war hell, aber unter uns, zwischen den Bergen, wogte schwarzes Gewölk. Wahrscheinlich regnete es in den Ebenen. Der Schnee von allen Bergen

umher schimmerte in der Ferne, und nie hatte ich früher bemerkt, daß die Sterne so stark leuchteten, als in dieser Nacht. Eine tiefe nächtliche Stille herrschte rings umher. Allein dieses erhabene Schauspiel schwand, wenn meine Gedanken plötzlich auf unsere Lage fielen. Alle Schreckbilder derselben traten vor meine Seele. Sechs Menschen auf einem der höchsten Gipfel der Gebirge von Jesso, ohne Kleidung, ohne Nahrung, sogar ohne Waffen, von Feinden und wilden Thieren umringt, ohne sich vertheidigen zu können, auf einer Insel umherirrend, ohne die Gewißheit und die Kraft zu haben, sich eines Fahrzeugs zu bemächtigen, ich überdies mit einem kranken Beine, welches mich bei jedem Schritte furchtbar quälte — das Nachdenken über diesen hülflosen Zustand brachte mich fast zur Verzweiflung. Inzwischen waren einige meiner Gefährten auch erwacht, und ihre Seufzer und Gebete rührten mich noch mehr. Ich vergaß mich selbst und weinte heiße Thränen über ihr unglückliches Schicksal."

In den nächsten Tagen waren mehrere reißende Ströme zu durchschreiten, und der Weg führte oft an tiefen Abgründen vorbei. Die Tage waren heiß, die Nächte dagegen so kalt, daß es schwer wurde, die durchnäßten Kleider zu trocknen, da ein großes Feuer zu unterhalten gefährlich gewesen wäre. Um ihre wenigen Vorräthe zu schonen, aßen die Flüchtlinge wilden Knoblauch und Sauerampfer. Sie erreichten endlich den Strand, wo mehrere Boote lagen, die aber alle zu klein waren. Ein größeres Fahrzeug lichtete in dem Augenblicke, als sie es überfallen wollten, den Anker. Von jetzt an gingen sie jede Nacht ans Ufer, um nach einem Schiff zu suchen, und kehrten vor dem Hellwerden in die Berge zurück, die in der Nähe des Meeres kahl waren. Die weiten Wege, welche sie machen mußten, um ein Versteck zu finden, verringerten ihre Kräfte von Tage zu Tage mehr. Golownin vermochte zuletzt nichts mehr zu essen und litt beständig an Durst, den er nicht befriedigen konnte, ohne daß Uebelkeit eintrat. Entdeckt glaubten die Russen nicht zu sein, obgleich sie in den Dörfern mehrmals von Hunden angebellt worden waren.

Das Unglück verfolgte die Armen fortwährend. Sie wollten getrocknete Fische von den Gerüsten bei den Dörfern nehmen, und alle Gerüste waren leer, sie wollten Pferde auf der Weide fangen, um sie zu schlachten, und alle Pferde waren so wild, daß sie sich nicht fangen ließen. Fanden sie ein Schiff, so hatte man es hoch aufs Trockne gezogen, und ihre schwachen Kräfte reichten nicht hin, es flott zu machen. Golownin entschloß sich jetzt, ein kleines Boot zu besteigen und damit nach einer waldigen unbewohnten Insel zu segeln, die er vier Meilen von der Küste entfernt bemerkt hatte. Er konnte dort so lange von Muscheln und Seegewächsen leben, bis es ihm glückte, bei Windstille ein größeres Fahrzeug zu überfallen. Schlimmstenfalls wollte er in dem kleinen Boote die Fahrt nach der Küste der Tatarei wagen. Der Raum, den er zurückzulegen hatte, betrug nach seiner Rechnung 60 Meilen.

Indem er sich mit neuen Plänen zu seiner Rettung trug, verfügte das Schicksal anders über ihn und seine Gefährten. Eine Frau entdeckte sie und winkte Leute herbei. Im Nu waren sie von Soldaten umzingelt, die mit Säbeln, Dol-

chen, Gewehren und Pfeilen bewaffnet waren. Trotz ihrer schweren Bewaffnung und ihrer großen Ueberzahl rückten diese Tapfern mit scheuer Vorsicht vor. Als Golownin vortrat, um sich zu ergeben, wichen sie einige Schritte zurück, und erst nachdem sie sich überzeugt hatten, daß er nicht bewaffnet sei, nahmen sie ihn gefangen. Man band den Russen die Hände schwach auf den Rücken, erlaubte sich aber keine Beleidigung oder Schmähung gegen sie. Sobald man sah, daß Golownin hinke, faßten ihn zwei Soldaten unter den Arm und unterstützten ihn bei schwierigen Stellen.

Japanische Soldaten.

So oft der Weg durch Dörfer führte, versammelten sich die Einwohner, um die Gefangenen zu sehen. Keiner erlaubte sich eine Schmähung oder einen Spott, alle verriethen in ihren Blicken Mitleid, und von den Frauen weinten viele, indem sie zugleich Speisen und Getränke herbeibrachten.

Unterwegs sahen die Russen, daß eine fremde Hand überall, wo sie Nachts gewesen waren, Stäbe in ihre Fußtapfen gesteckt habe. Von den Soldaten hörten sie, daß man ihre Spur beständig verfolgt und sie oft gesehen habe. Es wurde ihnen genau beschrieben, wo sie Halt gemacht, Wasser getrunken oder Pflanzen gesammelt hätten. Weshalb trotzdem kein Angriff auf sie erfolgt war, blieb ihnen ein Räthsel. Wahrscheinlich fürchtete man, daß sie sich wie Verzweifelte vertheidigen würden, und wollte warten, bis der Hunger sie geschwächt habe.

Wurde es unterwegs dunkel, so ging neben jedem Russen ein Mann mit einer Laterne. Auch vorn und am Ende des Zugs wurden Laternen getragen. Kam man zu steilen Abhängen, so liefen die Landleute voraus, die von ihrem Dorfe bis zum nächsten Orte das Geleit gaben. Jeder trug ein großes Bund Stroh, welches an gefährlichen Orten aufgeschichtet und angezündet wurde, sodaß sich eine Tageshelle verbreitete.

Der Statthalter von Matsmai empfing die zurückgebrachten Flüchtlinge mit seiner gewöhnlichen Leutseligkeit. Der einzige Vorwurf, den er an sie richtete, lag in der Frage: „Wußtet ihr nicht, daß, wenn euch die Flucht gelungen wäre, ich mit mehreren anderen Beamten das Leben hätte einbüßen müssen?“ Nach einem langen Verhör sagte er ihnen: „Wäret ihr Japaner und hättet euer Gefängniß heimlich verlassen, so könnten die Folgen für euch sehr übel ausfallen. Da ihr aber Ausländer seid und die japanischen Gesetze nicht kennt, auch nicht in der Absicht geflohen seid, uns einen Schaden zuzufügen, sondern blos um euer Vaterland wiederzusehen, welches jeder Mensch höher als Alles schätzen muß, so haben wir unsere gute Meinung von euch nicht verändert.“

Die Russen wurden indessen nicht in das Haus, das sie zuletzt bewohnt hatten, sondern in ein Gefängniß geführt. Golownin, der als Befehlshaber die ganze Verantwortlichkeit der Flucht auf sich genommen hatte, erhielt den schlechtesten Käfig von allen, der in der dunkelsten Ecke des Schuppens stand. Qualvoll war das Anrufen der Wächter, das in der Nacht jede halbe Stunde erfolgte. Statt des Thees wurde warmes Wasser gereicht, und die Speisen bestanden blos in Reis und Suppen von wildwachsenden Gemüsen, zu denen ausnahmsweise einige Stücke Walfischfett oder gesalzenen Fisches hinzugefügt wurden. Menschenfreundliche Rücksichten wurden noch immer genommen. Bekam z. B. einer der Gefangenen in der Nacht Durst, so weckte ein Wächter einen Diener, der bereitwillig Wasser brachte. Einst entstand nach Mitternacht ein so heftiges Erdbeben, daß das ganze Gefängniß wankte. Sogleich kamen die Wächter mit Laternen herbei und baten die Russen, ruhig zu sein, denn die Erdbeben seien in Matsmai allerdings häufig, aber nicht gefährlich. Wie menschenfreundlich erscheint diese Theilnahme heidnischer Beamten für fremde Feinde im Vergleich mit dem Benehmen mancher christlichen und europäischen Regierung gegen Inländer, die eines politischen Verbrechens verdächtig sind.

Ein zweites Beispiel japanischer Menschenfreundlichkeit kam kurz nach dem Erdbeben vor. In einem Käfig neben den Russen saß ein Dieb, der zu Peitschenhieben verurtheilt und auf dem Hofe abgestraft wurde. Noch an demselben Tage stellte sich ein Beamter Golownin vor und erklärte ihm, daß er mit seinen Gefährten vor einer solchen Strafe sicher sei, indem die japanischen Gesetze die körperliche Züchtigung von Ausländern nicht gestatteten.

Die strengere Behandlung der Gefangenen hielt nicht lange an, und nach zwei Monaten waren sie wieder die Gäste der Japaner. Man führte sie in ihre alte Wohnung zurück und gab ihnen die besten Nahrungsmittel, Thee nach

Belieben, Tabak, Bücher und sogar Vorhänge gegen die Mücken. Die frühern Spaziergänge fielen allerdings weg, aber das Thor des Gebäudes blieb vom Morgen bis zum Abend offen, damit die Russen der frischen Luft nicht entbehrten. Man beschenkte sie mit Früchten, lackirten Sachen, Backwerk, und der Statthalter ließ seidene Kleider für sie nähen. Am 6. September schöpften sie die erste Hoffnung, daß ihre Freilassung bevorstehe. An diesem Tage führte man sie ins Schloß und zeigte ihnen zwei Papiere, die von ihrer Kriegsschaluppe „Diana" gekommen waren. Sie erfuhren jetzt, daß Unterhandlungen mit ihren Gefährten angeknüpft und dem Abschluß nahe seien.

Kapitän Ricord, der Nachfolger Golownin's im Oberbefehl über die „Diana", hat über die Versuche, die zur Befreiung der Gefangenen gemacht wurden, Bericht erstattet. Nachdem Golownin gefangen genommen worden war, behingen die Japaner die ganze Festung auf der Seeseite mit gestreiftem baumwollenem Zeuge, sodaß man vom Schiff aus nicht sehen konnte, was vorging. Als Ricord, um Erkundigungen einzuziehen, näher an den Strand fuhr, wurde er von einer Bergbatterie beschossen. Die Kugeln gingen hoch über das Schiff weg, während seine Geschütze die Batterie nach und nach vernichteten. Der Festung, die er gleichzeitig beschoß, konnte er keinen Schaden zufügen, da sie durch einen Erdwall geschützt wurde. Ricord stellte daher das Feuer ein und entfernte sich mit dem Schiffe. Der Muth der Japaner wurde dadurch so entflammt, daß sie von der Festung unaufhörlich schossen und mit ihrem Feuer noch lange fortfuhren, nachdem die „Diana" aus der Schußweite gekommen war. Ricord fuhr nach Ochotzk zurück und konnte erst im nächsten Sommer zurückkehren. Inzwischen hatten wieder Japaner, von Stürmen verschlagen, an der Küste von Kamtschatka Schiffbruch gelitten. Er nahm sie mit, um sie gegen Golownin und dessen Gefährten auszuwechseln.

Erst am 28. August war die „Diana" wieder in der Bucht von Kunaschir. Die Japaner waren offenbar entschlossen, sich auf keinen Verkehr einzulassen. Sie hatten ihre Festung so mit baumwollenem Zeuge verhängt, daß blos die Dächer der Häuser zu sehen waren, und schossen bei jeder Annäherung eines russischen Bootes aus allen Geschützen. Man setzte einen der Japaner nach dem andern ans Land, und keiner kehrte mit einer guten Nachricht wieder. Einer, der verständigste und heimtückischste von allen, brachte die Schreckensbotschaft: „Kapitän Golownin und die übrigen Russen sind getödtet." Auf die Aussage eines Mannes hin durfte Ricord nicht handeln, und er beschloß daher, einige Japaner gefangen zu nehmen und sich bei ihnen weiter zu erkundigen. Das nächste Schiff, das sich zeigte, wurde von einem Boot geentert. Die meisten der Mannschaft sprangen ins Meer, wo neun von ihnen ertranken, aber des Eigenthümers, eines Kaufmanns Takatai Kachi, bemächtigten sich die Russen. Dieser Fang war ein höchst glücklicher. Takatai war ein ebenso gebildeter als wackerer Mann, ein Freund der Fremden und von Herzen geneigt, das Seinige zur Befreiung Golownin's beizutragen. In Kamtschatka, wohin die vorgerückte Jahreszeit zurückzukehren zwang, verständigten sich die Russen mit diesem klugen

und wohlwollenden Japaner vollkommen. Daß die Gefangenen alle lebten, erfuhr Ricord durch Takatai bereits in der Bucht von Kunaschir.

Als Ricord im Vorsommer wieder vor jener Festung erschien, hatte sich dort wenigstens soviel geändert, daß man nicht auf ihn schoß. Nachrichten von den Gefangenen einzuziehen, wollte nicht gelingen, und Ricord wurde darüber so erbittert, daß er seinem japanischen Freund mit dürren Worten erklärte, er glaube von ihm hintergangen zu sein und werde ihn mit nach Ochotzk zurücknehmen. Seine Heftigkeit verschaffte ihm einen Beweis von japanischem Ehrgefühl. Takatai antwortete kalt: „Es steht nicht in deiner Macht, mich nach Ochotzk mitzunehmen", verrichtete vor einem Heiligenbilde ein langes Gebet und übergab das Bild nebst seinem Säbel einem Matrosen, damit er beide seinem Sohn und Nachfolger einhändige. Ricord ließ seinen Entschluß natürlich fallen und Takatai erklärte ihm nun sein Benehmen. „Ich war fest entschlossen", sagte er, „einen Selbstmord an mir zu begehen. Als Beweis der Ausführung desselben schnitt ich den Haarbüschel von meinem Kopfe und legte ihn in das Kästchen meines Heiligenbildes. Dies bedeutet nach unseren Sitten, daß Derjenige, von dem die Haare kommen, sein Leben mit Ehren geendet, das heißt sich den Bauch aufgeschlitzt habe. Die Haare werden mit eben den Feierlichkeiten zur Erde bestattet, als ob es der Leichnam selbst wäre. Da du mich Freund nennst, so will ich dir nichts verhehlen. Meine Erbitterung ging so weit, daß ich dich und den ältesten Offizier tödten und es nachher der Mannschaft selbst anzeigen wollte. Im Schlafe hätte ich dich nicht gemordet, nein, ich wäre offen zu Werke gegangen."

In dieser Zeit war in Jedo die Sache der Gefangenen bereits entschieden. Was sie über die Mißbilligung von Chwostow's Gewaltthaten durch die russische Regierung und über ihre eignen Absichten bei ihrem Besuch in Japan ausgesagt hatten, war durch die Erklärungen der aus Kamtschatka zurückgekehrten Japaner bestätigt worden. Ricord bemerkte diesen günstigen Umschwung an dem Benehmen des Statthalters. Man ließ ihn Wasser schöpfen und schickte ihm Fische und andere Lebensmittel, für die jede Bezahlung zurückgewiesen wurde. Am 27. Juli 1813 kam einer der gefangenen russischen Matrosen nach Kunaschir und mit ihm ein japanischer Beamter. Man erfuhr so zu gleicher Zeit, wie die übrigen Gefangenen sich befänden und welche Bedingungen die japanische Regierung stelle. Der letzteren waren blos zwei, nämlich, daß der japanischen Regierung in einem Schreiben mit der Unterschrift und dem Siegel von zwei Befehlshabern erklärt werde, Chwostow habe die Gewaltthätigkeiten auf den Kurilen und auf Sachalin ohne Wissen und Willen der russischen Regierung verübt, und daß die Kriegsvorräthe, die Chwostow fortgeführt habe, zurückgegeben würden. Sollte es schwer sein, sie zu sammeln, so wollte man sich mit dem Zeugniß begnügen, daß sie in Ochotzk nicht mehr aufzufinden seien.

Um jene Zeugnisse zu holen, mußte die „Diana" nach Ochotzk segeln. Zu der Hinfahrt brauchte sie fünfzehn, zu der Rückreise zwanzig Tage. Man wies Ricord nach Hakodade, wo japanische Beamte mit ihm verhandeln würden.

Die Art und Weise der Zulassung im Hafen wurde wie gewöhnlich als ein Kardinalpunkt betrachtet. Es war ein großes japanisches Zugeständniß, daß man die „Diana" mit allen Geschützen und Kriegsvorräthen vor Anker gehen ließ. Nun kam das Ceremoniell der Zusammenkünfte an die Reihe, und in diesem Punkte blieben die Japaner unbeugsam. Ricord sollte ohne Fußbekleidung erscheinen. Vergebens stellte er vor, wie sonderbar es aussehen würde, wenn er in voller Uniform und mit dem Degen, aber ohne Stiefeln komme. Die Japaner wollten darin nichts Auffallendes finden, und der russische Kapitän war in keiner geringen Verlegenheit, als ihm noch zur rechten Zeit ein Ausweg einfiel. Er fragte, ob lederne Strümpfe gegen die Etikette sein würden, und erhielt zu seiner Freude eine verneinende Antwort. Unter ledernen Strümpfen verstand er Schuhe, und diese trug er bei der Zusammenkunft.

Tage vergingen, ehe allen Formen so weit genügt war, daß man die Gefangenen ihren Freunden zuführen konnte. Am 7. Oktober 1813 schlug endlich die Stunde ihrer Befreiung. Golownin wurde von den Offizieren der „Diana" kaum erkannt, so entstellte ihn die japanische Staatskleidung, die man ihm aus lauter Freundschaft aufgezwungen hatte. Er war mit seinen Gefährten zwei Jahre, zwei Monate und sechsundzwanzig Tage in Gefangenschaft gewesen. Die Freude der Japaner über diesen glücklichen Ausgang war ebenso groß als die der Russen. Von allen Seiten kamen Glückwünsche, Geschenke und andere Beweise der herzlichsten Theilnahme. Auch der Statthalter und die drei höchsten Beamten sprachen in zwei Briefen Glückwünsche aus. In dem letzteren Briefe hieß es: „Ihr habt alle lange hier gelebt, jetzt aber kehrt ihr in euer Vaterland zurück. Die Zeit eurer Abreise rückt schon heran. Der lange Aufenthalt unter uns hat uns so an euch gewöhnt, daß uns die Trennung schwer fällt. In eurer Freude gedenkt, daß auch wir uns eurer Befreiung freuen. Gott geleite euch auf der Reise, wir bitten ihn darum." Ehe das Schiff absegelte, brachte man viele Geschenke der Regierung, frisches Wasser und Holz, tausend große Rettige, fünfzig Säcke Reis, dreißig Säcke Salz, eine Menge Gemüse, frische und gesalzene Fische. Den Japanern wurde erlaubt, den russischen Matrosen auf dem Schiffe zu helfen, und sie arbeiteten mit größerem Eifer, als wenn sie bezahlt würden. Bei der Abfahrt wimmelte die ganze Bucht von Booten, und auf allen stimmte man in den rasch erlernten Ruf ein: Hurrah! Diana!

Trotz aller dieser Freundlichkeit und Theilnahme kamen die Russen in der Hauptsache um keinen Schritt weiter. Man gab ihnen einen Erlaß der Regierung mit, in dem sie benachrichtigt wurden, daß der christliche Glaube in Japan streng verboten sein, also auch europäische Schiffe außer in Nagasaki nirgends gelitten und mit Kugeln vertrieben werden würden. Man wünsche keinen Handel mit auswärtigen Ländern, denn an nöthigen Dingen leide man keinen Mangel. In Nagasaki lasse man blos solche Ausländer zu, mit denen Japan lange in Verbindung stehe, und dulde sie nicht des Gewinnes wegen, sondern aus anderen wichtigen Ursachen. „Aus euren frühern oft wiederholten Bitten", schloß der

Erlaß, „sehen wir, daß ihr die Gebräuche unseres Landes mit den eurigen vergleicht, doch hierin irrt ihr sehr. Daher ist es besser, einer Handelsverbindung künftig nicht mehr zu erwähnen." Die Russen ließen sich dies gesagt sein und erneuerten ihre Versuche nicht wieder, bis eine andere Nation, deren Reich unter den Großstaaten der Erde das jüngste ist, Japan erschlossen hatte.

Die Engländer bewiesen bei ihrem Streben, Zugang in Nagasaki zu gewinnen, größere Beharrlichkeit. Im Jahre 1791 zeigte sich der „Argonaut", ein Kauffahrer, der Cook's Entdeckungen an der Nordwestküste von Amerika benutzt hatte, um sich kostbare Pelze zu verschaffen. Der Kapitän hoffte einen Tauschhandel eröffnen zu können, wurde aber abgewiesen, nachdem man ihn auf seine Bitten mit Holz und Wasser versehen hatte. Brougthon, der in den Jahren 1795 bis 1797 nautische Vermessungen der Küsten und Untersuchungen der Meere um Japan auszuführen hatte, wurde ganz ebenso behandelt. Die nächsten Christen, welche mit Japan in Verkehr traten, waren Nordamerikaner. Sie kamen indessen nicht unter eigner, sondern unter holländischer Flagge. Holland war in dieser Zeit von den Franzosen unterworfen worden, und die holländischen Behörden in Batavia fürchteten mit Recht, daß Schiffe ihrer Nationalität von den englischen Kreuzern weggenommen werden würden. Sie mietheten ein Newyorker Schiff, die „Elisa", unter Kapitän Stewart, und dieses machte 1797 die gewöhnliche Fahrt nach Desima. Die Japaner geriethen in keine geringe Verwirrung, als ein Schiff in den Hafen einsegelte, das die holländische Flagge führte und dessen Mannschaft gleichwol nicht holländisch sprach. Der holländische Handelsvorsteher suchte ihnen den Zusammenhang zu erklären, und sie willigten endlich ein, das Schiff als ein holländisches zu betrachten, obgleich seine Erläuterungen ihnen unverständlich blieben. Als Stewart im nächsten Jahre wiederkam, stieß sein Schiff bei der Abfahrt im Hafen an einen Felsen und ging unter. Um die Ladung, die aus Kupfer und Kampfer bestand, zu retten, verwendete man Taucher, aber zwei derselben erstickten durch die Gase, die sich aus dem schmelzenden Kampher entwickelten. Die Amerikaner wußten keinen Rath weiter, und ein einfacher japanischer Schiffer war es, der ihr Schiff rettete. Er legte neben dasselbe auf jede Seite siebzehn Boote und befestigte sie an das Schiff und untereinander mit starken Tauen. Auf dieselbe Art setzte er einen Küstenfahrer mit dem Stern der „Elisa" in Verbindung und wartete nun, bis sich ein starker Seewind mit einer Hochflut verband. Sobald dies geschah, ließ er alle Fahrzeuge die Segel entfalten und zog das gesunkene Schiff glücklich in seichtes Wasser, wo es wieder in segelfertigen Zustand gesetzt wurde. Zur Belohnung erhielt der Fischer das Recht, zwei Schwerter zu tragen, und ein adliges Wappen — einen holländischen Hut und zwei holländische Tabakspfeifen.

Die Zeitlage war den Holländern so ungünstig, daß Stewart auf die politischen Verhältnisse den Plan baute, den Verkehr mit Japan sich selbst und seinen Landsleuten zuzuwenden. Wie er dabei verfuhr, geht aus der etwas dunklen Erzählung des Holländers Doeff nicht genau hervor.

Hafenkapelle in Yokohama.

Wie es scheint, benutzte Stewart im nächsten Jahre ein anderes Schiff und erzählte, daß er die „Elisa" mit der ganzen Ladung in einem Sturm verloren habe. Er bat um die Handelserlaubniß, damit er sein verlorenes Vermögen ersetzen und die Schuld an die holländische Faktorei abtragen könne. Der holländische Handelsvorsteher schöpfte Argwohn und erlaubte ihm wol, seine Ladung zu verkaufen und seine Schuld abzutragen, verweigerte ihm aber die Rückfracht und schickte ihn mit den nächsten holländischen Schiffen nach Batavia, damit er sich wegen des Untergangs der „Elisa" dort verantworte. In Batavia entkam er durch die Flucht und man hörte jahrelang nichts wieder von ihm, bis er plötzlich 1803 abermals und zwar mit einem Schiff unter nordamerikanischer Flagge in der Bucht von Nagasaki auftauchte. Als auch dieser neue Versuch, einen unmittelbaren Verkehr zwischen Japan und Nordamerika zu eröffnen, fehlschlug, zeigte er sich nicht wieder.

Vier Jahre später segelte ein englisches Schiff an die Küste heran, das auf der Fahrt von Kanton nach der amerikanischen Westküste in Noth gerathen sein wollte und die erbetene Hülfe erhielt. Einen andern Charakter hatte der Besuch, den der englische Kapitän Pellew 1808 mit dem Kriegsschiff „Phaeton" machte. Er hatte die holländische Flagge aufgezogen, und die Holländer der Faktorei auf Desima ließen sich um so eher täuschen, als gerade die Zeit war, in der sie eines ihrer Schiffe von Batavia erwarteten. Sie schickten dem Fremden ein Boot entgegen und mußten mit einem Male sehen, daß die Mannschaft gefangen genommen wurde. Die Bestürzung der japanischen Beamten war unbeschreiblich. Sie vermochten sich Anfangs nicht zu erklären, wie ein holländisches Schiff Holländer angreifen könne. Als man ihnen begreiflich machte, jenes Schiff sei ein feindliches, wahrscheinlich ein englisches, das unter falscher Flagge segle, wurden sie keineswegs ruhiger. Sie hatten in der That den besten Grund besorgt zu sein, denn sie mußten für jeden einzelnen ihrer holländischen Gäste haften, und das japanische Gesetz sprach ihnen das Leben ab, wenn einem derselben etwas Böses widerfuhr. Nachdem die Holländer infolge von Unterhandlungen, bei denen Pellew nichts als Wasser und Lebensmittel forderte, in Freiheit gesetzt worden waren, zeigte sich für die unglücklichen Beamten eine andere Gefahr. Sie durften die Engländer nicht lebendig aus dem Hafen lassen und waren auch zum Angriff entschlossen, allein auf dem Küstenposten, dessen sie dazu bedurften, befanden sich nicht tausend Mann, die da sein sollten, sondern blos sechzig. Der Statthalter und seine Beamten wußten zu gut, was ihnen bevorstehe, als daß sie eine gerichtliche Untersuchung abgewartet hätten. Alle schlitzten sich den Bauch auf. Selbst der Fürst von Fizen, dem jene nachlässigen Truppen gehörten, wurde verantwortlich gemacht, obgleich er sich in Jedo befand, und mit hunderttägigem Gefängniß bestraft. Um sich wieder in Gunst zu setzen, erbat er sich vom Staatsrath die Erlaubniß, dem unschuldigen Sohn des Statthalters ein Geschenk von 2000 Kobangs (etwa 19,000 Thaler) machen zu dürfen. Der Staatsrath gab ihm die Erlaubniß dazu und bemerkte ihm zugleich, damit er nicht wiederholte Bitten zu stellen gezwungen sei, wolle man ihm gleich jetzt ver-

gönnen, daß er sein Geschenk jährlich wiederholen dürfe. Diese Andeutung war ein Befehl und der Fürst hatte mithin eine lebenslängliche Entschädigung zu bezahlen.

Die Verlegenheiten der Holländer sollten noch größer werden. Im Jahre 1811 wurde Batavia von den Engländern genommen und der Statthalter Jansens zu einem Vertrage gezwungen, durch den die Engländer Java „mit allem Zubehör" erhielten. Es unterlag keinem Zweifel, daß Desima unter diesem Zubehör mit begriffen war, und der englische Statthalter von Java, Sir Stamford Raffles, schickte sich daher an, Besitz zu ergreifen. Er wählte die mildeste Form, indem er 1813 zwei Schiffe, dieselben, welche den jährlichen Zwischenhandel besorgten, abgehen ließ und ihnen einen neuen Handelsvorsteher, den Holländer Cassa, mitgab, damit er Doeff, der bereits das Doppelte der gebräuchlichen Zeit in Desima zugebracht hatte, ablöse. Doeff ließ sich indessen nicht vertreiben. Er stellte sich, als glaube er weder an die Eroberung Hollands durch die Franzosen, noch an den Verlust Java's, und als halte er die beiden Schiffe für Nordamerikaner, die wie schon früher einmal von dem Statthalter von Batavia gemiethet worden seien. Da die japanischen Beamten seiner Auffassung beitraten und die Engländer keine Gewalt anwenden konnten, so drang er durch, und es trat nun das merkwürdige Verhältniß ein, daß die kleine Insel Desima der einzige Punkt auf der Erde war, wo es noch holländische Behörden und eine holländische Flagge gab. Der Handel hörte allerdings auf, aber die Japaner waren anständig genug, ihre Gäste so lange mit allem Nöthigen zu versehen, bis der europäische Umschwung erfolgte und der alte Verkehr sich herstellte.

Durch die Besuche der Engländer und Russen hatten die Japaner Bekanntschaft mit zwei andern europäischen Sprachen erlangt. Sie benutzten diese auf ihre Weise, indem sie in allen Küstenplätzen Dolmetscher unterhielten, welche landenden Russen oder Engländern erklären konnten, weshalb man sie zurückweise. Lange bot sich diesen Sprachkennern keine Gelegenheit, ihre Pflichten zu erfüllen, denn die europäischen Schiffe mieden die ungastliche Küste. Im Jahre 1831 wurde aber eine japanische Dschunke durch die Winde von der Küste verschlagen und scheiterte endlich, nachdem sie eine zeitlang hülflos im Stillen Ozean getrieben hatte, an der nordamerikanischen Westküste, in der Nähe der Mündung des Columbiaflusses. Die Amerikaner nahmen die Schiffbrüchigen freundlich auf und führten sie nach Makao. Dort befand sich der deutsche Glaubensbote Gützlaff, der von den Japanern ihre Sprache erlernte und nicht ruhte, bis er King, einen amerikanischen Kaufmann, bestimmt hatte, ein Schiff auszurüsten, auf dem die Schiffbrüchigen in ihre Heimat zurückgebracht werden sollten. Gützlaff begleitete seine Schützlinge, und mit ihm schiffte sich ein zweiter Glaubensbote, Dr. Parker, auf dem „Morrison" ein. Man nahm weder Geschütze noch andere Waffen mit und glaubte dadurch den friedlichen Zweck der Reise genug an den Tag gelegt zu haben, um der freundlichsten Aufnahme sicher zu sein. Die Amerikaner beginnen indessen den Fehler, nicht in Nagasaki, dem einzigen für

Fremde offenen Hafen, sondern in der Bucht von Jedo zu landen, wo nicht einmal allen japanischen Schiffen der freie Verkehr gestattet ist. Die Landesbehörden ließen sich auf Unterhandlungen ein, und Gützlaff glaubte schon gewonnenes Spiel zu haben, als plötzlich auf den „Morrison" gefeuert wurde. Nicht besser erging es ihm in der Bucht von Kagosima, die zum Fürstenthum Satsuma gehört. Er segelte dann, ohne Nagasaki zu berühren, nach Makao zurück und nahm die schiffbrüchigen Japaner mit.

In dieser Zeit traten zwei Ereignisse ein, welche der japanischen Politik die Aufrechthaltung der Isolirung ihres Landes ungemein erschwerten und auf die Länge unmöglich machen mußten. Das eine Ereigniß war die veränderte Richtung, die der Walfischfang nahm, das zweite der Krieg Englands mit China.

In frühern Zeiten jagte man den Walfisch in dem arktischen Striche des Atlantischen Ozeans zwischen Amerika und Europa, um Grönland, Spitzbergen und in den großen Buchten, der Hudsons- und Baffinsbai. Die unausgesetzten Nachstellungen verminderten die großen Thiere dort so, daß der Fang nicht mehr einträglich war und andere Jagdplätze aufgesucht werden mußten. Längere Zeit benutzte man den südlichsten Theil des Stillen Ozeans, und dieser Wahl verdanken wir die meisten Entdeckungen in den antarktischen Meeren, die sich an die Namen der Walfischfänger Bristol, Palmer, Powell, Weddell u. s. w. knüpfen. Der reiche Fang lockte immer mehr Schiffe nach jenen Breiten, und so lieferte das gefährliche Gewerbe auch hier geringern Ertrag. Man fing nun an, den Walfisch in dem nordwestlichen Theil des Stillen Ozeans aufzusuchen, und namentlich wendeten sich die Nordamerikaner zahlreich nach dem Meere von Ochotzk und den angrenzenden Gewässern. Für Walfischfänger, die nicht selten mehrere Jahre ausbleiben, ist es ein Bedürfniß, in der Nähe des Fangorts eine Küste zu haben, wo sie ihre Vorräthe erneuern können. Der geographischen Lage nach waren die japanischen Inseln in dieser Beziehung am gelegensten, und es ließ sich unschwer voraussehen, daß die abgehärteten, verwegenen und zu Gewaltthaten geneigten Matrosen dieser Schiffe das japanische Verkehrsverbot nicht achten würden. In der That wurden die Häfen der Inseln von Walfischfängern immer häufiger besucht. Die Behörden boten in solchen Fällen stets Wasser und Holz an, aber die Schiffer begnügten sich damit nicht immer und nahmen sich, was man ihnen nicht freiwillig gab.

In ihrem Kriege mit China waren die Engländer durch die Erfahrung belehrt worden, wie wenig Kräfte dazu gehören, um ein großes ostasiatisches Reich bis in den Staub zu demüthigen. Begnügten sich die Engländer mit der Oeffnung der chinesischen Häfen, die der Friedensvertrag von Nanking (29. August 1842) ihnen gewährte, so blieb ihre Politik, den verschlossenen Osten in den großen Weltverkehr hineinzuziehen, auf halbem Wege stehen. In dem Jahre des Friedens von Nanking hatte die japanische Regierung, durch die häufiger werdenden Zwistigkeiten mit Walfischfängern gewarnt, ihre bisherige strenge Gesetzgebung gelindert und hinsichtlich der fremden Schiffe, die durch Sturm oder Mangel an Lebensmitteln gezwungen würden, die japanischen Küsten auf-

zusuchen, humanere Maßregeln vorgeschrieben. Mit Rücksicht auf diese Umstände und auf die bevorzugte Stellung, deren die Niederländer in Japan genossen, hielten die Holländer die Zeit für gekommen, wo es ihre Pflicht sei, die dortige Regierung ernstlich vor den wachsenden Gefahren ihres Systems der Absonderung zu warnen. Im Jahre 1844 überbrachte die Fregatte „Palembang" ein Schreiben des Königs Wilhelm II. an den Sjogun in Jedo. Die japanische Regierung schenkte der darin enthaltenen Aufforderung, ihre Häfen zu öffnen und auf diese Weise dem Schicksal China's zu entgehen, keine Beachtung und antwortete im nächsten Jahre höflich, aber bestimmt, daß die uralten Reichsgesetze nicht erlaubten, dem Verkehr mit fremden Völkern eine größere Ausdehnung zu geben, und daß man daher das System der Ausschließung behaupten müsse. Gerade die Ereignisse in China, sagte der Sjogun, enthielten den besten Beweis, daß ein Reich keines dauernden Friedens genießen könne, wenn es nicht die Fremden fernhalte. Hätte China den Engländern nicht gestattet, sich in großer Anzahl in Kanton niederzulassen und dort Wurzel zu schlagen, so würden keine Streitigkeiten entstanden, oder die Engländer zu schwach gewesen sein, in dem ungleichen Kampfe zu bestehen. „Holland", schloß der Sjogun, „hat durch gute Dienste das Recht erworben, mit uns zu handeln, und soll dieses Recht behalten. Aber ich werde mich hüten, dieses Privilegium auf irgend ein anderes Volk auszudehnen, denn es ist viel leichter, einen Damm in unverletztem Zustande zu erhalten, als, wenn einmal Oeffnungen entstanden sind, das Größerwerden derselben zu verhindern."

Die Wirkung der mildern Gesetzgebung von 1842 äußerte sich, als der Amerikaner Mercator Cooper mit dem „Manhattan" im April 1845 die Rhede von Jedo besuchte. Das Schiff war ein Walfischfänger und hatte in dem Meere nördlich von Japan gejagt. Südöstlich von Nippon traf Cooper auf eine kleine Insel, die ziemlich unfruchtbar ist und für unbewohnt gilt. Auf den nordamerikanischen Seekarten wird sie als Petersinsel bezeichnet. Cooper beschloß, sie zu untersuchen und Schildkröten für seine Mannschaft einzunehmen. Während er am Ufer hinfuhr, stieß er auf ein sonderbares Schiff, das einem chinesischen ähnlich war. Er landete und ging ins Innere, wo er in einem Thale unerwartet einige Menschen in unförmlicher Kleidung sah, die, von seinem Anblick erschreckt, entflohen. Er folgte ihnen und kam zu einer Hütte, wo er elf Menschen beisammen traf, die, wie er nachher erfuhr, schiffbrüchige Japaner waren. Bei seiner Annäherung kamen sie heraus, warfen sich vor ihm nieder und blieben eine Zeit lang mit dem Gesicht gegen die Erde liegen. Sie fürchteten sehr für ihr Leben, aber er beruhigte sie durch seine Freundlichkeit und wurde von ihnen durch Zeichen unterrichtet, daß sie vor vielen Monaten an der Insel Schiffbruch gelitten hätten.

Cooper beschloß sogleich, mit ihnen nach Jedo zu segeln, obgleich er das Verbot der japanischen Regierung recht gut kannte. Seine Absicht war, theils die Schiffbrüchigen ihrer Heimat zurückzugeben, theils der japanischen Regierung „einen günstigen Begriff von der Civilisation der Nordamerikaner beizubringen". Er segelte einige Tage in der Richtung von Nippon und sah eine große unförmliche

Masse auf dem Wasser schwimmen, die sich am Ende als ein entmastetes und dem Sinken nahes Schiff herausstellte. Es war von einem der nördlichen Häfen mit einer Ladung gesalzener Lachse nach Jedo gesegelt und hatte seit einigen Wochen hülflos auf dem Meere herumgetrieben. Cooper erlöste von diesem Schiffe, das am nächsten Tage in einem Sturme zu Grunde gegangen sein muß, elf Japaner.

Als er Nippon erreichte, fand er, daß er beträchtlich nördlich von Jedo sei, näherte sich aber der Küste und landete in seinem Boot, von einem der Japaner begleitet. Die Bevölkerung, die zum größten Theil mit Fischen beschäftigt war und intelligent und glücklich zu sein schien, widersetzte sich seiner Landung nicht. Von hier schickte er einen seiner Schiffbrüchigen nach Jedo und kündigte seine Absicht an, in einen Hafen einzulaufen, um die Japaner zu landen und Wasser und andere Bedürfnisse für seine Weiterreise zu erhalten. Hierauf segelte er am Lande hin und verglich seine Karte mit einer japanischen, die er auf dem Wrack gefunden hatte, aber der Wind trieb ihn wieder in die hohe See und er konnte sich erst nach einer Woche wieder der Küste nähern. Er landete abermals, schickte zwei andere Schiffbrüchige in die Hauptstadt und erneuerte seine Bitte um Aufnahme in einen Hafen. Hierauf richtete er seinen Lauf nach Jedo und warf in der tiefen Bai, an der die Stadt liegt, Anker. Während er in die Bai hineinsegelte, kam ein Boot aus der Stadt, das einen Beamten trug, der nach seiner reichen Kleidung ein Mann von Bedeutung sein mußte. Dieser benachrichtigte ihn, daß seine Boten beim Sjogun angekommen seien, und dieser ihm die Erlaubniß gebe, sein Schiff in den Hafen zu bringen.

Am nächsten Morgen wurde er durch Boote nahe an die Stadt bugsirt. Augenblicklich füllte sich das Schiff mit einer Menge Menschen jeden Ranges vom Statthalter von Jedo und den höchsten Beamten des Sjoguns in ihren prachtvollen Gewändern bis zu den niedrigsten Dienern der Regierung in ihren Lumpen. Alle waren gleich ungeduldig, ihre Neugierde zu befriedigen und die tausend Wunder des fremden Schiffs zu betrachten. Ein Dolmetscher, der holländisch und einige Worte englisch sprach, aber sich am besten durch Zeichen verständlich machte, erklärte Cooper, daß bei Todesstrafe weder er noch seine Leute das Schiff verlassen dürften, was er durch sehr verständliche Zeichen erläuterte, indem er einen Säbel an seiner Kehle vorbeizog. Cooper war höflich gegen Alle, gewann bald ihr Vertrauen und versicherte ihnen, daß er nicht die Absicht habe, ihre Gesetze zu verletzen, sondern blos den Wunsch hege, dem Sjogun und der Regierung seinen guten Willen und den seiner Landsleute gegen die Japaner zu beweisen. Die Schiffbrüchigen, die er von der Insel und vom Wrack gerettet hatte, zeigten beim Abschiede die wärmste Dankbarkeit und umarmten ihn unter vielen Thränen.

Die Erlaubniß, das Schiff zu verlassen, erhielt Cooper nicht. Fortwährend blieben japanische Beamte an Bord, um zu verhindern, daß dieser Befehl überschritten werde. Um jede mögliche Verbindung mit dem Ufer abzuschneiden, wurde das Schiff von drei kreisförmigen Reihen von Booten umgeben, deren erste hundert Fuß vom Schiff entfernt war, während die beiden andern in der gleichen Entfernung voneinander standen. Die erste Reihe war an ein Schiffsseil

gebunden und die Boote so dicht an einander gereiht, daß sie sich berührten und nichts zwischen ihnen hindurch konnte. Die Hintertheile der Boote waren gegen das Schiff gerichtet und auf ihnen Lanzen und Schwerter von sonderbaren Formen aufgestellt. Diese letztern steckten zum Theil in lackirten Scheiden und waren zum Theil entblößt, um den Fremden zu zeigen, daß man bereit sei, sich ihrer zu bedienen. Innerhalb des ersten Bootkreises, dem „Manhatan" zunächst, lag ein größeres Schiff, in welchem die Offiziere der Wache, der die Beobachtung der Fremden oblag, sich aufhielten. Die Boote des zweiten Kreises waren nicht so gedrängt aufgestellt und die des dritten noch mehr zerstreut, aber die gesammte Zahl war erstaunlich groß und mochte sich wol auf tausend belaufen. So verwunderlich dieser Anblick für die Amerikaner war und so prachtvoll die Masse der Boote mit ihren Bannern und Spießen erschien, so verschwand der Eindruck gegen den, welchen die zahllosen Laternen mit ihren Malereien in der Nacht machten. Es war eine Scene, welche einem Zaubermärchen aus „Tausend und eine Nacht" ähnlich sah.

Der „Manhattan" lag vier Tage im Hafen und wurde während dieser Zeit auf kaiserlichen Befehl mit Holz, Wasser, Reis, Korn, Gemüse aller Art und lackirten Gefäßen versehen. Alles, was er brauchte, wurde geliefert und jede Bezahlung zurückgewiesen, aber man erklärte dem Kapitän, daß er nie wieder nach Japan kommen dürfe, wenn er nicht den Unwillen des Sjoguns auf sich ziehen wolle. Der Statthalter versicherte ihm, der einzige Grund, warum man ihm diesen Aufenthalt in Japan erlaubte, sei die Ueberzeugung, daß er kein übelwollender Mensch sein könne, da er sich so weit von seinem Wege entfernt habe, um arme Menschen, die ihm völlig fremd gewesen seien, wieder nach Hause zu bringen. Daher habe der Sjogun eine günstige Meinung von seinem Herzen und habe seinen Untergebenen befohlen, ihn mit Aufmerksamkeit zu behandeln und für alle seine Bedürfnisse zu sorgen.

Als der Statthalter im Gespräch sagte, daß er nie wieder nach Japan kommen dürfe, fragte der Amerikaner, wie er unter ähnlichen Umständen handeln solle? Der Statthalter war in Verlegenheit, zuckte mit den Achseln und wiederholte nur, er dürfe nicht wiederkommen. Cooper fragte darauf, ob er seine japanischen Landsleute Hungers sterben oder ertrinken lassen solle, wenn er sie retten könne? Der Statthalter antwortete, er möge sie in einen holländischen Hafen bringen, aber nie wieder nach Japan kommen. Er sagte dies auf eine milde Art, aber mit vieler Festigkeit, als ob er den Willen des Sjoguns ausspreche.

Am fünften Tage erklärte Cooper, daß er zur Abreise bereit sei, nur erlaube ihm der widrige Wind nicht, ins hohe Meer hinauszusegeln. Der Statthalter wollte nicht zugeben, daß Wind und Wetter einen Grund darbieten könnten, die Abfahrt zu verschieben, und fand wirklich ein Mittel, die Ungunst der Elemente zu besiegen. Nachdem Cooper die Anker gelichtet hatte, wurde eine Reihe von Booten an das Schiff angehakt. Man stellte je vier nebeneinander, und sie bildeten eine so lange Reihe, daß man sie nicht zählen konnte. Sie schienen etwa tausend zu betragen, und ihre Menge setzte die Schiffsmann-

schaft in Erstaunen. Die Ordnung auf dieser Flotte von Booten war vollkommen. Jedes wurde durch ein einziges Ruder in Bewegung gesetzt, an dem aber mehrere Menschen arbeiteten. Auf diese Art wurde der „Manhattan" vier und eine halbe Meile weit ins Meer hinausgezogen, und der Offizier, der die Japaner befehligte, würde das Bugsiren noch weiter fortgesetzt haben, wenn Cooper ihm nicht gedankt hätte. Die Japaner nahmen den höflichsten Abschied von Cooper, der seine Segel aufzog und gegen Kamtschatka steuerte, während die lange Reihe von Booten mit einer langsamen und zierlichen Schwenkung nach Jedo zurückruderte.

Der Staat, dessen Bürger Cooper war, erhielt durch die günstige Erledigung des Streits um das Oregongebiet einen langen Küstenstrich am Stillen Ozean. Auch bis Californien waren die Pfadfinder aus dem Osten vorgedrungen, und an dem prächtigen Wasserbecken, in das der Sacramento und der San Joaquim ihre Gewässer ergießen, erhoben sich die ersten Gebäude, der schwache Kern, aus dem der Welthandelsplatz San Francisco sich entwickeln sollte. Die holländische Regierung vergaß nicht, in Japan auf diese veränderten Verhältnisse aufmerksam zu machen. Die Antwort des Sjogun bestand in der Bitte, daß Holland den übrigen Staaten zwei im Jahre 1846 erlassene Gesetze bekannt machen möge. Das erste schärfte den Fremden die alte Bestimmung ein, daß japanische Schiffbrüchige nur von niederländischen oder chinesischen Schiffen in ihr Vaterland zurückgeliefert werden dürfen. Das zweite war ein unbedingtes Verbot, die Inseln und Küsten des Reichs aufzunehmen. Selbst den Japanern sei dies nicht gestattet, und wie dürften gar Fremde sich unterfangen, die äußern Umrisse des Reichs zu zeichnen, das zu betreten ihnen verboten sei!

Die neuen Gesetze waren durch abermalige Besuche von Fremden hervorgerufen worden. Im Jahre 1846 kamen fast gleichzeitig zwei Geschwader an die Küste, ein französisches und ein nordamerikanisches. Ueber die Schicksale der französischen Kriegsschiffe, deren Anführer der Admiral Cecile war, haben die amtlichen Zeitungen ein merkwürdiges Stillschweigen beobachtet. Wir erfuhren durch sie weiter nichts, als daß der Admiral nicht den Auftrag gehabt habe, einen Handelsvertrag abzuschließen, und daß der Zweck der Reise allein der gewesen sei, die französische Flotte und Flagge zu zeigen. Nachdem Cecile die Neugier der Japaner lebhaft erregt habe, sei er wieder abgefahren. Nach andern Berichten erfuhren die Franzosen eine demüthigende Zurückweisung, und es wurde auf ihr Schiff gefeuert.

Die Amerikaner schickten in dem genannten Jahre zwei Schiffe, das Linienschiff „Columbus" und die Fregatte „Vincennes". Befehlshaber war Commodore Biddle, ein Bruder des bekannten Direktors der Vereinigten Staaten-Bank, dessen langer und erbitterter Kampf mit dem Präsidenten Jackson die Union bis hart an den Rand des Abgrundes führte. Am 20. Juli 1846 langte er am Eingange der Bucht von Jedo an. Nicht lange, so war er von 400—500 kleinen Booten umringt, deren jedes mit 5—20 Mann besetzt war. Diese Boote wurden durch ein einziges Ruder im Hintertheil bewegt, und die Besatzung derselben war größtentheils unbewaffnet. Nach der Meinung der Amerikaner

bestanden dieselben der Mehrzahl nach aus Privatbarken, die für diesen Anlaß gepreßt worden waren. Ein japanischer Beamter stieg an Bord der Fregatte und pflanzte einen Stock mit symbolischen Zeichen auf das Vordertheil des Schiffs und einen andern auf das Hintertheil. Sobald der Kapitän erfuhr, daß diese Handlung die Besitznahme des Schiffs bezeichnen solle, befahl er seinen Leuten, die Stöcke wegzunehmen. Die Japaner erhoben keinen Einwand. Anfangs suchten sie selbst den Verkehr zwischen den beiden amerikanischen Schiffen zu verhindern, indem sie dieselben mit dreifachen Reihen von Booten umgaben, doch als der Commodore diese Schranken zu durchbrechen befahl, machten sie Platz. Einige trugen ein Schwert, nur wenige vom höchsten Rang zwei, ein langes mit einem Doppelgriff und ein kurzes. Die Japaner, die sich hier zeigten, sahen im Allgemeinen besser aus als die Chinesen und schienen diesen in jeder Hinsicht überlegen.

Obgleich die beiden Schiffe zehn Tage vor Anker lagen, betrat kein Amerikaner das Land. Die kaiserlichen Beamten benahmen sich äußerst höflich und wohlgesittet. Sobald sie ihrem Gefolge aus dem Gesicht waren, zeigten sie sich auch gesellschaftlich, sprachen viel und tauschten sogar mit den Amerikanern kleine Geschenke aus, wie Fächer und ähnliche Sachen. Ueber auswärtige politische Ereignisse waren sie ausnehmend gut unterrichtet und hatten sogar von der Oregonfrage gehört. Sie erfuhren dieses Alles von den Holländern, welche die förmliche Verpflichtung hatten, die Behörden mit Allem bekannt zu machen, was draußen in der Welt vorging. Ein japanischer Dolmetscher, der sehr gut holländisch verstand, vermittelte die Unterredung.

Commodore Biddle sollte auf einen Handelsvertrag antragen. Als die Hafenbeamten an Bord kamen, um nach dem Begehren der Fremden zu fragen, antwortete er: „Die Vereinigten Staaten wünschen in Erfahrung zu bringen, ob nicht auch Japan, wie China es gethan hat, seine Küsten dem auswärtigen Verkehr öffnen wird. Ist dem so, dann gedenkt Amerika einen Handels- und Freundschaftsvertrag, ähnlich wie mit China geschehen, abzuschließen.“ Nach sieben Tagen traf die Entscheidung des Hofes ein. Sie enthielt eine Ablehnung in den höflichsten Formen. Der Sjogun erklärte: „Japan wird keine neuen Häfen eröffnen, keinen Handelsvertrag abschließen“, und richtete an die Schiffe die Aufforderung, zu gehen und nicht wiederzukommen. Bei ihrer Abfahrt ließen sich die beiden Schiffe von der ganzen japanischen Barkenflotte bugsiren. Die Boote wechselten Signale unter einander und bewegten sich mit großer Ordnung.

Nordamerika unterhielt jetzt in den chinesischen Meeren eine Kriegsflotte, um die Interessen seines Handels wahrzunehmen. Im Jahre 1849 lief bei dieser Meldung ein, daß sechzehn amerikanische Matrosen an der Küste von Japan gescheitert seien und gefangen zurückgehalten würden. Der Befehlshaber der Station ließ sogleich das Kriegsschiff „Preble“ unter Glynn abgehen. Als Glynn den Küsten von Japan nahe kam, hörte er, daß auf allen Vorgebirgen Signalkanonen abgefeuert wurden, und sah Nachts auf den Bergen Feuer leuchten. Diese Anstalten bereiteten ihn auf den Empfang vor, der im Hafen von Nagasaki seiner wartete. Kaum hatte er sich am Eingange gezeigt, so fuhren

ihm verschiedene große Boote entgegen und befahlen ihm umzukehren. Er durchbrach die Reihen und ankerte an der Stelle, die er dazu ausersehen hatte. In den nächsten Tagen ruderte Boot auf Boot in die Bucht, und jedes war mit Soldaten gefüllt. Diese Truppen bezogen auf den hochliegenden Küsten, welche den Ankerplatz der Amerikaner umgaben, ein Lager. Auf den Bergen führten die Japaner in Zwischenräumen Batterien auf, deren sechzig schwere Geschütze ihre Mündungen drohend auf das fremde Schiff richteten.

Glynn ließ sich durch diese Drohungen nicht schrecken und forderte die Herausgabe der Gefangenen. Zuerst gab man hochmüthige Antworten; doch als der Amerikaner rundweg erklärte, er werde Gewalt brauchen und seine Regierung besitze Mittel genug, die Japaner zu einem menschenfreundlichern Betragen zu zwingen, wurde man höflich und versprach die Ueberlieferung der Gefangenen binnen zwei Tagen. Die Japaner hielten pünktlich Wort und Glynn kehrte auf seine Station an der chinesischen Küste zurück. Die Matrosen waren fast siebzehn Monate gefangen gewesen und erzählten viel von der unmenschlichen und grausamen Behandlung, die man sich gegen sie erlaubt habe. Erinnern wir uns, wie man Golownin und seine Russen, die man für Feinde hielt, behandelte, so müssen wir der Vermuthung Raum geben, daß die Amerikaner, wenn man ihnen wirklich mit unmenschlicher Härte begegnete, durch ihr eignes Betragen volle Veranlassung dazu gegeben haben werden. Ihre Erzählung, daß man sie mit dem Tode bedroht habe, wenn sie nicht das Bild des Erlösers, „des Teufels von Japan", mit Füßen träten, ist ganz bestimmt eine Lüge.

Auf der nordamerikanischen Flotte befand sich ein Offizier, der die verschlossenen Küsten Japans jahrelang nicht aus den Gedanken verlor. Dieser Mann war der Commodore Perry. Als guter Patriot begeisterte er sich für den Plan seiner Landsleute, die Frachtfahrer der ganzen Welt zu werden. Nachdem Californien infolge der Entdeckung von Goldlagern einen beispiellosen Aufschwung genommen und der nordamerikanische Handel im Stillen Ozean sich in reißenden Fortschritten entwickelt hatte, war der Gedanke gar nicht so ausschweifend, den ganzen Verkehr zwischen Osten und Westen über Nordamerika zu leiten. Die Eisenbahn vom Stillen zu dem Atlantischen Ozean, von den Nordamerikanern mit zärtlicher Vorliebe für den riesigen Gedanken als Mammuthbahn bezeichnet, war damals schon projektirt, eine Dampfschiffslinie nach den Sandwichs-Inseln eröffnet und eine Verbindung zwischen San Francisco und Kanton mittels dreier Linien in der Vorbereitung begriffen. Für diesen Verkehr brauchte man Zwischenplätze, die außerhalb Japans nicht zu finden waren, und Kohlenstationen, die ebenfalls blos dort angelegt werden konnten. Auch die Walfischfahrer forderten Berücksichtigung, denn ihre Zahl hatte sich in kurzer Zeit so vermehrt, daß in einem einzigen Jahre 176 dieser Schiffe durch die Straße von Sangar gefahren waren.

Perry begann damit, alle Bücher über Japan, deren er habhaft werden konnte, zu studiren. Alles, was er las, bestärkte ihn in der Ueberzeugung, daß die Eröffnung eines Verkehrs mit Japan nicht so schwer sein könne, als man

gewöhnlich glaube. In frühern Zeiten waren die Japaner ein gastfreies, zum Handel geneigtes Volk gewesen, und nur politische Ereignisse, seit denen zwei Jahrhunderte verflossen waren, hatten ihnen eine andere Politik aufgenöthigt. Daß alle bisherigen Versuche, in einem Hafen des Landes Zutritt zu gewinnen, ohne Erfolg geblieben waren, änderte Perry's Ansichten nicht. Die Portugiesen hatte man wegen ihrer frühern Einmischung in die Landesangelegenheiten ausgeschlossen. Die Engländer waren zu zwei verschiedenen Zeiten abgewiesen worden, das erste Mal wegen der Verbindung ihres Königs mit einer portugiesischen Prinzessin, das zweite Mal, weil sie sich Gewaltthätigkeiten erlaubt hatten. Das Mißlingen der russischen Versuche konnte am wenigsten geltend gemacht werden. Die Japaner mußten gegen dieses Volk wol mißtrauisch sein, da dasselbe mehrere der Kurilen weggenommen, auf unstreitig japanischem Gebiet Bekehrungsversuche gemacht und zuletzt mitten im Frieden mehrere Ueberfälle ausgeführt hatte. Was endlich die Holländer betraf, so hatten sie durch ihre zu große Unterwürfigkeit gefehlt und die hochmüthigen Asiaten dadurch in dem Gedanken bestärkt, daß ein Verkehr mit Fremden, die sich selbst auf eine so tiefe Stufe stellten, der Mühe nicht verlohne.

Diese Gedanken entwickelte Perry in einer Denkschrift, die er der Regierung überreichte. Die politischen und kommerziellen Vortheile, die der Plan in Aussicht stellte, waren bedeutend genug, um zu einem Unternehmen in größerem Maßstabe anzuspornen; daß man sich nur von einem solchen Erfolg versprechen dürfe, war gewiß. Ein unbewaffnetes Handelsschiff machte gewiß dieselben Erfahrungen, welche bisher allen Völkern beschieden gewesen waren, während eine Kriegsflotte mit schweren Geschützen den Verhandlungen, die man mit Ruhe und Würde zu führen hatte, Nachdruck verlieh. Die Regierung hatte daher Recht, daß sie, als sie den Plan ihres Commodore genehmigte, ein ganzes Geschwader abzuschicken beschloß. Sie wählte für die Reise die Dampfschiffe „Mississippi", „Princeton" und „Alleghanny", das Linienschiff „Vermont", die Kriegsschaluppen „Vandalia" und „Macedonian" und die bewaffneten Vorrathsschiffe „Supply", „Lexington" und „Southampton". Im Stillen Ozean sollten sich das Dampfschiff „Susquehanna" und die Kriegsschaluppen „Saratoga" und „Plymouth" anschließen. Der „Princeton" konnte nicht rasch genug in Stand gesetzt werden und wurde durch den „Powhattan" ersetzt.

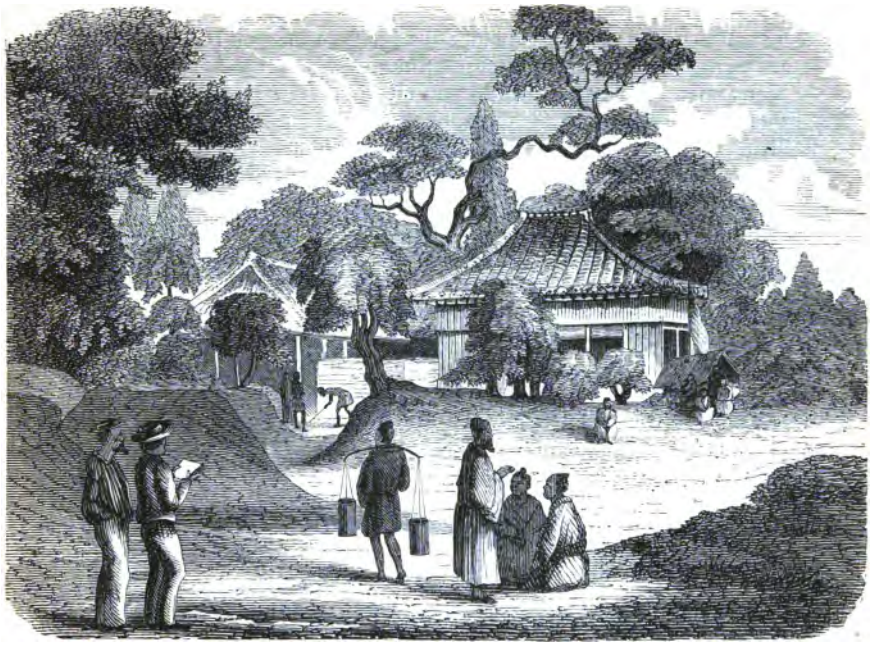
Am 24. November lief Perry aus der Bai von Norfolk aus und gelangte, von den Passatwinden begünstigt am 13. Dezember nach Madeira. Ueber St. Helena, das Kap der guten Hoffnung und Ceylon segelte er nach Singapore und nun trat er in die gefürchteten ostasiatischen Meere ein, deren Teifune der Schrecken aller Seefahrer sind. Die weitere Fahrt führte in den chinesischen Archipel. Die Inseln desselben bestehen aus Granitmassen von der schönsten Bildung, und zwischen ihnen bedecken immer Dschunken von allen Größen und Formen, theils mit Fischerei, theils mit Küstenschiffahrt beschäftigt, in allen Richtungen weithin das Wasser. Am 8. April war man in Hongkong und hatte damit den Punkt erreicht, wo die Expedition eigentlich begann, denn hier war

der Sammelpunkt für die Schiffe. Die Vereinigung derselben ließ sich jedoch erst in Schanghai vollständig bewirken. In Wu-Schang, an der Mündung des Yangtsekiang, versorgten sich die Schiffe mit Kohlen und nahmen dann die Richtung auf die Gruppe der Liukiu.

In diesem Theile der chinesischen Meere begegnet der Schiffer eigenthümlichen Lufterscheinungen. Die auffallendste ist ein dichter, ganz weißer Nebel, der oft tagelang das Meer bedeckte, so daß man kaum von einem Ende des Schiffs zum andern sehen konnte. Zuweilen schwebt dieser Nebel 30 bis 40 Fuß über dem Meere, sodaß man wol den Rumpf, nicht aber die Masten der andern Schiffe wahrnahm. Auch ein Teifun fehlte nicht, der aus Südosten heranstürmte und das Geschwader derb schüttelte.

Am 20. Mai sah man Land und beschäftigte sich diesen ganzen Tag damit, die Waffen in Stand zu setzen. Es war leicht möglich, daß das Spiel ein blutiges wurde, und man übte daher die Matrosen in der Behandlung der Geschütze. Das Land, das man sah, war eine Insel, deren Durchmesser etwa zwei Meilen betragen mochte. Ihr südwestliches Ufer bestand aus Felsen, die senkrecht aus dem Wasser aufstiegen, die übrigen Seiten verflachten sich allmälig zu ausgedehnten Feldern, die, im üppigsten Grün prangend, von Baumgruppen unterbrochen waren und einen höchst anmuthigen Anblick gewährten. Die Amerikaner segelten im Laufe des Tags wol an zwanzig solcher Inselchen vorbei, kamen aber nie nahe genug, um Bewohner wahrnehmen zu können. Gegen Sonnenuntergang ankerten sie in der Bucht von Napa, und nun begann ihre eigentliche Mission.

Japanische Hafen-Beamte.



Kungkwa (Herberge) bei Onna.

Die Amerikaner auf den Liukiu- und Bonin-Inseln.

Groß-Liukiu. — Ein Missionär. — Der Hafen von Napa und die Hauptstadt Schudy. — Reise durch die Insel. — Felsengräber und alte Festungen. — Gastmahl im Schlosse. — Die Bonin-Gruppe. — Entdeckungsgeschichte. — Moderne Robinsonade. — Erforschung der Peel-Insel. — Die Pflanzenwelt. — Ein erloschener Krater. — Zweiter Aufenthalt auf den Liukiu. — Ein neuer Regent. — Land und Leute von Groß-Liukiu.

Nachdem Jahrhunderte hindurch die verschiedensten seefahrenden Völker vergebens versucht hatten, mit Japan in nähern Verkehr zu treten, langte Ende Mai 1853 Commodore Perry mit seinem Geschwader an den zu Japan gehörigen Liukiu-Inseln an. Er hatte es sich als Hauptaufgabe seiner Sendung gesetzt, die ehernen Schranken zu brechen, welche eine ebenso schlaue als zähe Politik um das Inselreich gezogen und welche es bisher viel wirksamer von allem Einfluß von außen abgesperrt hatten, als die vielgepriesene Riesenmauer solches mit dem benachbarten China vermocht. Es kam auf einen Versuch an, ob man

zunächst auf den Liukiu die Grundsätze zur Geltung bringen könnte, die im Verkehr der Völker der Neuzeit maßgebend sind.

Der Hafen von Napa, in welchem die Schiffe Perry's sich befanden, war der bedeutendste der ganzen Gruppe und die Insel, zu der er gehört, die größte von allen. Sie wird daher als Groß-Liukiu bezeichnet. Das Ufer war hüglig und prangte im frischesten Grün. Weiter landeinwärts ragten höhere Berge empor, hier und da von Felsen und Klippen unterbrochen, welche vulkanischen Kräften ihr Dasein zu verdanken schienen. Der Kamm dieser Berge war mit Nadelholz bekleidet, während an den Hängen Gärten und Kornfelder abwärts zogen. Der Pflanzenwuchs machte einen eigenthümlichen Eindruck, denn er vereinigte die kräftige Frische einer englischen Landschaft mit den schönen Formen tropischer Gegenden. Im Hintergrunde der Bucht zeigte sich die Stadt Napa, von den Hügeln schimmerten weiße Flecken, in denen man später Gräber von Kalkstein erkannte.

Fiel der Blick auf das Meer unten, so wurde er noch mehr gefesselt als durch die Schönheit der Landschaft. Das Wasser war von so wunderbarer Klarheit, daß man bis auf den tiefsten Grund sehen konnte, auf welchem Korallenfelsen ihre Wunder entfalteten. Wurde ein Boot auf dieses durchsichtige Element ausgesetzt, so hatte die Mannschaft das Gefühl, als schwebe sie über den Gipfeln eines Waldes in der Luft. Die Aehnlichkeit der blauen, violetten, blaßgrünen, gelben und weißen Korallenbildungen mit Bäumen, die der Herbst mit mannichfaltigen Farben ausgestattet hat, war wirklich täuschend. Sie traten einander so nahe, daß nur schmale leere Zwischenräume blieben, und jede Korallengruppe bildete Grotten, in denen es von kleinen Fischen wimmelte.

Das erste Zeichen, daß man die Amerikaner bemerke, gab eine englische Flagge, die über einem Hause nahe an der Küste in die Höhe stieg. Dort wohnte Dr. Betelheim, ein vom Judenthum bekehrter Glaubensbote aus Pest, der seit acht Jahren, von frommen englischen Seeoffizieren unterstützt, auf Groß-Liukiu wohnte, ohne bis jetzt einen einzigen Einwohner bekehrt zu haben. Nicht lange dauerte es, so stellten sich neben seinem Flaggenstocke zwei Personen auf, um die fremden Schiffe zu beobachten, und aus der Stadt eilten viele Menschen, alle mit weißen Regenschirmen, an die Küste. Zwei Stunden später stieß ein Boot ab und ruderte zu der Flotte. Zwei Beamte stiegen an Bord des Flaggenschiffs und überreichten ein rothes Papier, das wol eine Elle lang war. Beide waren Männer in mittlern Jahren und, nach dem Schnitt ihrer olivenfarbigen Gesichtszüge zu urtheilen, echte Japaner. Sie trugen einen weiten Ueberwurf vom feinsten Nesseltuch, hellgelbe Mützen von länglicher Form, blaue Schärpen um die Hüften und an den Füßen weiße Sandalen. Da sie augenscheinlich nicht die höchsten Beamten waren, so weigerte sich Commodore Perry, sie zu sehen. Am nächsten Tage kamen sie wieder und überbrachten Geschenke, einen Ochsen, mehrere Schweine, eine weiße Ziege, Eier, Geflügel und Gemüse. Auch dieses Mal wurden sie nicht empfangen und mußten ihre Geschenke wieder mitnehmen. Von Dr. Betelheim hörte Perry, daß der eine der beiden Japaner der erste Gemeindebeamte von Napa gewesen sei. Der arme Glaubensbote hatte seit

anderthalb Jahren kein europäisches Schiff gesehen und war außer sich vor Freuden, daß er endlich einmal wieder mit gebildeten Männern verkehren konnte.

Das würdige Benehmen des Commodore trug seine Früchte, und gleich zu Anfang zeigte sich, daß man viel weiter kommen werde, wenn man sich nichts vergebe, als wenn man den japanischen Dünkel ertrage. Da seine Unterbeamten abgewiesen worden waren, kam der Regent der Liukiu am 30. Mai in Person. Die Liukiu bilden einen Lehnsstaat, der an Japan Tribut bezahlt, aber seinen eignen Fürsten hat. Der gegenwärtige Inhaber der höchsten Gewalt stand noch in unmündigem Alter, und sein Vormund, ein ehrwürdiger Greis, war es, der die Nordamerikaner besuchte. Acht Beamte und ein Dutzend Diener bildeten sein Gefolge. Man empfing ihn mit drei Begrüßungsschüssen, und der Donner der Geschütze erschreckte mehrere der Japaner dergestalt, daß sie in die Kniee sanken.

Einmal an Bord, bewahrten die Besucher die würdigste Haltung, obgleich man ihnen ansah, daß sie neugierig und etwas ängstlich seien. Als die Musik plötzlich zu spielen anfing, warf der Regent nicht einmal einen Blick nach der Seite, woher die rauschenden Töne kamen. Nur einmal, bei dem Anblick der mächtigen Dampfmaschine des Schiffes, verstand er sein Erstaunen nicht zu verbergen. Man führte ihn zum Commodore, der ihn in seiner Kajüte erwartete, wo nun eine anderthalbstündige Unterredung stattfand. Nach den ersten Worten wurde es klar, daß der Regent seine Gäste sobald wie irgend möglich los zu werden wünsche. Er erschrack, als Perry ihm einen Gegenbesuch ankündigte, und berieth lange mit seinen Begleitern, wie sich diese Ehre abweisen lasse. Der Commodore machte seinem Zaudern jedoch ein Ende, indem er erklärte, es sei sein fester Entschluß, am 6. Juni ihn in seinem Schlosse aufzusuchen, und er erwarte bestimmt, daß man ihn so empfangen werde, wie es seinem Range als Befehlshaber einer Flotte und als Gesandter einer mächtigen Regierung gebühre. Der Regent hatte ihn wenigstens verstanden, wenn er auch seine ausdrückliche Einwilligung nicht gab. Daß die Offiziere die Küste besuchen dürften, erlaubte er, ehe er das Schiff verließ.

Perry legte dieses Zugeständniß so aus, als beziehe es sich auf eine Erforschung der ganzen Insel. Noch an demselben Tage brach eine Gesellschaft von zwölf Personen, der Schiffsprediger Jonas, der Arzt Lynah, der amerikanische Schriftsteller Bayard Taylor, der deutsche Maler Heine, vier Matrosen und vier chinesische Lastträger nach der Küste auf. Ihr nächstes Ziel war Schudy, die Hauptstadt der Insel, die von Napa etwa eine halbe Meile entfernt ist. Die Straße zwischen beiden Orten ist mit Sandsteinblöcken gepflastert und so glatt wie ein europäischer Kiesweg. Das Land zu beiden Seiten ist vortrefflich angebaut. In den Ebenen wächst Reis, die Hügel tragen auf künstlichen Terrassen Gärten und Kornfelder, durch die man kleine Wasserrinnen geleitet hat, die Flüsse sind mit dichten Bananenhecken eingefaßt. Oben auf den Hügeln breitet die Pinie der Liukiu, die der Ceder des Libanons ähnlich ist, ihre Zweige wagerecht aus.

In Schudy traten die Amerikaner durch ein hohes hölzernes Thor ein, das zwei Inschriften in chinesischen Schriftzeichen trug. Die Straßen waren von

Mauern eingefaßt, die eine cyklopische Bauart hatten. Mörtel hatte man bei ihnen nicht angewendet, aber die Steine sind so gut aneinander gefügt, daß das Ganze in einiger Entfernung den Eindruck einer einzigen Masse macht. Hinter diesen Mauern liegen die Häuser, von dichtem Laubwerk halb versteckt. Das Hauptgebäude der Stadt ist das befestigte Schloß, ein massiver Bau auf einer beherrschenden Höhe, um die sich rings schattige Baumgänge ziehen.

Lager der Amerikaner auf den Liukiu-Inseln.

Bis hierher hatten die Beamten der Insel ihre Gäste ohne Anstand begleitet. Als die Amerikaner aber keine Miene machten, zu ihren Schiffen zurückzukehren und vielmehr in entgegengesetzter Richtung weiter gingen, wurden die Japaner unruhig und besorgt. Sie gingen noch eine Strecke weit mit, bemerkten dann aber, daß es spät werde und der Weg zu den Schiffen ein weiter sei. Die Amerikaner antworteten ruhig, sie dächten nicht vor dem fünften oder sechsten Tage wieder am Bord zu sein, und die Einwohner nahmen die Bemerkung trotz ihrer Bestürzung ohne Widerspruch hin. Der Weg führte an dem etwa 600 Fuß hohen Bergrücken aufwärts, der den höchsten Kamm der Insel bildet. [Das

Steigen war ein)um so mühsameres, als der gepflasterte Weg aufhörte; doch oben bot sich eine reiche Aussicht über das Meer und einen Halbkreis von Hügeln, die ohne Ausnahme bis zum Gipfel angebaut waren. Auf der andern Seite der Bergreihe wurde am Ufer einer tief ins Land eindringenden Bucht übernachtet. Unser Bild zeigt die Amerikaner, wie sie eben ihr Zelt aufschlagen.

Der Bannerfelsen auf den Liukiu-Inseln.

Von Nachtruhe war übrigens wenig die Rede, da die vielen Moskitos des Orts unerträglich zudringlich waren und Niemand bis zum Morgen mehr als höchstens eine halbe Stunde Schlaf gestatteten.

Die japanischen Aufseher der Amerikaner hatten sich in ihr Schicksal ergeben. Ihr ganzes Streben richtete sich dahin, den Fremden jeden Verkehr mit

den übrigen Einwohnern abzuschneiden. So oft die erstern einen Ort betraten, waren die Straßen verlassen und die Hausthüren mit Vorsetzern von Bambusrohr verschlossen. Selbst die Kaufbuden standen leer, und die Eigenthümer ließen lieber ihre Waaren ohne Aufsicht, als daß sie sich einer Berührung mit den Fremden aussetzten. Wurde ein Einwohner einmal überrascht, so entfernte er sich unter tiefen Verbeugungen. Die Weiber und Kinder waren stets die Ersten, welche die Flucht ergriffen, und sie suchte man am sorgfältigsten versteckt zu halten. Die Amerikaner bemerkten bald, daß in dem Benehmen ihrer Begleiter gegen sie ein System sei. Schlugen sie einen Weg ein, so liefen Boten voraus, um ihre Ankunft zu melden; änderten sie plötzlich ihre Richtung, so gingen sofort andere Aufpasser dem Zuge voraus; trennten sie sich, so blieben bei jeder Gruppe einige Beamte. Kurz, man isolirte sie völlig, indem man sie mit Höflichkeiten überhäufte und ihren kleinsten Wünschen zuvorzukommen suchte.

Indem sie der Bergkette, welche als Scheidelinie durch Groß-Liukiu läuft, folgten, gelangten sie in eine Gegend, die sowol durch ihre Landschaften als durch ihre Alterthümer ihre Theilnahme lebhaft erregte. Die Felsen waren hier kühner gebildet und von Wetter und Regen zum Theil zu seltsamen Formen ausgearbeitet worden. Unser Bild auf S. 189 giebt die kühnste dieser Felsbildungen wieder.

Die Amerikaner nannten die höchste der Klippen, die der hervorragendste Punkt der ganzen Insel ist, den Bannerselsen, weil sie auf der Spitze ihre Fahne aufpflanzten und sie mit einem Flintenfeuer begrüßten. Die Japaner, denen diese Scene gewiß unverständlich war, sahen zu, ohne daß sie die geringste Unruhe verriethen.

Daß die jetzigen Bewohner auf diese von Fichten bewachsene und nur zum kleinsten Theil urbare Gegend wenig Gewicht legten, zeigte die ärmliche Bauart und Einrichtung der wenigen hier und da zerstreuten Wohnungen. In der Regel standen die Hütten zu zweien und dreien nebeneinander, und jede enthielt ein einziges, von Rauch geschwärztes und mit dem rohesten Hausrath ausgestattetes Zimmer. Dagegen stieß man auf Zeichen, welche deutlich sagten, daß diese Gegend in sehr alten Zeiten eine zahlreiche Bevölkerung getragen haben müsse. An den Rändern ungeheurer viereckiger Felsmassen, zwischen denen tiefe Spalten klafften, waren Gräber in den Stein gehauen. Sie waren sorgfältig gemeißelt, enthielten ein ziemlich geräumiges Gemach und waren an der Seite, die dem Eingang gegenüber lag, mit einem in den Felsen gehauenen Sitz ausgestattet. Mit den jetzigen Gräbern, die ohne Ausnahme über der Erde liegen, haben sie keine Aehnlichkeit. Die Begleiter der Amerikaner wollten oder konnten von diesen Denkmälern einer uralten längst untergegangenen Bevölkerung weiter nichts sagen, als daß sie Gräber der Männer des Teufels seien.

Eine Stunde vom Bannerfelsen entfernt wurde die merkwürdigste Erinnerung an eine verschollene Zeit aufgefunden. Auf einem Vorsprunge, der von der Centralkette in die Ebene hinaustrat, lagen die Trümmer einer Festung.

Auf vielen Stellen waren die Mauern so mit Weinranken und Gesträuch überzogen, daß sie sich vom Felsen kaum unterscheiden ließen, doch konnte man die äußere Linie der Befestigungen verfolgen. Hin und her wieder sprangen viereckige Basteien vor, deren Vorderseite nicht nach außen, sondern nach innen gebogen war. Durch diese Umfassungsmauer führte ein gewölbtes Thor zu einer Terrasse, auf der ein steinernes Gebäude stand, in welchem die Amerikaner ein Grabmal erkennen wollten. Auf einer steinernen Treppe gelangten sie zu einem zweiten gewölbten Thor, an das sich eine Vorhalle anschloß, und betraten nun das Innere der Festung. An der Nordseite waren Stufen in den Felsen gehauen, die unter den Grundmauern in einer halb mit Wasser gefüllten Grotte endeten. Der Tag war ein drückend heißer, und die Amerikaner fanden diese Grotte, vor der sich ein undurchdringliches Laubdach wölbte, köstlich.

Alle Bauten dieser alten Festung waren in Kalkstein vorzüglich ausgeführt. Die Steinblöcke hatten häufig vier Fuß im Geviert und waren so sorgfältig behauen und aneinander gefügt, daß man die Fugen kaum wahrnahm. Die Thorbogen hatten eine eigenthümliche Bildung, denn sie waren doppelt. Der untere Bogen bestand aus zwei behauenen Steinen, die fast eine Kegellinie darstellten und in der Mitte aufeinander trafen. Darüber wölbte sich der zweite Bogen, der einen regelmäßigen Schlußstein hatte.

In den reichen Ebenen, zu denen die Amerikaner von dieser Festung hinabstiegen, trat das Zuckerrohr zum ersten Male auf, und der Bambus wuchs so kräftig, daß er eines der Dörfer mit seinen bogenförmigen Zweigen beinahe verhüllte. Auch in dieser fruchtbarern Gegend kehrten die Zeichen einer frühern Bildungsepoche wieder. Außer Felsengräbern, die man für ägyptische hätte halten können, sah man kurze Säulen, deren höchste vier Fuß maß. Ihre Form war unverkennbar die des Lingham (Phallus), jenes bekannten Symbols der zeugenden Kraft. Wie kommt diese ostindische Form nach den Liukiu? Sollte Meylan's Mittheilung, daß 50 nach Christus brahmanische Glaubenslehren in Japan Eingang gefunden hätten, am Ende doch wahr sein, obgleich sie allgemein bezweifelt wird?

Weiterhin weideten auf einer Hochebene mehrere Rinder, die ersten, welche man sah. Pferde zeigten sich hier und da, schienen aber ziemlich selten zu sein. Die Gegend wurde wieder reich bewaldet, die Hügel nahmen runde Formen an und die Ebenen hatten Wellenlinien. In dem Dorfe, wo übernachtet wurde, verriethen die Einwohner solche Neugier, daß sie zu Hunderten, Kopf an Kopf gedrängt, über die Mauer des Hofes blickten, in welchem die Amerikaner ausruhten. Um so größere Vorsichtsmaßregeln trafen ihre Begleiter.

Ringsum wurden Feuer angezündet, und der düstere Schein der Fackeln, der sich fortwährend hin und her bewegte, verrieth, daß Wachen umhergingen, um die Fremden zu isoliren. In der ganzen Nacht blieben immer fünfzig bis sechzig Japaner neben dem Feuer sitzen und wachten.

Am nächsten Morgen betrat man eine anmuthige Ebene, die ziemlich ausschließlich mit Bohnen und süßen Kartoffeln bestellt war. Die Dörfer waren so

vollständig hinter Bambusgehölz verborgen, daß die Wächter ihre gewöhnlichen Mittel, die Amerikaner von den Ortschaften fern zu halten, nicht für nöthig hielten. Blos ein Führer ging voraus, der sich beständig links hielt, sodaß es klar wurde, er wählte einen nach Schudy führenden Weg. Die Amerikaner wollten aber weiter und namentlich kam ihnen Alles darauf an, die Bucht kennen zu lernen, die auf ihren Karten als Barrowsbai bezeichnet wurde. Nach einer kurzen Berathung schlugen sie einen Weg ein, der sie dorthin geleiten mußte. Die Eingebornen widersprachen lebhaft, doch als sie sahen, daß auf sie nicht geachtet werde, gaben sie nach und waren ebenso willig und zuvorkommend wie vorher.

Die Barrowsbai war als ein guter Hafen geschildert worden. Sicherheit bietet sie jedenfalls dar, denn die Südwinde werden durch ein hohes Vorgebirge abgehalten, und vier Inseln, die vor dem Eingange liegen, wirken wie Wellenbrecher. Das Wasser scheint jedoch außerordentlich seicht zu sein, sodaß größere Fahrzeuge nicht einlaufen können. Es ist zugleich so salzig, daß das Gesicht eines Amerikaners, der ein Bad genommen hatte, nach dem Abtrocknen mit weißen Salztheilchen bedeckt war. Die Gegend war arm und vermochte zum Nachtessen nichts als einige gesalzene Fische, süße Kartoffeln und Zwiebeln zu bieten. Ein Knabe, dem in Gegenwart von andern einige chinesische Münzen angeboten wurden, schlug sie aus, nahm sie aber unter lauten Aeußerungen des Danks, als seine Gefährten sich entfernt hatten. Die Amerikaner sahen daraus, daß die Einwohner sich blos deshalb so zurückhaltend benahmen, weil es ihnen von ihren Behörden befohlen wurde. Am Abend nahmen sie bei ihrem Führer ein Papier wahr, das er mit Notizen über die Reise beschrieben hatte. Er mußte viel Merkwürdiges bemerkt haben, da sein Bericht bereits eine Länge von mehreren Ellen hatte.

Der nächste Tag war der vierte, und man mußte an die Rückkehr denken. Es wurde beschlossen, quer durch die Insel zu gehen, um womöglich den Melville-Hafen zu erreichen. Die japanischen Begleiter schlugen eine östliche Richtung vor, aber grade dies bestimmte die Nordamerikaner, sich westlich zu halten und einem Pfad zu folgen, der in die Wälder, welche auf dem westlichen Abhange der Insel vorherrschen, mitten hineinführte. Sie hatten ihre Wahl zu bereuen. Der Pfad, den sie gewählt hatten, war ein Holzweg und seit langer Zeit nicht betreten worden. Unten auf dem Boden war Unterholz üppig aufgeschossen und über diesem hatten große rothe haarige Spinnen von Baum zu Baum ihre Netze gezogen. Dabei stieg der Weg in gerader Linie die Höhen hinauf und herunter und war oft so steil, daß man die Hände zu Hülfe nehmen mußte. Die japanischen Lastträger benahmen sich bewundernswürdig. Die Chinesen, welche die Amerikaner begleiteten, hatten sich schon am ersten Tage ermattet gestellt und waren von keinem Nutzen gewesen, aber die Japaner der Insel, lauter Burschen von zwölf bis sechzehn Jahren, schleppten ihre schwere Last unverdrossen die steilsten Berge hinan und verriethen nie durch ein Wort oder einen Blick Unzufriedenheit. Merkwürdigerweise schwitzten sie nie und nicht einmal trank einer von ihnen während des ganzen Tagemarsches. Erst Abends löschten sie

ihren Durst mit Thee, der das einzige Erfrischungsmittel der Insel ist. Kann man ihn einmal nicht haben, so trinkt man heißes Wasser, aber kaltes nie. Wahrscheinlich gilt das letztere für ungesund.

Der Ort, wo diesmal nach einem mühseligen Marsche übernachtet wurde, war der lieblichste der ganzen Insel. An der Seite eines schroffen Vorgebirges klebte ein Dorf, von Pinien, Bananen und Sagopalmen ganz überwuchert. Hinter ihm öffnete sich ein reizendes Thal, hinter dem sich ein Fluß unter Pinien zwischen grünem Rasen hindurchwand. Das Ganze war eine landschaftliche Idylle, wie man sie selten sieht. Man glaubte einen englischen Garten mit tropischem Pflanzenwuchs vor sich zu haben, und dabei waren die Häuser so behäbig und so reinlich, daß der Eindruck noch vermehrt wurde. Der Kungkwa oder die öffentliche Herberge, die zur Aufnahme der Amerikaner bestimmt war, lag auf der Spitze des Vorgebirges, und sein rothes Ziegeldach glänzte weithin in der Sonne. Das Anfangsbild dieses Abschnittes zeigt, wie einladend und gemüthlich man diese Gebäude auf den Liukiu in ihre grüne Umgebung hinzustellen versteht.

Ihre innere und äußere Einrichtung ist stets dieselbe. Auf drei Seiten zieht sich eine offene Halle (Veranda) um das einstöckige Gebäude, das aus einem Hauptzimmer und mehreren Nebengemächern besteht. Das Hauptzimmer ist mit den feinsten Matten belegt und mit dem Hausgeräth der bessern Privatwohnungen ausgestattet. In der Nähe steht ein Nebengebäude, das die Küche und das Zimmer für die Dienerschaft enthält. Ein größerer oder kleinerer Garten mit Sagopalmen und Blumen fehlt nie.

Der weitere Weg führte nach der Versicherung der Japaner an der Küste hin. Die Amerikaner faßten zum zweiten Male Argwohn, daß man ihren Blicken irgend etwas Merkwürdiges entziehen wolle, und wandten sich ins Innere. Sie geriethen in Sümpfe, auf die steile, dicht mit Gebüsch bewachsene Berge folgten, und mußten unter dem etwas boshaften Lachen ihrer Begleiter an den Strand zurückkehren. Als sie die Richtung, der sie hartnäckig den Vorzug gaben, noch einmal einschlugen, nahm sie ein Urwald auf, der sich meilenweit ausdehnte. Einige pittoreske Naturerscheinungen waren ihre Entschädigung. Die merkwürdigste war ein Felsenthor, in welchem ein Strom verschwand, um fünfzig Schritt weiter wieder hervorzutreten. Allem Anschein nach hatte ein Erdbeben die Felsen des engen Flußthales erschüttert, und durch herabstürzende Blöcke war das Thor entstanden. In dieser Wildniß traf man mehrmals auf Spuren von wilden Schweinen, die in diesem Theil der Insel häufig sein sollen, ohne eines der Thiere selbst zu sehen.

Der weit größte Strom, auf den man bisher gestoßen war, wurde auf einer steinernen Brücke von drei Bogen überschritten. Die mächtigen Pfeiler hatten noch einen dreieckigen Ausbau, um sie gegen den Andrang der Wellen nach Regengüssen besser zu schützen. Die Abhänge des Thales fielen fast senkrecht ab und trugen trotzdem den üppigsten Pflanzenwuchs. Nach dem Meere zu erhoben sich mächtige Klippen über dem Flusse, in die wieder Felsengräber

eingemeißelt waren. Die Anstrengungen dieses Tages waren so groß gewesen, daß die Amerikaner in der Nacht keine Wachen mehr ausstellten. Sie hätten dies überhaupt immer unterlassen können, da ihre Wirthe in dieser Beziehung mehr als zuviel thaten. In der Nacht hörten sie fortwährend, wie der Regen auf die Dächer des Kungkwa niederfiel. Die Japaner waren nicht minder ermüdet gewesen und schlugen am andern Morgen vor, einen Rasttag zu halten. Um den Amerikanern recht eindringlich zu machen, was ihrer harre, nahmen sie mehrmals die Stellung von Menschen an, die im Schlamm ausgleiten und niederfallen. Ihre Vorstellungen halfen jedoch nichts und sogleich fügten sie sich mit der besten Laune in den fremden Willen. Sie bereiteten sich zum Marsche, indem sie einen Ueberwurf umlegten, der mit dem Schaffell der römischen Hirten Aehnlichkeit hatte. Der Weg war indessen nicht so schlimm, als man gefürchtet hatte, und nach einiger Zeit hörte der Regen auf. Das einzige Bemerkenswerthe, was man auf dem kurzen Wege zum Meere sah, waren zwei steinerne Brücken über Seearme, deren Wellenbrecher dem Meere zugekehrt waren.

Um zwei Uhr war man wieder im Hause des Dr. Betelheim, von dem man ausgegangen war. Man hatte im Ganzen 24 deutsche Meilen zurückgelegt und etwas mehr als die Hälfte der Insel kennen gelernt. Die Gegend südlich von Napa und die nördlichen Gebiete zu beiden Seiten des Hafens Melville blieben einer spätern Erforschung vorbehalten. Dr. Betelheim theilte noch mit, daß die alte Festung, von der vorhin die Rede war, früher eine königliche Residenz gewesen sei. Auf den Liukiu habe es früher sieben Königreiche gegeben, jedes mit einem Schloß.

Was die geologischen Verhältnisse betrifft, so waren sie einfacher Natur. Man fand Kalkstein, Thonschiefer und Granit von grauer Farbe, die zuweilen fast ins Weiße überging. Der Kalkstein waltet vor und giebt der Landschaft häufig einen eigenthümlichen Charakter. Eine von ihm gebildete Felsenreihe zieht quer über die Insel und erhebt sich mit sonderbaren Formen zu hohen Spitzen. Steinkohlen, nach denen eifrig gesucht wurde, fanden sich nicht.

Während der Abwesenheit der Reisegesellschaft waren die Japaner eifrig bemüht, Perry von seinem Entschluß eines Besuchs bei dem Regenten abzubringen. Sie fürchteten wahrscheinlich, daß man es in Japan übel vermerken werde, wenn sie mit Fremden in eine Art von diplomatischem Verkehr träten, und ersannen verschiedene Listen, diese Gefahr abzuwenden, die aber zu plump waren, um nicht durchschaut zu werden. Zuerst baten sie, daß die Zusammenkunft nicht in der Residenz, sondern in Napa stattfinden möge. Als Perry diesen Vorschlag mit kurzen Worten ablehnte, luden sie ihn zu einem großen Feste ein, das der erste Beamte von Napa einige Tage vor dem 6. Juni veranstaltete. Der Regent sollte wie zufällig erscheinen, und Perry würde nun, da er ihn am Lande gesehen hatte, auf einer förmlichen Audienz nicht haben bestehen können. Er errieth die Falle aber und nahm die Einladung nicht an. Die japanische Höflichkeit ließ es sich nicht nehmen, ihm die Speisen zu schicken, die man ihm vorsetzen wollte,

und das Verdeck seines Schiffs wurde mit Geflügel, Fischen, Gemüsen und Früchten bedeckt. Als Alles mißlungen war, rief man seine Menschlichkeit an. Die Königin-Witwe, stellte man ihm vor, sei krank und zwar leide sie an den Folgen eines Schrecks, den sie gehabt habe, als ein englischer Seeoffizier gewaltsam in ihr Schloß gedrungen sei, um ein Schreiben von Lord Palmerston zu überreichen. Perry möge daher nicht darauf bestehen, das königliche Schloß zu betreten, sondern sich mit einem Besuche in der eignen Wohnung des Regenten begnügen. Wie leicht könne die Krankheit der Königin, wenn er in das Schloß eindringe, sich verschlimmern, ja selbst die Möglichkeit einer tragischen Wendung sei nicht ausgeschlossen! Perry glaubte von der ganzen Geschichte kein Wort und gab zur Antwort, wenn ein englischer Offizier vor ihm im Palast Aufnahme gefunden habe, so müsse er auf derselben Ehre bestehen. Sei die Königin-Witwe krank, so habe er ausgezeichnete Aerzte, die ihr gern ihre Dienste anbieten würden; habe der Schreck blos ihre Nerven angegriffen, so werde das Schauspiel eines feierlichen Zugs und die Musik, die ihn begleite, zu ihrer Erheiterung betragen.

Die Japaner hatten ihre Erfindungsgabe erschöpft und machten weiter keine Einwendungen. An dem Tage, den sie so fürchteten, war der Himmel Anfangs bewölkt und es regnete zuweilen, aber bald trat die Sonne hell und glänzend hervor und verjagte alle Dünste. Perry hatte seine Vorbereitungen getroffen, den Japanern einen möglichst hohen Begriff von nordamerikanischer Macht und nordamerikanischem Glanz beizubringen. Als das Flaggenschiff um neun Uhr Morgens das Signal gab, ruderten alle Boote zugleich in einer imposanten Linie zum Ufer und setzten in dem kleinen Dorfe Tumai, eine halbe Meile von Schudy, Geschütze, Matrosen und Marinesoldaten ans Land. Die letztern bildeten sogleich unter den Pinien der Landstraße eine regelmäßige Linie und erwarteten den Commodore. Als Alles geordnet war, bestieg Perry seine Barke und näherte sich, von vielen Hunderten von Zuschauern beobachtet, dem Lande. Nun bildete sich der Zug. Zwei Feldgeschütze, über denen amerikanische Banner wehten, fuhren voran. Dann folgte die Musik des Flaggenschiffs mit einer Kompagnie Marinesoldaten. Die nächste Abtheilung des Zuges bestand aus Perry und seinem Gefolge. Der Commodore saß in einem Tragsessel, an dem europäische Augen gewiß viel auszusetzen gehabt haben würden, da der Schiffszimmermann ihn gearbeitet hatte. Den Inselbewohnern imponirte er vielleicht, da er in großen Verhältnissen angelegt, mit Malereien und Vergoldung bedeckt war und rothe und blaue Teppiche weit von ihm herunterhingen. Acht chinesische Lastträger trugen die gewaltige Maschine, neben der ein als Page verkleideter Schiffsjunge, ein chinesischer Aufwärter und Wachen gingen. Sechs andere Lastträger folgten mit den Geschenken für den Regenten, und an sie schlossen sich die Offiziere der Flotte, eine zweite Musikbande und noch eine Compagnie Marinesoldaten an.

Die Eingebornen waren in Menge herbeigeströmt und füllten beide Seiten der Landstraße. Sie gehörten fast ohne Ausnahme zu der untersten Klasse und

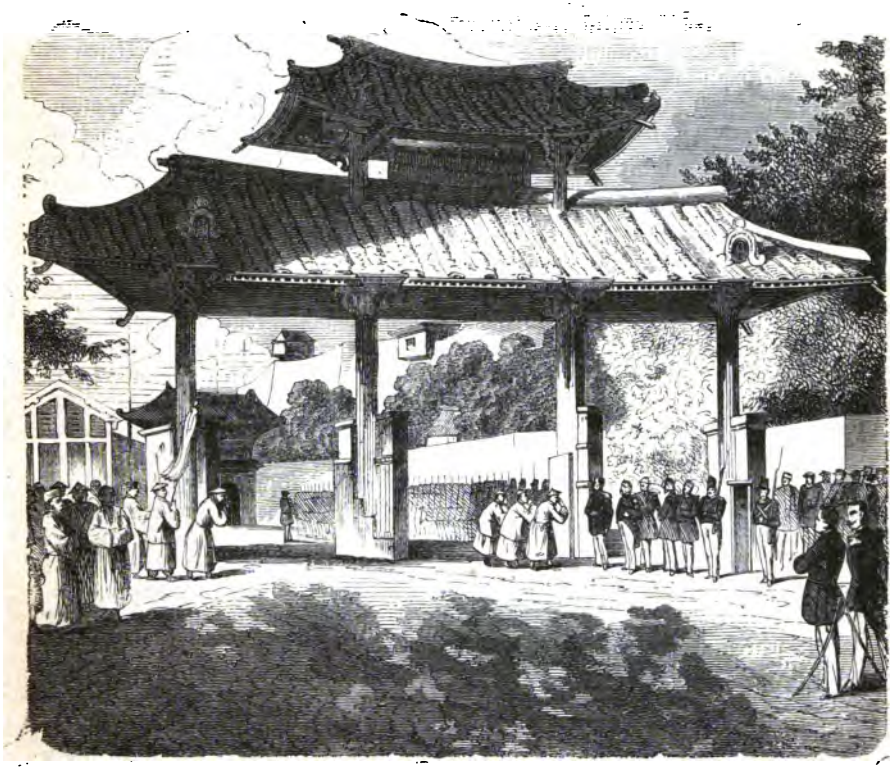
sahen ärmlich aus. Viele von ihnen gingen, abgesehen von einem um die Hüften geschlungenen Tuche, ganz nackt. Auffallend war es, daß man unter diesen Tausenden von Zuschauern nicht eine einzige Frau sah. Keiner verrieth Furcht und jeder war bestrebt, den hinter ihm Stehenden die Aussicht nicht zu verderben. Die vordersten Reihen knieten nieder, die auf sie folgenden standen gebückt da, und erst die letzten erhielten ihre aufrechte Stellung, sodaß Jeder sehen konnte. Die Neugierigsten verließen ihren Platz, sobald der Zug vorüber war, und liefen auf Nebenwegen voran, um den nie gesehenen Anblick noch einmal zu haben.

Auf dem Landungsplatze wurden die Amerikaner blos von einem Beamten bewillkommt, demselben, der den Führer ihrer Reisegesellschaft gemacht hatte. Die vornehmen Würdenträger hatten sich am Thor von Schudy zum Empfang versammelt. Der Regent stand mit seinen drei Staatsräthen an der Spitze und alle trugen ihre besten Kleider. Nach einer kurzen Begrüßung betrat man die Hauptstraße der Stadt. Der Regent begleitete den Commodore, sein Gefolge schloß sich an. Die niedrigere Dienerschaft trug entweder Sonnenschirme oder Schalen mit Erfrischungen. Die Hauptstraße war ganz leer von Menschen, und man konnte so die übertriebene Reinlichkeit bemerken, die man bei dieser feierlichen Gelegenheit für nöthig gehalten hatte. Nicht genug, daß nirgends ein schmuziger Fleck zu sehen war, hatte man sogar den geringsten Staub sorgfältig entfernt. In einer Seitenstraße, die in den Hauptweg einmündete, war eine große Menschenmenge versammelt, und hier spielte der letzte Versuch, die Amerikaner nicht in das königliche Schloß, sondern in die Wohnung des Regenten zu führen. Sie war in der Nähe und der Commodore wurde eingeladen, dort ein Frühstück anzunehmen. Hätte er eingewilligt, so würde er das königliche Schloß nicht betreten haben. Sein Dolmetscher besaß Takt genug, die Einladung nicht zu hören, und ging gerade auf das Schloß zu. Man hatte so fest auf das Gelingen dieser letzten List gerechnet, daß die Thore desselben verschlossen waren. Dadurch entstand ein Aufenthalt, denn man mußte erst öffnen lassen und Vorbereitungen zum Empfang treffen. Die Geschütze und die Marinesoldaten blieben vor dem Eingange zurück, und während der Commodore durch das erste Thor schritt, präsentirten die Soldaten die Gewehre, die Fahnen wurden gesenkt und die Musik spielte: Heil Columbia!

Das königliche Schloß liegt auf einer Höhe und man mußte zu einer zweiten Mauer und einem zweiten Thor emporsteigen. Perry hatte jetzt den Haupthof erreicht, der abwechselnd mit Kies und mit Ziegeln gepflastert und von einfachen hölzernen Gebäuden von einem Stockwerk Höhe umgeben war. Auf der nördlichen Seite lag der große Empfangssaal, alle übrigen Seiten waren mit Schirmen verstellt, hinter denen man die Königin und ihre Hofdamen vermuthete.

Sowie man den Saal betreten hatte, wurde der Commodore zu einem Stuhl geführt, der auf der rechten Seite und am obern Ende des Gemaches stand. Die Offiziere nahmen in der Reihenfolge ihres Ranges neben ihm Platz. Der Regent setzte sich mit seinen Staatsräthen gegenüber und hinter ihm stellten sich seine Diener in einer doppelten Reihe auf. Die Dolmetscher standen zwischen

dem Commodore und dem Regenten. Die Sitze glichen unſern Feldſtühlen und waren aus dunklem Holz gearbeitet und mit Firniß überzogen. Den Amerikanern blieb vollauf Zeit, ſich die Einrichtung des Saales anzuſehen, die übrigens eine ſehr einfache war. Den Hauptſchmuck der Wände bildete eine große rothbemalte Tafel, auf der in chineſiſchen Schriftzeichen zu leſen war: Der erhabene Raum der duftenden Feſte.



Feierlicher Empfang des Commodore Perry am Thor von Schudy.

Man begrüßte ſich und dann wurden Tiſche gebracht, auf die man Erfriſchungen ſtellte. Man hatte den Beſuch an dieſem Orte nicht erwartet, und ſo wurde nichts als ſchwacher Thee und zäher Pfefferkuchen herumgereicht. Perry eröffnete die Unterredung, indem er den Regenten auf ſein Schiff einlud und ihn bat, ſelbſt zu beſtimmen, ob er vor der nahen Abfahrt der Schiffe kommen oder bis zu ihrer baldigen Rückkehr warten wolle. Der Regent überließ ſeinem

Gast die Entscheidung, und dieser wählte nun den fernern Zeitpunkt, womit sein Wirth sehr zufrieden zu sein schien. Die nächste Ceremonie bestand darin, daß der Regent verschiedene große rothe Karten in die Hand nahm, die man auch in China bei feierlichen Gelegenheiten sieht, mit seinen drei Staatsräthen aufstand, einige Schritte vortrat und eine tiefe Verbeugung machte. Der Commodore gab diese Höflichkeit zurück und bot dann dem Regenten alle Gegenstände an, deren er etwa bedürfe, vorausgesetzt, daß er sie auf seinen Schiffen habe. Die vier Würdenträger antworteten damit, daß sie wieder aufstanden, einige Schritte vortraten und sich tief verbeugten. Damit war die Unterredung zu Ende, aber man saß sich noch eine ganze Stunde gegenüber. Aus dem Benehmen der Japaner ging deutlich hervor, daß sie verlegen und unruhig waren. Sie mochten die Folgen fürchten, welche dieser aufgedrungene Besuch der Amerikaner im königlichen Schloß für sie haben könne. Endlich erhob sich der Regent und lud zu einem Besuche in seiner eignen Wohnung ein. Jetzt war keine Veranlassung zur Weigerung mehr da, und so verließ man den langweiligen Empfangssaal.

Das Schloß des Regenten bestand aus einem Hauptgebäude mit einer offenen Halle und aus zwei Seitenflügeln, die sich ebenfalls gegen den Hof hin öffneten. Hier war der Empfangssaal mit schönen Matten belegt und auf vier Tischen zeigten sich die Vorbereitungen zu einem glänzenden Gastmahl. Man setzte sich sogleich zu den Tafeln, auf deren jeder ein irdenes Gefäß mit Saki stand, von vier eichelförmigen Schalen, vier chinesischen Bechern und vier Theetassen umgeben. Die meisten der Gerichte, mit denen man die Tische besetzt hatte, waren den Amerikanern unbekannt. Sie erkannten roth gefärbte gekochte Eier, gerollte und in Fett gekochte Fische, Stücke von gebackenen kalten Fischen, Schnitte von Schweinsleber, Kandiszucker, Gurken, Senf, gesalzene Rettige und geröstetes mageres Schweinefleisch. Zuerst wurde Thee herumgereicht, auf den Saki vom Geschmack des Franzbranntweins in ganz kleinen Tassen folgte. Die japanische Sitte schreibt vor, daß man Gästen vom höchsten Range zwölf Gänge vorsetzt, und die Amerikaner mußten es daher als eine hohe Ehre ansehen, daß man sie dieser Zahl von Schüsseln würdig gehalten hatte. Die acht ersten Gänge waren verschiedene Suppen mit Mehlklößchen, und man benutzte dabei sowol Löffel als japanische Gabeln, d. h. kleine zugespitzte Bambusstäbchen, welche die Amerikaner anfänglich für Zahnstocher hielten. Bei den vier andern Gängen kam Pfefferkuchen, ein Salat von grünen jungen Bohnen und Zwiebeln, dunkelrothe Klöße, deren Inhalt ein zuckersüßer Pflanzenstoff war, den ein zäher Teig überzog, und eine köstliche Mischung von geschlagenen Eiern und einer zarten weißen Wurzel von höchst aromatischem Geschmack. Auch die Gerichte, deren Bestandtheile den Amerikanern ein Räthsel blieben, waren schmackhaft zubereitet.

So gezwungen das Benehmen der Japaner im königlichen Schloß gewesen war, so frei und heiter war es jetzt. Ein Europäer hätte einen gerngesehenen Gast nicht freundlicher aufnehmen können. Bei jedem neuen Gange erhoben sich die vier Würdenträger und leerten ihre kleinen Sakitassen auf das Wohl der Amerikaner. Sie machten dabei jedesmal die Nagelprobe unserer Studenten,

indem sie ihr Trinkgeschirr auf einen Zug leerten und es dann umkehrten, um zu zeigen, daß nicht ein Tropfen mehr darin sei. Der Commodore ahmte dieses Beispiel nach und brachte alle die Gesundheiten aus, welche bei solchen Festen üblich sind. Eine besondere Freude machte es ihm, daß der Dolmetscher des Regenten, ein junger in Peking erzogener Eingeborner, der etwas englisch sprach, mit der nordamerikanischen Geschichte bekannt war und Washington als einen sehr großen Mandarin bezeichnete.

Als das Essen vorüber war, bildete sich der Zug wieder in der frühern Weise. Die Würdenträger gaben bis zum Thor der Stadt das Geleit.

Perry hatte alle Ursache, mit diesen ersten Resultaten seiner Expedition zufrieden zu sein. Die Erfahrung hatte ihm jetzt gezeigt, daß sein Verfahren das richtige sei. Er handelte konsequent nach dem Plan, jeden Schritt, den er thun wollte, vorher nach allen Seiten hin zu überlegen und den Japanern, nachdem er mit seinen Erwägungen fertig geworden war, anzukündigen, was demnächst geschehen werde, sich dann aber durch keine List und keine Lüge von seinem Entschlusse abbringen zu lassen. Schon auf den Liukiu zeigte es sich, daß diese ruhige Festigkeit den Japanern Achtung abnöthigte. Ihr Benehmen gegen ihn wurde ein anderes, wenn sie auch hin und wieder noch Versuche machten, ihr altes System für den Verkehr mit Fremden auf ihn anzuwenden. So lehnten sie jede Bezahlung für die gelieferten Lebensmittel ab, allein Perry brauchte blos zu erklären, es sei nirgends Sitte amerikanischer Kriegsschiffe, sich Geschenke machen zu lassen, und sie nahmen sein Geld. Das war ein großer Sieg, da die Japaner seit Jahrhunderten zum ersten Male einen Fremden nicht als einen untergeordneten Bittenden, dessen Noth zu lindern Pflicht der Menschlichkeit sei, sondern als einen Gleichberechtigten betrachteten.

Commodore Perry beabsichtigte von den Liukiu aus die Bonin-Inseln zu besuchen. Er bestimmte für diese Fahrt zwei seiner Schiffe, „Susquehanna" und „Saratoga", und ließ den übrigen Theil des Geschwaders zurück. Kapitän Lee, auf den als nächsten Offizier der Oberbefehl überging, erhielt die Weisung, den Verkehr mit den Einwohnern in der alten freundlichen Weise fortzusetzen und seinen Leuten nicht die geringste Unordnung zu gestatten. Am Nachmittag (9. Juni) verlor man die Liukiu aus dem Gesicht und kam nun bald in das Gebiet des Südwestmonsuns, der den gegen Nordosten segelnden Schiffen kräftig vorwärts half, obgleich eine starke, von Osten kommende Meerströmung die Schnelligkeit der Bewegung verminderte. Die See war glatt, die Luft kühl und erfrischend. Vom Monsun getrieben, legten die Schiffe ihren Weg schnell zurück und sahen bereits am Morgen des 14. Juni die steilen und hohen Küsten der drei größeren Bonin-Inseln, aus den Wellen steigen. Auf dem offenen Meere segelten von entgegengesetzten Seiten zwei große Schiffe heran, jedenfalls Walfischfänger. Dann stießen Lootsenboote von der Peel-Insel ab, auf die Perry zusteuerte, und führten die Amerikaner in einen sichern Hafen.

Die Bonin-Inseln bilden drei Gruppen, die zwischen 26° 3′ und 27° 45′ n. Br. in fast gerader Linie von Süden gegen Norden liegen. Port Lloyd,

der Hafen der mittlern Gruppe, in dem die Amerikaner ihre Anker auswarfen, liegt unter 142° 16′ 30″ östl. L. Diese mittlere Gruppe, die man vorzugsweise die Bonin nennt, besteht aus den drei Inseln Peel, Buckland und Stapleton. Die südliche Gruppe führt bei den Engländern den Namen der Bailey-, bei den Amerikanern den der Coffin-Inseln, die nördliche Gruppe, zu der man auch mehrere weiter südlich liegende Inseln zählt, heißt die Parrys-Gruppe. Die Zahl der sämmtlichen Inseln der Gruppe, die kleinsten mitgerechnet, wird zu 89 angegeben.

Es ist wahrscheinlich, daß die Spanier oder Holländer die Bonin-Inseln zuerst entdeckten. Die Spanier nannten sie Islas de Arzobisco (Erzbischofs-Inseln), die Holländer Wöst-Eiland (wüste Inseln). Im Jahre 1675 gelangte eine japanische Dschunke, wahrscheinlich vom Sturm verschlagen, zu der Gruppe. Der japanische Bericht über dieses Ereigniß, wie Klaproth ihn übersetzt hat, lautet: „Im dritten Jahre der Regierung Ghen Fo's (1675) machten drei Einwohner von Nagasaki eine Seereise nach dem Fürstenthum Idsu. Sie schifften sich auf einer großen Dschunke ein, die ein geschickter chinesischer Zimmermann gebaut hatte. Diese drei Männer waren in der Astronomie und in der Erdkunde wohlbewandert, und der erste Schiffsbauer des Hafens von Simoda, der in der Netzgasse wohnte, begleitete sie. Das Schiff wurde von dreißig Seeleuten gelenkt. Als sie von der kaiserlichen Seebehörde einen Paß erhalten hatten, verließen sie am fünften Tage des vierten Monats den Hafen von Simoda und steuerten nach der Insel Fatsio. Von dort segelten sie gegen Südosten und entdeckten eine Gruppe von achtzig Inseln. Sie zeichneten eine Karte derselben und erkundeten ihre Lage, ihr Klima und ihre Erzeugnisse genau. Am 20. Tage des 6. Monat desselben Jahres kehrten sie nach Simoda zurück und berichteten über ihre Entdeckung."

Die Japaner nannten die Gruppe Bonin Sima (die menschenleeren Inseln). Eine Zeit lang schickten sie Verbrecher dahin, aber diese Niederlassung wurde bald wieder aufgegeben, und die Inseln kehrten in ihren frühern Zustand zurück. Die südliche Gruppe wurde 1823 von Coffin, der einen Walfischfänger von Nantucket befehligte, besucht. Im Jahre 1827 landete der Engländer Beechey auf der Peel-Insel und nahm sie für seine Regierung in Besitz. Die Kupferplatte, auf die er einen kurzen Bericht über seinen Besuch und seine Besitznahme eingraben ließ, ist zugleich mit dem Baume, an dem sie befestigt wurde, verschwunden. Eine zweite Besitznahme vollzog im folgenden Jahre der Russe Lütke, indem er Sorge trug, der Welt durch ein an einen Baum genageltes Bret zu verkünden, daß der russische Doppeladler seine Fittige über diese Insel ausgebreitet habe. Die Engländer betrachteten sich als die rechtmäßigen Besitzer. Während der Wirren mit China und namentlich nach dem Frieden von Nanking war in London mehrmals die Rede davon, auf den Bonin Kriegsvorräthe und die Gruppe zu einer Station zu machen, die man benutzen könne, um das nahe Japan nöthigenfalls mit Gewalt aufzuschließen. Inzwischen hatte die Peel-Insel Einwohner erhalten, die nichts weniger als geneigt wären, die englische Souveränetät anzuerkennen.

Natürliche Grotte auf den Bonin-Inseln.

Fast auf jeder Insel der Südsee spielen moderne Robinsonaden. Der Zauber, den diese aus dem Meere gehobenen reizenden Schöpfungen einer verhältnißmäßig neuen Zeit selbst auf rohe Gemüther üben, ist so groß, daß viele Matrosen ihm nicht zu widerstehen vermögen. Von den Walfischfängern, die jeden Winkel dieser Meere nach ihrer seltener werdenden Beute durchspähen, stehlen sich häufig Leute fort, um ihr Leben unter den Palmen einer einsamen Insel zu beschließen. Ebenso oft bestehen diese Robinsons der Gegenwart aus schlechten Matrosen, die der Kapitän fortjagt, und es mischten sich auch entwichene Sträflinge aus Australien unter sie. Die Ansiedler, welche die Peel-Insel im Jahre 1830 erhielt, gehörten zu der achtbaren Klasse. Sie kamen von den Sandwichs-Inseln und brachten mehrere der dortigen Kanakas, außerdem Eingeborne von den Marquesas und Tahitier mit. Zu ihrer Ansiedlung wählten sie den Hafen der Peel-Insel, der etwa in der Mitte der westlichen Küste liegt und von Beechey den Namen des Lloyd-Hafens erhalten hat.

Zu ihrem Oberhaupte schwang sich der Nordamerikaner Nathaniel Savory auf. Er gab der Insel eine Verfassung und Gesetze, die an Einfachheit ihresgleichen suchen. Sich selbst ernannte er zum Präsidenten, zwei seiner Begleiter zu Ministern und übernahm mit diesen beiden Gehülfen die ganze vollziehende, gesetzgebende und richterliche Gewalt. Die Pflichten der Staatsbürger — Rechte ertheilte er ihnen nicht — bestimmte er in dreizehn Paragraphen, welche besagen, daß jeder Einwohner etwaige Streitigkeiten der Behörde vorlegen müsse, keinen Matrosen eines Walfischfängers zum Ausreißen verleiten dürfe und sich jeder Beschädigung fremden Eigenthums zu enthalten habe. Das Ganze krönte die stolze Erklärung, daß die Niederlassung von Port Lloyd lediglich auf ihre eignen Kräfte baue und weder die Hülfe eines fremden Staats beanspruche, noch angebliche Eigenthumsrechte eines solchen auf die Peel-Insel anerkenne.

Beim Heransegeln trat die Entstehung der Peel-Insel durch vulkanische Kräfte deutlich vor die Augen. Vor der Küste ragten Felsblöcke aus dem Meere, die von Erderschütterungen dorthin geschleudert worden waren und gleich den Vorgebirgen die groteskesten Formen hatten, bald wie Schlösser und Thürme, bald wie Fabelthiere aussahen. In die unterseeischen Felsenriffe hat glühende Lava Oeffnungen gerissen, die verschiedene Zugänge zum Hafen gewähren. Oft sind die Seitenwände so glatt, als seien sie mit dem Meißel behauen; zuweilen haben sie Vorsprünge; die nach unten zu weiter vortreten und gleichsam Stufen einer Treppe darstellen. Lloyd-Hafen selbst ist unverkennbar ein alter Krater, und die Einfahrt läßt sich als die Stelle erkennen, durch die früher die Lava ihren Abfluß nahm. An mehreren Stellen seiner Ufer sind Höhlen entstanden, durch die man mit dem Boot hindurchfahren kann. Eine derselben wird in der Mitte durch einen Pfeiler gestützt, eine andere steigt nach innen zu mit einer regelmäßigen Wölbung auf, als sei sie ein Werk menschlicher Hände. Sogar den Schlußstein des Gewölbes glaubt das Auge wahrzunehmen.

Die kleine Niederlassung des Lloyd-Hafens zählte bei Perry's Ankunft 31 Köpfe. Vier davon waren Nordamerikaner, vier Engländer, einer ein Portu-

giese, die übrigen Südsee-Insulaner, meistens von den Sandwichs-Inseln. Alle schienen glücklich und zufrieden zu leben und die Europäer hatten sich bequem eingerichtet. Wie sie erzählten, hatten sie zweimal Japaner gesehen, die durch einen Sturm verschlagen worden waren.

Um den Hafen, in welchem Perry vor Anker ging, zieht sich eine Ebene, von der die Ansiedler etwa 150 Acker in Anbau genommen hatten. Der Boden, der bis zur Tiefe von mehreren Fuß aus vegetabilischer Fruchterde besteht, ist außerordentlich ergiebig. Nichts scheint besser zu gedeihen als Zuckerrohr, das eine bedeutende Höhe erreicht und so gut wie keiner Pflege bedarf. Die süße Kartoffel trägt sehr reichlich und wächst bis zu einer ungewöhnlichen Größe. Die europäische Kartoffel war seit so kurzer Zeit angepflanzt worden, daß sich noch nicht entscheiden ließ, ob sie nicht ausarten werde, wie dies in wärmern Klimaten fast unabänderlich der Fall ist. Außerdem bauen die Ansiedler Brotwurzeln, Taro, Rettige, Zwiebeln, Rüben, Hülsenfrüchte, Kürbisse, Melonen u. a. m. Zucker und Tabak erzeugen sie soviel, als sie zu eignem Gebrauch bedürfen. An vierfüßigen Hausthieren haben sie Schafe, Schweine, Ziegen und Katzen. Perry fügte diesen Gattungen nützlicher Thiere zwei Stiere und zwei Kühe, zwei Widder und sechs Mutterschafe von der Schanghai-Art mit breiten Schwänzen zu. Die Katzen und Schweine sind zum Theil verwildert und leben in den Wäldern, wo man auf sie Jagd macht. Ueberhaupt verrathen alle Hausthiere der Niederlassung einen großen Hang, zum wilden Leben zurückzukehren. Auf der nahen Stapleton-Insel wimmelt es von wilden Ziegen, den Nachkommen eines einzigen Paars, das ein Schiffer zurückließ. Das zahme Geflügel besteht in Hühnern, Truthühnern, Gänsen und Enten.

Der Lloyd-Hafen ist geräumig und bequem, hat eine bedeutende Tiefe und die Einfahrt ist ebenso leicht wie die Ausfahrt. Perry erklärte ihn bei seinem ersten Besuche auch für sicher, allein dieses Urtheil hat sich als irrig erwiesen. Er wird von den charakteristischen Stürmen dieser Breiten heimgesucht, die plötzlich wie eine Lawine über die Berge hereinbrechen und die Bucht in ihren Tiefen aufwühlen. Wie stark der Hafen besucht wird, zeigte sich bei dem kurzen Aufenthalt der Amerikaner. In diesen wenigen Tagen liefen drei Walfischfänger ein, zwei Amerikaner und ein Engländer. Die vielen anlegenden Schiffe zu versorgen, reichen die Erzeugnisse des angebauten Theils nicht aus. Ein paar Schiffe zehren die ganzen vorhandenen Vorräthe auf. Für spätere Besuche bleibt in einem solchen Falle nichts als etwa süße Kartoffeln und Zwiebeln.

Vieles bietet die Natur selbst ohne Beihülfe des Menschen an. Die Schiffe finden süßes Wasser in Menge und ebenso Holz. In jeder der Schluchten, die auf die Ebene am Hafen ausmünden, fließt ein Bach, und an den Ausgängen dieser Schluchten liegt auch das meiste urbar gemachte Land. Das Meer beherbergt Massen von Fischen, besonders Seebarben und Rochen. Haifische sind sehr zahlreich und besuchen, wenn sie klein sind, selbst die seichten Stellen am Ufer. Wie die Ansiedler erzählten, lauern die Hunde ihnen dort auf und ziehen sie ans Ufer. Das Fischen unterliegt übrigens Schwierigkeiten, da die scharfen Korallen-

riffe nur wenige Stellen freilassen, wo man das Netz ans Ufer ziehen kann. Eine vorzügliche Erfrischung sind die großen grünen Schildkröten, deren es im Sommer so viele giebt, daß die Ansiedler sie einsalzen und für den Winter aufbewahren.

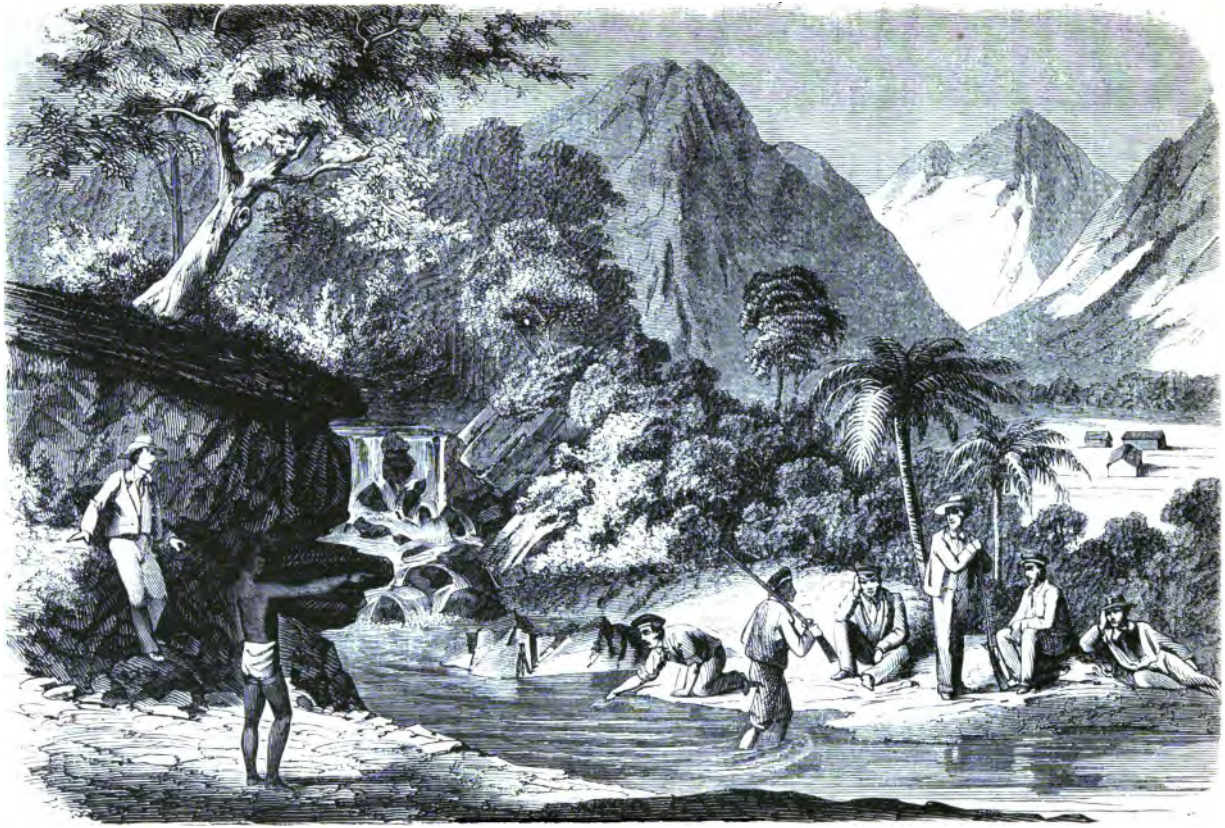
Unter den Schalthieren herrschen die Landkrabben vor und sind am stärksten durch den sogenannten Piraten vertreten. Der Name des merkwürdigen Thieres rührt von seiner Gewohnheit her, sich der Schalen anderer Thiere zu bemächtigen und seinen zarten Schwanz damit zu schützen. Am liebsten nimmt er die leeren Schalen der Arten Bulla, Murex und Buccina, die für die Größe seines Schwanzes passen, aber wenn er sie nicht bekommen kann, begnügt er sich auch mit anderen. Mit einem fremden Gehäuse, dem man ansieht, daß es ursprünglich nicht für ihn bestimmt war, bietet er einen sonderbaren Anblick dar, wenn er einer Beute begierig nachstellt. Der Pirat ist eines der gefräßigsten Thiere und in seinem Geschmack nicht wählerisch. Er wirft sich auf Alles, was ihm in den Weg kommt.

Die Ansiedler empfingen die Amerikaner mit der freundlichsten Zuvorkommenheit, die allerdings von Eigennutz nicht frei war. Sie wußten, daß Kriegsschiffe freigebiger als Walfischfänger sind und ihre Mannschaft in strenger Zucht halten. Dem armen Savory hatten einmal Matrosen eines der letzteren Fahrzeuge seine ganzen Ersparnisse im Betrag von mehreren Tausend Dollars gestohlen. Am liebsten tauschten die Einwohner ihre Erzeugnisse gegen geistige Getränke aus. Mit den Kanakas und anderen Südsee-Insulanern lebten sie einträchtig zusammen und hatten Töchter derselben geheirathet. Der tägliche Umgang mit Weißen schien auf die Kanakas aber wenig Einfluß geübt zu haben. Sie lebten in der Weise ihrer Heimat fort und bauten sich auch ihre Hütten, wie sie es von je gewohnt gewesen waren.

Um die Insel genau kennen zu lernen, bildete Perry zwei Reisegesellschaften. Bayard Taylor war der Führer der einen, die mit der Untersuchung des südlichen Theils der Insel beauftragt wurde, an der Spitze der andern, welcher der Norden anheimfiel, stand Dr. Fahs. Da die ganze Länge der Insel wenig mehr als $1^1/_3$ Meile beträgt, so erwartete der Commodore, daß beide Gesellschaften am Abend zurück sein würden.

Am frühen Morgen des 15. Juni brach Bayard Taylor mit seinen Gefährten auf. Alle waren bewaffnet, der Schießbedarf und die Lebensmittel wurden vertheilt, damit Jeder gleichviel zu tragen habe. Ein Führer fand sich nicht, doch zeigte ein Kanaka einen Fußweg, der zu einer Ansiedlung auf der anderen Seite der Berge führe.

Die Berge, welche die Ebene des Lloyd-Hafens umschließen, steigen in stufenförmigen Absätzen empor. Eine bunte Pflanzenwelt, Palmen, Schlinggewächse und niedriges Gebüsch, wuchert auf dem fruchtbaren, von verwittertem Trapp und Pflanzenerde gebildeten Boden mit tropischer Ueppigkeit. Die Schlingpflanzen, die von Baum zu Baum zogen und ihr Netzwerk mit den Blättern verwoben hatten, waren beim Gehen nicht weniger hinderlich, als der steile und vom Morgenthau schlüpfrig gemachte Weg.



Kanakas-Dorf auf den Bonin-Inſeln.

Es war so viel Thau gefallen, daß die Amerikaner von den Tropfen, die auf sie niederfielen, in kurzer Zeit bis auf die Haut durchnäßt wurden. Unter den Palmen bemerkte Taylor die Sagopalme, deren Mark den bekannten Handelsartikel bildet. In den Schluchten wuchsen verschiedene Eibischarten, darunter eine mit großen Blüten von dunkler Orangefarbe, die mit hellgelben Punkten besprenkelt waren. An vielen Stellen war der Boden mit einem förmlichen Regen weißer Blüten bedeckt, die von einem gegen dreißig Fuß hohen Baume mit kleinen Blättern, dichtem Laubwerk und einem starken glatten Stamme von graulicher Farbe herabgefallen waren.

Je höher man stieg, um so dichter und üppiger wurden die Pflanzen. Zuletzt breiteten die Palmen ihre Kronen so weit aus, die Baumstämme traten so dicht zusammen und die Schmarotzerpflanzen verschlangen sich so innig miteinander, daß ein Dämmerlicht entstand, in dem man blos zwanzig, höchstens dreißig, Schritte weit sehen konnte. Oben auf dem Berge fand man eine wellenförmige Hochebene, die zuweilen von tiefen Schluchten durchschnitten wurde. Die Unmasse großer brauner Landkrabben, die den Amerikanern aus dem Wege krochen, war staunenerregend. In den feuchten Betten der kleinen Bäche war der Boden von diesen Thieren, deren größte volle sechs Zoll dick waren, wie lebendig.

Auf der anderen Seite war der Abhang so steil, daß man sich von Baum zu Baum schwingen mußte, um nicht in die Tiefe zu stürzen. Unten war eine Wildniß von Felsen, Bäumen und Blumen, durch die ein Bach in einem steinigen Bett floß. Indem die Amerikaner dem Wasser folgten, trafen sie auf Spuren von Anbau und weiterhin auf zwei Hütten, deren Dächer aus Palmblättern bestanden. Ein kleines Feld mit Taro, süßen Kartoffeln, Tabak, Zuckerrohr, Kürbissen und der Sida oder indianischen Stachelbeere lag daneben. All diese Pflanzen gediehen prachtvoll, der Tabak hatte eine Höhe von fünf Fuß, die Sida zeigte sich in ihrer vollsten Entwicklung. Die Hütten waren für den Augenblick leer, aber nicht lange, so zeigte sich ihr Eigenthümer, ein Eingeborner von der Insel Nukahiva, einer der Marquesas. Er war in einem Kahne auf der Schildkrötenjagd gewesen und hatte nach der glücklichen Erlegung eines schönen Thieres Limonien gesammelt. Die blaue Tättowirung seines Gesichts und seine dürftige Kleidung bildeten gegen die Würde, mit der er sich als den Richter des Thals ankündigte, einen komischen Gegensatz. Sein Begleiter war ein kupferbrauner Tahitier.

Die beiden Südsee-Insulaner kannten die Lagerplätze der wilden Schweine und boten sich als Führer an. Man schoß wirklich einen Eber, der an Gestalt und Stärke ganz einem chinesischen Schweine glich. Das Thal, in dem die Hütten standen, zweigte sich gegen Osten und Süden ab, ließ sich jedoch blos in der ersten Richtung weiter verfolgen, indem der südliche Nebenarm von herabgestürzten Felsmassen völlig versperrt wurde. Nachdem man an dem Flusse, dessen Bett viele Trappsteinfelsen enthielt, eine Strecke weit gegangen war, mußte man die südliche Seite der Bucht erklimmen. Der Abhang war hier so

jäh, daß die Reisenden gezwungen waren, sich an Wurzeln und starken Schlingpflanzen festzuhalten. Unter den Palmen, die in Menge auftraten, war die Latana mit breiten Fächerblättern und mit Stielen, deren Länge 6 bis 8 Fuß beträgt und deren gezackte Ränder so scharf wie Messer sind. Eine Abart des Pandanus, deren Hauptstamm gerade emporschießt, treibt in geringer Höhe vom Boden eine Anzahl Schößlinge heraus, die, sobald sie die Erde erreicht haben, zu Wurzeln werden. Sehr häufig bilden zwanzig bis dreißig solcher Schößlinge die kegelförmige Grundlage einer schlanken Säule, welche eine Höhe von fünfzehn Fuß erreicht und mit einer Laubkrone geschmückt ist. Eine Art Maulbeere bringt Früchte von sechs Zoll Länge. Die baumartigen Farren, die zum Theil fünfzehn Fuß hoch werden und Blätter von 8 bis 10 Fuß Länge tragen, sind von merkwürdiger Schönheit. An den Abgründen wächst ein Strauch mit dunklen glänzenden Blättern, von dem ein balsamischer Wohlgeruch ausgeht. Nach mancherlei Gefahren erreichten die Amerikaner endlich das Meer und standen nun am Ufer einer schönen Bucht, welche auf der Insel als Südostbai bezeichnet wird. Zu ihrem Schreck vernahmen sie dort von ihrem Führer, daß sie auf demselben Wege, den sie gekommen, wieder zurückkehren müßten, indessen es blieb ihnen keine andere Wahl und Abends zehn Uhr gelangten sie auch glücklich, wiewol sehr erschöpft, zu ihren Schiffen zurück.

D. Fahs, der um dieselbe Zeit zurückkehrte, hatte sich besonders mit den geologischen Verhältnissen der Insel beschäftigt. Sie weisen unzweideutig auf einen vulkanischen Ursprung des Landes hin. Die Berge haben abgerundete Gipfel, als ob sie den Wellen des Meeres ausgesetzt gewesen wären. Auch die beiden hohen Berge am Lloyd-Hafen, die dem Schiffer als Landmarken dienen können, haben diese Form. Man hat ihnen auf der Insel den prosaischen Namen der Warzen gegeben. Ihre Höhe von etwa 1000 Fuß wird von den Bergen im Süden, deren Spitzen bis zu 1500 Fuß aufsteigen, übertroffen. Auf den höchsten Kuppen herrscht Trappstein vor, den jedenfalls vulkanische Kräfte dorthin gehoben haben. Gegen Osten fallen die Berge in mauerartig übereinander gethürmten Wänden nieder, sodaß der oben Stehende den Eindruck hat, als schwebe er in der Luft.

Etwa in der Mitte der Insel entdeckte Dr. Fahs den Krater eines erloschenen Vulkans. „Die Form der angrenzenden Hügel", lautet sein Bericht, „ist eine eigenthümliche. Ringsumher sieht man große Massen Schlacken und ausgebrannte Kohlen, und am Meere ziehen mehrere aufeinander liegende Schichten verhärteter Lava, welche dann und wann durch Lagen von Sand, Schlacken und ausgebrannten Kohlen unterbrochen werden. Die Bäume haben einen niedrigen Wuchs und eine verkrüppelte Gestalt, der Boden ist an vielen Stellen dürr und unergiebig, da die deckende Erdschicht dünn ist und Zugwinde ihn leicht austrocknen." Dr. Fahs fand ferner eine Schwefelquelle auf, die durch ihren Geruch und Geschmack den sichersten Beweis lieferte, daß sie in hohem Grade mit Schwefelwasserstoffgas versetzt sei. Wie die Ansiedler am Lloyd-Hafen erzählen, geräth die Erde noch gegenwärtig zuweilen in schwingende Bewegung.

Die einheimische Thierwelt beschränkt sich auf wenige Thierarten. Die Seltenheit der Vögel ist eine auffallende Erscheinung, da ausgedehntere Länder nicht so weit entfernt sind, daß nicht Vögel, von den regelmäßigen Winden dieser Breiten begünstigt, zu den Bonin gelangen könnten. Selbst Seevögel, die man in der Südsee oft weit vom Lande antrifft, sind selten. Einheimische Vierfüßer fehlen gänzlich. Von kriechenden Thieren giebt es keine andern, als Iguanas, kleine Eidechsen, Landkrabben und Schildkröten. Daß die Bonin-Inseln von Schlangen verschont sind, muß als ein wahres Glück betrachtet werden. Ihnen in dem dichten Gestrüpp der Wälder, wo selbst am Tage eine ewige Dämmerung herrscht, auszuweichen, würde eine Unmöglichkeit sein.

Nach einem viertägigen Aufenthalt auf der Peel-Insel lichtete Perry die Anker und kehrte nach den Liukiu zurück. Schon auf der Fahrt nach den Bonin hatte er es sich angelegen sein lassen, die geographische Lage der Insel der Täuschung (Island of Disappointment), über die viel gestritten worden ist, genau zu ermitteln. Damals waren die Verhältnisse nicht günstig gewesen, denn gerade als er sich der Insel näherte, brach die Dunkelheit herein und verhinderte jede Messung. Diesmal erreichte er sie kurz nach Mittag und konnte seine astronomischen Instrumente mithin benutzen. Die Insel liegt unter 27° 15′ nördl. Br. und 140° 56′ 30″ östl. L. Sie ist niedrig und vor ihrer äußersten Spitze liegen zwei einzelne Felsen. Wahrscheinlich ist sie dieselbe Insel, welche auf einigen Karten mit dem Namen Rosario bezeichnet wird.

Der Südwestmonsun begleitete die Schiffe bis zu den Liukiu zurück. Am 23. Juni lagen sie wieder auf ihrem alten Ankerplatze in der Bai von Napa.

Auf den Liukiu war eine Veränderung eingetreten — der Regent bekleidete sein hohes Amt nicht mehr. Die ersten Nachrichten, welche Perry einzog, ließen ihn befürchten, daß der alte würdige Mann wegen der Nachgiebigkeit, die er gegen die Amerikaner bewiesen hatte, abgesetzt worden sei, ja es wurde sogar erzählt, daß er sich den Bauch aufgeschlitzt habe, um einer entehrenden Strafe zu entgehen. Diese letzte Nachricht erwies sich sehr bald als falsch, da zwei Offiziere den ehemaligen Regenten in seinem Schloß zu Schudy sahen. Daß er abgesetzt worden sei, wurde ebenfalls unwahrscheinlich, als die Beamten gegen die Amerikaner nicht nur ebenso freundlich, sondern sogar noch zuvorkommender waren, als bei dem ersten Besuche. Vermuthlich hatte er sein Amt niedergelegt, um die Verantwortlichkeit für Alles, was aus dem Verkehr mit den Nordamerikanern hervorgehen konnte, auf andere Schultern zu legen.

Die Einladung zu einem Mittagsessen am Bord des Flaggenschiffs wurde gegen den neuen Regenten wiederholt. Man hörte bei dieser Gelegenheit, daß er Schang Hung Hiun heiße und ein Verwandter seines Vorgängers sei. Nachdem Alles in Bereitschaft gesetzt worden war, ihn würdig zu empfangen, holten ihn drei Boote am 28. Juni ab. Zwei Staatsräthe, sein Dolmetscher und ein Schwarm von Unterbeamten und von Dienern begleiteten ihn. Er war klein, von dunklerer Gesichtsfarbe als irgend Jemand seines Gefolges und schien fünfundvierzig Jahre alt zu sein.

Wald auf dem Gebirge der Bonin-Inseln.

Seine Kleidung bestand in einem Ueberwurf von violetter Farbe, der durch einen reichgestickten seidenen chinesischen Gürtel um die Hüfte befestigt wurde, und aus einer rothen Mütze. Bei den Staatsräthen hatte das Oberkleid eine gelbe Farbe, die übrigen Beamten gingen in Blau und Gelb, mit Ausnahme des ersten Beamten von Napa, der einen perlweißen Ueberwurf trug.

Während der Regent im Schiff umhergeführt wurde, hatte er ein verlegenes Benehmen, das vielleicht in der Neuheit seiner Stellung seinen Grund hatte, und verrieth in seinen Bewegungen eine große Unruhe. Die Tafel war in der Kajüte des Commodore gedeckt und ganz auf europäische Art eingerichtet. Man machte bunte Reihe, sodaß jeder Gast zwischen zwei amerikanischen Offizieren saß.

Mit den Gabeln wurden die Insulaner gleich vertraut und handhabten sie ebenso geschickt wie ihre zugeschnitzten Bambusstäbchen. Mit den Messern wußten sie nicht umzugehen. Das hinderte sie übrigens nicht, den Speisen mit einem Eifer zuzusprechen, den man in gebildeten Ländern für Gefräßigkeit gehalten haben würde. Die Schildkrötensuppe, der Gänsebraten, das Ragout von Schöpsenfleisch, die eingemachten Austern und was es sonst noch an Gerichten gab, Alles fand ihren höchsten Beifall. Von den Melonen und Bananen des Nachtisches, welche die Bonin-Inseln geliefert hatten, waren sie so entzückt, daß sie um die Erlaubniß baten, ihren Frauen einige Früchte mitnehmen zu dürfen. Nach der Suppe wurde Punsch, „amerikanischer Saki", umher gereicht und gefiel sehr. Später gab es Rheinwein, Bordeaux und Champagner, Xeres und Madeira, schottischen und amerikanischen Whiskey, holländischen Genever und Maraschino, denn der Commodore wollte seine Gäste mit den berühmtesten Saki-Arten der Welt bekannt machen. Unter den Weinen wurde dem Champagner am meisten zugesprochen, aber der Maraschino erhielt vor allen andern Getränken den Vorzug. So oft die Gäste von ihm tranken, schlossen sie vor Behagen die Augen und schmatzten nachher mit den Lippen. Mit Ausnahme des Regenten, der sein würdevolles Benehmen bis zu Ende beibehielt und nur einmal, als Perry ihm eine Reihenfolge amerikanischer Gartensämereien anbot, freundlich lächelte, wurden die Fremden mehr als lebhaft. Auf dem glänzenden Gesicht des Beamten von Napa wurde ein seliges Lächeln permanent, die eingeschrumpften Züge der beiden Staatsräthe dehnten sich aus und begannen zu glühen. An diesem Tage schieden die Amerikaner und die Insulaner als die besten Freunde.

Den Verhältnissen der Inseln wurde dieselbe Aufmerksamkeit gewidmet, wie beim ersten Besuche, und man lernte sie ungleich besser kennen. Zunächst drängte sich die Frage auf: zu welchem Volk gehören die Bewohner der Liukiu? Sind sie Chinesen, Japaner, oder bilden sie einen eigenen Volksstamm? Man hat die Meinung aufgestellt, zu der auch Perry anfänglich sich neigte, daß die Bevölkerung eine Mischung von Chinesen, Japanern und Malaien sei. Namentlich der malaiische Stamm der Tagalen, der sich über die Philippinen verbreitet hat, sollte einen starken Beitrag zu der Einwohnerschaft geliefert haben. Nach der

Körperbildung und der Sprache zu urtheilen, ist diese Ansicht falsch. Der Wuchs, die Bildung des Kopfes, die hohe Stirn, das ovale Gesicht, der milde Ausdruck der Züge, die großen lebhaften Augen mit langen Winkeln, die starken und gebogenen Augenbrauen — Alles ist japanisch. Die Wurzel der Nase ist eingedrückt, wie bei den Chinesen und Malaien, und die Nasenlöcher sind nicht so weit. Die stark hervortretenden Backenknochen, die dem Gesicht vieler der ostasiatischen Stämme eine viereckige Gestalt geben, sieht man auf den Liukiu nirgends.

Die Vornehmsten der Liukiu-Inseln beim Gastmahl an Bord des Flaggenschiffes.

Das charakteristischste Unterscheidungsmerkmal ist der Bart, der bei den Chinesen und Malaien dünn, bei den Bewohnern der Liukiu stark und voll ist. Die höhern Klassen der Inseln pflegen ihn mit Sorgfalt, den untern Ständen befiehlt das Gesetz, ihn abzuschneiden. Bei jungen Männern ist er fast immer glänzend schwarz, bei den Greisen wird er weiß wie Schnee.

In der Geschichte der Bewohner treten Züge einer eigenen und selbständigen Entwicklung hervor. Die Sagengeschichte knüpft wie in Japan an die Götterlehre an, ist aber eine andere. Zwei Gottheiten, eine männliche und eine weibliche, zeugten fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter. Die beiden letzteren

blieben Gottheiten und theilten sich so in die Herrschaft, daß die ältere die Göttin des Himmels, die jüngere die Göttin des Meeres wurde. Die Söhne stiegen auf die Erde herab. Der älteste, Teen Sun oder Sproß des Himmels genannt, wurde der erste König der Liukiu, der zweite diente ihm als Minister, der dritte vertrat die Stelle des Volks. Als ihre Nachkommen 17,802 Jahre regiert hatten, bestieg Schantin, ein Verwandter der herrschenden Familie in Japan, den Thron. Dieses Ereigniß fand etwa 1200 n. Chr. statt. Man glaubte, daß ein Fürst von Satsuma der Eroberer gewesen sei. Von Beziehungen zu China ist in dieser Erzählung keine Rede, allein sie haben jedenfalls existirt, und es läßt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß ein beschränktes Recht China's auf die Inseln von diesen selbst bis auf den heutigen Tag anerkannt wird. Ueber die spätern geschichtlichen Ereignisse hören wir weiter nichts, als daß es drei Königreiche des Nordens, des Südens und der Mitte gab, die endlich in ein einziges zusammenschmolzen.

Schudy ist die Hauptstadt des Königreichs der Mitte, das sich gegenwärtig über ganz Groß-Liukiu erstreckt. Nagagusko, die in Trümmern liegende Festung, welche die Amerikaner bei ihrem ersten Besuch auffanden, war der Hauptort des Königreichs des Nordens. Jetzt führte man die Fremden nach Timagusko, der alten Residenz des Königreichs des Südens. Die Trümmer sind eine Meile von Napa entfernt und bedecken einen Raum von 1080 Geviertruthen. Sie erheben sich auf einem vortretenden Bergrücken, der von der Kette, zu der er gehört, durch einen Graben getrennt ist. Die Befestigungen sind nach keinem regelmäßigen Plan entworfen und folgen jedem Vorsprunge, jeder Biegung der Höhe. Das einzige erhaltene gewölbte Thor war mit einer hölzernen Thür verschlossen, aber ein Baum, der auf seiner Decke wuchs und dessen knorrige Wurzeln an den Seiten bis auf den Boden hinabreichten, bildete eine natürliche Leiter, auf der die Amerikaner ins Innere gelangten. Sie fanden nichts als einen von Mauern umschlossenen Raum, der den alten Palast enthalten zu haben schien. Alles war mit Bäumen und Gebüsch dicht bewachsen. An einer Stelle, wo die Mauern wohl erhalten waren, hatten sie eine Höhe von zwölf Fuß. Auf zwei Steinen zeigten sich chinesische Schriftzeichen, neben denen auf Stäben Ueberreste von Räucherwerk bemerkt wurden. Folglich giebt es noch Leute, welche hier ihre Andacht verrichten. Sollten die beiden Festungen nicht von denselben Menschen herrühren, welche die Felsen ausmeißelten?

Gegenwärtig besitzt Japan die Oberhoheit über die Liukiu. In Napa und gewiß auch in Schudy liegt japanische Besatzung, es sind überall japanische Behörden vorhanden, andere Japaner leben in den Hauptorten, wo sie sich so benehmen, als fühlten sie sich zu Hause, und nur mit Japan wird ein Verkehr unterhalten. Von Japan kommen jährlich 30—40 Dschunken, jede von 150 Tonnen; nach China geht nur ein Schiff im Jahr und jedes zweite Jahr eines mehr, von dem es heißt, daß es den Tribut der Insel überbringe.

Die Bildung ist überwiegend chinesisch. Die höhern Klassen hängen der Lehre des Confucius an, die untern haben den Buddhismus angenommen, den

sie mit einheimischen Vorstellungen vermengen. Tempel giebt es übrigens nicht viel und die vorhandenen werden spärlich besucht. Die Gebildeten sind in Glaubenssachen kühl und gleichgiltig. Als die Amerikaner ein Gebäude forderten, das sie als Niederlage benutzen könnten, räumte man ihnen ohne Umstände einen Tempel ein. Allerdings klagte der Regent später, daß die Gläubigen lange Zeit abgehalten worden seien, ihre Andacht zu verrichten, aber das war nur ein Vorwand für die Weigerung, eine dauernde Kohlenniederlage zu gestatten. Dennoch begegnet man den Bonzen oder Priestern mit mehr Ehrfurcht als in andern ostasiatischen Ländern, obgleich sie nicht viel besser als Bettler aussehen. Die Todten legt man in sitzender Stellung in Särge und begräbt sie in den steinernen Gewölben, die sich an den Bergen hinziehen. Nach sieben Jahren sammelt man die Knochen in Urnen, die man in den Grabgewölben auf Wandbreter stellt. Die Armen tragen ihre Leichen in irdenen Särgen zu den Schluchten der Gebirge, wo man die Gebeine, nachdem die irdene Hülle zerbrochen ist, zerstreut umherliegen sieht.

Die höhern Klassen pflegen ihre Söhne nach China zu schicken, damit sie eine bessere Erziehung erhalten. Dies duldet die argwöhnische japanische Regierung, die jeden Chinesen, der die Liukiu betritt, auf jedem Schritt von Spähern begleiten läßt und es gern sieht, wenn der Pöbel ihn verhöhnt und beschimpft. Auf den Inseln selbst geht die Erziehung von den Schulhäusern aus, die mit den Tempeln der Lehre des Confucius verbunden sind. Die dort gebildeten Jünglinge übernehmen den Unterricht der Kinder in den Häusern. Eine eigene Literatur scheinen die Liukiu nicht zu besitzen. Die Einwohner gebrauchen die chinesischen Schriftzeichen und nebenbei ein eigenes Alphabet, auf das sie nicht wenig stolz sind. Die japanischen Schriftarten kennen sie, ohne sie zu benutzen. So ist die Bildung wesentlich eine chinesische geworden.

Für das Christenthum giebt es keine Aussichten, so lange das jetzige despotische Regierungssystem fortdauert. Als der englische Bischof von Victoria die Hauptinsel besuchte, erklärten ihm die Behörden: „Was die Religion des Herrn des Himmels (das Christenthum) betrifft, so sind wir seit alten Zeiten der Lehre des Confucius gefolgt und haben darin Grundsätze gefunden, nach denen Jedermann, je nach seinen Umständen und seiner Stellung, die Würde seines Charakters ausbilden und seiner Familie vorstehen kann. Unsere Regierung suchen wir nach den Regeln und Vorschriften einzurichten, die wir von den Weisen überkommen haben und die darauf berechnet sind, Ruhe und Frieden auf die Dauer zu erhalten. Außerdem sind unsere Vornehmen so gut wie das niedere Volk der natürlichen Fassungsgabe beraubt und vermögen nicht einmal in der Lehre des Confucius, der sie sich ausschließlich widmen, zur Vollkommenheit zu gelangen. Sollten sie sich nun auch noch mit der Religion des Herrn des Himmels, zu der ihr Herz sich nicht neigt, bekannt machen, so würde dieser Versuch ihre geistigen Fähigkeiten übersteigen.

Dr. Betelheim lebte seit 1846 auf den Liukiu und hatte nicht einen einzigen Einwohner bekehrt. Mit ihm zugleich kamen zwei katholische Glaubensboten,

die jedoch an jedem Erfolg verzweifelten und Napa bald wieder verließen. Betelheim war Arzt, kannte die Sprache und besaß viele Eigenschaften, die ihn unterstützten. Im Vertrauen darauf harrte er um so bereitwilliger aus, als er bei den untern Ständen ein bereitwilliges Entgegenkommen zu bemerken glaubte. Nicht lange, so entdeckten die Behörden, was den Fremden in ihr Land geführt habe, und wurden besorgt, daß man sie in Japan zur Verantwortung ziehen werde, wenn sie einen Prediger des streng verpönten Christenthums duldeten. Als ihre sanfte Ueberredung, daß er sich anderswo nützlich machen möge, ihres Ziels verfehlte, verboten sie den gemeinen Leuten allen Umgang mit ihm, umringten ihn mit Auskundschaftern und suchten ihm das Leben durch tausend kleine Quälereien zu verleiden. Daß er unter diesen Umständen, ohne alle Hoffnung, ein einziges Samenkorn ausstreuen zu können, ausharrte, macht seinem Muth alle Ehre.

Von der Pflege einer eigentlichen Kunst kann auf den Liukiu nicht die Rede sein. Alles ist japanischen und chinesischen Mustern nachgeahmt. Im Brücken- und Straßenbau hat man es am weitesten gebracht. Die Viadukte und Brücken der Liukiu können einen Vergleich mit den Werken, die wir vor wenigen Menschenaltern in Deutschland besaßen, wohl aushalten. Wie aber in Allem blos auf die Bequemlichkeit der Beamten und der höhern Klassen Rücksicht genommen wird, so ist es auch bei diesen Bauten. Die Brücken und die guten Straßen finden sich blos an solchen Orten, die von den Vornehmen betreten werden. Ueberall anderswo läßt man den Boden in seinem natürlichen Zustande, und die Feldwege, die der Arme durch häufiges Begehen entstehen läßt, sind Linien von Schlamm. Auf ihren Ausflügen wurden die Amerikaner nicht wenig überrascht, wenn eine vortreffliche Straße urplötzlich vor Sumpflöchern endete.

Die städtischen Gebäude sind alle von Holz erbaut, mit Ziegeln gedeckt, mit offenen Hallen versehen und von Mauern aus Korallenstein umgeben. Die mit Stroh gedeckten Hütten der Landleute bilden im Vereine mit den Ställen und andern Wirthschaftsgebäuden ein Ganzes, das von einer steinernen Mauer oder einer Bambushecke eingeschlossen wird. Das Hausgeräth ist von der einfachsten Art und besteht aus den Matten, auf denen die Einwohner mit gekreuzten Beinen sitzen und auf denen sie Nachts schlafen, aus einem Tisch, einem Theetopf mit den nöthigen Tassen und aus einigen wenigen andern Dingen. In den Ruinen der beiden verfallenen Schlösser und im Palast von Schudy läßt sich ein gewisses Geschick in der Baukunst wahrnehmen.

Etwas Genaueres läßt sich über das Vasallenverhältniß, in dem die Liukiu zu Japan stehen, nicht sagen. Das Verwaltungssystem ist das japanische und beruht wie jenes auf dem Grundsatze des völligsten Stillstandes. Dasselbe System, das wir in der Einleitung kennen gelernt haben, jede Behörde durch eine andere zu beaufsichtigen und zu beschränken, Fremde fernzuhalten und die Ueberwachung der eingerosteten Zustände einem zahllosen Heer von Spähern anzuvertrauen, herrscht auch auf den Liukiu. Vielleicht — mit Gewißheit läßt sich darüber nicht sprechen — fügt die japanische Regierung den Mitteln, durch

die sie zu Hause Alles beim Alten erhält, auf diesen Inseln eines von eigenthümlicher Natur hinzu: sie duldet kein Geld. Die Einwohner wie die Behörden betheuerten gegen die Amerikaner wiederholt, daß sie keine Münzen und kein anderes Umlaufsmittel besäßen. Es finde blos ein Austausch von Waaren gegen Waaren statt, die Ausfuhr edler Metalle von Japan nach den Liukiu sei streng verboten. Dieser Versicherung widersprach nun freilich, daß sie den Werth des Geldes genau kannten und sich die Bezahlung ihrer Waaren mit chinesischen Münzen gern gefallen ließen.

Salzsiedereien von Napa.

Die Regierung ist Obereigenthümerin des Bodens. Ob von ihr der Landmann unmittelbar abhängt, oder ob es noch eine Mittelklasse von Lehnsherren giebt, läßt sich aus den widersprechenden Berichten nicht entnehmen. In den vier Klassen von Einwohnern, die Perry aufzählt, fehlen diese Lehnsherren. Die erste Klasse besteht aus den höchsten Staatsbeamten, die zweite aus den Priestern und Gelehrten, die dritte aus den Unterbeamten und Kundschaftern, die vierte aus den Landleuten und Gewerbtreibenden. Die dritte Klasse ist außerordentlich zahlreich. So oft die Amerikaner irgendwo sich sehen ließen, da waren gewiß augenblicklich Späher zur Hand und sperrten sie vom freien

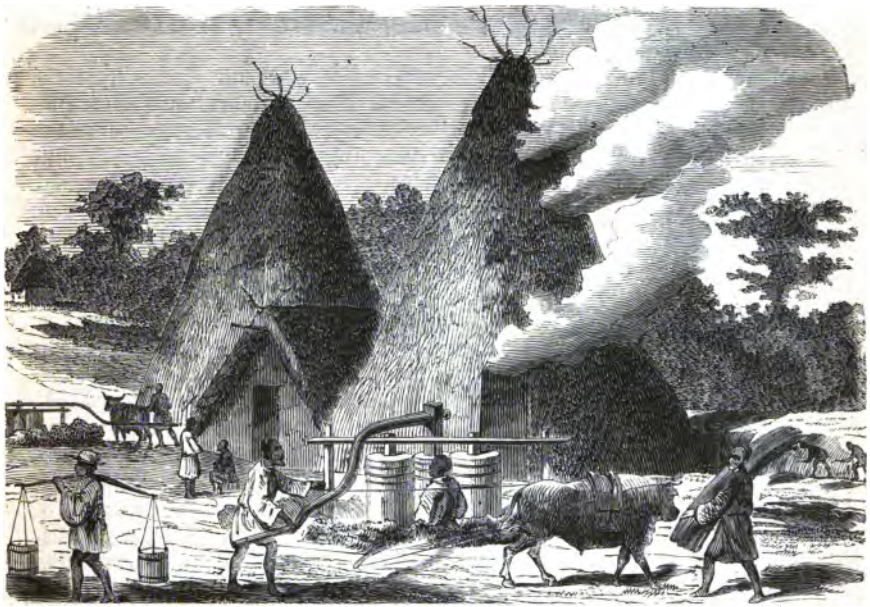
haupt geht man mit dem Eisen, das nicht auf der Insel selbst gewonnen wird, äußerst sparsam um. Die Ackerbaugeräthschaften stellt man im Lande selbst her. Was die Gewerbe sonst liefern, beschränkt sich auf Salz, Zucker, beide von geringer Beschaffenheit, Saki oder Reisbranntwein, baumwollene Gewebe, Grastuch gewöhnlicher Art, lackirtes Geschirr, Haarnadeln, Dschunken und einige wenige andere Gegenstände des alltäglichen Bedarfs. Außer Zucker und Saki scheint nichts ausgeführt zu werden. Die Luxusartikel kommen aus Japan. In den wenigen Kaufläden nimmt man hauptsächlich Papier, Reis, Thee, Süßigkeiten und Kleidungsstoffe wahr.

Die auf den Liukiu gebräuchliche Zuckermühle giebt uns einen ungefähren Begriff, auf welcher Stufe die Gewerbe stehen. Drei Cylinder von hartem Holz werden durch ein ebenfalls hölzernes Gerüst in aufrechter Stellung erhalten. In dem mittlern der Cylinder, die jeder einen Fuß im Durchmesser haben, sind oben Zähne angebracht, welche in Zapfenlöcher der andern Cylinder eingreifen. Von demselben geht ferner ein Schaft aus, der durch das Gerüst hindurch geht und mit einem Hebel von 15 Fuß Länge, durch den die Mühle in Bewegung gesetzt wird, in Verbindung steht. An diesen Hebel spannt man ein Zugthier an, das in einem Kreise von 30 Fuß Durchmesser umhergetrieben wird. Man bringt das Zuckerrohr zweimal zwischen den Cylinder. Hierdurch wird es vollständig ausgepreßt. Der Saft fließt durch Oeffnungen im Boden der Mühle ab und wird in kleinen Kesseln, die etwa 32 Berliner Quart halten, ausgekocht.

Das Korn wird auf Handmühlen gemahlen, die mit vortrefflichen Mühlsteinen versehen sind. In jedem Dorfe befinden sich Kornmagazine, die wahrscheinlich der Regierung gehören und deren jedes bis zu 320 preußische Scheffel enthält. Diese Magazine sind zum Schutz gegen Ungeziefer, namentlich gegen Ratten, deren es in großer Menge giebt, auf Pfählen errichtet, die eine Unterlage von Stein haben. Ihre Wände bestehen in der Regel aus geflochtenem Rohr, damit die Luft freien Zutritt habe, sind viereckig gebaut und nehmen nach oben an Weite zu. Das Korn hält sich in ihnen lange Zeit vortrefflich.

Die Bevölkerung von Groß-Liukiu zählt nach einer ungefähren Schätzung 150 bis 200,000 Menschen. Etwa der achte Theil der Insel ist angebaut. Der Bauer erhält vom Ertrage des Bodens nicht mehr als zwei Zehntheile, da sechs Zehntheile die Regierung als Eigenthümerin erhält und die übrigen zwei Zehntheile sich in der Form von Naturalabgaben entrichten läßt. Trotz dieser traurigen Verhältnisse verwendet der Landmann auf den Boden eine Mühe, die durch reichliche Ernten, von denen er freilich den wenigsten Segen hat, belohnt wird. Nirgends, sagen die Amerikaner, verstehen sich die Leute besser auf die Kunst, dem Lande den höchsten Ertrag abzugewinnen, dessen es fähig ist. Man läßt keinen günstigen Umstand unbenutzt, und namentlich wird die Berieselung mit Verstand und Erfolg angewendet. Die unvollkommenen Werkzeuge, auf die der Arbeiter angewiesen ist, lassen diese Resultate noch bewundernswerther erscheinen. Auf den übrigen Inseln soll der Anbau des Landes ein ebenso sorgfältiger sein. Diejenigen unserer Landwirthe, welche den Wiesenbau durch den

etwas Gerste, Reis, verschiedene Arten Hirse, Tarowurzeln, Reben, Erbsen, Rettige, denen das Klima besonders zuzusagen scheint, da sie drei Fuß lang und zwölf Zoll stark werden, Zwiebeln und Gurken. Die am häufigsten vorkommenden Früchte sind Pfirsichen, Wassermelonen, wilde Himbeeren und Feigen. Aus der indischen Feige und der Pinie bildet man regelmäßige Baumgänge, mit denen man die Wege zu den Ortschaften und zu den Grabstätten einfaßt.



Eine Zuckermühle auf Groß-Liukiu.

Von den Thieren der Liukiu sagen die amerikanischen Berichte wenig. Die Pferde sind von brauner Farbe und klein, aber kräftig und lebhaft. In den Wäldern findet man das wilde Schwein. Auch die schwarzen Ochsen, die man in großer Menge hält, werden nicht groß. Die andern Hausthiere sind Schweine, Ziegen, Hühner, Enten und Gänse; auffallend ist es indessen, daß nur außerordentlich wenig wilde Vögel vorkommen. Die Einwohner stellen den letzteren nicht nach und dennoch vermehren sich dieselben nicht.

Zuweilen, aber im Ganzen selten, braucht man beim Ackerbau die Hülfe von Pferden und Stieren. Das Meiste wird indessen mit der Hand gearbeitet. An Werkzeugen hat der Landmann den Pflug, die Egge, die Hacke und das Beil, alle von der rohesten Beschaffenheit. Der Pflug z. B. ist ganz wie der altrömische und wird, mit Ausnahme einer eisernen Spitze, nur von Holz hergestellt. Ueber-

Tag, ein Handwerker kann es bis auf vier Neugroschen drei Pfennige bringen. Von diesem erbärmlichen Arbeitsgewinn ist Wohnung, Kleidung und Nahrung für den Arbeiter und seine Familie zu bestreiten. Es ist daher erklärlich, daß die Männer der untersten Stände dem allgemeinen Hange zum Nichtsthun nicht fröhnen und daß sie außer ihren Frauen auch ihre Kinder fast vom zartesten Alter an arbeiten lassen. Die Amerikaner traten einmal in eine Hütte, wo ein Mann mit seinen beiden Söhnen Nägel schmiedete. Der Vater hielt und wendete das glühende Eisen, der älteste Sohn, ein zehnjähriger Knabe, führte den Hammer, der jüngste, der fünf Jahre alt war, handhabte den Blasebalg oder vielmehr den Stempel einer Luftpumpe, der einige Anstrengung erforderte.

Daß die Nahrung der unteren Stände die geringste ist, folgt aus ihrer gedrückten Lage von selbst. Die Arbeiter leben das ganze Jahr hindurch von Reis und süßen Kartoffeln. Essen sie einmal Fleisch, was höchst selten geschieht, so ist es immer Schweinefleisch. Die höhern Klassen besitzen eine ausgebildete Kochkunst und ihre Speisen kann sich auch ein amerikanischer und europäischer Gaumen gefallen lassen. Suppen verschiedener Art und Süßigkeiten erhalten vor allem Andern den Vorzug. Gemüse hat man wenig, wie schon aus unserer Aufzählung der Küchenpflanzen hervorgeht. Der im Lande gewonnene Zucker, der nicht als Tribut nach Japan geht, wird ausschließlich von den höhern Ständen verbraucht. Den untern Ständen gehört das ausgepreßte Rohr, das sie als Brennstoff verwerthen. Nichts war häufiger, als daß arme Leute, die nicht beobachtet wurden, die Amerikaner um Zucker baten. Der Thee wird von allen Ständen unversüßt getrunken.

Basil Hall's Schönmalereien der Zustände auf den Liukiu beruhen ganz auf falschen Auffassungen. Zu den idyllischen Vorstellungen, die der englische Seemann sich machte, dürfte die Tracht der Einwohner nicht wenig beigetragen haben. In der That machten Männer der höhern Stände, namentlich Greise mit ihren langen Bärten und mit ihren wallenden Gewändern auch auf die Nordamerikaner den Eindruck von Patriarchen. Den Hauptheil des Anzugs bildet ein weites Oberkleid mit Aermeln, die bis zu den Knöcheln herabfallen, und mit einem seidenen Gürtel, in dem die unvermeidliche Tabakspfeife steckt. Dazu paßt die kegelförmige Mütze vortrefflich. Die Arbeiter stechen mit ihrer Tracht dagegen sehr ab. Häufig sind sie blos mit einem baumwollenen Hemde oder einem um die Hüften geschlungenen Lappen bekleidet. Sie gehen immer barfuß und mit unbedecktem Haupte. Die höhern Stände tragen weiße Strümpfe und beim Ausgehen Sandalen von Stroh. Um ihre Wohnungen nicht zu beschmuzen, legen sie diese Sandalen vor der Thür ab.

Die Haartracht weicht von der chinesischen vollständig ab. Der Zopf ist für die Chinesen ein so ehrwürdiger Schmuck, daß die Mingleute ihren grundsätzlichen Bruch mit den Ueberlieferungen, die sich an die verhaßte Mandschu-Dynastie knüpfen, nicht besser an den Tag legen zu können glaubten, als dadurch, daß sie den Zopf abschnitten. Der Einwohner der Liukiu bindet sein Haar in einen Knoten zusammen, der auf der Mitte des Kopfes befestigt wird. Dort

wird eine Stelle von 2 bis 3 Zoll im Anfang kahl geschoren, zu der man die sämmtlichen Kopfhaare, die eingeölt und mit Lampenruß geschwärzt werden, hinzieht. Man befestigt sie mit Haarnadeln, und das Ganze sieht wie ein runder Kamm aus. Das Metall, aus dem man die Haarnadeln fertigt, ist Gold, Silber Kupfer, u. s. w. und deutet den Rang des Eigenthümers an. Auch die Farbe der Oberkleider und der Mützen dient zur Bezeichnung der Klassenunterschiede.

Die Frauen der höhern Stände werden so versteckt gehalten, daß es einem Fremden schwer wird, über sie zu urtheilen. Sie wurden den Amerikanern als erträglich hübsch und weiß von Farbe geschildert. Ihre Tracht ist dieselbe, wie bei den Männern, doch fehlt der Gürtel und der Haarknoten sitzt mehr nach vorn und etwas zur Seite. Die Frauen der niedern Stände sind durchschnittlich von niedrigem Wuchs und können auf Schönheit keinen Anspruch machen. Sie haben ein viereckiges Gesicht und eine eingedrückte Nase. Sind sie mit ihren Feldarbeiten fertig, so haben sie zu Hause für die Kleidung der Familie zu sorgen. In jedem Hause steht in einer Ecke des Wohnzimmers ein Webstuhl, der nicht höher als zwei Fuß ist. Das Weberschiff ist 2 bis 3 Fuß lang, und die Arbeiterin fängt es, nachdem es die eine Hand verlassen hat, mit der andern auf. Mit diesem rohen Werkzeuge webt man das feinste Grastuch. Von einer Achtung gegen das weibliche Geschlecht kann auf den Liukiu keine Rede sein. Man betrachtet die Frauen als Sklavinnen, wenn nicht als Lastthiere, und behandelt sie so. Der Mann scheint seine Gattin kaum zu beachten, und doch zeichnen sich die Frauen, nach ihrem Benehmen gegen Fremde zu urtheilen, durch Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit aus.

In ihrem gewöhnlichen Verkehr untereinander und bei ihren gelegentlichen Berührungen mit Fremden beobachten die Männer übertrieben höfliche Formen. Wenn sie grüßen, schlagen sie die Hände zusammen, führen sie darauf zur Stirn und verbeugen sich so tief, daß es unbegreiflich ist, wie sie den Schwerpunkt zu behaupten verstehen. Begegnet ein Niederer einem Höhern, so geht der Bückling so weit, daß der Körper fast auf dem Boden zu liegen scheint. An solche gymnastische Leistungen reicht die Geschmeidigkeit europäischer Rücken nicht hinan. Was die geistigen Fähigkeiten anbetrifft, so erhielten die Amerikaner den Eindruck, als gehörten die Einwohner zu den begabtesten Volksstämmen des östlichen Asiens und würden eine hohe Stufe von Bildung erreichen, wenn der Druck, unter dem sie leben, gemildert würde. Auf die sittlichen Eigenschaften hat die herrschende Tyrannei übel eingewirkt, und die Fehler aller sklavischen Völker, Unwahrheit und Verschlagenheit, sind auch auf den Liukiu wahrzunehmen. Groß ist die Genügsamkeit dieser armen Menschen. Für die Männer und Frauen der niedern Stände giebt es selten eine Erholung und keinen Sonntag. Man hat gewisse Feste, die eine religiöse oder eine nationale Bedeutung haben, aber sie sind selten. Spiele scheinen in den Feierstunden getrieben zu werden, wenigstens sahen die Amerikaner in der Nähe der Städte und Dörfer große geebnete Plätze, die von Pinien eingefaßt waren und kaum eine andere Bestimmung haben konnten, als zu körperlichen Uebungen zu dienen.

Als Perry die Liukiu verließ, schrieb er in sein Tagebuch: „Gott möge sich dieser armen Geschöpfe annehmen! Ich habe viel von der Welt gesehen und das Leben roher Völker auf mancher seiner Stufen beobachtet, aber mit Ausnahme des Zustandes der unglücklichen Peons (indianische Tagelöhner) in Mexiko ist mir nie ein solches Elend bekannt geworden, als ich es hier bei diesen armen Sklaven wahrnahm."

Auf den Schiffen herrschte die fröhlichste Stimmung, als man von Napa absegelte. Das Interesse an den landschaftlichen Schönheiten, an den fremdartigen Sitten hatte sich erschöpft, und um so langweiliger war die halbe Abgeschlossenheit geworden, in der man lebte. Ueberdies galt die jetzige Fahrt dem eigentlichen Reisezwecke, und Jedermann war gespannt darauf, wie die Dinge in Japan sich entwickeln würden. Auf die Ruhe im Hafen folgte eine lebhafte Thätigkeit. Man bedurfte großer Aufmerksamkeit, da die Ostseite der von den Liukiu nach Japan laufenden Inselkette, auf der man sich befand, von europäischen Schiffen selten befahren wird und daher fast unbekannt ist.

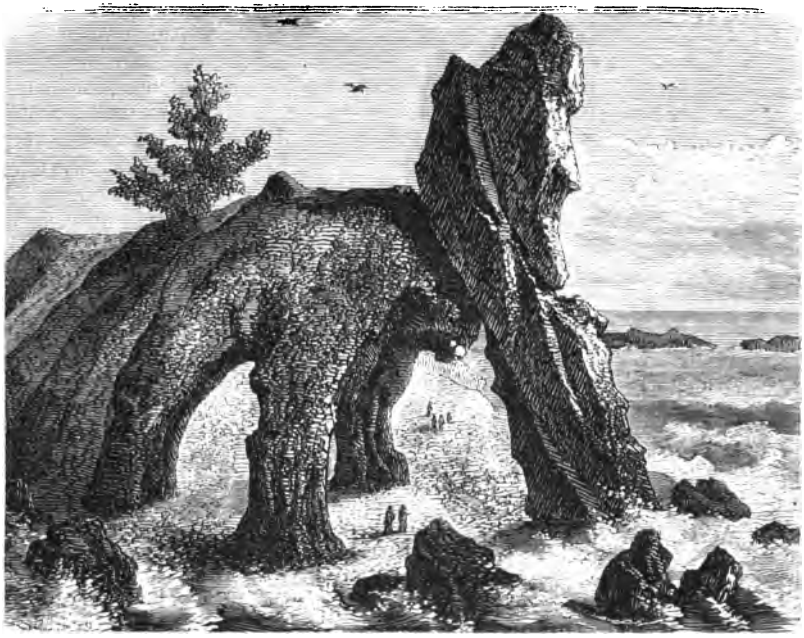
Der 4. Juli 1853, der Jahrestag der nordamerikanischen Unabhängigkeitserklärung, war der vierte Tag der Reise. Die Matrosen hatten ihre Vorbereitungen getroffen, den großen Festtag in ihrer Weise zu feiern, allein das Wetter wurde ungünstig, und so beschränkte man sich auf Freudenschüsse und auf die Vertheilung von Grog. Bald wurde übrigens die Luft wieder heiter, und die Wärme steigerte sich auf eine Höhe, die bei den häufig eintretenden Windstillen fast unerträglich wurde. Dann hatte man auf offenem Meere dieselbe Wärme von 25°, durch die man schon im Hafen von Napa nicht wenig gelitten hatte.

Ein Tagelöhner von den Liukiu.

Commodore Perry's Zusammenkunft mit den kaiserlichen Gesandten in Yokohama.

Die Nippon-Fahrer. S. 223.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



Felsenbildungen an der Küste von Japan. (Fürstenthum Tsukara.)

Perry's erster Besuch in Japan.

Heiße Tage. — Erster Anblick der Küste von Japan. — Die Schiffe laufen in die Bucht von Jedo ein. — Unruhe der Japaner. — Der Statthalter von Uraga. — Die Unterhandlungen beginnen. — Der Kaiser willigt ein, Bevollmächtigte zu schicken. — Feierliche Zusammkunft an der Küste. — Schönheit der Landschaft. — Zuvorkommenheit der Bevölkerung. — Fahrt bis in die Nähe von Jedo. — Perry verläßt die Bai.

Am 8. Juli sah man die japanische Küste. Als ob das Klima seinen schlechten Ruf rechtfertigen wolle, wurde die Luft dick und der Nebel senkte sich so tief herab, daß die Aussicht auf einen kleinen Umkreis beschränkt war. Als die Sonne höher am Himmel emporstieg, zerstreute sie die Dünste, und man sah nun die schroffen Vorgebirge der Küste und die Bergketten des Innern, über denen der Fusi-Jama weit im Hintergrunde die schönen Formen seines Gipfels zeigte. Man befand sich jetzt in der äußern Bai von Jedo, und die Gegend wurde immer mannichfaltiger, je tiefer man eindrang. Zur Linken hatte man die Landschaft Sagami, rechts lag die Halbinsel Awa. Blickten die Amerikaner

links, so sahen sie steile Uferklippen, an die weiter einwärts wellenförmige Hügel sich anschlossen, tiefe Schluchten, deren Abhänge theils mit Wäldern bedeckt, theils zu Ackerfeldern benutzt waren, Felder und Dörfer, im Hintergrunde aber ein Gewimmel von Bergen, deren Spitzen eine über die andere hervorragten. Die Vorgebirge und Bergspitzen waren mit Festungswerken gekrönt, deren Geschütze indessen trotz des Erscheinens der fremden Schiffe schwiegen. Die rechts liegende Halbinsel Awa war weit gebirgiger und viel weniger angebaut.

Zwei von den vier amerikanischen Schiffen, „Susquehanna" und „Saratoga", waren Dampfer, die ersten, die sich in diesen Gewässern jemals gezeigt hatten. Das Staunen der japanischen Fischer, die in ihren Booten an der Küste fuhren, war kein geringes, als sie Schiffe sahen, die sich gegen Wind und Wellen mit Schnelligkeit vorwärts bewegten. Sie erhoben sich von ihren Sitzen und starrten unverwandten Blicks auf die fremdartige, beängstigende Erscheinung. Kamen die Amerikaner ihnen näher, so ergriffen sie die Flucht. In einem der Boote, welches überholt wurde, strich die Mannschaft das Segel und griff zu den Rudern, als wolle sie den Versuch machen, ob die Schnelligkeit der Fremden mit einem andern Fortbewegungsmittel nicht ebenfalls erreicht werden könne.

Die Schiffe näherten sich bald dem inneren Eingange der Bai von Jedo. So nahe war noch kein Fremder der Hauptstadt gekommen, und am Ufer wurde es jetzt lebendig. Von den Festungswerken fielen drei Lärmschüsse und eine Rakete stieg hoch in die Luft. Als geankert wurde, hörte man nochmals einen Stückschuß fallen. Commodore Perry war auf Alles gefaßt und hatte seine Schiffe und Geschütze zum Gefecht bereit machen lassen. In der Stellung, die er gewählt hatte, beherrschte er die sämmtlichen Batterien des Strandes und zwei anscheinend volkreiche Städte. Es kam jedoch nicht zum Kampfe, da die Japaner sich auf eine Absperrung der fremden Schiffe beschränkten. Von allen Seiten kamen ihre Wachtboote heran und stellten sich so auf, daß eine Verbindung mit dem Lande unmöglich war. Selbst den Amerikanern, deren Seeleute zu den besten der Welt gehören, war es auffallend, wie schnell diese Boote durch das Wasser schossen. Dem kräftigen Druck der Ruder nachgebend, schienen sie die Wellen nicht zu durchschneiden, sondern über sie hinzufliegen.

Augenscheinlich sollten die japanischen Boote längere Zeit bleiben, denn sie waren mit Wasser, Lebensmitteln, Kleidern für ihre Mannschaft und Matten zum Schlafen versehen. Die großen kräftigen Ruderer waren bis auf ein um die Hüften geschlungenes Tuch nackt, aber als es gegen Abend kühler wurde, legten sie Oberkleider mit weit herabhängenden Aermeln an. Auf der Rückseite dieser Kleider, die vorn weiße Streifen auf rothem oder blauem Grunde hatten, waren farbige Wappen eingenäht. Die meisten trugen den Kopf bloß, einige bedeckten ihn mit einer Bambusmütze, fast wie das Barbierbecken gestaltet. In einigen der Boote befanden sich Männer mit langen Stäben, welche oben eine kreuzförmige Verzierung trugen. Den höhern Stand einiger Japaner erkannte man an den zwei Schwertern in ihrem Gürtel. Ueber jedem Boote wehte eine Flagge mit zwei weißen Streifen und einem schwarzen in der Mitte.

Die Japaner wollten sogleich an Bord der Schiffe gehen und verriethen das größte Erstaunen, als man sie zurückwies. Um ihr Recht zu behaupten, befestigten sie Taue an die Schiffsseiten, die ihnen beim Hinaufklettern helfen sollten. Aber die Taue wurden von den Amerikanern ohne Weiteres mit Beilen zerhauen, und als die Japaner nun an den Schiffsketten in die Höhe zu steigen versuchten, hielt man ihnen Piken, Messer und Pistolen entgegen. Commodore Perry hatte dies so angeordnet, um den Japanern von vornherein begreiflich zu machen, daß sie ihn anders als frühere Besucher behandeln müßten. Um sie zu zwingen, mit dem Flaggenschiff zu verkehren, war dem Rest der Flotte befohlen worden, sie streng abzuweisen.

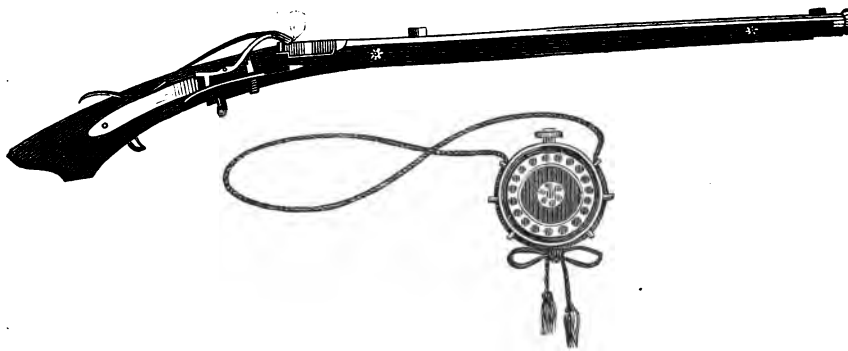
In kurzer Zeit begriffen sie, wie es gemeint sei, und schickten ein Boot zur „Susquehanna". Der darin befindliche Beamte gab ein Zeichen, daß die Leiter herabgelassen werde, aber statt seinen Wunsch zu erfüllen, ließ man ihm durch den Dolmetscher sagen, daß der Commodore nur einen Beamten vom höchsten Range am Bord empfangen könne. Ein solcher befand sich nicht im Boote, und der Japaner erreichte mit aller seiner Hartnäckigkeit weiter nichts, als daß dem Unterstatthalter von Uraga, der anwesend war, eine Unterredung mit einem Schiffsleutnant gestattet wurde. Diesem Beamten wurde nun erklärt, der Commodore komme in friedlicher Absicht und habe einen Brief des Präsidenten der Vereinigten Staaten an den Kaiser zu überbringen, den er einem Würdenträger, dessen Rang dem seinigen entspreche, einhändigen werde. Als der Japaner die gewöhnliche und darum erwartete Antwort gab, ausschließlich in Nagasaki sei ein Verkehr mit Fremden gestattet und dorthin habe das Geschwader sich zu begeben, wurde ihm gesagt, der Commodore habe Uraga gewählt, weil es näher bei Jedo liege, und werde nicht nach Nagasaki segeln. Er erwarte also, daß der Brief des Präsidenten hier angenommen werde. Er komme als Freund, aber eine unwürdige Behandlung lasse er sich nicht gefallen und werde namentlich nicht dulden, daß die Wachtboote seine Schiffe zu umzingeln fortführen. Entferne man diese Boote nicht, so werde er Gewalt gebrauchen. Der Unterstatthalter erschrak bei dieser Sprache, lief aufs Verdeck und ertheilte einen Befehl, worauf die meisten Boote verschwanden. Da noch einige in Haufen gesammelt zurückblieben, so schickte Perry ein Boot ab, dessen Mannschaft sie mit Geberden fortwies. Sie entfernten sich, und von diesem Augenblicke an waren die Schiffe der beschimpfenden Aufsicht enthoben.

Daß die Japaner voll Unruhe waren, verrieth sich durch verschiedene Zeichen. Während des Nachmittags stiegen an mehreren Punkten Raketen auf, und sobald es dunkelte, leuchteten Feuer von den Bergen. Um neun Uhr Abends feuerte das Flaggenschiff den üblichen Stückschuß ab, der den Beginn des Nachtdienstes bezeichnet, und nun erloschen die meisten jener Feuer auf der Stelle. Wahrscheinlich erwarteten die Japaner einen unmittelbaren Angriff und wollten ihren Feinden das Zielen erschweren. Bis zum Morgen wurden ununterbrochen die tiefen Töne einer Glocke gehört.

Die Bai war während der Nacht so ruhig wie ein Binnensee. Um Mitternacht stieg am südwestlichen Himmel ein Meteor auf. Es hatte die Form einer

großen blauen Kugel mit einem rothen Schweif, der aus lauter Funken zu bestehen schien, und verbreitete ein so helles Licht, daß die Schiffe wie von bengalischem Feuer beleuchtet aussahen. Lange Zeit verfolgte es am Himmel in gerader Linie eine nordwestliche Richtung, bis es sich gegen die Erde neigte und im Meer verschwand. „Den Alten", bemerkt der Commodore, „würde diese schöne Himmelserscheinung für eine günstige Vorbedeutung gegolten haben."

Der nächste Tag war ein prachtvoller. Der kühle Seewind milderte die Wärme, die nie über 20° stieg, und die Luft war so klar, daß die fernsten Gegenstände in scharfen Umrissen sich abzeichneten. Auf dem Meere wie auf dem Lande war Alles voll Leben und Bewegung. Soldaten in rothen Röcken zogen mit ihren Feldzeichen und mit großen Laternen auf langen Stangen hin und her. Sie trugen gefirnißte Mützen, Speere, Luntenflinten und Schilde, die in der Sonne blitzten. Die Flinte und die dazu gehörende Lunte haben die Gestalt, wie sie die nebenstehende Abbildung zeigt. An einem Punkte waren so viele von ihnen versammelt, daß die Zahl auf tausend geschätzt werden konnte.



Japanische Flinte und die dazu gehörige Lunte.

An den Befestigungen, die zum Theil unvollendet waren, wurde mit Eifer gearbeitet. Durch gute Ferngläser gesehen, verloren diese Werke ihren furchtbaren Charakter. Ihre Wälle waren gewöhnliche Erdaufwürfe, hinter denen hölzerne Gebäude standen. Die zahlreichen Geschütze waren sämmtlich klein und wurden durch die sehr weiten Schießscharten sehr bloßgestellt. Vor viele waren lange Schirme gestellt, und diese Blenden erstreckten sich auch über verschiedene Küstenpunkte. Die Absicht konnte keine andere sein, als bei den Amerikanern den Glauben zu erregen, daß es eine Menge versteckter Befestigungen gebe.

Der Verkehr in der Bai ging im gewohnten Gange fort, als ob keine Fremden anwesend seien. Nach der Menge der Schiffe und Boote zu urtheilen, welche hin und her fuhren, muß der Handel an diesem Punkte ein sehr lebhafter sein. Alle, die nach Jedo segelten, legten in Uraga, alle von dort kommenden bei einer Stadt an, die sich auf dem Ufer gegenüber erhebt.

Die ersten Besucher des Tages waren Zeichner, die mehrere Skizzen von den amerikanischen Schiffen nahmen. Dann erschien der Statthalter von Uraga und bat um eine Unterredung mit dem Commdoore. Die Unterredung wurde ihm gewährt, aber nur mit Untergebenen, denn Perry mußte seinen Entschluß durchführen, keinen andern als einen der höchsten Beamten in seiner Gegenwart zuzulassen. Der Statthalter gehörte blos zur dritten Rangklasse. Er wiederholte, es sei unmöglich, den Brief des Präsidenten in Uraga anzunehmen, und die Amerikaner möchten daher nach Nagasaki gehen. Man gab ihm die frühere Antwort und setzte hinzu, ließe man die Amerikaner nicht zu, so würden sie im nächsten Frühling mit einer größeren Macht wiederkommen und Gewalt anwenden. Er beklagte sich nun, daß die amerikanischen Boote die Gesetze verletzten, indem sie die Tiefe der Bai mit dem Senkblei mäßen. „So befehlen uns die amerikanischen Gesetze," lautete die Antwort, „und nach diesen, nicht nach den japanischen, haben wir uns zu richten." Schließlich versprach er nach Jedo zu berichten, von wo die Entscheidung in vier Tagen eintreffen könne. „Wir warten nicht länger als drei Tage", entgegneten die Amerikaner.

Die Tage bis zur Entscheidung verflossen wie der erste. Die Bai blieb mit Dschunken bedeckt, auf dem Ufer zogen Soldaten umher, und in der Nacht tönte die tiefe Glocke. Die amerikanischen Schiffe behaupteten ihre Stellungen, nur fuhr der „Mississippi" einmal einige Stunden näher an Jedo heran, um den Japanern einen neuen Beweis zu geben, daß man ihre Verbote nicht beachte. Durch fortgesetzte Messungen überzeugte man sich, daß überall in der Bai ein guter Ankergrund von hinreichender Tiefe für große Schiffe vorhanden sei. Die Japaner sahen diese Untersuchungen ungern, und mehrmals eilten ihre Boote drohend herbei, ohne daß es jemals zu einem feindlichen Zusammenstoß kam.

Am 12. Juli sollte die Antwort aus Jedo ankommen. In der neunten Morgenstunde stießen drei Boote von der Küste ab und näherten sich dem amerikanischen Geschwader. Bis auf das Tauwerk, die Masten und Segel, welche den japanischen Charakter hatten, wichen sie von den bisher gesehenen Booten ab und waren offenbar nach einem europäischen Muster gebaut. In dem größten saß der Statthalter von Uraga, Kayama Yezaiman, mit seinen beiden Dolmetschern. Die Unterredung an Bord dauerte ziemlich lange. Ihr Ergebniß bestand darin, daß Perry das Versprechen erhielt, ein Beamter vom höchsten Range solle auf der Küste am zweiten Tage mit ihm eine Zusammenkunft haben. Zu Unterhandlungen werde dieser Würdenträger nicht beauftragt sein, sondern blos den Brief des Präsidenten an den Kaiser in Empfang nehmen.

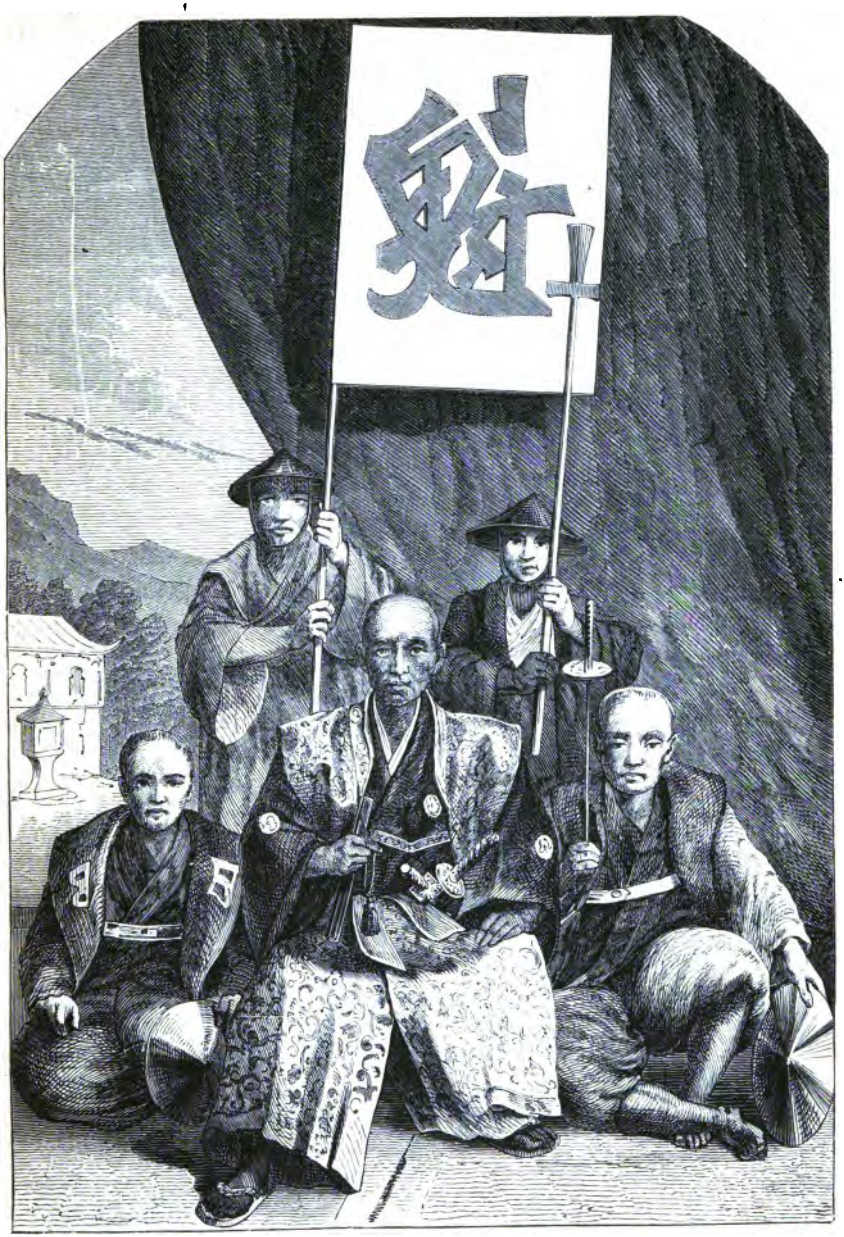
Nach der Unterredung wurden Erfrischungen aufgetragen, die den Japanern sehr zusagten. Sie gaben den Branntweinen, in die Zucker geworfen war, den Vorzug und zeigten ihr Behagen durch ein Schmatzen mit den Lippen. Der Statthalter trank am meisten, die Dolmetscher vergaßen beim Glase ihre Zurückhaltung so weit, daß sie über ihn spotteten. „Er wird schon ganz roth", sagten sie lachend, und die Amerikaner hielten es nun an der Zeit, dem Trinken ein Ende zu machen.

Die Japaner zeigten sich als verständige und gut unterrichtete Männer. Als eine Erdkugel vor sie gestellt wurde, suchten sie die Vereinigten Staaten auf und legten die Finger auf Washington und Newyork. Von den europäischen Ländern waren ihnen England, Frankreich und Dänemark außer Holland am besten bekannt. Für die Dampfmaschine des Schiffs äußerten sie eine besondere Theilnahme und fragten, ob die Maschinen, mit denen man in England auf den Straßen und durch die Berge fahre, kleiner seien. Sie hatten mithin von Eisenbahnen und Tunnels gehört. Auch nach dem Kanal, der durch die Landenge von Panama geführt werden solle, erkundigten sie sich.

Der Statthalter blieb bis zum Abend und versprach am nächsten Morgen wiederzukommen. Er ließ jedoch bis zum Nachmittag auf sich warten und entschuldigte sich damit, daß der Beamte aus Jedo nicht früher eingetroffen sei. Er überbrachte das Beglaubigungsschreiben des Kaisers für den japanischen Bevollmächtigten Toda, Fürsten von Idsu, und ein von ihm selbst unterschriebenes Zeugniß, daß der Fürst ein Mann von sehr hohem Rang, nicht geringer als der des Ober-Admirals Perry, sei. Als Ort der Zusammenkunft bezeichnete er einen Platz an der Küste, der weniger als eine japanische Meile (Ri = 0,5566 deutsche Meile) entfernt sei. Man konnte diesen Ort von den Schiffen aus nicht sehen, und Perry hätte eine nähere Stelle gewünscht. Darauf konnten die Japaner nicht eingehen, denn das für die Zusammenkunft bestimmte Gebäude war bereits im Bau begriffen. Möglicherweise versteckte sich hinter der Wahl des Orts eine Verrätherei, und Perry gab daher seine Einwilligung nicht eher, als bis einer seiner Offiziere mit einem Boot die Küste untersucht und berichtet hatte, daß die Schiffe bis auf Schußweite heranfahren könnten. Er zeigte dem Statthalter an, daß dies geschehen werde, da sein Rang ihm nicht gestatte, blos in einem Boot zur Küste zu fahren. Aus demselben Grunde werde er ein zahlreiches Gefolge mitnehmen; je größer dasselbe sei, um so mehr lege er seine Hochachtung vor dem Kaiser, der ihm einen Gesandten schicke, an den Tag. Der Japaner gab zu Allem seine Einwilligung und entschuldigte sich dann, daß man den Amerikanern weder Armsessel anbieten, noch sie mit vielen Arten von gebrannten Wassern bewirthen könne, denn das Land besitze solche Dinge nicht.

Am 14. Juli zerstreute die glänzende Sonne die Nebel, die über der Küste hingen, in kurzer Zeit. Die Vorbereitungen der Japaner für die Zusammenkunft ließ sich nun überblicken. Sie bestanden der Hauptsache nach darin, daß auf einer Strecke von fast einer halben deutschen Meile acht Fuß hohe Schirme von schwarzem Tuch aufgestellt waren. Die Japaner hatten die ganze Nacht über an den Schirmen gearbeitet, wie die schallenden Hammerschläge verriethen.

Perry nahm alle Offiziere und Mannschaften mit, die auf den Schiffen irgend entbehrt werden konnten, und bildete sich so ein stattliches Gefolge von fast dreihundert Mann. Seine beiden Dampfer führten ihn und seine Begleiter um das Vorgebirge, das zwischen der alten Ankerstelle und der Ort dem Zusammenkunft lag, bis in die Nähe des Ufers. Sowie diese Spitze umsegelt war, übersah man die Bai, deren Strand zu der Zusammenkunft ausersehen worden war.

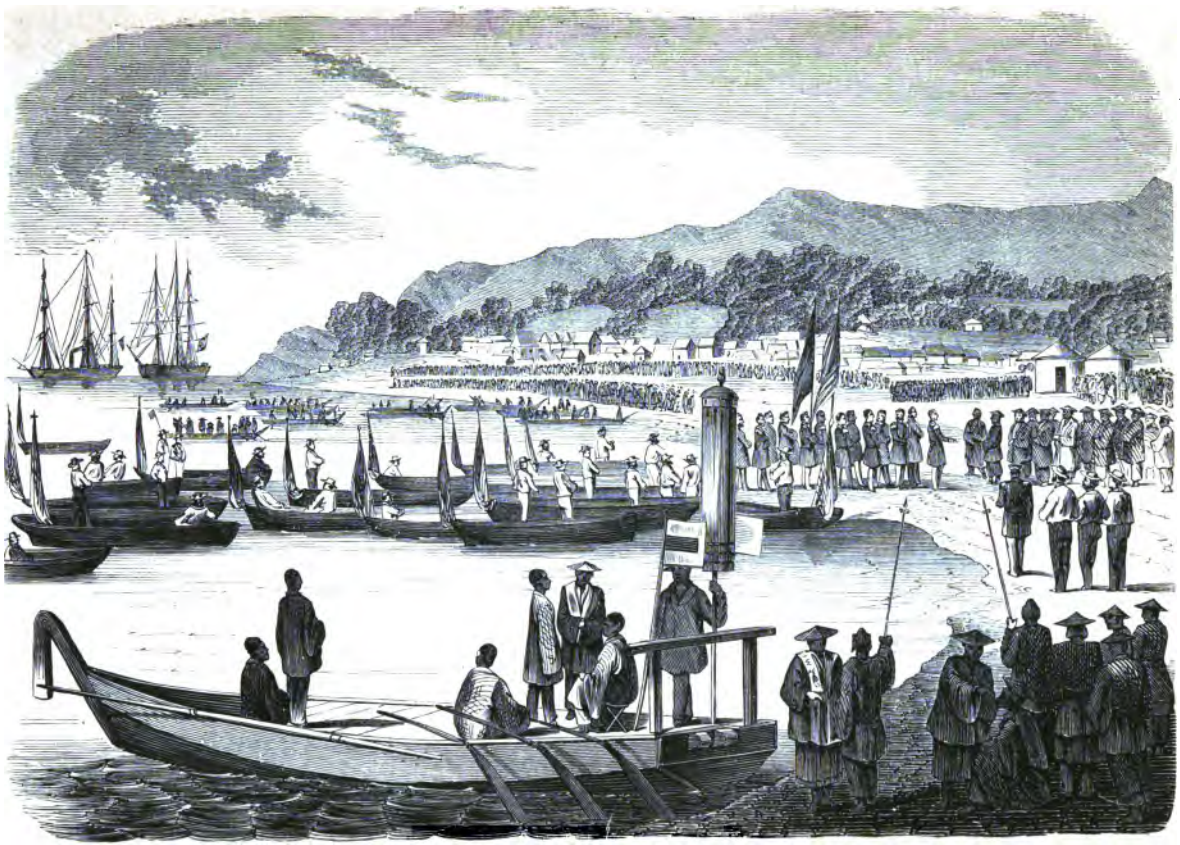


Fürſt von Idſu und ſein Hofſtaat.

Sie zog sich in einem Halbkreise hin, und ihre Ufer führten zu grünen Hügeln, die höher und höher emporstiegen, bis sie sich mit den Bergen im Hintergrunde vereinigten. Links lag das Dorf Gorihama, eine Gruppe zerstreuter Häuser mit spitzen Dächern, rechts ankerten mehrere hundert japanische Boote, jedes mit einer rothen Flagge geschmückt. Im Mittelpunkte der Bai bezeichneten Flaggen und Fahnen die Stelle, die zum Landungsplatze hergerichtet worden war. Neun riesige Flaggen, von denen breite scharlachrothe Wimpel bis zum Boden niederhingen, bildeten einen Mittelpunkt, von dem unzählige Fahnen in einem Halbmond nach beiden Seiten ausgingen. Hinter diesem Fahnenwalde erhob sich das neue pyramidenförmige Gebäude, das zur Zusammenkunft bestimmt war. Es überragte alle ältern Gebäude und war über und über mit gesteiftem Tuch beschlagen, aber den Amerikanern machte es doch den Eindruck eines Getreideschobers. Zwei Reihen Schirme, die von ihm ausgingen, ließen einen Vorhof entstehen. Zu der japanischen Schaustellung gehörten endlich mehrere Regimenter Soldaten, die sich in guter Ordnung aufgereiht hatten und eine günstige Meinung von der Streitkraft des Landes erwecken sollten. Jeder Soldat trug zwei Schwerter und war außerdem noch entweder mit Speer und Luntenflinte oder mit Bogen und Pfeil bewaffnet. Als die Amerikaner später zu dem Gebäude gelangten, bemerkten sie dort andere Soldaten, vielleicht Abtheilungen der kaiserlichen Garde, deren Gewehre mit Bajonnet und Steinschloß versehen waren und die ein paar kleine bronzene Geschütze von alter europäischer Arbeit mit sich führten. Die Offiziere saßen unter den Feldzeichen auf niedrigen Stühlen. Hinter den Schirmen wurden von Dienern ihre Pferde gehalten, Thiere von kleinem Schlag, jedoch kräftig und wohlgehaut, mit kurz abgeschorenen Mähnen. Ihre Schweife waren in Beutel von buntem Stoff gesteckt oder mit buntem Zeug umwunden, und auch das reich mit Gold und Silber verzierte Geschirr war buntfarbig. In der Ferne hielten Abtheilungen von eigentlicher Reiterei.

Kaum hatten die Dampfer das Vorgebirge umfahren, als zwei japanische Boote vom Ufer abstießen, in denen die beiden Statthalter von Uraga saßen. Kayama Yezaiman und Nagasima Saboroske kamen an Bord, um Perry zu dem kaiserlichen Bevollmächtigten zu geleiten. Beide trugen bei dieser Gelegenheit die Hofkleidung: sehr weite Beinkleider von schwerem schwarzen Seidenstoff, die nur bis zum Knöchel reichten, eine eng anliegende seidene Aermelweste, die in den Bund der Beinkleider gesteckt wird, und einen Ueberwurf von einem brokatartigen Gewebe aus Gold, Silber und bunter Seide, der dem Meßgewand der katholischen Priester ähnlich war.

Die Amerikaner fuhren in fünfzehn Booten zur Küste. Ihre Ruderer mußten sich gewaltig anstrengen, um es den Japanern gleich zu thun. Die Boote schossen so rasch durch die Wellen, daß das Wasser vor ihnen hoch aufschäumte, und fast im Nu war der Strand erreicht. Hier bildete sich nun der Zug, dem ein möglichst imposantes Ansehen gegeben wurde. Vor dem neuen Gebäude blieben alle Japaner bis auf Kayama zurück, und auch Perry wurde blos von seinen Offizieren weiter begleitet.



Landung des Commodore Perry bei Gorihama.

Das erste Gemach war ein leinenes Zelt, durch das ein mit Teppichen belegter Gang führte. Dann folgte ein Vorzimmer, dessen Fußboden mit Ausnahme eines rothen Teppichstreifens in der Mitte eine Bekleidung von weißem Tuch hatte. Die innere Seite dieser Vorhalle öffnete sich gegen das Hauptgemach, zu dem einige Stufen hinanführten. Hier lagen überall rothe Teppiche, und von den Wänden hingen violette Tapeten von Seide und feiner Baumwolle herab, in die an vielen Orten das kaiserliche Wappen weiß eingestickt war.

Statt eines Bevollmächtigten des Kaisers waren deren zwei anwesend: Toda, Fürst von Idsu, und Ido, Fürst von Iwami. Beide waren Männer in vorgerückten Jahren und wetteiferten in Würde des Benehmens. Der Fürst von Idsu hatte geistvollere Züge als sein Gefährte. (Abbildung S. 229.)

Nachdem Perry und seine Offiziere zu ihren Sitzen geführt worden waren, herrschte einige Minuten lang das tiefste Schweigen. Die beiden Fürsten saßen wie Bildsäulen da und blieben dieser Haltung während der ganzen Zusammenkunft treu. Die einzigen Bewegungen, welche sie machten, bestanden darin, daß sie beim Eintreten und beim Fortgehen der Nordamerikaner sich erhoben und sich schweigend tief verbeugten. Kayama und seine Dolmetscher machten die Ceremonienmeister und knieten am obern Ende des Gemachs neben einer großen rothlackirten Büchse, die auf vergoldeten Füßen stand. Sie war dazu bestimmt, die Dokumente aufzunehmen. Endlich richtete der japanische Dolmetscher an den nordamerikanischen die Frage, ob der Brief an Ort und Stelle sei, da er jetzt übergeben werden könne, und das letztere erfolgte mit gebührender Feierlichkeit.

Der Inhalt des ewig denkwürdigen Schreibens, welches der Präsident der Vereinigten Staaten, Millard Fillmore, an den Sjogun — den vermeintlichen Kaiser von Japan, — richtete, besagte im Wesentlichen Folgendes: Commodore Perry sei gekommen, um dem Kaiser zu versichern, daß die amerikanische Regierung für ihn die freundschaftlichsten Gesinnungen hege und von dem Wunsche beseelt sei, mit Japan in Handelsverkehr zu treten. Dieses sei schon durch die gegenseitige Lage beider Länder am Großen Ozean geboten; der neu aufblühende amerikanische Staat Californien mit seinen Schätzen an edlen Metallen biete besonders günstige Gelegenheit zum Handel und sei mit Dampfern von Japan aus in achtzehn Tagen zu erreichen. Freilich beharre Japan noch in seinem Abschließungssystem, allein der Moment sei gekommen, der neuen Zeit Rechnung zu tragen und dieses System fallen zu lassen. Könne dieses aber nicht sogleich geschehen, dann möge man wenigstens einen fünfjährigen Versuch machen und nach dessen Ablauf erst sich definitiv entschließen. Außer diesem Verlangen nach Abschluß eines Handelsvertrages müsse der Präsident aber ernstlich darauf bestehen, daß schiffbrüchige amerikanische Walfischfänger in Japan gut behandelt und deren Eigenthum geschont werde, auch verlange er dringend die Anweisung irgend eines Hafens, in dem die amerikanischen Dampfer gegen Bezahlung künftig Steinkohlen einnehmen könnten. Außerdem erlaube er sich für den Kaiser einige Geschenke beizufügen, um zu beweisen, daß der einzige Zweck des Geschwaders sei: Freundschaft, Handel, die Lieferung von Kohlen und Schutz für die Schiffbrüchigen zu erlangen.

Nach dem, was wir in der Einleitung über die Stellung des Sjogun und die politische Verfassung Japans gesagt, läßt sich leicht erkennen, daß dieser Brief, welcher eine gänzliche Unkenntniß der Verhältnisse des Landes verrieth, die Japaner in nicht geringe Verlegenheit setzen mußte und innere Umwälzungen herbeizuführen geeignet war, von denen der Absender keine Ahnung hatte, ja, die er durchaus nicht beabsichtigte.

Außer diesem Briefe wurden das Beglaubigungsschreiben Perry's und zwei eigne Mittheilungen von ihm überreicht. Die letztern waren in der Hauptsache Umschreibungen des im Briefe des Präsidenten Enthaltenen, doch hatte Perry einige weitere Ausführungen und Zusätze gemacht. Perry machte namentlich auf die unmenschliche Behandlung aufmerksam, die der Mannschaft der schiffbrüchigen Fahrzeuge zu Theil geworden sei. „Bei den Amerikanern", setzte er hinzu, „wie bei allen Christen gilt es für eine heilige Pflicht, Alle ohne Unterschied der Nation, die an ihren Küsten Unglück haben, freundlich aufzunehmen und zu beschützen, und nach dieser Vorschrift haben die Amerikaner gegen alle Japaner gehandelt, welche bei ihnen Hülfe suchten." Gegen den Schluß des ersten Schreibens ließ er eine leise Drohung einfließen: „Der Unterzeichnete hofft, daß die japanische Regierung die Nothwendigkeit einsehen wird, einen feindlichen Zusammenstoß zwischen beiden Völkern dadurch zu verhüten, daß sie auf die freundschaftlichen Vorschläge, die ihr in voller Aufrichtigkeit gemacht werden, eine günstige Antwort giebt. Viele der großen Kriegsschiffe, welche Japan besuchen sollen, sind in diesen Meeren noch nicht eingetroffen, werden aber stündlich erwartet, und der Unterzeichnete hat zum Beweise seiner freundschaftlichen Gesinnungen blos vier der kleinern mitgebracht, indem er, wenn es nöthig sein sollte, im nächsten Frühling mit einer weit bedeutendern Streitmacht nach Jedo zurückzukehren gedenkt." In einem zweiten Briefe erklärt Perry, daß er eine Antwort erst bei seiner Rückkehr nach Jedo erwarte.

Nachdem diese Urkunden überreicht worden waren, kniete der japanische Dolmetscher vor dem Fürsten von Iwami nieder und empfing von ihm eine Papierrolle, die er dem Commodore, ebenfalls knieend, überreichte. Sie enthielt eine Empfangsbescheinigung, mit der Bemerkung verbunden, daß die Empfangnahme fremder Briefschaften an einem anderen Orte als Nagasaki den Gesetzen des Reichs eigentlich widerspreche, daß man aber eine Ausnahme gemacht habe, um den Commodore nicht zu beleidigen. Da Uraga kein Ort zum Verkehr mit Fremden sei, so könne eine Unterhandlung oder auch nur eine Unterredung nicht stattfinden, und die Amerikaner möchten nun immerhin gehen, nachdem sie die Absicht ihres Besuchs erreicht hätten.

Dieser Inhalt wurde den Amerikanern übersetzt, worauf wieder eine minutenlange Pause eintrat. Perry nahm dann das Wort und theilte den Japanern mit, daß er in zwei bis drei Tagen nach den Liukiu und Kanton absegeln werde und gern Aufträge übernehmen wolle. Auf dieses Anerbieten wurde keine Antwort ertheilt; als Perry aber fortfuhr, daß er im April oder Mai nach Japan zurückkehren werde, fragte der Dolmetscher: „Mit allen vier

Schiffen?" „Mit allen", entgegnete Perry, „und wahrscheinlich mit noch mehreren, denn jetzt habe ich blos einen Theil des Geschwaders bei mir."

Die Zusammenkunft, die höchstens eine halbe Stunde gedauert hatte, war damit zu Ende. Der Statthalter von Uraga und sein Dolmetscher berührten mit der Stirn den Boden, erhoben sich von ihren Knieen und verließen unter tiefen Verbeugungen das Zimmer. Als Perry aufstand, folgten die beiden Fürsten seinem Beispiel und blieben so lange schweigend stehen, bis er die Schwelle überschritten hatte. Draußen drängten sich die Soldaten dicht heran, entweder um ihre Neugier zu befriedigen, oder um den Fremden zu imponiren. Den fremdartigsten Eindruck unter diesen Kriegern machten die Bogenschützen, und wir geben auf nebenstehender bildlicher Darstellung einen solchen nach einer Abbildung Siebold's. Am Ufer lagen wol siebzig japanische Regierungsboote, und zwei von ihnen bestieg der Statthalter von Uraga mit seinen Unterbeamten, um den Amerikanern bis zu ihren Schiffen das Geleit zu geben.

Ein japanischer Bogenschütz. Nach v. Siebold.

Das Ergebniß dieser Zusammenkunft war in gewisser Beziehung ein befriedigendes. Perry hatte es durchgesetzt, daß man seinen Brief eben da, wo er ihn überreichen wollte, annahm, und daß der Sjogun zu diesem Zwecke zwei seiner vornehmsten Unterthanen abschickte. „Der kräftige Druck der amerikanischen Hand", bemerkt Perry, „die freundschaftlich, aber zugleich mit einer solchen Energie dargeboten wurde, daß man einsah, sie könne ebenso gut schlagen, als umarmen, hatte die japanische Abgeschlossenheit für das Bewußtsein ihres Zusammenhangs mit der übrigen Welt empfänglich gemacht." Eines erinnert aber noch an den alten japanischen Geist, nämlich die Weisung, daß die Amerikaner gehen möchten, nachdem sie das Schreiben des Präsidenten an seine Adresse befördert hätten. Dieses unhöfliche Fortweisen wollte Perry sich nicht gefallen lassen und den Japanern durch die That zeigen, daß er gehe und komme, wie es ihm, nicht wie es ihnen beliebe. Statt die Bai zu verlassen, beschloß er sie

noch weiter hinauf zu segeln, wodurch sich für ihn zugleich der Vortheil ergab, daß er das Fahrwasser kennen lernte. Vielleicht war es sogar nöthig, daß die japanische Regierung seine Entschlossenheit sah, weil sie sonst das Schreiben des Präsidenten nicht in ernstlichere Erwägung gezogen hätte.

Die beiden Statthalter von Uraga fuhren nur bis zum Ankerplatze mit. Kayama war bescheiden und stellte alle Fragen, durch die er seine Wißbegierde zu befriedigen suchte, wie ein gebildeter Mann. Er wollte wissen, wer die Dampfschiffe erfunden habe, wie schnell diese Fahrzeuge zu fahren im Stande seien, und untersuchte jeden Theil der Maschine. Die amerikanischen Revolver waren ihm neu, und er staunte nicht wenig, als sich aus einer einzigen Pistole sechs Schüsse hintereinander entluden.

Kaum hatten die Beamten das Flaggenschiff verlassen, als das ganze Geschwader sich in Schlachtordnung stellte und die Bai gegen Norden aufwärts fuhr. Man folgte der westlichen Küste in geringer Entfernung und überblickte sie bis zu den Bergen im fernen Hintergrunde. Fruchtbare Felder, ausgedehnte Wiesen, von Pflanzungen umgeben und mit schönen Baumgruppen besetzt, Terrassen und kleine Wälder wechselten miteinander ab. Der höchste Reiz der Landschaft lag in dem saftigen Grün ihrer Pflanzendecke, das man selbst in englischen Parks im Frühling nicht so schön sieht.

Nachdem die Schiffe anderthalb Meilen gemacht hatten, ließen sie in einer Bucht die Anker fallen. Hier ragten am Ufer Felsen auf, deren Fuß das Meer zu seltsamen Formen ausgewaschen hatte, während ihre Gipfel mit Pflanzen bewachsen waren, deren Blätter und Ranken in üppigen Gewinden von den Klippenrändern niederhingen. Der Felsen des umstehenden Bildes und des Anfangsbildes unsers Kapitels gehörten zu den wenigen, die eine kahle Oberfläche hatten.

Das innere Land zog in grünen Abhängen gegen die Küste hin. An einer Stelle verrieth weißer Rauch, der aus dem dichten Blätterwerk der Baumgipfel emporwirbelte, daß die reizende Wildniß nicht unbewohnt sei.

Während dieser Fahrt sammelten sich bei einer Strandbatterie Soldaten, und japanische Regierungsboote fuhren, die Bewegungen der Amerikaner bewachend, hin und wieder. Plötzlich erschien der Statthalter von Uraga voll Angst und Unruhe auf dem Verdeck Perry's. „Weshalb ankert Ihr an dieser Stelle?“ fragte er hastig. „Weshalb entfernt Ihr Euch nicht, wie Ihr doch versprochen habt? Geht Ihr noch weiter, so entstehen Unruhen, denn das Volk wird bereits durch Eure Nähe aufgeregt.“ Man antwortete ihm ruhig, daß Perry nur versprochen habe, in einigen Tagen abzusegeln, und die Zwischenzeit benutzen werde, um für die größere Flotte, mit der er nächstens zurückkehre, einen bessern Ankerplatz ausfindig zu machen, als der bei Uraga gewesen sei. Unruhe brauche deshalb nicht zu entstehen, da die Amerikaner nicht landen und ebenso wenig Feindseligkeiten beginnen würden. Mit diesem Bescheid mußten die Japaner sich entfernen.

Am nächsten Morgen fuhren mehrere Boote ab, um die Sondirungen näher nach Jedo hin fortzusetzen. Die Landschaft enthüllte immer neue Reize.

Das tiefe, reiche Grün der Pflanzenwelt, die vielen schmalen Buchten, die sich in die Küste einsenkten und kleine Bäche aufnahmen, deren geschlängelter Lauf durch Wiesen und Pflanzungen weithin verfolgt werden konnte, die unzähligen Dörfer, über denen hohe Baumgruppen ein Schirmdach bildeten, stellten ein entzückendes Bild der Schönheit, des Ueberflusses und des Glückes dar.

In eine der Buchten liefen die Amerikaner ein und fuhren einen Fluß, der in sie mündete, eine Strecke weit hinauf. Sogleich sammelten sich die Einwohner in großen Haufen an den Ufern und befriedigten ihre Neugier.

Die Männer- und Frauen-Nase. Felsbildungen an der Küste des Fürstenthums Tsukara.

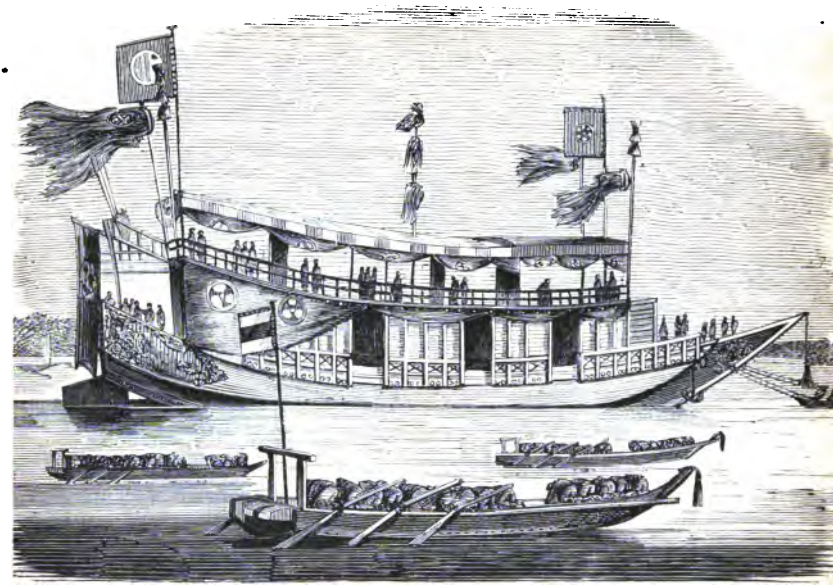
Einige halfen Wasser schöpfen, andere trugen Pfirsichen herbei und alle gaben ihre Freude über die Anwesenheit der Fremden zu erkennen. Auch die Offiziere von mehreren Regierungsbooten, die in der Nähe lagen, kamen herbei, um mit den Amerikanern in Frieden und Freundschaft eine Pfeife Tabak zu rauchen. Die letztern konnten die Gastfreundschaft der Japaner nur dadurch erwidern, daß sie ihnen eine genaue Untersuchung ihrer Waffen gestatteten und durch Abfeuern der Revolver ihr Erstaunen erregten. Plötzlich erschienen einige ernste Beamte, und auf der Stelle zerstreute sich die japanische Gesellschaft nach allen Richtungen, wie Kinder, die man bei einer Unart ertappt hat.

Am folgenden Tage wurden die Sondirungen fortgesetzt, und der „Mississippi" lief mit Perry an Bord fast drei Meilen weiter die Bucht hinauf. An den Strand-

batterien zeigte sich eine lebhafte Bewegung, aber die Soldaten, die man wahrnahm, standen in unordentlichen Gruppen umher und wollten gewiß blos die Fremden sehen. Gelegentlich stieß ein Regierungsboot vom Ufer ab, um zu beobachten. Auf dem entferntesten Punkte, der erreicht wurde, ließ sich die Bucht meilenweit gegen Norden überschauen. Rechts lag ein Vorgebirge mit einem weißen Thurm, der die Gestalt eines Leuchtthurms hatte. In einer Entfernung von $2^1/_2$ Meilen wurde Sinagawa, eine Vorstadt von Jedo, sichtbar. Jedo selbst versteckte sich hinter einem Vorgebirge. Auf dem westlichen Ufer der Bucht sah man Kanagawa und Konasaki, zwei volkreiche Städte. Die Tiefe der Bai betrug an diesem fernsten Punkte zwanzig Faden, woraus Perry schloß, daß er mit seinen Schiffen nöthigenfalls bis Jedo fahren könne. Noch weiter vorzudringen, vermied er, um den Japanern nicht unnöthigerweise Unruhe zu machen.

Nachdem das Schiff gewendet hatte, ging es in einer reizenden, fast ganz von Land umschlossenen Bucht, etwas über eine Meile von Uraga entfernt, vor Anker. Kayama machte hier noch zwei Besuche. Er überbrachte Geschenke, die nicht eher angenommen wurden, als bis er sich Gegengaben gefallen ließ. So unbedeutend dies aussieht, hatte es doch große Wichtigkeit, da die Japaner abermals gezwungen wurden, Fremde auf dem Fuß der Gleichheit zu behandeln. Die amerikanischen Geschenke waren viel werthvoller als die japanischen, und Kayama war deshalb nicht ohne Besorgniß, wie die höheren Beamten darüber urtheilen würden, daß er sie angenommen habe. Bei seinem zweiten Besuche erzählte er freudig, daß er die schönen Sachen behalten dürfe. Als er Abschied nahm, ließ ihm Perry Sämereien und einige Flaschenkörbe mit Wein überreichen. Das letzte Geschenk war am meisten nach seinem Geschmack, und sein Boot hatte sich kaum einige Ellen vom Schiff entfernt, als er einen Korb öffnete, eine Flasche herausnahm, ihr den Hals abschlug und sie auf das Wohl der Amerikaner leerte.

Japanisches Boot.



Eine alte Barke des Sjogun.

Perry's zweite Fahrt nach Japan und Abschluß des Vertrags.

Besuch der Liukiu. — Zugeständnisse des Regenten. — Rückkehr in die Bucht von Jedo. — Perry siegt über die Versuche, ihn nach Nagasaki zu schicken. — Feierliche Zusammenkunft mit kaiserlichen Bevollmächtigten. — Begräbniße eines Schiffsfähnrichs. — Ueberreichung der Geschenke. — Die ersten Eisenbahnfahrten. — Gegengeschenke des Kaisers. — Großes Fest an Bord des Flaggenschiffs. — Fürst Matsusaki. — Neue Verhandlungen über den Aufenthalt von Fremden und ein amerikanisches Konsulat. — Abschluß des Vertrags. — Geschenke und Feste der kaiserlichen Bevollmächtigten.

Am 8. Juli hatte Perry die Bucht von Jedo erreicht, am 17. desselben Monats verließ er sie wieder. Das Resultat seines kurzen Aufenthalts war ein befriedigendes und er durfte mit Grund hoffen, daß der Kaiser auf den Brief des Präsidenten eine günstige Antwort ertheilen werde. Noch im Augenblick seiner Abfahrt erwies er der Schiffahrt einen Dienst, indem er die Inseln untersuchte, die am Eingange der Bai eine Linie bilden. Alle sind vulkanischen Ursprungs, haben eine runde Form und steigen gegen die Mitte hin zu einem Kegel auf. Die meisten sind mit dem reichen Pflanzenmantel dieser Breiten bedeckt.

Auf offenem Meere wurden die Schiffe von einem Sturm erfaßt, der drei Tage anhielt. Seine Wirkung auf das Meer war so stark, daß die Strömung, die bei den Liukiu vorbeigeht, eine entgegengesetzte Richtung annahm und gegen Westen und Süden floß. Zugleich senkte sich ein dichter Nebel auf die See herab, der Gegenstände in nächster Nähe nicht erkennen ließ und den Commodore zwang, sein Einlaufen in die Bucht von Napa bis zum Eintritt bessern Wetters zu verschieben. Am Nachmittage des 25. Juli ging er auf der alten Stelle vor Anker. Die „Supply", die er bei Napa zurückgelassen hatte, war durch den Sturm mitten in der Bucht wie eine Nußschale umhergeworfen worden. Ihre Offiziere erklärten, nie ein schlechteres Wetter erlebt zu haben. Sie berichteten, daß die Einwohner ihr Betragen nicht geändert hätten und so zurückhaltend wie zuvor geblieben wären; jedem Amerikaner, der das Land betreten, habe sich sofort ein Aufpasser zugesellt.

Dem mußte ein Ende gemacht werden. Der neue Regent wurde in einem Schreiben benachrichtigt, daß man einen freien ungehinderten Verkehr und die Errichtung einer Kohlenstation verlange, und so sehr er sich auch sträubte, Perry ließ keine Ausflüchte gelten. Seine Offiziere hätten die Insel bereist, entgegnete er, und er wisse daher, daß der Boden fruchtbar, die Bevölkeruug fleißig und Ueberfluß an Lebensmitteln aller Art vorhanden sei. Wolle oder könne man kein Gebäude für Kohlen errichten, so werde er bei seinem nächsten Besuche Bauholz mitbringen und den Bau durch seine Leute ausführen lassen. Die Aufpasser dulde er unter keinen Bedingungen mehr, sollte auch Blutvergießen daraus entstehen. Erhalte er bis zum nächsten Mittag keine befriedigende Entscheidung, so setze er 200 Mann ans Land und nehme den Palast von Schudy so lange in Besitz, bis der Regent sich füge. Mit dieser Drohung entfernte er sich.

Zwei Stunden vor Ablauf der Frist war die Einwilligung des Regenten in alle Forderungen da. Commodore Perry wurde durch die Interessen des nordamerikanischen Handels nach China gerufen. Die Zerwürfnisse mit England, Amerika und Frankreich, die in den verflossenen Jahren eigentlich nie aufgehört hatten, waren augenblicklich vor den innern Unruhen, die der Aufstand der Mingleute gegen die herrschende Mandschu-Dynastie hervorgerufen hatte, in den Hindergrund getreten. Man befürchtete in den Hafenplätzen, besonders in Kanton, einen allgemeinen Aufstand. Die amerikanischen Kaufleute wünschten unter diesen Umständen Kriegsschiffe in ihrer Nähe zu haben, und Perry mochte sich ihren Bitten um so weniger entziehen, als es in Japan augenblicklich für ihn nichts zu thun gab.

Um keines seiner Schiffe entbehren zu müssen, miethete und bewaffnete Perry einen Dampfer, dem die Sorge für die Sicherheit der Amerikaner in Kanton anvertraut wurde. Er beschleunigte seine Abfahrt soviel als möglich, damit nicht Andere ihm in Japan zuvorkommen möchten. Er war Augenzeuge, wie die französische Fregatte „Constantine" plötzlich mit versiegelten Befehlen in die See stach, und hörte von einem russischen Geschwader, das, von Nagasaki kommend, in Schanghai vor Anker gegangen sei. Sobald daher der „Lexington"

mit den erwarteten Vorräthen angekommen war, ging Perry wieder unter Segel, ohne sich durch die furchtbaren Schilderungen abschrecken zu lassen, die man ihm von den Stürmen, Nebeln und Sturzwellen der japanischen Gewässer in der schlechten Jahreszeit entwarf. Ein Sturm trat während der ganzen Fahrt nicht ein, und am 20. Januar 1854 erreichte das Geschwader Napa, ohne daß es vom geringsten Unfall getroffen worden wäre.

In China hatten die Amerikaner von den Offizieren des russischen Geschwaders gehört, daß der Sjogun bald nach der Zusammenkunft bei Uraga gestorben sei; ein für Japan folgenschweres Ereigniß, auf dessen Bedeutung wir noch zurückkommen. Die Amerikaner, denen damals noch der Einblick in die inneren Verhältnisse des Landes versagt war, ahnten nicht, daß Minamoto Ijejosi, dies war der Name des Sjogun, wegen des Verkehrs mit ihnen sein Leben hatte lassen müssen. Während des Aufenthalts in Napa wurde diese Nachricht durch ein amtliches Schreiben Duymaer van Twist's, Generalstatthalters vom niederländischen Indien, bestätigt. Die Holländer in Nagasaki waren von den japanischen Behörden ersucht worden, ihren amerikanischen Freunden vorzustellen, daß dieses Ereigniß nach den Sitten und Gesetzen des Landes viele und zeitraubende Trauerfeierlichkeiten und nicht minder eine Menge von Vorbereitungen für die Thronbesteigung des Nachfolgers nöthig mache. Während der Trauerzeit dürfe kein wichtiges Geschäft vorgenommen, mithin auch der Brief des Präsidenten nicht beantwortet werden. Ehe dies geschehen, müßten alle Statthalter Japans um ihre Meinung befragt und einer nach dem andern nach Jedo beschieden werden, wobei wieder viel Zeit vergehe. Perry hielt die Nachricht vom Tode des Sjogun für falsch, für eine japanische List, durch die seine Rückkehr ins Ungewisse hinausgeschoben werden solle. Er antwortete daher, daß die gegenwärtigen Machthaber in Japan die freundschaftlichen Gesinnungen der Nordamerikaner genugsam kennen gelernt haben würden, um der Anknüpfung näherer Verbindungen zwischen Japan und Amerika keine Hindernisse in den Weg zu legen. War die Nachricht eine wahre, so ließ sich von der japanischen Aengstlichkeit, jeden möglichen Vorwand zu Unruhen zu beseitigen, nicht voraussetzen, daß man über Trauerfesten und Vorbereitungen der Thronfolge die Neubesetzung des Throns einen Augenblick lang versäumen werde. Japan hatte gewiß längst wieder einen Sjogun und die Geschäfte gingen ihren gewohnten Gang fort.

Die Fahrt von den Liukiu nach Japan war eine kurze und angenehme. Man untersuchte auf dieser Fahrt die nördlichen Liukiu und zwei Inseln, denen der Franzose Guerin, Befehlshaber der „Sabine", der für ihren Entdecker gelten kann, den Namen der Kleopatra-Inseln gegeben hat. Sie liegen unter $28^0\ 48'$ nördl. Br. und $128^0\ 59'$ östl. L. nahe beieinander und sind klein und unbewohnt. Viele Spuren deuten auf ihren vulkanischen Ursprung hin, namentlich die Krater, die man an der Spitze jedes der beiden Berge, welche die Mitte jeder Insel bilden, wahrnimmt.

Am 11. Februar wurde der Eingang der Bai von Jedo erreicht, wo man in der Nacht einen heftigen Sturm zu bestehen hatte, vor dem indessen eine

Insel ziemlich schützte. Die alten bekannten Ufer hatten jetzt einen andern Charakter. Man hatte sie im vollsten Schmuck des Sommers gesehen, und nun trugen sie ihr Winterkleid. Die schönbewaldeten Schluchten hatten ihr Laubwerk verloren, die Dörfer, die sich früher so reizend hinter Gebüsch versteckt hatten, hoben sich mit scharfen Umrissen von dem nackten Boden ab. Die Felder sahen braun und düster aus, die Berge im Hintergrunde waren mit Schnee bedeckt, und der Fusi-Jama bildete eine ungeheure Pyramide, an welcher Wolken im eiligen Zuge vorüberjagten. Diesen Eindruck empfing das Auge, während der ganze Körper durch die kalte unfreundliche Luft an den Unterschied zwischen dem jetzigen und dem früheren Besuch erinnert wurde.

Die Amerikaner fuhren mit einem stattlichen Geschwader in der Bucht aufwärts. Sie hatten drei Dampfer: „Powhattan", „Susquehanna", Missisippi", und vier Segelschiffe: „Lexington", „Vandalia", „Macedonian", und „Southampton". Fürchteten die Japaner diese Streitmacht, der sie nichts entfernt Aehnliches entgegenzusetzen vermochten, so gaben sie sich wenigstens nicht den Anschein. Sie suchten die Schiffe wie früher mit Booten zu umzingeln und beobachteten sie, als sie davon abstehen mußten, aus der Ferne. Perry fuhr bis zu dem äußersten Ankerplatze, den er im vorigen Sommer benutzt hatte, und nahm sogleich seine Sondirungen wieder auf. Gegen beides machten die japanischen Beamten, deren Besuch nicht auf sich warten ließ, die lebhaftesten Vorstellungen. Zuerst schlugen sie Uraga als Ort für die Unterhandlungen vor, und als Perry diesen Hafen als zu unsicher bezeichnete, nannten sie Kamakura, eine noch weiter unten liegende und geradezu gefährliche Rhede, offenbar in der Voraussetzung, daß die Amerikaner von zwei Uebeln das kleinere wählen und sich Uraga gefallen lassen würden. Dies war freilich nicht der Fall, und Perry sprach sogar von einer Fahrt nach Jedo, wo sich am bequemsten unterhandeln lassen werde. Unaufhörlich boten die Beamten Erfrischungen an, aber als Geschenke, für die keine Bezahlung angenommen werden könne. Daß alle ihre Vorstellungen keine Beachtung fanden, alle ihre kleinen Mittel ohne Erfolg blieben, hatte auf ihre Unermüdlichkeit keinen Einfluß. Weil die Amerikaner doch einmal in einem schwachen Augenblicke nachgeben konnten, zeigte sich täglich irgend ein Japaner, bald um sich nach dem Befinden des Commodore zu erkundigen, bald um Zuckerwerk zu überbringen oder Vorräthe für die Mannschaft anzubieten, bald um zum hundertsten Mal zu fragen, ob die Amerikaner die Küste auch wirklich nicht betreten würden, ja einmal sogar um Knöpfe zurückzustellen, die ein muthwilliger Marinesoldat in ihr Boot geworfen hatte. Ob der Sjogun gestorben sei, ließ sich durch Fragen an die Beamten nicht ermitteln. Einmal erwähnte Kapitän Adams geradezu des Gerüchts, welches sich in China verbreitet, daß eine hohe Person gestorben sei, und wünschte zu wissen, ob die Sache sich so verhalte. „Ja", antwortete der Beamte, „vor kurzer Zeit ist eine sehr hohe Person gestorben." „Welchen Rang bekleidete der Verstorbene?" fragte Adams weiter. „Er war ein Fürst", lautete die Antwort.

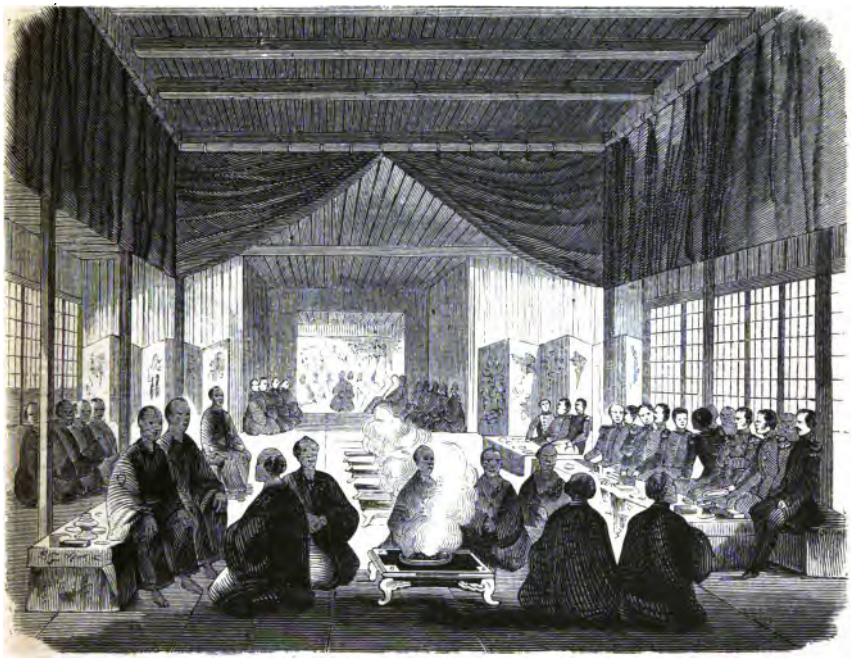
Die größte Sorge der Japaner war, daß die Zusammenkunft in Uraga stattfinde. Auf diesen Punkt kamen sie immer wieder zurück und Uraga war ihr drittes Wort. Um Perry willfährig zu machen, gaben sie in einer minder wichtigen Sache nach und nahmen für die Gemüse, Zuckersachen, Eier und Hühner, die sie in Menge brachten, Gegengeschenke an. Perry blieb aber unbeugsam. „Ich war überzeugt", sagt er in seinem Bericht an den Marineminister, „daß meine Nachgiebigkeit bei den Japanern den Glauben erweckt haben würde, sie hätten einen Vortheil über mich davongetragen. Hätten sie an einem einzigen Beispiel gesehen, daß ich von gefaßten Entschlüssen abzubringen sei, so würden sie bei den schwebenden Unterhandlungen durch Hartnäckigkeit zu siegen versucht haben. Es war daher eine richtige Politik, daß ich unter allen Umständen fest blieb und lieber den Schein eines unverständigen Eigensinns als den einer schwachen Nachgiebigkeit auf mich lud. Ich wußte, daß der Eindruck, den ich dadurch machte, auf den Gang der fernern Unterhandlungen von Einfluß sein würde."

Am 21. Februar war man noch nicht weiter: Perry erklärte wie immer, die erhaltenen Befehle nöthigten ihn, nach Jedo zu gehen, und die Japaner antworteten wie immer, ihr Kaiser habe Uraga für die Unterhandlungen bestimmt. An jenem Tage willigte Perry ein, Kapitän Adams nach Uraga zu schicken, damit er dem dort anwesenden Würdenträger seine schriftliche Erklärung, daß er nicht in Uraga unterhandeln werde, überreiche. Adams fuhr mit der „Vandalia" ab, konnte jedoch erst am nächsten Tage landen, da ein heftiger Sturm eine Annäherung an die Küste gefährlich machte. Die amerikanischen Einwendungen gegen die Wahl von Uraga wurden dadurch gerechtfertigt.

Für die Zusammenkunft war nach Landessitte ein besonderes Gebäude errichtet worden, eine große Halle, fünfzig Fuß lang und vierzig Fuß breit. Der Fußboden war mit weichen und feinen Matten belegt, und in einiger Entfernung von den Wänden zogen sich lange Bänke hin, die eine Decke von rothem Stoff hatten und vor denen Tische, mit seidenem Krepp behangen, standen. Die Amerikaner wurden eingeladen, sich auf die linke Seite zu setzen, die in Japan für den Ehrenplatz gilt. Bald darauf schob sich ein Vorhang zur Seite, der eine Thür bedeckte, und drei japanische Beamte traten ins Zimmer. Der vornehmste von ihnen, der die Unterhandlung führte, war Hajaschi, Fürst von Daigaku. Er nahm mit seinen beiden Begleitern Platz. Die Soldaten, die sein Gefolge bildeten, knieten hinter ihm nieder, und dieselbe Stellung nahmen vor ihm die Dolmetscher wie die Beamten an, welche die Amerikaner von der „Vandalia" abgeholt hatten. Diese Scene ist es, welche unser Bild darstellt.

Durch seine würdige Haltung, sein reichgesticktes seidenes Kleid, seine verständigen, wohlwollenden Züge, seine feinen Manieren wurde der Fürst zu einer gewinnenden und imponirenden Erscheinung. Nach der Begrüßung wurden die Meinungen ausgetauscht, die auf beiden Seiten dieselben geblieben waren. Obgleich Adams hinsichtlich der Gefährlichkeit des Ankerplatzes vor Uraga sich

auf seine frischen Erfahrungen vom gestrigen Tage berufen konnte, blieben die Japaner mit unerschütterlicher Ruhe dabei, daß die Bucht sicher sei, wovon er sich selbst überzeugen werde, wenn er sie mit dem Senkblei untersuche. Als der Fürst sich auf einige Zeit entfernt hatte, um Perry's Brief in Betracht zu ziehen, wurden Erfrischungen gereicht: Thee, Kuchen, Kandis, verschiedene Früchte und Saki. Während dieser Pause kehrte das unerschöpfliche Thema Uraga wieder.



Empfang der Deputation zu Uraga.

Als der Fürst zurückkehrte, erklärte er, daß die Antwort auf Perry's Brief, da verschiedene der höchsten Beamten zu Rathe gezogen werden müßten, erst in drei bis vier Tagen erfolgen könne. Die Amerikaner verabschiedeten sich nun, und man gab ihnen Alles, was sie nicht gegessen hatten, in Papier eingewickelt mit. Die Amerikaner glaubten die Umgebung mustern zu können, aber sie irrten sich. Man hatte den ganzen Platz mit acht Fuß hohen baumwollenen Schirmen umgeben, welche alle Aussicht in der Nähe benahmen. Die fernern Hügel waren sichtbar und zeigten sich dicht mit Männern, Frauen und Kindern besetzt. Als man sich einschiffte, wurde ein neuer Vorzug der japanischen Boote, deren schnellere Fortbewegung man bereits kannte, offenbar. In den amerikani-

schen Booten wurden alle durch das Wasser, das von den Rudern aufspritzte, ganz und gar durchnäßt, die in den japanischen Booten Sitzenden blieben trocken.

Am folgenden Tage, während dessen die „Vandalia" ihren Ankerplatz vor Uraga nicht verließ, erhielt man einen Besuch von Kayama. Auf dem amerikanischen Geschwader war bereits die Ansicht verbreitet, daß der wackere Statthalter von Uraga wegen seiner Freundlichkeit gegen die Fremden verhaftet worden sei, und man freute sich daher um so mehr, als er selbst erzählte, daß er blos durch Krankheit und Geschäfte bisher fern gehalten worden sei. Er kam, wie er sagte, um den Amerikanern aus freiem Antriebe Vorstellungen über ihre Hartnäckigkeit zu machen. Man kannte jedoch die japanische Taktik jetzt genau genug, um zu wissen, daß er das alte Thema Uraga im Auftrage seiner Regierung anrege. Er bestätigte diese Annahme mittelbar, indem er eine Antwort auf Perry's Brief für den folgenden Tag (24. Februar) anmeldete. Die Antwort kam und wiederholte lediglich, daß die Verhandlungen in Uraga geführt werden müßten. Hajaschi berief sich gewissermaßen auf das Gefühl des Commodore für Billigkeit und Schicklichkeit. Niemand streite ihm das Recht ab, nach Jedo zu segeln, wie es dem europäischen und amerikanischen Gebrauch angemessen sei, aber er möge doch bedenken, daß in Uraga bereits ein Gebäude errichtet worden sei, und seine freundliche Gesinnung dadurch beweisen, daß er die Befehle des Kaisers und die Wünsche seiner Diener berücksichtige.

Jenes Schreiben Hajaschi's traf den Commodore nicht mehr auf seinem alten Ankerplatze. Die langen Unterhandlungen hatten Perry ungeduldig gemacht, und da die Japaner ihn nach Uraga hinzwingen wollten, indem sie erklärten, dort allein Holz und Wasser liefern zu können, so wollte er ihnen zeigen, daß er Gleiches mit Gleichem zu vergelten entschlossen sei. Er segelte daher mit seinen Schiffen in der Bucht aufwärts, bis er einen Punkt erreichte, wo man vom Mastkorbe aus Jedo erblickte. Er war der Hauptstadt so nahe, daß er in der Stille der Nacht das Läuten ihrer Glocken hörte. Diese drohende Bewegung gab den Ausschlag. Mit einem Male ließen die Japaner Uraga fallen und willigten ein, daß die Unterhandlungen in Yokohama; einem Ort der Küste, vor der Perry ankerte, abgehalten würden. Volle zehn Tage hatte der Streit gedauert, ehe die größere amerikanische Entschlossenheit die japanische besiegte.

Kaum hatten die Japaner nachgegeben, so begannen sie sofort auf der Küste ein Gebäude für die Zusammenkunft zu errichten. Ganze Schwärme von Arbeitern waren dabei thätig, und man sah ihnen mit Vergnügen zu, wie sie Balken und Breter herbeischleppten und das Werk so rasch förderten, daß die äußern Umrisse des Baues bald zu erkennen waren. In einen andern Ort der Zusammenkunft hatten die Japaner gewilligt, aber sie wollten nun auch genauer wissen, was von ihnen gefordert werden würde. Um das zu ergründen, wurde der Statthalter von Uraga zum Geschwader geschickt. Alles, was er sagte, lief darauf hinaus, daß die Amerikaner sich auf einen Verkehr mit Nagasaki beschränken müßten. „Wie viel Kohlen werdet Ihr jährlich brauchen?" war seine erste Frage. Man antwortete ihm, das lasse sich nicht so genau bestimmen,

denn in einem Jahre würden weniger, in einem andern mehr Schiffe anlegen. „Aber Ihr braucht vor allen Dingen einen Hafen", fuhr er fort, „in dem Kohlen bequem eingeladen werden können." „Allerdings", antwortete Kapitän Adams, „und ein Hafen an der Südküste von Nippon wäre uns der liebste." Sogleich beeilte sich Kayama zu erklären, daß die meisten und besten Steinkohlen, von denen die Japaner allerdings selten Gebrauch machten, auf Kiusiu gefunden würden; von Kohlen auf Nippon wisse er nichts, und auf Sikok gebe es ganz bestimmt keine. Er war nun bei dem Punkte, der ihm am Herzen lag, und er rühmte zur weitern Empfehlung von Nagasaki, daß es dort Schweine, Rinder, Schafe, Geflügel, Weizen und Gemüse im größten Ueberflusse gebe.

Von den Schiffen aus konnte man sehen, wie die Japaner das zur Zusammenkunft bestimmte Gebäude, von den Amerikanern gewöhnlich Vertragshaus genannt, fertig bauten und dann ausschmückten. Es bestand aus rohem Fichtenholz, hatte ein spitzes Dach und nahm einen bedeutenden Raum ein. Die äußern Wände waren mit dunklem Tuch bekleidet, auf welches in hellen Farben Wappen gestickt waren.

Am 8. März, dem zur Zusammenkunft bestimmten Tage, vergaß man bei dem Anblick des bunten Lebens auf der Küste den winterlichen Charakter der Landschaft, die an diesem Tage überdies vom hellsten Sonnenlicht bestrahlt wurde. Am Vertragshause wurden die letzten Arbeiten vorgenommen, und vor ihm machten Soldaten mit glänzend gefirnißten Hüten, blitzenden Speeren und wehenden Bannern unter den Klängen ihrer Musik verschiedene Uebungen. Aus allen den Dörfern und Städten, die am Ufer der Bucht eine blos von felsigen Vorgebirgen unterbrochene Linie bilden, waren Menschen herbeigeströmt. Sie drängten sich an den Schranken, die einen Platz in der Nähe des Landungsplatzes frei hielten, und wurden von Beamten mit Mühe in Ordnung gehalten.

Nicht lange und von der nahen Stadt Kanagawa stieß eine kaiserliche Barke ab, welche die Bevollmächtigten trug. Die Abbildung am Anfange dieses Abschnittes stellt dieselbe dar. Eine fast unzählbare Menge von japanischen Barken aller Art, jede mit einer großen Troddel an der Spitze und mit einer viereckig gestreiften Flagge am Steuerruder, gab dem Staatsschiff das Geleit oder hatte sich in der Bucht aufgestellt. In einiger Entfernung von der Küste bestiegen die Bevollmächtigten andere Boote, landeten und begaben sich in das neue Gebäude.

Da Perry die Wichtigkeit eines möglichst stattlichen Auftretens kannte und auf die ceremoniellen Japaner einen günstigen Eindruck machen wollte, so hatte er Alles zu einer großen Schaustellung eingerichtet. Seine Schiffe, deren jetzt neun waren, bildeten vor dem Ufer eine Linie, Offiziere, Matrosen und Marinesoldaten hatten ihre besten Uniformen angelegt, und 27 Boote waren bereit, das aus 500 Personen bestehende Gefolge aufzunehmen. Die Offiziere, Matrosen und Soldaten landeten zuerst und stellten sich am Ufer auf. Nun bestieg Perry, von siebzehn Kanonenschüssen begrüßt, sein Boot und ließ sich zur Küste rudern. Die Scene der Landung stellt das Bild auf S. 231 dar. Als er den Fuß aufs

Land setzte, präsentirten die Soldaten das Gewehr, die Musik spielte einen lebhaften Marsch und die Boote feuerten aus ihren Haubitzen 21 Schüsse. Die Mannschaften blieben am Ufer zurück. Die Offiziere folgten in einer langen Linie.

Das Zimmer, in das Perry zuerst geführt wurde, hatte eine ähnliche Einrichtung wie die Halle in Gorihama erhalten. Dicke Matten von Reisstroh bedeckten den Fußboden, lange und breite Bänke, die mit rothem Tuch bedeckt waren, zogen sich an den Wänden hin, und vor ihnen standen ebenso geschmückte Tische. Die Fensterscheiben wurden durch geöltes Papier ersetzt, das ein mattes Licht erzeugte, während zahlreiche kupferne Becken mit glühenden Holzkohlen eine angenehme Wärme verbreiteten. Auf den Tapeten, die an den Wänden hingen, waren Bäume und Thiere verschiedener Art, namentlich Vögel, abgebildet. Der Kranich kehrte auf diesen Gemälden am häufigsten wieder, und die Maler schienen ihre Kunst dadurch haben zeigen zu wollen, daß sie den langen Hals dieses Vogels in allen möglichen Verrenkungen darstellten. Auf unserm Bilde, das Perry's Eintritt in die Halle darstellt, sieht man auch Kraniche als besonders hervortretenden Tapetenschmuck.

Nachdem man den Amerikanern wie früher in Gorihama den Ehrenplatz zur Linken angewiesen hatte, traten die kaiserlichen Bevollmächtigten ein und setzten sich zur Rechten. Von diesem Augenblicke an blieben alle übrigen anwesenden Japaner auf ihren Knieen. Der Unterhändler waren fünf, ihre Schreiber und Dolmetscher nicht mitgerechnet. Hajaschi war ohne Zweifel der vornehmste unter ihnen, denn an ihn richteten die Unterbeamten ihre Worte allein. Er war ein Mann von etwa 55 Jahren mit einem hübschen Gesicht, dessen ernster und fast herrischer Ausdruck durch ein gutmüthiges Auge und ein höfliches Lächeln gemildert wurde. Ido, Fürst von Tsusima, schien 50 Jahre alt zu sein und fiel durch die Lebhaftigkeit seiner Züge wie durch die Wohlbeleibtheit seines langen Körpers auf. Der dritte und jüngste der Fürsten, Mimasaki, war der hübscheste von allen und zugleich der lebhafteste. Wenn die Musik der Amerikaner spielte, gerieth er in die lebhafteste Bewegung und schlug mit Händen und Füßen den Takt. Nach der Behauptung der Dolmetscher war er einem lebhaften Verkehr mit dem Ausland am meisten geneigt. Der vierte Bevollmächtigte Udono war kein Fürst, aber ein Beamter vom höchsten Range, ein Mitglied der obersten Steuerbehörde. Er war hoch gewachsen und seine stark ausgeprägten Züge trugen den mongolischen Ausdruck. Welchen Rang der fünfte und letzte Bevollmächtigte, Matsusaki Mitschitari, einnehme und welche Rolle er bei der Zusammenkunft spiele, wurde den Amerikanern nicht gesagt. Er hielt sich von den übrigen vier fern und neben ihm kauerte ein Schreiber, der ununterbrochen Bemerkungen eintrug. Matsusaki schien mindestens 60 Jahre zu zählen und hatte einen langen, abschreckend magern Körper. Sein häßliches, mürrisches Gesicht war mit einer gelben Haut bekleidet und sah dann besonders abstoßend aus, wenn Matsusaki es verzerrte, um mit seinen kurzsichtigen Augen besser zu sehen.

Mit ihrem Ernst und ihrer würdevollen Haltung machten die Bevollmächtigten einen Eindruck, der durch ihre Staatstracht gesteigert wurde. Alle trugen ein Unterkleid, das mit einer römischen Toga viel Aehnlichkeit hatte, und sehr weite und kurze Beinkleider von gemusterter Seide, an die sich weiter unten weiße baumwollene oder wollene Strümpfe anschlossen, die bis über die Knöchel hinauf gestickt waren. Die Füße steckten in Sandalen, und eines der beiden Bänder, mit denen die letztern befestigt waren, trennte die große Zehe von den übrigen. Das Unterkleid ward bedeckt von einem weiten Obergewand mit tief herabhängenden Aermeln, das aus gestickter Seide bestand und wie ein Priesterrock aussah. Ueber den Hüften war es mittels eines Gürtels befestigt, der die zwei Schwerter trug, zu denen die japanischen Vornehmen berechtigt sind. Die drei Fürsten, und sie allein, trugen eine weiße Weste, die auf der Brust etwas sichtbar wurde. Diese Weste ist ein Zeichen des höchsten Ranges und kommt blos dem Kaiser und den Fürsten zu.

Der übliche Austausch von Höflichkeiten nahm die ersten Minuten hin. Die Japaner hatten in dieser Beziehung weit mehr zu leisten als ihre Gäste. Nicht genug, daß sie die Amerikaner zu begrüßen hatten, mußten sie auch unter sich den strengen Forderungen ihrer Etikette Genüge leisten. Jeder Beamte, der einem höhern seine Ehrfurcht bezeigte, empfing seinerseits von einem niederen dieselben oder ähnliche Huldigungen. Die Verbeugungen und Körperwindungen, die dabei vorkommen, erfordern eine Geschmeidigkeit der Muskeln und eine Biegsamkeit der Gelenke, die ohne eine lange Uebung von Jugend auf nicht möglich wäre.

Dieses Vorspiel endete damit, daß einer der knieenden Beamten, nachdem einer der Bevollmächtigten ihm leise einige Worte gesagt hatte, sich etwas seitwärts bog und einem Dolmetscher einen Befehl ertheilte. Dieser fragte, wie Commodore Perry sich befinde, und nun folgte auf die stummen Komplimente eine Menge mündlicher Höflichkeiten. Als auch dieser Regel japanischer Etikette in erschöpfender Weise Genüge geleistet worden war, ging man zum eigentlichen Gegenstande der Zusammenkunft über. Ehe dies geschah, begaben sich beide Theile in ein anstoßendes kleineres Gemach, das also das Geschäftszimmer war, während das größere Zimmer, in dem man sich bis jetzt befunden hatte, einen Empfangssaal vorzustellen und zur Erledigung der einleitenden Ceremonien bestimmt zu sein schien.

In diesem kleinern Zimmer überreichten die japanischen Bevollmächtigten eine Papierrolle, welche die Antwort des Kaisers auf das Schreiben des Präsidenten enthielt. In die logische Ordnung gebracht, welche die japanischen Staatsmänner dem Schriftstück wahrscheinlich absichtlich, um den ausweichenden Charakter der kaiserlichen Entscheidung weniger hervortreten zu lassen, nicht gegeben hatten, lautete sein Inhalt:

„Bei dem vorigen Besuche Ew. Excellenz war der damalige Sjogun krank und inzwischen ist er gestorben. Demnach hat der jetzige Sjogun den Thron bestiegen und ist mit seinen vielen Geschäften noch nicht so weit fertig geworden,

daß andere Angelegenheiten gründlich hätten erledigt werden können. Bei seiner Thronbesteigung hat der Sjogun den Fürsten und hohen Beamten seines Reichs versprochen, daß er die Gesetze beobachten wolle, und er darf also keine Veränderung derselben vornehmen. Aus diesem Grunde hat ein russischer Gesandter, der kürzlich in Nagasaki eingetroffen ist, diesen Ort verlassen müssen, ohne daß ihm eine Antwort auf unstatthafte Wünsche zu Theil geworden wäre,

Auf alle die Gegenstände, welche das von Ew. Excellenz überreichte Schreiben enthält, eine befriedigende Antwort zu geben, wird von den Reichsgesetzen auf die bestimmteste Weise untersagt. Freilich würden wir den Geist der Zeit mißverstehen, wenn wir den alten Gesetzen anhänglich zu sein fortfahren wollten, aber eine gebieterische Nothwendigkeit beherrscht uns.

Wir geben zu, daß die Wünsche Ihrer Regierung in Beziehung auf Steinkohlen, Holz, Lebensmittel, Wasser und die Rettung von Schiffen und deren Bemannung in Fällen der Noth dringlicher Natur sind, und wollen sie vollständig erfüllen. Sind wir über den Hafen unterrichtet, den Ew. Excellenz wählen, so werden wir ihn herrichten, wozu wir muthmaßlich fünf Jahre brauchen.

Da wir hinsichtlich der Steinkohlen ohne Anhalt sind, so wünschen wir nähere Angaben zu erhalten und werden dann Alles thun, was mit unsern Gesetzen nicht in Widerspruch steht. Wie viele Kohlen brauchen Sie und was verstehen Sie unter Lebensmitteln? Damit ein Anfang gemacht werde, können Sie bereits im nächsten japanischen Monat zu Nagasaki Kohlen einnehmen. Was Ihre Schiffe brauchen und was ihnen von Erzeugnissen des Reichs geliefert werden kann, sollen sie erhalten. Die Preise der Waaren und die zulässigen Tauschartikel sollen festgesetzt werden."

Perry ging sogleich auf eine kurze Erörterung dieser Entscheidung ein. Er bemerkte, daß es seinem Vaterlande vor allen Dingen auf einen Vertrag ankomme, der etwa dieselben Bedingungen enthalte wie der, welchen die Vereinigten Staaten mit China abgeschlossen hätten. Dazu sei er da, und hoffentlich erreiche er seinen Zweck auf eine friedliche Weise. Sei das nicht der Fall, so würde seine Regierung eine größere Kriegsflotte schicken. Dann überreichte Perry eine Abschrift des Vertrags mit China und zwei von ihm selbst herrührende Schreiben, in denen er seine auf die unmittelbare Gegenwart gerichteten Forderungen auseinander setzte und einen Freundschaftsvertrag noch einmal empfahl.

Mit Hinweglassung alles Unwesentlichen sagten diese Schreiben:

„Wir wünschen einen Vertrag gleich dem chinesischen. Die Regierung von China hat aus ihrem Uebereinkommen mit den Vereinigten Staaten wesentliche Vortheile geschöpft. Im letzten Jahre haben die Nordamerikaner in den chinesischen Häfen für 3,600,000 Taels (d. h. chinesische Silberunze im Werthe von zwei Thalern) Thee und für 3,000,000 Taels rohe und verarbeitete Seide gekauft. Fast 30,000 Unterthanen des Kaisers von China haben Amerika besucht, wo man sie freundlich aufgenommen und ihnen gestattet hat, jedes

beliebige Geschäft zu treiben. Sie haben Tempel bauen und nach ihrer Art Gottesdienst halten dürfen. Alle haben Geld gesammelt und viele von ihnen sind nach kurzer Anwesenheit mit Summen von 300—1000 Taels nach ihrem Vaterland zurückgekehrt. Aehnliche oder dieselben Vortheile würden für Japan entstehen, und man könnte unbedenklich mit dem freien Verkehr einen Versuch machen. Gegenwärtig beschäftigen sich fünfhundert große amerikanische Schiffe in den japanischen Gewässern mit dem Walfischfang. Sie leiden oft Noth, weil man ihnen Holz und Wasser verweigert, und die Vereinigten Staaten können die Fortdauer einer Politik, welche von dem Verfahren der ganzen gebildeten Welt abweicht, nicht länger dulden.

Um dem Kaiser einen Beweis seiner freundschaftlichen Gesinnungen zu geben, hat der Präsident mich geschickt und mir drei unserer prächtigsten Dampfer, deren Amerika große und kleine zu vielen Tausenden besitzt, zur Verfügung gestellt und mich mit Modellen unserer nützlichsten Erfindungen versehen. Es wäre unbegreiflich, wenn Japan nach so vielen Beweisen von gutem Willen die Gelegenheit nicht ergriffe, mit einem Volke, das mit weiser Voraussicht alle Veranlassungen zu künftigen Mißverständnissen entfernt, einen freundschaftlichen Verkehr anzuknüpfen. Immerhin möge man den Vertrag auf eine kürzere Zeit abschließen, damit beide Völker sich überzeugen können, ob ein lebhafterer Verkehr ihnen Nutzen oder Schaden bringe.

Obgleich wir eingesalzenes Fleisch im Ueberfluß haben, wünschen wir doch täglich eine gewisse Menge frisches Fleisch, Gemüse und ähnliche Lebensmittel zu erhalten und werden dafür bezahlen, was man fordert. Wir bedürfen ferner Holz und Wasser und werden sehr dankbar sein, wenn man uns diese Artikel liefert.

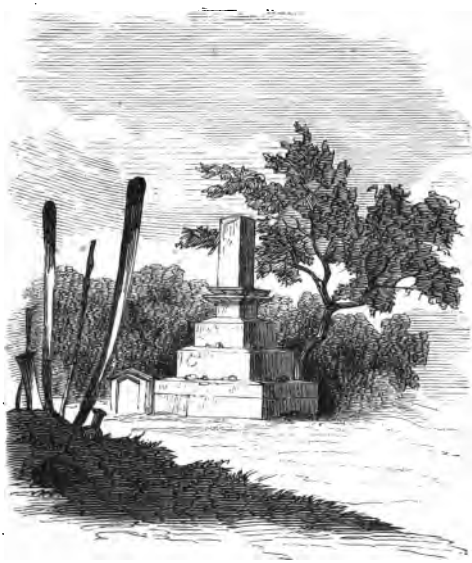
Die Gesundheit unserer Offiziere und Matrosen verlangt, daß sie sich an der Küste Bewegung machen. Bis jetzt habe ich aus Achtung vor den japanischen Gesetzen Jedermann, den seine Pflicht dorthin nicht führte, verboten, das Ufer zu betreten, aber ich bin überzeugt, daß sich Einrichtungen treffen lassen, welche meinen Leuten eine gewisse Verbindung mit der Küste gestatten.

Der kaiserlichen Regierung werden Nachzeichnungen der Karten, welche meine Offiziere aufgenommen haben, überreicht werden. Um unsere Aufnahmen ganz sicher zu machen, ist die Errichtung von Meßstangen erforderlich, und ich hoffe, daß meine Offiziere bei diesem Geschäft keine Belästigungen erfahren werden."

Zwei Tage vor der Zusammenkunft war einer der Schiffsfähnriche gestorben. Um ihm ein anständiges Begräbniß verschaffen zu können, bat Perry um Ueberlassung eines Grundstücks, das zum Kirchhof eingerichtet werden sollte. Dieser Antrag schien die Bevollmächtigten in Verlegenheit zu setzen und sie zogen sich in ein Nebenzimmer zurück, um allein zu berathen. Während ihrer Abwesenheit wurden den Amerikanern Erfrischungen vorgesetzt, verschiedene Suppen, Fische, Kuchen, Früchte und Saki. Perry nahm die Bewirthung an, bemerkte aber, daß es den amerikanischen Gebräuchen mehr entsprechen würde, wenn die Wirthe sich

mit den Gästen zu Tische setzten. Sogleich kehrten der zweite und dritte Bevollmächtigte zurück, um am Mahle Theil zu nehmen. Der eine füllte eine Schale bis zum Rande mit Saki, trank sie mit einem Zuge aus und kehrte sie um, damit die Amerikaner sähen, daß er keinen Tropfen darin gelassen habe.

Nach dem Essen erhielt Perry Antwort auf seine Bitte. Man sagte ihm, daß ein Tempel in Nagasaki als Begräbnißplatz für Fremde angewiesen sei. Perry möge daher die Leiche nach Uraga schicken, von wo eine japanische Dschunke sie in der angemessenen Jahreszeit abholen werde. Der Commodore antwortete, jedes Volk gewähre fremden Todten eine letzte Ruhestätte; gebe es auf dem festen Lande keinen passenden Platz, so werde er den Verstorbenen auf einer nahen kleinen Insel begraben. Das schien den Japanern aus irgend einem unbekannten Grunde das Unangenehmste von Allem zu sein und sie versprachen in der Nähe von Yokohama einen Platz anzuweisen.



Buddhistischer Begräbnißplatz.

Die übrigen Amerikaner waren in der Vorhalle bewirthet worden und hatten sich bei den ungeschickten Versuchen der Japaner, ihre Bildnisse zu zeichnen, köstlich unterhalten. Als Perry sich von den Bevollmächtigten verabschiedete, schlossen sie sich ihm an, und der Zug zu den Schiffen bildete sich wieder so, wie er gekommen war.

In den Frühstunden des nächsten Tages kam ein Beamter an Bord, um dem Leichenzuge das Geleit zu geben und ein neugieriges Zudrängen der Einwohner zu verhüten. Der Schiffskaplan Jones ging mit ans Land, und die japanischen Behörden empfingen ihn mit einer Achtung, die sehr gegen den angeblichen Haß sprach, mit dem die Japaner das Christenthum betrachten sollen. In dem nahen Dorfe, dessen Gassen man durchschreiten mußte, traten die Einwohner vor die Thüren und blickten mit Theilnahme auf die neue Scene. Alle benahmen sich so anständig, als ob ein Mann ihres Volks bestattet werde. Der Begräbnißplatz, den die obenstehende Abbildung darstellt, lag in der Nähe eines Kirchhofs.

In den nächsten Tagen fanden noch mehrere Verhandlungen statt, bei denen aber weder Perry noch die kaiserlichen Bevollmächtigten, sondern Adams und

japanische Beamte von untergeordnetem Range thätig waren. Die Amerikaner kamen dabei ihren Zwecken etwas näher, wenn die Japaner auch Schwierigkeiten über Schwierigkeiten machten und mit ihren Zugeständnissen so lange wie möglich zögerten. Dem Commodore und seinen Offizieren wurde gestattet, an die Küste zu gehen, wo sie ihre Spaziergänge bis auf die Entfernung von einer Meile ausdehnen durften. Lebensmittel aller Art wurden täglich geliefert und von den Amerikanern mit Geld nach dem Gewicht bezahlt. Dagegen wurde Perry's Wunsch, daß man ihm die Häfen, welche dem Handel geöffnet werden sollten, näher bezeichnen möge, nicht erfüllt. Die Japaner entschuldigten sich damit, daß die Sache so neu, ihren Gesetzen so widersprechend sei und der reiflichsten Erwägung bedürfe. Als er ihnen sagen ließ, daß er, von den bisherigen Ergebnissen seiner Sendung nicht befriedigt, auf einem Vertrage bestehe und in der nächsten Woche ein Schiff abgehen lassen werde, um Bericht an den Präsidenten zu erstatten, wurden die Japaner ängstlich und fragten: „Die Amerikaner sind doch unsere Freunde noch?" „Gewiß", lautete die Antwort, welche sie sichtlich beruhigte.

Am 13. März wurden die für den Sjogun, die Bevollmächtigten und andere Beamte bestimmten Geschenke überreicht. Auf diese Ceremonie bezieht sich das Bild auf S. 253. Es waren ihrer so viele und einige hatten einen solchen Umfang, daß man mehrere der größten Boote brauchte, um sie an die Küste zu schaffen. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die amerikanische Regierung die meisten dieser Gegenstände von den Erfindern oder Verfertigern geschenkt erhalten hatte, sodaß sie wenig hinzuzufügen brauchte. Für den Kaiser hatte man besonders solche Sachen gewählt, welche die Kulturweise und den Bildungsstandpunkt des Westens bezeichneten. Man gab der japanischen Majestät eine Eisenbahn mit einer Dampfmaschine, einen elektrischen Telegraphen, eine Druckerpresse, ein Rettungsboot, eine Lorgnette, verschiedene Bücher, darunter Audubon's berühmte Werke über die Vierfüßer und die Vögel Amerika's, Abbildungen der in den Vereinigten Staaten lebenden Indianerstämme, geographische Karten aller Unionsstaaten, Ackerbaugeräthe mit den neuesten Verbesserungen, ein ganzes Stück Tuch, einen Ballen Baumwolle, einen Ofen, Büchsen, Pistolen und Säbel, endlich geistige Getränke aller Art, namentlich Champagner und nordamerikanischen Whiskey. Die Kaiserin erhielt ein Fernrohr, eine Lorgnette in einem vergoldeten Gehäuse, einen vergoldeten Toilettentisch mit allem Zubehör, eine rothe Sammetkleidung, ein schillerndes geblümtes Seidenkleid, einen prachtvollen Mantel, Audubon's Werke mit Stahlstichen, ein vollständiges Porzellangeschirr, eine Sanduhr, einen Ofen für ihr Empfangzimmer, eine Kiste mit den besten Weinen, ein Pommadenkästchen, Seifen der verschiedensten Art und Farbe. Den Beamten wurden je nach ihrem Range Bücher, Flinten, Pistolen, Degen, Kleidungsstücke, Landkarten, Oefen, Uhren und Weine und Branntweine von allen Gattungen eingehändigt. Die Güte der Getränke stellten die Beschenkten unverzüglich auf die Probe und gaben ihre volle Zufriedenheit zu erkennen.

Diese Geschenke wurden in ein Gebäude gebracht, welches ausdrücklich für sie gebaut worden war. Bei der Zusammensetzung der Maschinen wurde der

Raum nie von Japanern leer, welche Hülfe leisteten, soviel sie konnten. Der Telegraph war das Wunder, das sie am meisten anstaunten. Man hatte die Drähte zu einem eine Viertelmeile entfernten Hause geführt und begann sogleich in englischer, holländischer und japanischer Sprache zu telegraphiren. Die Japaner sahen mit einem Erstaunen, das fast dem Schrecken gleichkam, wie blitzesschnell die Mittheilungen hin und her gingen und wurden nicht müde, das Arbeiten der Maschine in nächster Nähe zu beobachten.

Nächst dem Telegraphen fand die Eisenbahn die meisten Bewunderer. Die Schienen wurden im Kreise gelegt und die Zwerglokomotive, ein meisterhaft ausgeführtes Modell, brauste mit einer Schnelligkeit von fünf Meilen in der Stunde auf ihnen herum. Der angehängte Personenwagen, ebenfalls ein Muster amerikanischer Arbeit, war so winzig, daß höchstens ein sechsjähriges Kind in ihm Platz hatte. Die japanischen Beamten wollten sich aber den Genuß einer Eisenbahnfahrt nicht versagen und einer nach dem andern kletterte auf das Dach des Wagens: Ein wohlgenährter Würdenträger, mit flatternden Gewändern im Kreise umherwirbelnd, bot, wie er sich an die Ränder des Dachs anklammerte, bei jedem Ruck oder Stoß in die Höhe flog und trotz seiner Angst vergnügt lachte, das komischste Schauspiel von der Welt dar.

Die japanische Neugier war jetzt in vollem Zuge und ließ sich nicht mehr bändigen. Jeder Amerikaner, der sich auf dem Lande zeigte, wurde umringt und genau untersucht. Ein Schneider kann der neuesten Mode keine größere Aufmerksamkeit widmen, als den Kleidungsstücken der Amerikaner zu Theil wurde. Die Mützen, Stiefel, Fracks und Säbel der Offiziere, die Jacken und weiten Beinkleider der Matrosen wurden genau gemustert und befühlt. Jeden Augenblick fühlte ein Offizier eine Hand am Kragen, die sich von der Beschaffenheit seiner Litzen überzeugen wollte, oder ein Matrose mußte einen Japaner gewähren lassen, der in der Tiefe seiner Taschen wühlte. Wenn die Beamten eines der Schiffe besuchten, sahen sie sich in allen Winkeln um, blickten in die Mündung der Geschütze, prüften die Taue, untersuchten die Gewehre, maßen die Länge der Boote und waren besonders aus dem Maschinenraume, wo sie jede Bewegung der Arbeiter beobachteten, kaum wegzubringen. Mit dem bloßen Sehen begnügten sie sich nicht, sondern zogen Papier, Dinte und Haarpinsel hervor und schrieben und zeichneten. Das letztere thaten sie besonders gern, und man merkte ihnen an, daß sie auf ihre Geschicklichkeit in dieser Kunst stolz seien. Sie zeichneten übrigens abscheulich, aber freilich war auch kein Künstler von Fach unter ihnen. Die Zeichenübungen der Japaner, mit denen man bis jetzt bekannt geworden war, schienen aus dem Nachahmungstrieb hervorzugehen, der ihnen und den Chinesen gemeinsam ist. Vielleicht verschaffte dieser Trieb der fremden Bildung einen schnellern Eingang in Japan.

Alle Japaner suchten sich in den Besitz von Theilen amerikanischer Kleidungsstücke zu setzen. Am besten gefielen ihnen die Knöpfe der Fremden und nach diesen trachteten sie am meisten. Erlangte einer von ihnen einen Knopf, so verwahrte er ihn mit einer Wichtigkeit, als ob er den größten Werth hätte.

Uebergabe der amerikanischen Geschenke in Yokohama.

Diese Vorliebe für einen so geringfügigen Gegenstand war um so auffallender, als man in Japan von Knöpfen kaum einen Gebrauch machen kann, indem die Kleidungsstücke mit Schnüren und Bändern am Körper befestigt werden.

So neugierig die Japaner nach amerikanischen Verhältnissen forschten, so schweigsam waren sie über ihre eignen Zustände. Ihre Gesetze verbieten ihnen, Fremde über ihr Vaterland und seine Einrichtungen, Sitten und Gebräuche zu unterrichten. Sie würden in dieser Beziehung gesprächiger gewesen sein, wenn sie sich nicht vor ihren Aufpassern hätten fürchten müssen. Dieselbe Furcht hielt sie ab, sich mit den Amerikanern noch inniger zu befreunden, als dies bereits der Fall war. Neigung dazu hatten sie offenbar.

Eines Tages ließ sich ein japanischer Beamter an Bord rudern und meldete in voller Bestürzung, ein amerikanischer Offizier sei durch die Stadt Kanagawa gegangen und wandere schnellen Schrittes auf Jedo zu. Perry zögerte keinen Augenblick, durch Flaggen und Stückschüsse Zeichen zu geben, daß Jedermann zu den Schiffen zurückzukehren habe, und händigte dem Boten einen schriftlichen Befehl gleichen Inhalts ein. Der Schuldige war der Schiffskaplan Bittinger. Die Japaner konnten ihn leicht für einen Offizier halten, da der geistliche Herr ein Schwert um seine Lenden gegürtet hatte. Er hatte ihnen Anstoß genug gegeben. In Kanagawa war er in einen Laden getreten, hatte nach japanischem Gelde gefragt, eine Wage ergriffen, das erhaltene Gold, Silber und Kupfer gegen amerikanische Münzen abgewogen und mit der Hand am Säbel einen Tausch ertrotzt. Er hatte dabei kein schlechtes Geschäft gemacht, da er für sechs Goldstücke, sechs Silbermünzen und ebenso viele Kupfermünzen blos drei und einen halben Dollar (4 Thaler $23^1/_2$ Sgr.) gegeben hatte. Dann war er in der Richtung auf Jedo weiter gegangen und hatte jeden Versuch, ihn aufzuhalten, mit drohenden Geberden und geschwungenem Säbel abgewiesen. Endlich, erzählten die Japaner, kam er an einen tiefen Fluß, wo es eine Fähre gab. Die Fährleute, die auf dem andern Ufer waren, achteten seiner Drohungen nicht, und er war eben im Begriff, bei einer Furt durch den Fluß zu waten, als Perry's Befehl ihn zur Umkehr nöthigte. Den Japanern macht es alle Ehre, daß sie sein unverschämtes Betragen entschuldigten. „Er hat das Schwert gezogen", sagten sie, „aber nicht um Jemand zu verletzen, sondern zu seiner Unterhaltung."

Seit einiger Zeit fanden tägliche Unterredungen mit japanischen Unterbeamten statt, welche die Schiffe besuchten, um sich nach den Bedürfnissen der Amerikaner zu erkundigen und ihre Gäste nebenbei auszuhorchen. Von den kaiserlichen Bevollmächtigten hörte man erst wieder am 15. März, an welchem Tage ihre Antwort auf Perry's Anträge eintraf. Seine beiden Forderungen, daß bei Schiffbrüchen Hülfe geleistet und anlegenden Fahrzeugen Holz, Wasser und Lebensmittel geliefert werden sollten, wurden ohne Weiteres zugestanden. Was aber die Eröffnung eines Handels betreffe, wie Nordamerika ihn mit China betreibe, so könne davon keine Rede sein. „Die Ansichten und Sitten unserer Landsleute", hieß es in dem Schreiben, „sind denen anderer Völker ganz ungleich, und die alten Gesetze mit denen anderer Länder sofort zu vertauschen, würde

ausnehmend schwierig sein. Ueberdies haben die Chinesen mit westlichen Völkern lange in Verkehr gestanden, während wir in Nagasaki blos mit Holländern und Chinesen Handel getrieben haben. Es lag uns nichts daran, außer ihnen auch mit andern Völkern Verbindungen zu haben, und dies hat unsern Austausch von Waaren zu einem sehr unbedeutenden gemacht. Segelt nach Nagasaki", sagte das kaiserliche Schreiben zum Schluß, „und holt Euch Holz, Steinkohlen, Wasser und andere Bedürfnisse. Was eigentliche Waaren betrifft, so ist unser und Euer Geschmack sehr verschieden, und auch hinsichtlich des Preises weichen die Ansichten so voneinander ab, daß wir zuerst gegenseitig Versuche und Prüfungen anstellen müssen, worauf nach fünf Jahren die Oeffnung eines zweiten Hafens erfolgen kann."

Dieses Schreiben erweckte geringe Hoffnungen. Perry sollte mit unbestimmten Erwartungen, die vielleicht nach fünf Jahren in Erfüllung gingen, abgespeist und inzwischen auf den gewöhnlichen Verkehr in Nagasaki angewiesen werden. Alle dort anlegenden Schiffe waren ohne Ausnahme mit denselben Dingen versorgt worden, die man auch ihm zu liefern versprach, und was er vor ihnen voraus hatte, war nichts als das Recht, für diese Dinge bezahlen zu dürfen.

Bei einer zweiten Zusammenkunft mit den kaiserlichen Bevollmächtigten, die eine formlosere als die erste war, bezeichnete Perry seinen Standpunkt so genau, daß kein Mißverständniß möglich war. Man wollte die Amerikaner wie immer auf Nagasaki beschränken und sie selbst dort nur unter der Bedingung dulden, daß sie sich von den Holländern und Chinesen fern hielten. „Nagasaki", antwortete er, „ist gerade der Hafen, von dem wir unter keiner Bedingung etwas wissen wollen. Die dortigen Behörden und Einwohner haben sich seit so langer Zeit an die Unterwürfigkeit der Holländer gewöhnt, daß sie von uns Dinge verlangen würden, die sich kein Amerikaner gefallen lassen kann, und die ernstesten Folgen würden nicht ausbleiben. Von Beschränkungen, wie sie den Holländern und Chinesen auferlegt worden sind, will ich nichts hören und werde jede Anspielung darauf als Beleidigung betrachten." Wolle man ihm nicht fünf Häfen einräumen, so rechne er mindestens auf drei: Uraga oder Kagosima auf der Insel Nippon, Matsmai auf der Insel Jesso und Napa auf Groß-Liukiu.

Nach vielen Winkelzügen, bei denen Berufungen auf die Reichsgesetze die Hauptrolle spielten, gestanden die Bevollmächtigten einen andern Hafen als Nagasaki zu, aber nicht Uraga, sondern Simoda. Der Commodore möge ein Schiff dorthin schicken und die Bucht untersuchen lassen. Die Liukiu seien ein entfernter Vasallenstaat, in dem der Kaiser nur eine beschränkte Macht ausübe, sodaß über Napa nichts entschieden werden könne. In demselben Verhältniß stehe Jesso zum Reiche. „Gut", antwortete Perry, „so werde ich nach Matsmai segeln und mit dem Fürsten unmittelbar verhandeln." Als die Bevollmächtigten das hörten, versprachen sie in sechs Tagen, am 23. Mai, eine endgiltige Entscheidung des Kaisers über Matsmai zu bringen.

Der letzte Punkt, der erörtert wurde, betraf die Behandlung der Schiffbrüchigen. „Sie dürfen nicht frei umhergehen", sagten die Japaner, „denn wie leicht könnten Seeräuber unter ihnen sein, und wie könnten wir diese von den übrigen unterscheiden?" — „Es widerspricht der Gerechtigkeit gänzlich", antwortete Perry, „Menschen, welche die Vorsehung an die Küsten eines befreundeten Volks führt, als Seeräuber zu betrachten und zu behandeln, bevor man Beweise hat, daß sie es sind. Die Fortsetzung der Behandlung, der man Schiffbrüchige bis jetzt unterworfen hat, werden die Vereinigten Staaten, insofern Amerikaner ins Spiel kommen, nicht ferner dulden."

Perry sah dem 23. März erwartungsvoll entgegen. Die kaiserliche Entscheidung kam und lautete so günstig, als man nur erwarten konnte. Nicht Matsmai, wol aber Hakodade, ein Hafenplatz in der Nähe jener Stadt, sollte den Amerikanern geöffnet werden, und zwar nicht erst nach fünf Jahren, sondern bereits am 17. September 1855. Perry ließ sich den Tausch gefallen, vorausgesetzt, daß der Hafen bei näherer Untersuchung der vortheilhaften Beschreibung, die man von ihm entwerfe, entspreche.

Dieses neue Zugeständniß war die glücklichste Vorbedeutung für einen Ausgang der Unterhandlungen, wie die Amerikaner ihn wünschten, und Perry blickte jetzt mit Zuversicht in die Zukunft. Ein ferneres gutes Zeichen war das Benehmen der Japaner, das immer freundlicher wurde. Sie hatten ihren Dank für die Geschenke des Präsidenten abgestattet und luden Perry am 24. März ein, die Gegengaben ihres Sjoguns in Empfang zu nehmen.

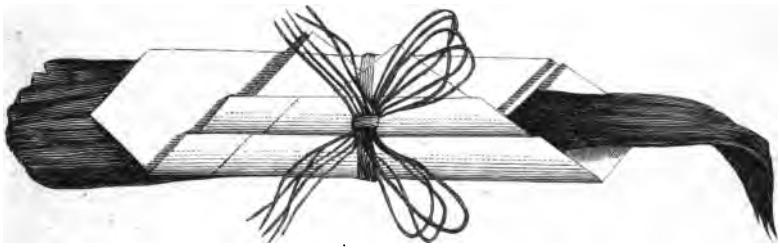
Die Geschenke waren im großen Saale des sogenannten Vertragshauses in geschmackvoller Ordnung aufgestellt. Sie bestanden in reichen Brokaten und Seiden, den berühmten lackirten Waaren des Landes, Porzellantassen, Fächern, Ueberzügen für Pfeifen und gewöhnlichen Kleidungsstücken. Die letztern hatten an sich keinen Werth, waren aber in kulturgeschichtlicher Beziehung die anziehendsten aller Geschenke. Das Porzellan übertraf das chinesische sowol in der Masse, die außerordentlich leicht und durchsichtig war, als auch in der Arbeit und in der Verzierung mit Blumen und Figuren, die reich vergoldet oder mit den buntesten Farben gemalt waren.

Vier Gegenstände, Holzkohlen, Reis, getrocknete Fische und Hunde, bilden Bestandtheile jedes kaiserlichen Geschenks. Die drei ersten Gegenstände sind die unentbehrlichsten Bedürfnisse des japanischen Lebens und werden eine symbolische Bedeutung haben. In welcher Form der getrocknete Fisch überreicht wird, zeigt das gegenüberstehende Bild.

Reis erhielten die Amerikaner in zweihundert großen Säcken, von denen jeder 150 Pfund ($123^1/_2$ deutsche Zollpfund) wog. Aus welchem Grunde unter die Geschenke Hunde aufgenommen wurden, ist nicht bekannt, wenn es nicht deshalb geschah, weil die Art, die der Sjogun verschenkt, die seltenste und theuerste ist. Dieselben gehören zu der Gattung der Wachtelhunde.

Die Amerikaner betrachteten die kaiserlichen Geschenke noch, als ihre Aufmerksamkeit auf einen Haufen riesiger Menschen gelenkt wurde, die schwer wie

Elefanten auf dem Ufer dahergetrabt kamen. Es waren Ringer, fünfundzwanzig an Zahl, die zum Gefolge der kaiserlichen Bevollmächtigten gehörten. Man hatte sie herbeigerufen, damit sie den Fremden ein Fest nach japanischer Art bereiteten. In den Ländern des Westens richtet man die Nahrungsweise und die Uebungen der Athleten so ein, daß die Muskeln zur höchsten Entwicklung glangen, der Körper aber von allen unnöthigen Fetttheilen befreit wird. In Japan handelt man nach anderen Grundsätzen. Allerdings ist auch dort die höchste Ausbildung der Muskeln die Hauptsache, aber man mästet die Ringer förmlich, bis sich unter der Haut eine Fettmasse ablagert, welche die bezeichnenden Unterschiede der Körpertheile fast aufhebt. Die Nase, die Augen ziehen sich hinter Fettwülste zurück, Hals und Nacken erscheinen wie bloße Fettlappen, den Wampen des Stiers ähnlich. Je unförmlicher ein Ringer wird, um so mehr bewundert man ihn.



Getrockneter Fisch.

Die häßlichen Klumpen, aus denen die Körper der fünfundzwanzig Ringer sich zusammensetzten, wurden um so sichtbarer, als sie mit wenig Kleidern, einem bloßen Schurz um den Unterleib, bedeckt waren. Den berühmtesten von allen, der als das Entzücken von Jedo vorgestellt wurde, führte man zu Perry, damit dieser seine ungeheuren Glieder selbst befühle. Man ließ die Ringer nun einen ersten Beweis ihrer Stärke geben, indem man ihnen befahl, die schweren Reissäcke von $123^1/_2$ Zollpfund aufzuheben und fortzutragen. Mit Ausnahme von zweien lud jeder zwei Säcke, den ersten ohne Beihülfe, auf seine rechte Schulter. Einer nahm einen Sack unter den Arm und schlug mit dieser Last mehrere Purzelbäume, die ihn nicht die geringste Anstrengung zu kosten schienen.

Nach diesem Vorspiel legten die Ringer die weiten japanischen Oberkleider an und zogen sich hinter Schirme zurück. Nun folgte die Hauptvorstellung. Ein Ringerpaar nach dem andern trat wieder hervor, warf das Obergewand ab und begab sich in einen Ring vor der offenen Halle, in der die Zuschauer sich versammelt hatten. Ihre Vorbereitungen zum Ringen sahen so aus, als ob zwei Stiere miteinander kämpfen wollten. Sie maßen sich mit wüthenden Blicken, stampften den Boden mit den Füßen und rissen mit den Händen Rasen und Erde los. Plötzlich stürzten sie aufeinander los, umfaßten sich und suchten sich gegenseitig zu Boden zu werfen. War einer besiegt worden, so erschien ein neues Paar auf dem Kampfplatze. Zwei Ringer kämpften auf eine andere

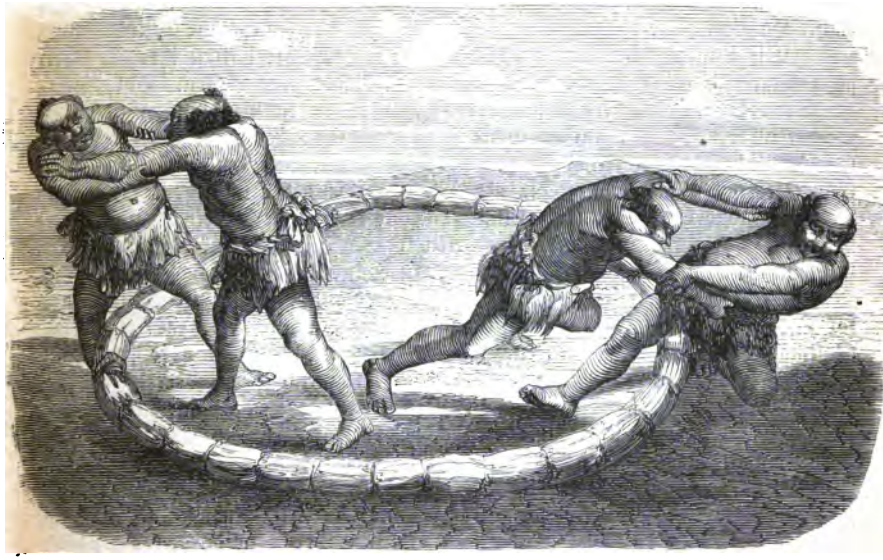
Weise, welche geradezu abscheulich war. Der erste stellte sich inmitten des Ringes mit gesenktem Kopfe wie ein Mauerpfeiler hin. Der zweite stürzte unter lautem Gebrüll, den Kopf voran, gegen ihn ein. Die Schädel stießen krachend aufeinander, aber der Mann im Ringe stand fest wie ein Felsen, und so oft der andere seine Stöße auch wiederholte, bis beiden das Blut von der Stirn rann, war der erste doch nicht vom Platze zu verdrängen.

Als alle fünfundzwanzig Ringer ihre Kraft gezeigt hatten, gaben die Amerikaner ein Festschauspiel ihrer Art. Der Telegraph begann seine Arbeiten von Neuem, die Zwerglokomotive wurde geheizt und wirbelte bald einen an das Dach des Personenwagens angeklammerten Japaner im Kreise umher. Dann traten die Soldaten an und machten unter den kriegerischen Klängen der Musik Märsche und Schwenkungen. Die Japaner sahen diesen Schauspielen mit mehr Vergnügen zu, als die Amerikaner bei den halb thierischen Ringübungen empfunden hatten. Den Charakter der Ringspiele zeigt unser Bild.

An den beiden nächsten Tagen fanden neue Verhandlungen statt. Man erkannte deutlich, daß die Japaner prüfen wollten, bei welchen Punkten Perry fest bleiben werde, und bei welchen man von ihm Nachgiebigkeit zu erwarten habe. Die Anwesenheit eines amerikanischen Konsuls, bemerkte ihr Abgesandter, sei nicht nöthig, denn jede Stadt habe ihren Statthalter, der alle Geschäfte in Beziehung auf die Versorgung fremder Schiffe mit Kohlen und andern Bedürfnissen besorgen werde. Perry erklärte dem Beauftragten vor allen Dingen, was ein Konsul sei und auf welche Gegenstände sein Amt sich erstrecke. In allen geöffneten Häfen einen solchen Beamten anzustellen, fordere das Interesse des Verkehrs nicht, ein einziger in Simoda werde genügen. Nach diesen Erörterungen tauchte die Frage des ungehinderten Verkehrs auf dem Lande wieder auf. Perry forderte nicht blos, daß seine Landsleute kaufen dürften, wo und von wem sie wollten, sondern auch, daß man sie unter den Beschränkungen, die das Gesetz vorschreibe, in den Städten und auf dem Lande umhergehen lasse. Man würde das gern erlauben, antwortete der Gesandte, wenn man nicht bei den Engländern und Portugiesen die Erfahrung gemacht hätte, daß selbst die strengsten Gesetze nicht immer hinreichten, Unordnungen zu verhüten.

Für den 27. März hatte Perry an die kaiserlichen Bevollmächtigten und ihre Beamten eine Einladung ergehen lassen, an Bord des Flaggenschiffs zu Mittag zu essen. Es waren siebzig Gäste, die er erwartete. Für die fünf Bevollmächtigten, denen ihr Rang nicht gestattete, mit Leuten geringern Standes an einem Tische zu sitzen, wurde die Kajüte des Commodores, wo auch er mit seinen vier Kapitänen und seinem Sekretär Platz nehmen wollte, eingerichtet, für die übrigen Japaner und Amerikaner war das Hinterdeck bestimmt. Sobald die Gäste, von Stückschüssen begrüßt, angekommen waren, führte man sie im Schiff umher und zeigte ihnen Alles, namentlich die Geschütze und die Dampfmaschine. Sie nahmen an allen Gegenständen das lebhafte Interesse, das ihr Volk auszeichnet. Um ihre Neugier ganz zu befriedigen, ließ man die Maschine in Gang setzen und ein Boot mit Haubitzen feuern.

Bei Tisch behielt Hajaschi, der vornehmste der Bevollmächtigten, seine ruhige Würde bei, aß wenig und nippte blos von den Weinarten. Die andern Vornehmen legten sich um so weniger Zwang an. Sie aßen gut und tranken noch besser. Ohne die übrigen Weine zu vernachlässigen, gaben sie dem Champagner den Vorzug. Fürst Matsusaki war die Seele der Gesellschaft und sprach nebenbei den Getränken so wacker zu, daß er bald in Seligkeit schwamm. Beim Maraschino thaten seine Gefährten es ihm gleich und leerten unzählige Gläser. Gegen Ende des Mahls war Hajaschi der einzige nüchterne Japaner.



Japanische Ringkämpfer.

Auf dem Hinterdeck ging es mehr als lebhaft zu. Die Gäste ließen es sich nicht nehmen, alle Gesundheiten und Hochs selbst auszubringen und ihre Aufrichtigkeit dadurch zu beweisen, daß sie nicht einen Tropfen im Glase ließen. Ihre Leistungen bei den zahlreichen Schüsseln setzten selbst den stärksten amerikanischen Esser in Erstaunen. Sie wurden in kurzer Zeit so laut, daß ihre Stimmen die Musik übertönten. Was sie aßen und tranken, schien ihnen so ziemlich gleichgiltig zu sein. Sie tranken Champagner, Madeira und Punsch mit gleichem Vergnügen, nahmen zur Suppe Eingemachtes und häuften auf ihren Tellern Früchte und Fricassee, Gekochtes und Gebratenes, Süßes und Saures nebeneinander auf.

Als man von der Tafel aufstand, griff jeder Japaner in die linke Tasche seines weiten Ueberwurfs. Dort befinden sich immer verschiedene Arten Papier,

weiches, das die Stelle unserer Schnupftücher vertritt, weißes, auf dem man schreibt, und noch eine dritte Art, die zum Einpacken dient. Diese letztere zogen sie hervor und wickelten zum Mitnehmen alle Speisen ein, die nicht verzehrt worden waren. Es gab deren so viele einzupacken, daß die weiten Taschen nicht hinreichten, sie aufzunehmen, und auch die herabhängenden Aermel zu Vorathskammern benutzt werden mußten.

In einem sehr heitern Zustande versammelten sich die Gäste, als das Mahl vorüber war, auf dem Verdeck. Matsusaki, der dem Champagner und den übrigen Getränken am stärksten zugesprochen hatte, war der aufgeregteste von allen. Der ernste Hajaschi hatte bisher seine Würde bewahrt, aber auch seine Stunde schlug jetzt. Die Lustigmacher der amerikanischen Mannschaft hatten ihre Gesichter geschwärzt und gaben Tänze und Gesänge der Neger zum Besten. Vor diesem grotesken Schauspiel verschwand der Ernst des ersten Bevollmächtigten wie Schnee an der Sonne, und er lachte so laut wie alle Uebrigen. Der Abschied war herzlich, sogar zärtlich. Matsusaki schlang die Arme um Perry's Nacken, umarmte ihn so heftig, daß die neuen Epauletten des Commodore zerknittert wurden, und wiederholte unaufhörlich: „Nippon und Amerika, ein Herz und eine Seele!" Einige mehr nüchterne Gefährten führten den Schwankenden ins Boot, und die Gesellschaft entfernte sich unter den donnernden Grüßen der Geschütze.

Als Perry am nächsten Morgen ans Ufer fuhr, um die Verhandlungen fortzusetzen, ließ sich deutlich erkennen, daß die Japaner an den Folgen des Gastmahls auf dem Schiffe litten. Ihr Benehmen war übrigens so freundlich wie immer, und man verständigte sich mehr und mehr. Sie überreichten dem Commodore einen auf dem Landwege eingetroffenen Brief des Offiziers, den er mit der Untersuchung des Hafens von Simoda beauftragt hatte. Es ging daraus hervor, daß jener Hafen allen Anforderungen entspreche, und Perry zauderte unter diesen Umständen nicht, seine Zustimmung zur Wahl desselben auszusprechen. Die Japaner gaben die Zusicherung, daß amerikanische Schiffe schon jetzt in Simoda Holz, Wasser und was der Ort sonst darbiete, erhalten sollten. Was fremde Besucher an andern Gegenständen brauchten, solle nach Ablauf einer gewissen Zeit herbeigeschafft werden.

Die Unterredung wendete sich nun zu dem Punkte, welche Rechte den Amerikanern in Simoda eingeräumt werden sollten. Dabei zeigte es sich wieder, daß die Japaner einen dauernden Aufenthalt von Amerikanern mit ihren Familien in Japan nicht zugestehen würden. Selbst gegen den Aufenthalt eines Konsuls wurden die stärksten Einwände gemacht, aber Perry blieb fest dabei, daß ein solcher Beamter im Interesse der Japaner wie der Amerikaner nicht zu entbehren sei. Von Beschränkungen der Amerikaner innerhalb der Hafenstädte war nicht ferner die Rede, dagegen wurde eine äußerste Grenze festgesetzt, über welche sie ihre Spaziergänge landeinwärts nicht fortsetzen dürften.

Der 31. März 1854 war der ewig denkwürdige Tag, an dem der Handels- und Freundschaftsvertrag, nachdem noch einige Zusammenkünfte zur Erledigung untergeordneter Punkte stattgefunden hatten, unterzeichnet wurde. Der letztere

ist von Kanagawa datirt und in japanischer, chinesischer und holländischer Sprache abgefaßt. Die japanische Zeitbestimmung lautet: „Keyei, im siebenten Jahre, im dritten Monat und am dritten Tage."

Mit Hinweglassung der hergebrachten Formeln, die den Eingang und den Schluß bilden, ist er folgenden Inhalts:

„Zwischen den Vereinigten Staaten einerseits und dem Kaiserthum Japan anderseits und zwischen der beiderseitigen Bevölkerung soll ohne Ausnahme irgend eines Ortes und irgend einer Person ein vollständiger, immerwährender und allgemeiner Friede wie eine aufrichtige und herzliche Freundschaft herrschen.

„Die Häfen Simoda im Fürstenthum Idsu und Hakodade im Fürstenthum Matsmai sollen den amerikanischen Schiffen geöffnet werden. Sie werden dort mit Holz, Wasser, Lebensmitteln und allem sonst Erforderlichen, soweit die Japaner dasselbe besitzen, versehen werden. Hakodadi soll sofort bei der Unterzeichnung des Vertrags, Simoda an demselben Tage des nächsten Jahres geöffnet werden. Die Japaner werden die Preise bezeichnen, für die sie Lebensmittel und Anderes liefern können.

So oft amerikanische Schiffe vom Sturm an einen Punkt der japanischen Küste getrieben werden oder dort einen Schiffbruch erleiden, werden die Japaner ihnen beistehen, ihre Mannschaften nach Hakodade oder Simoda führen und sie dort ihren Landsleuten übergeben. Alle geretteten Artikel sollen den Schiffbrüchigen verbleiben und die Kosten, die durch die Rettung des Schiffes oder der Mannschaft erwachsen, nicht berechnet werden.

„Die Schiffbrüchigen und andere Bürger der Vereinigten Staaten sollen so frei wie in andern Ländern sein und keiner Haft, wol aber gerechten Gesetzen unterworfen werden.

„Schiffbrüchige und andere Bürger der Vereinigten Staaten, welche Simoda oder Hakodade vorübergehend bewohnen, sollen den Beschränkungen, die in Nagasaki für die Holländer und Chinesen gelten, nicht unterworfen sein. Sie dürfen in Simoda, von der kleinen Insel im Hafen gerechnet, sieben japanische Ri (etwa $3^1/_2$ deutsche Meilen) weit ins Innere gehen und sollen ebenso in Hakodade innerhalb einer Grenze, welche bei dem Besuche des amerikanischen Geschwaders festgesetzt werden wird, freie Bewegung haben.

„Den Schiffen der Vereinigten Staaten, welche die geöffneten Häfen besuchen, steht es frei, gegen Gold- und Silbermünzen und gegen Waaren japanische Artikel einzutauschen. Die einstweiligen Regeln für diesen Verkehr wird die japanische Regierung festsetzen.

Holz, Wasser, Kohlen und andere erforderliche Artikel werden blos durch die Vermittelung japanischer Beamten und auf keine andere Weise verabfolgt werden.

„Sollte die japanische Regierung künftig irgend einem andern Volke Rechte oder Vortheile einräumen, welche den Vereinigten Staaten und ihren Bürgern nach diesem Vertrage nicht zustehen, so werden dieselben Rechte und Vortheile den Vereinigten Staaten und ihren Bürgern sofort, ohne vorangegangene Berathungen, eingeräumt werden.

„Amerikanische Schiffe sollen, wenn sie nicht in Noth sind und nicht vom Sturm verschlagen werden, in keinem andern Hafen als in Simoda und Hakódade anlegen.

„Die Regierung der Vereinigten Staaten wird, falls sie es für nöthig hält, in Simoda zu jeder beliebigen Zeit, nachdem achtzehn Monate nach Unterzeichnung dieses Vertrags verflossen sind, einen Konsul anstellen.

„Innerhalb einer Frist von achtzehn Monaten oder, wenn thunlich, noch früher soll dieser Vertrag vom Kaiser von Japan und vom Präsidenten der Vereinigten Staaten bestätigt werden."

Sobald der Vertrag unterzeichnet und in zwei Abschriften ausgewechselt worden war, überreichte Perry dem Fürsten Hajaschi eine amerikanische Flagge, indem er ihm dabei sagte, dies sei der höchste Beweis von nationaler Freundschaft, den er ihm zu geben im Stande sei. Den übrigen japanischen Bevollmächtigten wurden andere Geschenke zu Theil. Die letztern erwiederten diese Aufmerksamkeiten mit einer Einladung zu einem Gastmahl. Bisher hatten die Amerikaner blos Erfrischungen erhalten, jetzt lernten sie die Küche eines japanischen Mittagsessens kennen.

Die Tafeln, breite Divans von derselben Höhe und von derselben Art wie die, auf denen man zu sitzen pflegt, waren im großen Empfangssaal aufgeschlagen. Sie waren mit rothem Krepp bedeckt und nach dem Range der Japaner und ihrer Gäste geordnet. Ein etwas höherer Tisch war für den Commodore und die kaiserlichen Bevollmächtigten bestimmt. Diener trugen die einzelnen Gänge rasch nacheinander auf. Die Hauptgerichte waren dicke, breiartige Suppen, unter deren Bestandtheilen frische Fische die erste Rolle spielten. Man brachte sie in kleinen irdenen Schalen, die auf einem lackirten Fuß standen und vor jeden Gast hingestellt wurden. Zu jeder Suppe gehörte ein Gefäß mit Soja oder einer andern Brühe, deren es in Ueberfluß gab. Auch an Saki, der den Amerikanern an diesem Tage ähnlich wie Whiskey schmeckte, fehlte es nicht. Verschiedene Süßigkeiten und eine Menge Kuchen begleiteten jeden Gang. Gegen den Schluß des Gastmahls wurden vor jeden Amerikaner Schüsseln mit gebratenen Fischen, gekochten Fischen und Krabben und einer Mehlspeise hingestellt. Die Dolmetscher erklärten ihnen, daß sie diese Sachen erst auf den Schiffen essen sollten, wohin man sie ihnen nachschicken werde.

So wenig die höfliche Zuvorkommenheit der Wirthe zu wünschen übrig ließ, so wenig wurden die Amerikaner dagegen von der Güte und Menge der Speisen befriedigt. Sie hatten den Japanern auf ihrem Flaggenschiff mindestens zwanzigmal mehr vorgesetzt und standen halb gesättigt vom Mahle auf. Hinsichtlich der Güte der Speisen machten sie die Bemerkung, daß man auf den Liukiu weit besser zu kochen verstehe. Saki wurde in Menge aus kleinen Tassen getrunken, ohne daß die Japaner mit allen ausgebrachten Gesundheiten ihre Angst über Perry's Entschluß, einen Besuch in Jedo zu machen, ertränken konnten. Ihre Vorstellungen, welche Unruhe er hervorufen werde, wenn er in der Bai noch weiter hinaufsegle, hatten indessen weiter keinen Erfolg, als daß der Commodore ihnen

das Versprechen gab, mit ihnen in weitere Unterhandlungen über den Gegenstand eintreten zu wollen.

An diesem Tage konnte Perry mit einem Gefühl stolzer Befriedigung auf sein Schiff zurückkehren. Er hatte seinen großen Zweck erreicht und den ersten auf einigermaßen freisinnigen Grundsätzen beruhenden Handelsvertrag mit Japan abgeschlossen. So hatte er eine Aufgabe gelöst, an der alle europäischen Völker, die sich nach der Christenverfolgung des 17. Jahrhunderts an sie gewagt hatten, gescheitert waren. Die Resultate, zu denen er gekommen war, umfaßten Alles, was überhaupt gewonnen werden konnte. Die grausame Behandlung von Schiffbrüchigen, die Beschränkung des fremden Verkehrs auf einen einzigen Hafen, die Unwürdigkeiten, denen die zugelassenen Kaufleute des Auslandes länger als zwei Jahrhunderte ausgesetzt waren, die Behandlung auswärtiger Gesandten als Hülfsbedürftiger, denen man aus Menschenliebe Lebensmittel schenkte — das Alles hatte er mit einem einzigen Schlage beseitigt. Blieb der von ihm errungene Vertrag noch weit hinter dem Inhalte zurück, den ein Handelsübereinkommen zwischen christlichen Völkern zu haben pflegt, so war er doch ein Anfang, der in nicht ferner Zeit die weitestgehenden Folgen haben mußte. Die Zugeständnisse der Japaner an das Ausland, eine so bescheidene, fast unbedeutende Gestalt sie hatten, enthielten ein vollständiges Aufgeben der japanischen Grundsätze beim auswärtigen Verkehr. Hat man einmal ein System geopfert, so behaupten sich die daraus gezogenen Folgerungen, wenn man sie auch nicht alle zugleich aufgiebt, nicht lange mehr. Sie sind wie die Werke eines Platzes, dessen beherrschender Punkt gefallen ist. Man mag sie um der Ehre willen noch eine kleine Weile vertheidigen, behaupten kann man sie nicht.

Simoda, von der kleinen Bucht aus gesehen..

Simoda und Hakodade.

Japanischer Frühling. — Die Japanerinnen. — Fahrt bis Jedo. — Simoda. — Bauart der Stadt. — Ihr Verkehr. — Tempel und Kirchhöfe. — Konflikte mit den Behörden. — Zwei Japaner wollen Perry begleiten. — Freundlicher Verkehr mit den Einwohnern. — Fahrt nach Hakodade. — Ohosima. — Hakodade. — Handel. — Wohnungen und Zimmergeräthe. — Gärten. — Tempel und Gebeträder. — Umgebung der Stadt. — Schachspiel. — Ainos. — Vulkane. — Simoda. — Zusatzartikel zum Vertrag. — Zum letzten Male auf den Liukiu. — Gerichtsverfahren. — Abschied.

Der Vertrag war an einem Freitag unterzeichnet worden, sodaß der Matrosenaberglaube, nach dem dieser Tag ein Unglückstag ist, wie so oft schon, keine Bestätigung fand. Der glückliche Erfolg verlieh dem Schiffsgottesdienst des nächsten Sonntags eine besondere Feierlichkeit. Am 4. April segelte Adams mit dem „Saratoga" ab, um der nordamerikanischen Regierung den Vertrag und ausführliche Mittheilungen Perry's zu überbringen. Der Commodore selbst

blieb bis zum 14. April, mit den japanischen Beamten Höflichkeiten und Geschenke austauschend, ohne sich übrigens dadurch hindern zu lassen, ihren Bitten zum Trotz auf einer Untersuchung der Bai bis zur Hauptstadt zu bestehen.

Es war jetzt Frühling geworden. Das Wetter, das man nie wahrhaft streng hatte nennen können, da das Thermometer immer zwischen + 2 und + 14° R. geblieben war, zeigte sich jetzt warm und freundlich. Die Felder und Gärten waren nun mit einem frischen, zarten Grün bekleidet, die Bäume hatten ihr volles Laub wiederbekommen und warfen ihre Schatten auf Thäler und Hänge. Die Kamelien, die an der Bai von Jedo, wo man sie überall sieht, Bäume von vierzig Fuß Höhe bilden, standen in voller Blüte und wurden mit ihren rothen und weißen Blumen, welche die reinsten Farben und die regelmäßigste Bildung hatten, zum höchsten Schmuck der Landschaft. Die Insel Webster, neben der die Amerikaner ankerten, war jetzt mit ihrem dichten Gebüsch, ihren bewaldeten Höhen und ihren angebauten Thälern ein reizender Fleck. Ebenso hatte das Ufer ein so lachendes Ansehen gewonnen, daß das Auge nicht satt wurde, seine Landschaften bis zu den fernen Bergen im Hintergrunde zu mustern.

Die Japaner hatten nichts dagegen, daß Perry und seine Offiziere kleine Wanderungen machten. Sie ernteten auf diese Weise die ersten Früchte des Vertrags. Aber der Dolmetscher Jenoske begleitete sie mit mehreren Beamten, und sowie man einem Orte zu nahe kam, lief einer der letztern voraus und wies Jedermann fort. Das mißfiel Perry, der nicht blos das Land, sondern auch die Leute sehen wollte, und er beklagte sich. Die Erklärung der Beamten, ihre Landsleute, vor allen die Weiber, entfernten sich aus Schüchternheit, wurde nicht angenommen. Jenoske fühlte sich nicht etwa beleidigt, daß man ihn einer Lüge beschuldigte, und versprach auf der Stelle, daß Niemand mehr fortgewiesen werden solle. Die Einwohner konnten sich von nun an ungehindert herbeidrängen und erschienen, Männer, Weiber und Kinder, scharenweise.

Die Einwohner, die man sah, schienen aus Beamten, Kaufleuten und Arbeitern zu bestehen. Den untern Klassen sah man weder Armuth noch Ueberbürdung mit Arbeit an. Bettler zeigten sich auf dem ganzen Wege nicht. Die Arbeiter gingen barfuß und mit bloßem Kopfe und unterschieden sich außerdem von den beiden andern Klassen durch die größere Kürze ihres Rocks. In Gegenwart der Beamten waren sie gegen die Amerikaner sehr zurückhaltend; wenn sie sich jedoch nicht beobachtet glaubten, benahmen sie sich frei und ungezwungen. Sie hatten Strohdecken bei sich, um bei einem etwaigen Regen nicht naß zu werden. Diese Decken werden am Halse befestigt und fallen wie ein Dach über die Schultern herab. Das Bild eines Arbeiters auf den Liukiu, der sich in dieser Weise schützt (S. 222), würde auch für Japan passen. Die Vornehmern ersetzen das Strohdach auf doppelte Art, durch einen Ueberwurf von geöltem Papier, der wasserdicht ist, und durch einen Regenschirm, der an heißen Tagen als Sonnenschirm benutzt wird.

Auf allen Feldern arbeiteten Frauen. Sie waren ebenso gekleidet wie die Männer und unterschieden sich von den letztern blos durch ihre Haartracht. Der

Japaner schert den Kopf, die Japanerin bindet ihr langes Haar in die Höhe und schlingt es oben in einen Knoten oder befestigt es mit Hülfe eines kleinen Kissens. Die Erzählungen früherer Reisenden von der Sittenlosigkeit japanischer Mädchen hatten die Amerikaner bis jetzt nicht bestätigt gefunden. Während ihrer ganzen Anwesenheit in der Bucht von Jedo nahmen sie in dieser Beziehung nichts Nachtheiliges wahr. Perry's Tagebuch will daraus die günstigsten Schlüsse für die Würde der japanischen Frauen und für ihre Stellung im bürgerlichen Leben ziehen. Wir bedauern diesem Urtheil gegenüber bemerken zu müssen, daß Perry von dem weiblichen Geschlecht, das die Beamten bis auf diesen Spaziergang fern hielten, weit weniger sah als die Holländer, die ein ganz anderes Urtheil fällen.

Ein japanischer Tagelöhner. Nach v. Siebold.

In der Stadt Yokohama führte man die Amerikaner in das Haus des ersten Gemeindebeamten, wo Erfrischungen bereit standen. Das Zimmer, in dem sie empfangen wurden, war gewiß das Staatsgemach und doch nach europäischen Begriffen sehr dürftig ausgestattet. Fenster von geöltem Papier, weiche Matten auf dem Fußboden und rothe Bänke an den Wänden, das war Alles. Die Frau und die Schwester des Gemeindebeamten warteten selbst auf, und zwar knieend, um den Fremden ihre Achtung zu beweisen.

Die jungen Mädchen sind hübscher als die Frauen, und ihre Lebhaftigkeit und Unbefangenheit scheinen darauf hinzudeuten, daß sie im geselligen Leben keine gedrückte Stellung einnehmen. Wie Perry von dem Dolmetscher hörte, gestattet man ihnen den freiesten Umgang, und Theegesellschaften von Mädchen und Frauen sind in Japan ebenso häufig wie in den Vereinigten Staaten. Ihre größten Vorzüge sind ihre schwarzen Haare und ihre blitzenden Augen von derselben Farbe. Dagegen ist ihr Mund für unsern Geschmack abscheulich, weil sie sowol die Zähne als die Lippen färben. Auf die letztern tragen sie einen Stoff auf, der in dünnen Lagen rosig aussieht, aber dick aufgetragen ins Violette übergeht. Diese letztere Farbe halten die japanischen Damen für die schönere und schminken sich ihrer Ansicht entsprechend. Hinter den violetten Lippen blicken bei jedem Lächeln schwarze Zähne hervor, die es nicht von Natur sind, sondern mit großer Mühe dazu gemacht werden. Die Japanerinnen benutzen zu diesem Zwecke eine Farbe, welche sie aus Eisenfeilspänen und Saki zusammensetzen. Diese Mischung ist eine so beißende, daß sie das Zahnfleisch angreift. Zu welchem Ganzen die violetten Lippen, die schwarzen Zähne und das verbrannte Zahnfleisch sich vereinigen, läßt sich leicht denken. Die jungen Mädchen lassen Lippen und Zähne so, wie die Natur sie ihnen gegeben hat. Eine wahrhaft

liebende Braut wird aber nicht bis zum Hochzeitstage warten, bis sie sich färbt, vielmehr ihren Uebergang zur höhern Schönheitsstufe am Tage der Verlobung vollziehen.

Die Frau und Schwester des Gemeindebeamten bewegten sich nicht allein in den Formen der strengsten japanischen Etikette. Als die Mutter ihren kleinen Knaben hereinführte, nahmen die Amerikaner zu ihrem Erstaunen wahr, daß selbst dieses zarte Kind schon gut geschult sei. Sein Gesicht war schmuzig, sein ganzes Aeußere nichts weniger als reizend, aber es beugte seinen geschorenen Kopf mit einem Anstand zur Erde, der von einem Erwachsenen kaum hätte übertroffen werden können.

Am 10. April führte Perry seinen Entschluß aus, so nahe an Jedo hinan zu fahren, als der Zustand des Wassers erlaube. Die japanischen Beamten protestirten bis zum letzten Augenblicke, um ihn schließlich nach seinem Gutdünken handeln zu lassen. Von den kriegerischen Vorbereitungen, die sich bei seiner Ankunft längs der ganzen Bucht bemerklich gemacht hatten, war nichts mehr zu sehen. Nirgends wurde mehr an Festungswerken gearbeitet, nirgends zogen Soldaten am Ufer hin und her, um zu zeigen, über welche Streitkräfte Japan verfüge. Ja ein großes Pfahlwerk in der Nähe von Jedo war in Brand gesteckt worden, um den Amerikanern einen Beweis von Vertrauen zu geben.

Als man die Landspitze von Sinagawa, der südlichen Vorstadt von Jedo, umschifft hatte, befand man sich letzterem gegenüber. Unglücklicherweise lag auf der Küste ein Nebel, der allen den amerikanischen Augen, die von den Masten und aus dem Takelwerk, vom Verdeck und aus den Luken blickten, die berühmte Stadt, mit der sich die Gedanken Aller seit Monaten beschäftigt hatten, nur wie durch einen Schleier zu sehen gestattete. Die äußern Umrisse ließen sich übrigens erkennen. Die Gebäude bedeckten, dicht aneinander gedrängt, einen ungeheuren Raum. Ihre spitzen Dächer und ihre in Stufen ansteigenden Gärten glichen Dem, was man schon von andern Ortschaften der Bai her kannte. Auf den Höhen und Landspitzen standen Festungswerke, wenn es nicht buddhistische Tempel waren, die man immer an den höchsten Punkten zu errichten pflegt.

An der ganzen Seeseite der Stadt zogen sich Reihen von Pfählen hin. Hier und da befanden sich in ihnen Oeffnungen, um Booten und kleinen Dschunken Zutritt zu gewähren. Waren die Pfahlwerke dazu bestimmt, das Ufer gegen den Andrang der Wellen zu schützen, stellten sie alle Festungswerke dar, oder hatte man sie neuerdings gegen die Amerikaner errichtet, das waren Fragen, welche Perry nicht zu beantworten vermochte. So viel sah er von allen Befestigungen der Hauptstadt des Reichs, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß einige Dampfboote, die nicht tief im Wasser gingen und mit Geschützen vom schwersten Kaliber bewaffnet seien, hinreichen würden, Jedo in einen Trümmerhaufen zu verwandeln, ohne selbst viel zu leiden.

An Bord befanden sich einige japanische Beamte. Diese armen Leute schwebten während dieser ganzen Fahrt in Todesangst und hörten nicht auf, mit

Bitten in Perry zu bringen, daß er umkehren möge. Gehe er im Angesicht von Jedo vor Anker, sagten sie, so gerathe die Bevölkerung in die größte Aufregung und Niemand vermöge für die Folgen zu stehen. Obgleich sie es nicht offen aussprachen, ließen sie es doch errathen, daß in diesem Falle dem Sjogun selbst Gefahr drohe. Dann werde man sie für die Katastrophe verantwortlich machen, fügten sie hinzu. Die Bevollmächtigten und alle Beamten hatten sich gegen Perry zu freundlich benommen, als daß er sie hätte in Unannehmlichkeiten bringen dürfen. Perry's ursprünglicher Plan, vor der Hauptstadt Anker zu werfen und den kaiserlichen Palast mit einigen Ehrenschüssen zu begrüßen, lag ihm überdies nicht sehr am Herzen und er gab den Befehl zur Rückkehr. Den Beamten fiel ein Stein vom Herzen, und als die Glocke bald darauf zu Tische rief, war Niemand heiterer als sie.

Simoda liegt dem amerikanischen Ankerplatze in der Bucht von Jedo so nahe, daß Perry am 18. April zu seiner Fahrt dorthin nicht mehr als elf Stunden brauchte. Das Anfangsbild dieses Abschnitts stellt die Stadt dar, wie sie sich beim Einlaufen in den Binnenhafen zeigt.

Simoda liegt unter 34° 39′ 49″ nördlicher Breite und 138° 57′ 50″ östlicher Länge. Die Küste der Insel Nippon, auf der es ganz im Süden liegt, gehört zu Kamo, einem der acht Bezirke des Fürstenthums Idsu. Der Hafen hat den Vortheil einer unmittelbaren Verbindung mit dem Meere, und man kann leicht in ihn ein- und auslaufen. Bei der Einfahrt in den Binnenhafen ist Vorsicht nöthig, indem an einer Stelle des von dem Außenhafen dahin führenden Kanals, die nicht breiter als 600 Ellen ist, ein bei Ebbe nur mit zwölf Fuß Wasser bedeckter Felsen mit einer kegelförmigen Spitze vom Grunde aufragt. Die Amerikaner vermieden diesen Felsen, weil ihre vorausgeschickten Schiffe das Senkblei fleißig gebraucht und die gefährliche Stelle mit einer Tonne bezeichnet hatten.

Die Gegend, in der die Stadt liegt, ist reizend. Sie selbst schmiegt sich so bescheiden an das Ufer, daß sie den Eindruck ländlicher Abgeschlossenheit, den die Gegend macht, nur erhöht. Ihr Name Simoda — „niedriges Feld" — bezeichnet ihre flache Lage. Hinter ihr erheben sich bewaldete Hügel, von lieblichen Thälern durchzogen, und den Hintergrund schließen hohe Felsenberge. Von manchen Punkten sieht man die mächtigen Formen des Fusi-Jama hoch zum Himmel aufragen. Durch eines der Thäler fließt ein kleiner Strom, der Joodsu-Gawa, der sich in die Bucht ergießt und für flache Boote fahrbar ist.

Simoda soll die bedeutendste Stadt des Fürstenthums Idsu sein und gilt für eine alte Stadt, die vor zweihundert Jahren noch der erste Hafen für alle Seeschiffe war, welche Jedo besuchen wollten. Um die genannte Zeit erhielt Uraga, weil es der Hauptstadt näher liegt, den Vorzug, und Simoda hat dadurch natürlich sehr verloren. Der Handel, den es gegenwärtig vermittelt, beschränkt sich auf das Innere und die nächsten Seestädte. Es besitzt übrigens Rhederei und Werfte, auf denen während der Anwesenheit der Amerikaner fleißig gearbeitet wurde. Der für seine kleinen Dschunken bestimmte Hafen

steht mit dem Fluß in Verbindung und gestattet den Fahrzeugen, mit Benutzung der Flut in diesem aufwärts zu fahren. Unser Bild stellt eine andere Stelle der Bucht dar, welche die Amerikaner als Landungsplatz benutzten.

Landungsplatz bei Simoda.

Die Häuser der Stadt stehen dicht zusammen und die Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln. Die meisten sind mit hölzernen Thoren verschlossen, deren hohle Pfeiler als Wachtstuben dienen und außen Inschriften mit dem Namen der Straße tragen. Der kleine Strom, der Simoda durchfließt, hat steinere Ufermauern und ist an vier Stellen überbrückt. Die Straßen sind zum Theil mit festgestampftem Kies beschüttet, zum Theil gepflastert. Für die Reinlichkeit und Gesundheit der Stadt hat man die größte Sorge getragen. Man

hat nicht blos Abzugskanäle, sondern auch Schleußen, die man von Zeit zu Zeit öffnet, um allen Schmuz durch ihr Wasser in den Hafen spülen zu lassen.

Die Häuser sind in der Regel nur ein Stockwerk hoch, und ist ein zweites aufgesetzt, so dient es blos zur Aufbewahrung von Waaren oder von Vorräthen für die Familie. Ganz steinerne Gebäude, andere, deren Vorderwand aus Stein besteht, während die übrigen Seiten gewöhnliche Lehmwände zeigen, und Hütten mit Strohdächern stehen nebeneinander. Das europäische Ideal zu erstreben, nach welchem kein Haus um einen Zoll breit vor- oder zurücktreten darf, haben die Bewohner von Simoda nicht für angemessen gefunden. Bald liegt der Garten, der nie fehlt, vor, bald hinter den Gebäuden. Die Lehmwände bemalt man entweder, oder man wartet, bis sie mit der Zeit schwarz werden, und zieht dann weiße Linien auf ihnen. Auf den Dächern wechseln häufig schwarze mit weißen Ziegeln, und die Ränder springen vorn weit vor, um die Bewohner gegen die Sonne und die Fenster von geöltem Papier gegen den Regen zu schützen. Auf jedem Dache sind Drähte gezogen, damit die Krähen sich nicht darauf setzen. Zu dem Fortschritt in der Baukunst, der durch die Einführung des Schornsteins erzielt wurde, sind die Japaner noch nicht vorgedrungen. Höchstens ist oben in der Wand für den Rauch ein Loch gelassen; meistens verläßt man sich darauf, daß von selbst Ritzen und Spalten entstehen werden, die den Dienst, zu dem jenes Loch bestimmt ist, verrichten.

Die Vorderseiten der Läden und Häuser sind mit beweglichen Schiebern versehen, die man Nachts an den Pfosten befestigt, auf denen die vorspringenden Dächer ruhen. Hinter diesen Schiebern befinden sich die Fenster von geöltem Papier, die man öffnen muß, wenn man etwas auf der Straße sehen will. Zuweilen werden diese Papierfenster durch Bambusgitter ersetzt. Die Thür öffnet sich unter dem vorspringenden Dache, durch das nicht blos die Besucher, sondern auch die Kunden der Kaufläden geschützt werden. Eine Ausstellung der bessern Waaren ist nicht üblich. Sie befinden sich in Schachteln oder Päckchen, die man oben öffnet, damit sich die Käufer von der Beschaffenheit der Waare überzeugen können. Die gewöhnlichern Waaren werden im Hausgange theils in Kisten, theils auf Bretern, die sich hoch an der Wand hinaufziehen, verwahrt.

In den Kaufmannshäusern liegen die Wohnzimmer, zu denen häufig ein Raum für die häusliche Andacht kommt, nach hinten hinaus. Das Hauptzimmer dient zum Aufenthalt bei Tage und bei Nacht. Man empfängt in ihm Besuche, und gewisse Handwerker benutzen es als Werkstatt. Bei Tage bildet es einen einzigen großen Raum, in der Nacht wird es durch vorgeschobene spanische Wände zu verschiedenen Schlafkämmerchen umgestaltet. Die dicken, weichen, auf einem zwei Fuß hohen Gerüst liegenden Matten, die in keinem solchen Zimmer fehlen, werden am Tage als Sitze und in der Nacht als Betten benutzt.

Die Gasthäuser besitzen außer dem Vorzuge großer Reinlichkeit keinen andern. Ihre Zimmer sind höchst ungemüthlich, denn sie entbehren der Tische, Stühle und Divans, wie der Spiegel und Gemälde. Die Namen der Gäste werden

wie bei uns auf Tafeln ausgehängt, aber nicht im Innern des Gebäudes, sondern draußen vor der Thür, sodaß die ganze Stadt weiß, wer eingekehrt ist. Kommt ein Adliger, so steckt er ein großes Banner auf, das sein eingesticktes Wappen trägt.

Der Platz, der entweder vor oder hinter dem Hause frei gelassen ist, erhält regelmäßig die Einrichtung eines Gartens. Die Armen bepflanzen ihn mit Küchengemüsen, die Reichen machen einen Ziergarten nach japanischem Geschmack daraus, indem sie schönblühende Sträucher, kleine Wasserbecken mit Goldfischen und Anderes anbringen.

Die Zahl der Häuser von Simoda schätzten die Amerikaner auf tausend, die der Einwohner auf etwa siebentausend. Ein Fünftheil derselben besteht aus Kleinhändlern und Handwerkern, von deren Thätigkeit man übrigens wenig wahrnimmt. Märkte werden nicht gehalten, und das Verkehrswesen bewegt sich ruhig und geräuschlos. Von Beamten, Soldaten und Dienern des Adels wimmelt es in Simoda. Läßt die große Zahl derselben schließen, daß auf den arbeitenden Klassen schwere Lasten liegen, so wird das Auge doch wenig durch offenbare Dürftigkeit beleidigt, und selten läßt sich ein Bettler sehen.

Die untern Klassen leben hauptsächlich von Fischen und Gemüsen. Die Hühner, Enten und Gänse, die man zieht, sind für die vornehmern Klassen bestimmt; Rinder hält man zum Ziehen, nicht ihres Fleisches wegen. Gegenstände des Anbaues in der Umgegend sind vorwiegend Reis, Weizen, Gerste und süße Kartoffeln, weniger unsere Kartoffeln, Buchweizen, Mais, Taro, Bohnen, Kresse und Eierpflanzen. Den Reis säet man und verpflanzt die jungen Triebe, nachdem man das Feld mit Wasser überschwemmt und durch Pflügen und Eggen in einen weichen Schlamm verwandelt hat. Zur Reife gelangt der Reis im September, spätestens zu Anfang Oktober. Die tiefen Felder läßt man im Winter brach liegen, in die höhern säet man Mais oder Gerste, die im Mai geschnitten werden, worauf man im Juni wieder junge Reispflanzen steckt.

Es giebt in Simoda neun buddhistische Klöster und Tempel, und eine Menge kleinerer Heiligthümer. Alle diese Tempel liegen in der Vorstadt hinter Simoda, und auf den Abhängen und Vorsprüngen der Berge, die den Strand einfassen, erheben sich unter Baumgruppen, oft mitten im Gebüsch, Kapellen und Heiligenschreine, zu denen steinerne Treppen hinaufführen. Den Amerikanern wollte es scheinen, als ob die Vornehmen in Glaubenssachen gleichgiltig seien, und als ob gerade die untern Klassen den größten Eifer in der Gottesverehrung bewiesen.

Indem die Nordamerikaner einem Leichenzuge folgten, den unser Bild darstellt, gelangten sie zu einem der Kirchhöfe, die mit jedem Tempel oder Kloster verbunden sind. Der letztern giebt es neun, und bis auf eines haben sie alle sonderbare Namen. Das größte heißt Kloster des Gehorsams gegen Buddha, ferner giebt es ein Kloster des großen Friedens, eines der Quelle der Erkenntniß, des Reisfeldes, der Quelle des Glücks, der fortwährenden Freude, der Quelle der Vernunft und des langen Lebens. Die Gebäude bestehen aus Holz, und

Neben den frischen Gräbern standen schmale hölzerne Pfosten mit Sittenüchen in Versen. Haben die Dolmetscher der Amerikaner richtig übersetzt, kommt die japanische Dichtkunst Dem, was wir Prosa nennen, sehr nahe. er dieser Denksprüche lautete:

Was für Dauer hat der ganze Ruhm dieser Welt?
Er vergeht, wie der Reif an der Sonne zerschmilzt.
Erhoffst du einst die Freuden des himmlischen Lichts,
So labe dich an dem Duft der Lehre Buddha's.

Begräbniß in Simoda.

nderer Sittenspruch war folgenden Inhalts:

Willst du, daß selbst die Hölle deine Tugend kennt,
So leb' dein Leben lang in der Vollkommenheit.

ı Anklang an einen biblischen Spruch enthält der folgende:

Der Weise schmückt sein Haus mit seinem Ruhme
Und lang wird sein Gedächtniß nach ihm leben.

er Regel schließt sich an die Sittensprüche ein Wink für die Lebenden an, ie, wenn es nicht vergönnt ist, lebenslänglich in der Vollkommenheit zu und ihr Haus mit ihrem Ruhme zu schmücken, die Hoffnung auf ein glückJenseits darum nicht aufzugeben brauchen. Es giebt ein untrügliches

obgleich man sie erträglich in Ordnung hält, kann man auf ihrer Oberfläche, die weder Bewurf noch Malereien hat, die Wirkungen des Wetters deutlich erkennen. Die Dächer bestehen aus Ziegeln und treten wie bei den Privatgebäuden weit über die Mauer hervor.

Die innere Ausschmückung der buddhistischen Tempel hat wenig zu bedeuten. Der Fußboden erhebt sich fünf Fuß über die Erde und ist mit Matten belegt. An der Thür steht links eine Trommel, rechts eine Glocke, beide zu ganz anderem Zweck, als wir nach unsern Gewohnheiten vermuthen sollten. Beide Instrumente sind natürlich nicht dazu bestimmt, die Gemeinde zum Gebet zu rufen, sondern die Götter oder Heiligen aufmerksam zu machen, daß Jemand ihre Hülfe anzurufen im Begriff ist. Zu demselben Behuf ist an jedes der für die Priester bestimmten Lesepulte ein Holz in der Gestalt eines Fisches befestigt, auf das fortwährend geschlagen wird.

Die Schreine und Nischen, in denen die Bilder der Ahnen stehen, werden mit der größten Sorgfalt in Stand gehalten und gereinigt. Die Bildhauerei ist übrigens nicht besser als die in den chinesischen Tempeln. Hier und da sieht man an den Wänden eine Votivtafel, auf der irgend ein Ereigniß aus dem Leben des Gebers, wegen dessen er zu besonderer Dankbarkeit gegen Buddha verpflichtet ist, bildlich dargestellt wird. Rings sind Büchsen vertheilt, in welche die Frommen ihre milden Gaben niederlegen sollen. Wie die Inschriften besagen, ist das Geld zur „Sättigung hungriger Teufel" bestimmt, und der Freigebige hat zu hoffen, „daß seine Tugenden sich befestigen werden". An einigen Tempeln schärft ein Anschlag ein, daß Niemand Speisen und Getränke in den Tempel mitbringen darf.

Die Kirchhöfe neben den Tempeln sind mit Denkmälern und Grabsteinen ganz bedeckt. Sie sind in der Regel aus einem grauen Stein gemeißelt, der in der Nähe von Simoda gebrochen wird, und haben die einfachen Formen von Tafeln, Grabhügeln und Obelisken. Bildsäulen Buddha's, die höchsten in Lebensgröße, die kleinsten keinen Fuß lang, stehen zwischen ihnen. Buddha ist bald sitzend, bald stehend dargestellt, einmal mit einer Muschel, aus der er heraustritt, ein anderes Mal mit einer Lotusblume oder einem andern Symbol in der Hand. Einen schönen Eindruck machen die Massen von Blumen, die in Schalen oder Krügen vor den Gräbern und den Götzenbildern stehen. Wenn sie verwelken, werden sie immer erneuert.

Die Feuchtigkeit des Klimas ist eine so große, daß die Grabsteine sich bald mit Moos bedecken und die Inschriften unleserlich werden. Einige der frischern, die sich entziffern ließen, enthielten Angaben über den Rang, die Verdienste und den Todestag der Verstorbenen. Einem derselben wurde die ewige Seligkeit prophezeit, weil er dreitausend theologische Bücher gelesen habe. Ein Grabmal brachte eine in Stein gehauene Scene aus dem Leben Dessen, dem es gewidmet war. Er ertheilt Gehör, und die Menge der Diener und Bittsteller, die in der ehrerbietigsten Stellung um ihn versammelt sind, deutet den Rang an, den er im Leben einnahm.

Neben den frischen Gräbern standen schmale hölzerne Pfosten mit Sittensprüchen in Versen. Haben die Dolmetscher der Amerikaner richtig übersetzt, so kommt die japanische Dichtkunst Dem, was wir Prosa nennen, sehr nahe. Einer dieser Denksprüche lautete:

Was für Dauer hat der ganze Ruhm dieser Welt?
Er vergeht, wie der Reif an der Sonne zerschmilzt.
Erhoffst du einst die Freuden des himmlischen Lichts,
So labe dich an dem Duft der Lehre Buddha's.

Begräbniß in Simoda.

Ein anderer Sittenspruch war folgenden Inhalts:

Willst du, daß selbst die Hölle deine Tugend kennt,
So leb' dein Leben lang in der Vollkommenheit.

Einen Anklang an einen biblischen Spruch enthält der folgende:

Der Weise schmückt sein Haus mit seinem Ruhme
Und lang wird sein Gedächtniß nach ihm leben.

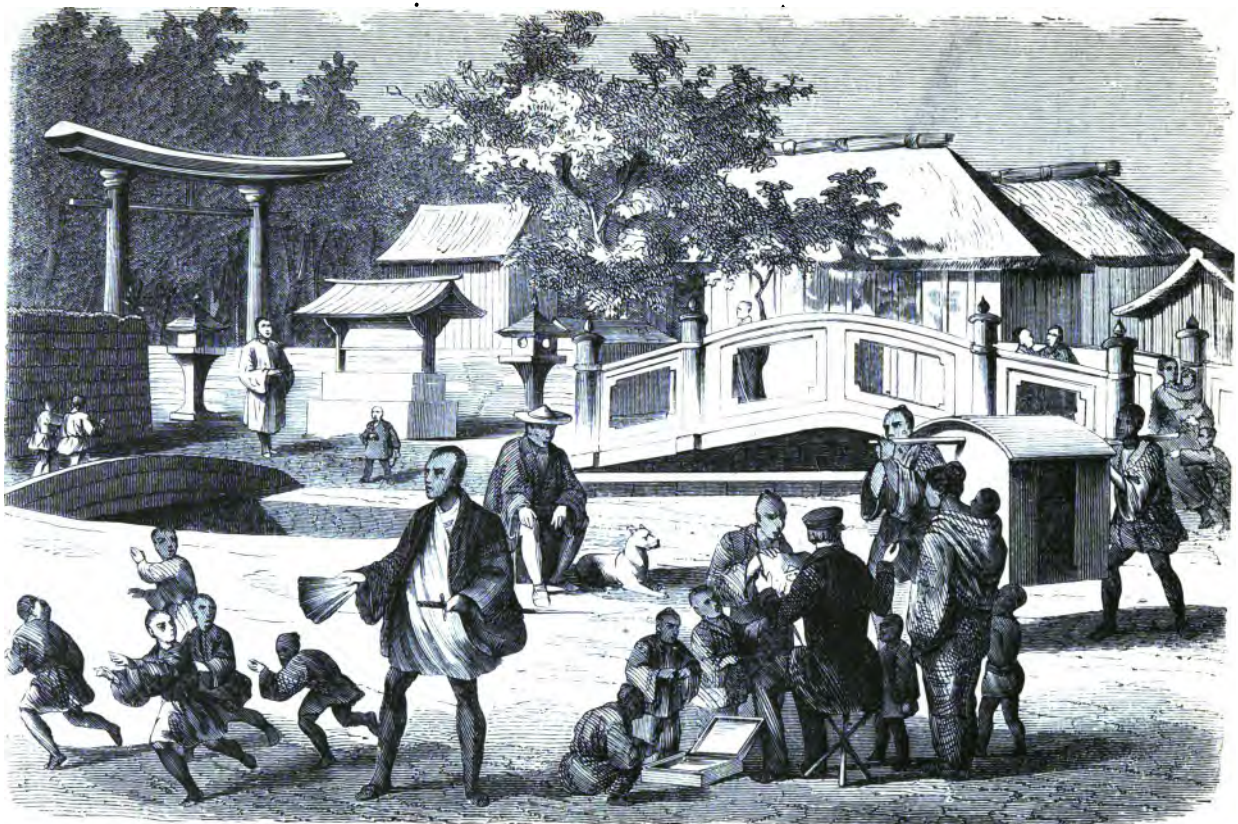
In der Regel schließt sich an die Sittensprüche ein Wink für die Lebenden an, daß sie, wenn es nicht vergönnt ist, lebenslänglich in der Vollkommenheit zu leben und ihr Haus mit ihrem Ruhme zu schmücken, die Hoffnung auf ein glückliches Jenseits darum nicht aufzugeben brauchen. Es giebt ein untrügliches

Mittel, zur ewigen Seligkeit zu gelangen — man muß die Priester mit reichen Gaben bedenken.

Eine Regierungsmaßregel flößte den Amerikanern von der Achtung, in der die buddhistischen Tempel bei den vornehmern Klassen stehen, keine hohe Meinung ein. Man wies ihnen das größte dieser Gotteshäuser während der ganzen Dauer ihres Aufenthalts zum beliebigen Gebrauch an. Es liegt an der Südseite der Stadt, dicht neben einem steilen Felsen von mehr als hundert Fuß Höhe, während auf der andern Seite ein dichtbewaldeter Berg ansteigt. Hinter dem Kloster dehnt sich bis an die Berge im Hintergrunde, die durch Treppen zugänglich gemacht werden, ein Garten aus, der Küchengewächse, Blumenbeete und Gebüsche enthält. Die Offiziere des Geschwaders bewohnten in dem Gebäude einen großen Raum, den man durch das Vorschieben von spanischen Wänden in einzelne Zimmer abtheilte. Man bewirthete sie mit Reis und Gemüsen und theilte ihnen viele Diener zu, sodaß sie über nichts zu klagen hatten.

Zu dem großen Sintu-Tempel gelangt man, wenn man die breiteste Straße des Orts durchschritten hat, durch einen Baumgang von Tannen und Wachholderbäumen. Mitten im Wege hat man zwei Wasserbecken ausgegraben, die keinen anderen Zweck zu haben scheinen, als zwei Brücken von sorgfältig behauenen Steinen, durch welche die Schönheit der Zugänge erhöht wird, ein Recht zur Existenz zu verleihen. Den eigentlichen Eingang zum Tempelumkreise hüten zwei Bildsäulen bewaffneter Krieger, denen der Bildhauer ein möglichst grimmiges Aussehn verliehen hat. Daneben stehen mehrere Paare steinerner Kandelaber, und rechts vor ihnen erhebt sich ein offenes hölzernes Gerüst mit einer Glocke, durch die den Göttern schon von weitem angezeigt wird, daß sie Besuch zu erwarten haben. Weiterhin öffnet sich eine Vorhalle mit schlechten Gemälden, und man steht nun vor den Treppen, die zum Hauptgebäude führen.

Der Tempel selbst besteht aus roh gezimmertem Holz und hat ein Strohdach. Einen Anspruch auf Kunstwerth könnte er höchstens durch seine Holzschnitzereien und Bildhauerarbeiten am Eingangsthor machen. Die Pfosten des Dachvorsprungs sind zu Köpfen von Tigern und Elefanten ausgeschnitzt, und zur Rechten und Linken hat eine Hand, die mehr durch guten Willen als durch Kunstsinn geleitet wurde, Löwen ausgemeißelt. Das Innere besteht aus einem großen Raume und aus einem Heiligthum, das durch ein Bambusgitter abgegrenzt wird und eine Bildsäule Hachiman's, eines zu den Göttern erhobenen Helden, enthält. Der Gott ist von bewaffneten Dienern umgeben, die in ihren Nischen eine Stellung annehmen, als ob sie seine Befehle erwarteten. Eine weitere Ausstattung enthält der Tempel nicht, wenn man nicht diesen Namen einer Büchse, die vor dem Heiligthum auf Opfer wartet, und einer an der Wand hängenden Liste geben will. Letztere zählt die Namen aller Derer auf, welche den Tempel mit Gaben bedacht haben. Verschämte Gönner oder solche, deren Geschenke zu klein sind, um eine Erwähnung auf der Liste zu verdienen, werfen ihre Opfer in die Büchse.



Eingang zum Tempel in Simoda.

Mit dem großen Tempel sind verschiedene kleine Kapellen in Verbindung gebracht worden. Man hat für dieselben wahrhaft pittoreske Stellen, die Spitzen von bewaldeten Hügeln und vorspringende Klippen gewählt. Gut gebaute Straßen, Brücken von einem einzigen römischen Bogen und Treppen, Alles in Stein sorgfältig ausgeführt, bilden die Zugänge. Die anspruchsvollern Verzierungen dieser Wege, die Thore mit Säulen und die ausgemeißelten Löwen würden die Japaner sich erspart haben, wenn europäischer Geschmack sie geleitet hätte. Mehrere der Kapellen liegen so tief in dichtem Gebüsch, daß man sie nicht eher sieht, als bis man unmittelbar vor ihnen steht.

Eines der kleineren Gotteshäuser wurde zum Liebling der Amerikaner. Sowol die Schönheit seiner Lage als seine Bauart zeichnete es vor allen übrigen aus. Es war dem Heiligen der Seeleute gewidmet, und unter seinen Verzierungen befand sich eine sehr sinnige: ein Kranich mit ausgebreiteten Flügeln, ein Symbol des ruhelosen Elements, dem der Schiffer sein Leben anvertraut. Wann die Amerikaner auch kommen mochten, vor diesem Gebäude fanden sie immer Fischer und Matrosen. Die Fischer kamen mit ihren Körben, die den letzten Fang enthielten, und dankten ihrem Schützer für ihr Glück, die Matrosen erfüllten Gelübde, die sie im Sturm oder beim Schiffbruch gethan hatten. Auf einem von Bäumen beschatteten Vorplatze verrichteten die Fischer, von ihren Körben und Rudern umgeben, diese oder jene Arbeit ihres Gewerbes, damit der Segen ihrer Schutzgottheit von vornherein darauf ruhe.

Von den nächsten Umgebungen der Stadt dehnten die Nordamerikaner ihre Ausflüge weiter ins Innere aus. Sie trafen dabei auf manche schöne Punkte, namentlich etwas oberhalb des Ortes auf eine kleine, von Fichten beschattete Kapelle in der Nähe von Simoda, von welcher der Blick zugleich ein sorgfältig angebautes Thal, die südlichsten Berge der Provinz Idsu, die Hafenstadt und das Meer umfaßt. Thäler und Berge folgen einander weit ins Land hinein in anmuthigem Wechsel. Im Westen hat die Gegend weniger Einwohner und bewahrt ihre natürliche Schönheit. Hier leben viele Kohlenbrenner, von denen die Wälder verwerthet werden, mit welchen die niedrigern Berge bekleidet sind. In den Dörfern an der Küste treiben Fischer ihr Gewerbe. Neben zwei dieser Ortschaften bemerkt man in den Uferklippen künstliche Höhlen, welche den Fischern bei Unwetter Schutz gewähren und außerdem zur Aufbewahrung einer gewissen Art von Seepflanzen dienen, die man in Japan ebenso kaut, wie anderwärts den Tabak.

Zur künstlichen Bewässerung der Felder unten in der Ebene benutzt man die Flüsse der Thäler. Man leitet das Wasser bis zu den höhern, in Stufen ansteigenden Aeckern, die theils mit Reis, theils mit den europäischen Getreidearten bestellt sind. Wo ein Fluß zu unbedeutend ist, um ohne Nachhülfe die Bewässerung zu gestatten, staut man sein Wasser durch Dämme und treibt es mittels einer einfachen Maschine aufwärts. Die Häuser der Grundeigenthümer und ihrer Pächter liegen am Fuße oder auf den Hängen der Berge, und in ihren Gärten läßt sich die Vorliebe der Japaner für Bäume, die man durch allerlei Mittel in ihrem Wachsthum gehemmt hat, häufig beobachten.

Japanischer Fischer. Nach Humbert.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Nach der Lage von Simoda muß man auf ein gesundes Klima schließen. Die Stadt liegt auf dem äußersten Endpunkte einer Halbinsel, und die Seewinde haben freien Zugang, während die rings aufsteigenden Berge etwaige schädliche Einwirkungen des innern Landes abhalten. Allerdings ist der Strand, auf dem sie erbaut worden ist, niedrig, aber er ist trocken, und der Fluß, der ihn durchschneidet, hat einen raschen Lauf. Kalt kann es im Winter nicht sein, da die Seeluft mildernd einwirkt. Die Amerikaner verweilten in Simoda vom 19. April bis zum 13. Mai, und während dieser Zeit stand der Wärmemesser zwischen + 12 und + 18° R. Im Sommer mag die Luftwärme auf 14° steigen. Dann sind die Tage heiß, doch Abends erhebt sich der Seewind und kühlt die Luft für die ganze Dauer der Nacht. Im Winter soll selten Frost eintreten oder Schnee fallen, wenn auch die kalte Luft aus dem Innern, die von den nahen Bergen nicht ganz fern gehalten werden kann, die Temperatur herabdrückt. Im Frühling und Herbst wechseln warme Seewinde mit kalten Landwinden, und dann werden Erkältungs-Krankheiten ziemlich häufig sein. Daß in irgend einer Jahreszeit eine Tendenz zu Epidemien herrsche, läßt sich durchaus nicht annehmen.

Commodore Perry hatte dem Statthalter von Simoda einen Besuch gemacht und war freundlich aufgenommen worden. Die Offiziere besuchten die Küste nach ihrem Belieben, wozu der Vertrag von Kanagawa ihnen ein Recht gab. Die untern Klassen legten auch hier eine wahre Begierde an den Tag, mit den Fremden in Berührung zu kommen, ihre Uniform, Degen, Knöpfe zu betasten und sich von ihnen die englischen Namen von tausend Dingen sagen zu lassen. Bald zeigte sich indessen, daß die Behörden nicht geneigt seien, einen freien Verkehr der Einwohner mit den Nordamerikanern zu gestatten. So wie Offiziere die Küste betraten, erschienen Soldaten oder bewaffnete Polizeidiener und zerstreuten das Volk. Die Kaufläden schlossen sich dann sofort, und die Straßen wurden menschenleer, ja die Beamten maßten sich sogar eine Beaufsichtigung der Amerikaner an und hingen sich auf Tritt und Schritt an ihre Fersen. Draußen im freien Lande war es nicht besser; kein Amerikaner konnte frische Luft schöpfen, ohne daß ein Schwarm von Aufpassern ihn begleitete.

Eine solche Verletzung des Vertrags von Kanagawa konnte Perry nicht dulden. Er schickte einen seiner Offiziere zum Statthalter und ließ diesem erklären, welche Rechte die Amerikaner durch ihr Abkommen mit dem Kaiser erworben hätten. Auch die Holländer in Nagasaki, antwortete der Statthalter, werden bei jedem Ausgange von zwölf bis vierzehn Soldaten bewacht, und so ist es bei uns Recht und Herkommen. Man bemerkte ihm darauf, daß der neue Vertrag eben ein neues Recht und Herkommen begründe, daß die Amerikaner jetzt ausdrücklich als Freunde anerkannt worden seien, die mit Aufpassern zu umgeben eine ungerechtfertigte Beleidigung wäre, daß eine solche Behandlung nicht geduldet werden könne, und daß Perry, wenn sie fortdauere, nach Jedo segeln und eine Erklärung fordern werde. Dieses entschiedene Auftreten schüchterte den Statthalter ein. Indem er seine Handlungsweise damit entschuldigte, daß

er die Bucht von Jedo vor dem Abschluß des Vertrags verlassen habe und daher nicht wisse, daß in demselben von einem freien Verkehr die Rede sei, erklärte er, daß er in der Hauptstadt Verhaltungsbefehle einholen und bis zum Eintreffen derselben die Nordamerikaner nicht weiter belästigen werde.

Die Offiziere besuchten die Küste von nun an täglich, und eine Zeit lang schien es, als ob man ihren Bewegungen nichts in den Weg legen wolle. Bei einer dieser Gelegenheiten bemerkten sie, daß zwei Japaner ihnen folgten, aber verstohlen und auf eine solche Weise, daß sie eine Unterredung anknüpfen zu wollen schienen. Die Amerikaner blieben daher stehen, die beiden Fremden näherten sich rasch, und es zeigte sich nun, daß sie Männer von Stand wären. Jeder trug zwei Schwerter, und beide benahmen sich in der höflichen, zuvorkommenden Weise der Vornehmen. Sie blickten scheu umher, ob Niemand in der Nähe sei, und entfernten sich rasch wieder, nachdem einer von ihnen, indem er sich den Anschein gab, als wolle er eine Uhrkette in der Nähe betrachten, einem Offiziere einen Brief unter die Uniform geschoben hatte.

An Bord wurde der Brief geöffnet und von den Dolmetschern übersetzt. Sein Inhalt überraschte Perry höchlich, da er in der förmlichen Bitte bestand, daß er die beiden Japaner mit nach Amerika nehmen möge. „Zwei Gelehrte aus Jedo," schrieben sie, „überreichen diesen Brief zur Berücksichtigung der hohen Beamten und derer, welche die Geschäfte leiten. Wir besitzen wenige und geringe Kenntnisse, wie wir selbst klein und unbedeutend sind, sodaß wir uns schämen, vor Euch zu treten. Wir sind weder im Gebrauch der Waffen erfahren, noch verstehen wir von den Regeln der Strategie und der Kriegszucht zu sprechen; uns sind die Jahre und Monate bei nichtssagenden Bestrebungen und müssigen Vergnügungen verflossen. Wir haben jedoch in Büchern gelesen und auch durch Hörensagen erfahren, welche Gelehrsamkeit und welche Sitten in Europa und Amerika herrschen, und seit Jahren schon hegen wir den Wunsch, die fünf Festlande (Welttheile) zu durchwandern, aber die Gesetze unseres Vaterlandes sind in Beziehung des Seeverkehrs streng, denn daß Fremde unsere Küste besuchen und Japaner ins Ausland gehen, ist gleichmäßig verboten. Unser Wunsch, andere Länder zu besuchen, ist daher blos innerhalb unserer Brust in beständiger Bewegung auf und abgestiegen, und es ist uns zu Muth gewesen, wie Leuten, welche mit Mühe athmen oder in ihrem Gange gehemmt sind. Die Ankunft und der längere Aufenthalt Ihrer Schiffe in unsern Gewässern hat uns Gelegenheit geboten, eine angenehme Bekanntschaft und sorgfältige Beobachtungen zu machen. Wir sind auf diese Weise von der Freundlichkeit Ew. Excellenz überzeugt worden und zugleich ist der alte Wunsch in uns wieder aufgestiegen."

Der weitere Inhalt des Briefs war die Bitte, daß Perry den Beiden Aufnahme auf seinem Schiff gewähren möge. Sie wollten alle Dienste verrichten, die man von ihnen verlange, und allen Befehlen gehorchen. Wünsche doch auch der Lahme gesunde Beine zu haben, wenn er einen Andern gehen sähe, und den Fußgänger verlange nach einem Pferde, wenn ein Reiter vorüber komme. Bisher seien ihre Wanderungen gegen Ost und West, gegen Nord und Süd

beschränkt gewesen, und nun zeige sich ihnen ein Geschwader, das gegen den Sturm segle und die hohen Wellen theile, mit Blitzesschnelle Tausende von Meilen zurücklege und an den großen fünf Welttheilen hinstreiche. „Die Verbote unseres Vaterlandes sind noch in Kraft", schlossen die Briefsteller, „und sollte unsere Absicht bekannt werden, so würde man uns verfolgen und uns hinrichten. Bewahren Sie daher das Geheimniß, bis Sie absegeln und wir uns Ihnen anschließen. Kommen wir später zurück, so werden unsere Landsleute nicht daran denken, geschehene Dinge zu untersuchen." In einem beigelegten Zettel erklärten die beiden Japaner, daß sie in Yokohama mehrmals den Versuch gemacht hätten, in einem Boot an das amerikanische Geschwader zu gelangen, aber es wären der Aufpasser zu viele gewesen, und die Amerikaner hätten Niemand an Bord kommen lassen. Auch in Simoda, wohin sie Perry gefolgt wären, hätten sie kein besseres Glück gehabt. Wolle er in der nächsten Nacht nach Kazikazi an eine Uferstelle, wo keine Häuser ständen, ein kleines Boot schicken, so werde er sie am Platze finden.

Perry hatte seine guten Gründe, diese Bitte nicht zu erfüllen. In der folgenden Nacht wurde das Flaggenschiff um zwei Uhr Morgens angerufen, und zwei Japaner stiegen an Bord. Das Boot, in dem sie gekommen waren, trieb fort, da sie es, gewiß absichtlich, nicht befestigt hatten. Es waren die beiden Briefsteller, die jetzt nicht mehr daran zweifelten, daß sie ihre Reiselust befriedigen und die Welt sehen würden. Als man sie fortwies, machten sie die beweglichsten Vorstellungen, und man mußte sie mit halber Gewalt in ein Boot schaffen, das sie zur Küste führte. Perry's Verfahren scheint hart, aber er konnte nicht anders handeln. Er hatte so oft darauf gepocht, daß weder er noch seine Leute jemals die japanischen Gesetze verletzen würden, daß er, noch dazu unmittelbar nach dem Vertrage von Kanagawa, gegen eines der strengsten Verbote dieser Gesetze nicht verstoßen durfte.

Nicht lange, so überzeugte er sich, daß seine Hoffnung, man werde die nächtliche Fahrt der beiden Wißbegierigen nicht bemerkt haben, eine trügerische gewesen sei. Einige Offiziere, welche etliche Tage später in den Straßen von Simoda umherschlenderten, kamen zufällig zu dem städtischen Gefängniß und erkannten in zwei Gefangenen, die hinter einem Gitterwerk in einer Art von Käfig saßen, die beiden unglücklichen Japaner. Sie schienen ihr Schicksal mit vielem Gleichmuth zu ertragen, und der Anblick von Amerikanern erfreute sie sichtlich. Einer von ihnen schrieb einige Worte nieder und überreichte sie den Offizieren. Die Gesinnung, die sich darin ausspricht, verdient, daß wir die wenigen Zeilen mittheilen. Sie lauteten: „Wenn einem Helden ein Unternehmen mißlingt, so betrachtet man seine Handlungen als die eines Elenden und eines Räubers. Man hat uns öffentlich verhaftet und hierher geführt, wo man uns seit Tagen gefangen hält. Die Aeltesten der Stadt und die Vornehmsten betrachten uns mit Verachtung und behandeln uns schmachvoll. Wir haben uns aber keinen Vorwurf zu machen und sagen uns, daß ein Held in einer solchen Lage zeigen muß, er sei wirklich ein Held. Da die Freiheit, die

sechzig Staaten (Japan) zu bereisen, für unsere Wünsche nicht genug war, wollten wir die fünf Festlande kennen lernen. Darnach sehnte sich unser Herz seit langer Zeit. Plötzlich scheiterten unsere Pläne, und jetzt befinden wir uns hier in einem kleinen Gefängnisse, wo das Essen, das Ruhen, das Sitzen, das Schlafen schwierig ist. Wie könnten wir aus diesem Orte einen Ausweg finden? Lachten wir, so hielte man uns für Ehrlose, weinten wir, für Narren. Ach, uns bleibt nichts, als zu schweigen."

Bei einem zweiten Besuche fanden die Amerikaner den Käfig leer und hörten von den Wächtern, daß die Gefangenen auf einen hohen Befehl hin nach Jedo abgeführt seien. Was aus den armen Leuten geworden ist, hat Perry nicht erfahren. Man sagte ihm blos, daß die Todesstrafe, mit der die Gesetze jedes heimliche Verlassen des Reichs bedrohen, an ihnen nicht werde vollzogen werden.

Acht Tage waren seit der Ankunft der Schiffe verflossen, als der Statthalter von Simoda seine vertragswidrigen Maßregeln wieder aufnahm. Die Freiheit der Amerikaner wurde beschränkt, und bei jeder Gelegenheit drängten sich Soldaten und Aufpasser zwischen sie ein. Selbst wenn der Commodore die Stadt besuchte, gingen zwei japanische Beamte vor ihm her, welche allen Leuten den Befehl gaben, sich in ihre Häuser zurückzuziehen und die Thüren zu schließen. Den Ladeninhabern war es offenbar verboten worden, etwas an die Fremden zu verkaufen, denn nicht einmal die unbedeutendsten Artikel wurden abgelassen. Man beklagte sich beim Statthalter, und dieser stellte sich erstaunt, wie sowol die Einheimischen als die Fremden seine guten Absichten so mißverstehen könnten. Er schicke Soldaten auf die Straßen, damit die Amerikaner Schutz fänden, und den Einwohnern habe er nicht befohlen, ihre Thüren zu schließen, sondern im Gegentheil, sie weit zu öffnen. Waaren könnten freilich nicht verkauft werden, bis die vorbehaltene Eröffnung eines Marktes für den „Handel" stattgefunden habe. Jene beiden ersten Entschuldigungen ließen die Amerikaner nicht gelten, da ihre persönliche Erfahrung ihnen beweise, daß er ganz andere Befehle erlassen habe, und hinsichtlich des Verkaufs in den Läden wurde ihm bemerkt, daß die Erwerbung von Kleinigkeiten nicht unter den Begriff des Handels falle. Der Statthalter gab endlich nach und willigte ein, daß die Amerikaner durch ihren Dolmetscher Einkäufe machen konnten. Es wurde nun nöthig, den Werth zu bestimmen, zu dem der amerikanische Dollar angenommen werden solle. Hier wurde Perry zum ersten Male von seiner gewöhnlichen Umsicht verlassen. Indem er den Werth des chinesischen und des japanischen Käsch ohne weiteres für gleich annahm, schlug er vor, den amerikanischen Dollar zu 1600 Käsch zu rechnen. Die Japaner hatten dagegen nichts einzuwenden, und ihre Händler verkauften von nun an mit der größten Bereitwilligkeit. Das hatte seinen natürlichen Grund — der chinesische Käsch ist dreimal soviel werth als der japanische.

Gewisse Artikel waren auch jetzt nicht zu bekommen, weil die Japaner sie nicht verkaufen konnten. Die Rinder brauchen sie als Lastthiere nothwendig, und nicht ein einziges war käuflich. Geflügel gab es so wenig, daß der Markt

bald geräumt war, und die Amerikaner hätten jetzt kein frisches Fleisch mehr gehabt, wenn der „Macedonian" nicht mit einer Menge der schönsten Schildkröten von den Bonin angekommen wäre.

Auf dem „Powhatan" fiel ein Matrose so unglücklich, daß er an den Folgen starb. Bei dieser Gelegenheit handelten die Japaner wie ein wirklich befreundetes Volk. Nicht genug, daß sie ein Begräbniß auf der Küste gestatteten, räumten sie den Amerikanern einen besondern Platz zum immerwährenden Kirchhof ein. Ehe die Feierlichkeit begann, stellten sich mehrere Beamte an Bord ein und verlangten die Leiche zu sehen. Da sie entschuldigend erklärten, diese Leichenschau sei eine Förmlichkeit, die das Gesetz unbedingt vorschreibe, die aber künftig gewiß wegfallen werde, so ließ Perry den Sarg öffnen.

Alles schien jetzt auf dem freundlichsten Fuße zu stehen, und Perry wurde deshalb auf die unangenehmste Weise überrascht, als er von einem Vorgange hörte, den er nicht ohne die stärkste Rüge hingehen lassen konnte. Drei Offiziere waren an die Küste gegangen, um in der Nähe von Simoda mit ihren Vogelflinten zu jagen. Sie hatten sich verspätet und waren in einen für Fremde bestimmten Raum gegangen, der zu einem buddhistischen Kloster gehörte. Da der Statthalter von Simoda erklärt hatte, daß jedes Kloster und jeder Tempel den Fremden zur Verfügung stehe, so glaubten sie um so mehr in ihrem Recht zu sein, als ihr Dolmetscher gegen ihr Vorhaben keine Einwendung machte. Kaum hatten sie sich aber auf den weichen Matten des Zimmers eingerichtet, als Soldaten, mit dem Dolmetscher und mit mehreren Beamten an der Spitze, eindrangen und sie auf eine rohe Art fortwiesen. Die Haltung der Japaner wurde immer drohender, und die Offiziere wußten sich nicht anders zu schützen, als indem sie zu den Waffen griffen. Das Knacken der Hähne dämpfte den Kriegsmuth der Soldaten, und alle entfernten sich bis auf einen, der als Wache zurückblieb.

Im ersten Unmuth wollte Perry seine Marinesoldaten ausschiffen und die Beamten, von denen die Beleidigung ausgegangen war, verhaften lassen. Bei ruhigerem Blut zog er den Weg energischer Unterhandlungen vor. Der Statthalter von Simoda verschanzte sich hinter einer ganzen Reihe von Einwänden, daß der Vertrag von Kanagawa noch gar nicht gelte, daß jeder Amerikaner, der über Nacht auf dem Lande bleiben wolle, vorher davon Anzeige machen müsse, daß er das Recht habe, jedem Fremden zu dessen Schutz Wachen beizugeben u. s. w.; allein Perry beruhigte sich nicht eher, als bis der Japaner das Benehmen der Soldaten gemißbilligt und sein Bedauern über den Vorgang ausgesprochen hatte, worauf ihm noch angedeutet wurde, daß er für jede neue Beleidigung persönlich verantwortlich gemacht werden solle.

Ueber zwanzig Tage des Aufenthalts in Simoda waren so ziemlich unter Streitigkeiten mit den Behörden vergangen. Das Einzige, was sie ohne Widerrede gestatteten, war die Vermessung des Hafens und seiner Zugänge. Bei allen übrigen Berührungspunkten mußten die Amerikaner dieselben Zugeständnisse, die ihnen von den kaiserlichen Bevollmächtigten gemacht worden waren, den

Unterbehörden in Simoda förmlich abringen. Ohne höhere Weisung handelten die letztern gewiß nicht. Sie vermieden so ängstlich jeden Schatten von Selbstständigkeit, daß sie nicht einmal dem bisherigen Dolmetscher erlaubten, nach Hakodade mitzufahren. Sie räumten ein, daß kein Gesetz, kein Herkommen dem widerspreche, und daß die Sache für beide Theile bequem und nützlich sei, aber sie hatten von Jedo keine Weisung. Die letzten Tage verflossen indessen ohne eine weitere Störung des freundschaftlichen Verkehrs, und die Beamten leisteten sogar den Absichten Perry's Vorschub.

Perry nahm nach Hakodade nur zwei Schiffe mit. Sobald er den Außenhafen verließ, trat die Inselgruppe, welche vor der Bai von Jedo liegt, voll in Sicht. Das merkwürdigste dieser Eilande ist Ohosima. Es besitzt nämlich einen Vulkan, der noch in Thätigkeit ist. Von der See aus gesehen, scheint der Krater einen bedeutenden Umfang zu haben oder aus verschiedenen Oeffnungen zu bestehen, denn der Rauch erhebt sich in kurzen Zwischenräumen an mehreren Stellen, die alle an dem Rande eines Bergrückens von mindestens einer Meile Ausdehnung liegen.

Gleich bei der Insel Ohosima*) traten die Schiffe in den Kurosiwo ein. Wir haben diese Strömung und ihre merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Golfstrom des Atlantischen Ozeans bereits früher besprochen und haben dem dort Gesagten blos hinzuzufügen, daß die Amerikaner in dieser Strömung ein Seegewächs treiben sahen, das ihren Seemannsaugen mit dem Fucus (Sargassum bacciferum) des Golfstroms identisch zu sein schien.

Mehrmals begegnete man ganzen Flotten von Fischerbooten. Wo man sie traf, da hatte das Wasser in der Regel die trübe Farbe, die der Schiffer auf das Vorhandensein von Niederungen deutet, und war mit Fucus dichter als an andern Stellen bedeckt. Mit dem Senkblei fand man indessen Tiefen von dreißig und vierzig, ja von siebzig und achtzig Faden. Die ganze südliche und östliche Küste von Nippon zeigte sich nicht so hoch als das westliche Ufer der Bucht von Jedo. Ihre Erhebung über das Meer bleibt indessen immer noch so bedeutend, daß die Küste bei hellem Wetter in einer Entfernung von zehn Meilen sichtbar wird.

Am Vorgebirge Kurosaki hatte man eine Aussicht auf Schneeberge, die sich im Innern hoch zu den Wolken erhoben. Wahrscheinlich war es der Einfluß dieser Berge, der die Luft in dieser Gegend kühl und erfrischend machte. Das Wasser hatte + 10, die Luft + 12 °. Die Oberfläche des Meers war vollständig glatt und hatte auf der Oberfläche ein Ansehen wie Oel, das Perry den Ausscheidungen von Meerschweinen und von Walfischen, die sich zahlreich und in verschiedenen Arten zeigten, zuschrieb.

Im ersten Zwielicht des 16. Mai sah man das nordöstliche Ende von Nippon, daß bei den Japanern Siriga Saki heißt. Als man diese Spitze umschifft hatte,

*) Ohosima eine Insel zu nennen, ist eigentlich ein Pleonasmus, da Sima schon Insel bedeutet. Wir wollen hier hinzufügen, daß Saki, der Name für den japanischen Branntwein, auch die Bezeichnung für Vorgebirge ist.

trat die Sangar-Straße, welche diese Insel von Jesso trennt, voll in Sicht. Man steuerte nun grade auf Hokodade los, traf jedoch in der Mitte der Meerenge auf eine Strömung oder Flut, die so stark war, daß man den Hafen vor Nacht nicht zu erreichen vermochte. Perry hielt es für gerathen, ins hohe Meer zurückzusteuern. Der nächste Morgen brachte einen dichten Nebel, der es wieder nicht räthlich machte, die Schiffe einer Küste zuzuführen, welche Niemand kannte. Die Mittagssonne zerstreute die Dünste endlich, und jetzt wurde die Fahrt zum Hafen vollendet. Das Erste, was man dort sah, waren die Masten der drei Schiffe, welche Perry vorausgeschickt hatte.

Die Bai von Hakodade liegt auf der Insel Jesso, am nördlichen Ufer der Sangar-Straße, und bildet einen der schönsten und sichersten Häfen der Welt. Damit verbindet sie den Vorzug, für Schiffe bei jedem Winde leicht zugänglich zu sein. Sie besteht, wie die Bai von Simoda, aus einem Außen- und einem Binnen-Hafen. In dem erstern zieht sich eine Untiefe, am Mittelpunkte des Ufertheils der Stadt beginnend, zwölfhundert Fuß weit fort. Der Binnenhafen vermag mindestens hundert Segel zu fassen und bietet überall den sichersten Ankergrund und eine hinreichende Tiefe dar. Er ist der südöstliche Arm der Bai und endet an einem Vorgebirge, das durch eine niedrige und sandige Landzunge mit dem festen Lande in Verbindung gesetzt wird.

Wenige Stunden vergingen, und ein Boot mit mehreren japanischen Beamten legte beim Flaggenschiff an. Das Fahrzeug war schwerer und plumper als die Boote, die man anderswo gesehen hatte, und acht Diener in einer dunkelblauen und weißen Livree, in die ein Wappen eingestickt war, ruderten dasselbe. Man überreichte den Beamten, sobald sie das Verdeck betraten, eine Abschrift des Vertrags von Kanagawa und ein Schreiben, das Perry von den kaiserlichen Bevollmächtigten erhalten hatte. Die Japaner schienen von den Vorgängen in der Bucht von Jedo nichts zu wissen und klagten, daß die Bevölkerung durch die Ankunft fremder Schiffe in große Aufregung und Furcht versetzt worden sei.

Nächsten Tages fand in der Stadt eine Zusammenkunft des Commodores mit dem Statthalter Jendo Matzaimon statt. Das Empfangszimmer war eine große Halle, aus der eine Hinterthür auf einen Hof führte. Da sie offen stand, so konnte man verschiedene Eingänge und Treppen eines Hintergebäudes sehen. Die Karnieße der Thüren waren in Holz geschnitzt, die Fenster hatten die Form der europäischen, aber unser Glas wurde durch geöltes Papier ersetzt. Der Statthalter war ein Mann in mittleren Jahren, und sein Gesicht hatte einen wohlwollenden Ausdruck. Auch er hatte erst durch die Amerikaner erfahren, daß ein Vertrag abgeschlossen sei, und hob nachdrücklich hervor, welche Verlegenheiten für ihn entstehen würden, wenn er ohne einen ausdrücklichen Befehl von Jedo die Forderungen der Fremden erfülle, Waaren zu kaufen und die Küste betreten zu dürfen. Als Perry auf seinem vertragsmäßigen Recht bestand, versprach der Statthalter, am nächsten Morgen schriftliche Antwort geben zu wollen.

Der Brief kam und brachte, in eine Menge von Ausflüchten und Entschuldigungen eingehüllt, die Gewährung der wesentlichsten Punkte, auf die

es den Amerikanern ankam. Von einer wirklichen Uebersetzung stehen wir ab, um nur den Kern, möglichst in der japanischen Ausdrucksweise, zu geben. „Sie haben dieses Land", so begann der Statthalter, „ohne Zweifel für ausgedehnt und wohl bevölkert gehalten, und haben gewiß nicht die entfernteste Absicht, zu rauben oder sich gewaltsam und ohne Erlaubniß einzudrängen. Dieser Platz ist aber nicht größer als eine Pille oder als ein Fleck und die Umgegend so unfruchtbar, daß sie fast nichts hervorbringt.

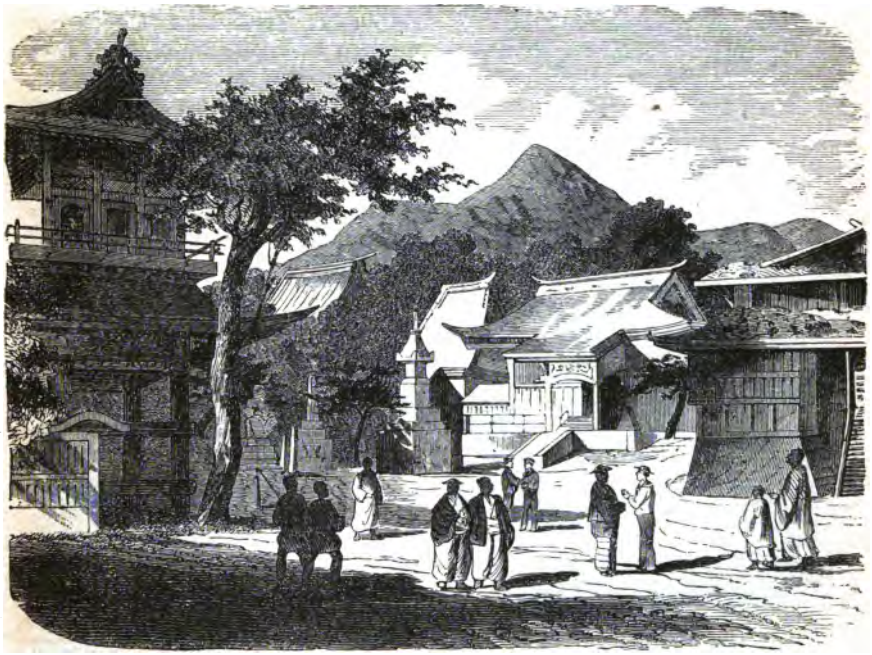
Es überrascht uns sehr, daß wir von dem Vertrage keine Nachricht erhalten haben, und daß das von Ihnen überbrachte Schreiben keine Aufklärung über diese Angelegenheit enthält. Selbständig zu handeln, ehe man uns vom Thron eine Belehrung ertheilt hat, ist für uns eine sehr ernste Sache, die Versicherung können wir Ihnen geben, denn der unabänderliche Gebrauch in allen unsern Fürstenthümern ist der, auf Befehle zu warten. Mag eine Angelegenheit klein oder groß sein, ist sie eine Staatssache, so muß sie dem Fürsten vorgetragen werden, der nach Jedo einen klaren Bericht einschickt und nach den erhaltenen Befehlen handelt.

Was wir an Lebensmitteln hier haben, Eier, Hühner, frische Fische, Enten und andere Gegenstände, sollen Sie erhalten und Sie mögen immerhin die Dörfer, Märkte und Flecken besuchen, obgleich sie verächtlich und ärmlich, gemein und roh, nicht der mindesten Beachtung werth sind. Was Sie verlangen (Holz und Wasser) soll geliefert werden."

Die drei Tempel, um deren Einräumung die Amerikaner gebeten hatten, waren ihnen anfänglich verweigert worden, weil man befürchtete, daß sie die gottesdienstlichen Gebräuche stören würden. Als der Statthalter hörte, daß es ihnen nicht um die ganzen Tempel zu thun sei, sondern blos um den Theil, der in Japan Fremden eingeräumt zu werden pflegt, gab er in diesem Punkte nach. Wie das Aeußere der Tempel in Hakodade beschaffen ist, ersieht man aus der Abbildung. Die Amerikaner fanden nun kein Hinderniß weiter, in den Straßen umherzugehen, mit den Einwohnern zu verkehren und Einkäufe zu machen. Auf diese Weise lernten sie die japanischen Sitten in Hakodade weit besser als in Simoda kennen.

Die Stadt hat in ihrer Lage eine merkwürdige Aehnlichkeit mit Gibraltar. Wie dieses erhebt sie sich an einer Meerenge, auf einer Halbinsel, die mittels einer schmalen und sandigen Landzunge, bei Gibraltar der neutrale Grund genannt, mit dem Festlande zusammenhängt, und lehnt sich an einen hohen Felsen, der hier wie dort in drei Bergspitzen ausläuft. Doch bestehen auch Verschiedenheiten, namentlich hinsichtlich der Fruchtbarkeit des Bodens. Der Felsen von Gibraltar ist des Pflanzenwuchses ziemlich entkleidet, der Felsen von Hakodade ist blos oben nackt, während sein mittlerer Theil viel Unterholz und einige Fichtengruppen trägt, sein Fuß aber mit weit schattenden Cypressen, hohen Ahornen und Fruchtbäumen, unter denen man Pflaumen und Pfirsichen erkennt, reich bewaldet ist. Dieser reiche Pflanzengürtel umgiebt Hakodade wie ein Nest und trennt es gleichsam schützend von den nackten Felsen.

Der Ort enthält etwa tausend Häuser und hat drei mit dem Strande gleichlaufende Straßen, die von andern in rechten Winkeln durchkreuzt werden. Sie sind dreißig bis vierzig Fuß breit und werden mit großer Sorgfalt rein gehalten. In kurzen Zwischenräumen laufen quer über die Straßen hölzerne Gitter, deren Thore bei Tage offen bleiben und in der Nacht geschlossen werden. Jede der auf diese Art entstehenden Abtheilungen von Häusern bildet eine Gemeinde, deren Vorsteher (japanisch Ottona) für die Erhaltung der Ordnung verantwortlich ist.



Der Haupttempel in Hakodade.

Hakodade ist nicht blos eine reinliche, sondern auch eine stille Stadt. Die Ruhe, die in den Straßen herrscht, wird für einen Fremden, der an den Lärm amerikanischer und europäischer Städte gewöhnt ist, fast peinlich. Da hört man keines der bekannten Geräusche, die nach unsern Begriffen mit der geschäftigen Thätigkeit einer Handels- und Hafenstadt unzertrennlich verbunden sind. Da rasselt kein beladener Wagen über das Pflaster, kein Ausrufer lenkt durch Geschrei die Aufmerksamkeit auf seine Waaren, keine Menschenmengen drängen sich eilig und geräuschvoll durcheinander. Was man zuweilen hört, ist der gellende Aufschrei, durch den ein Treiber sein Lastthier anspornt, oder der herrische Ruf

eines Dieners, der die untern Klassen an die Art erinnert, wie sie seinen herannahenden Herrn zu begrüßen haben, oder in seltenern Fällen der Klang eines Hammers, der aus der fernen Schmiede herübertönt. Daß Hakodade trotz dieser unheimlichen Stille eine handelsthätige und gewerbfleißige Stadt ist, nimmt man an verschiedenen Zeichen wahr. Nicht selten begegnet man langen Zügen von Lastthieren, die langsamen Schritts durch die Straßen schreiten, im Hafen liegen Hunderte von Dschunken vor Anker, Boote schießen in Menge, mit Waaren beladen, über die Bucht, und in den Straßen sieht man häufig vornehme Japaner, die an der Spitze eines Trosses von Dienern dahinschreiten oder auf reich geschirrten Pferden ihren Weg verfolgen.

Geräthschaften in einem japanischen Zimmer.

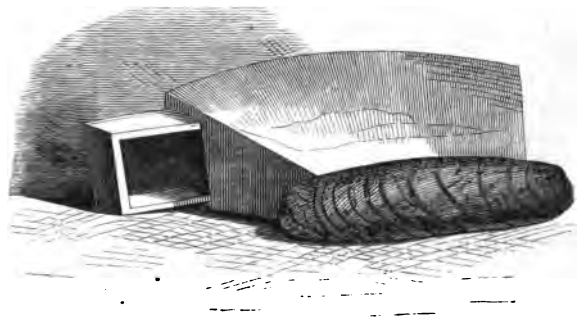
Die Häuser von Hakodade haben in der Regel blos ein Stockwerk mit einem Dachgeschoß. Das letztere wird zuweilen als geräumiges Wohnzimmer benutzt, dient aber in der Regel zur Unterbringung der Dienstboten oder als Vorrathskammer. Das Dach erhebt sich selten höher als fünfundzwanzig Fuß über die Erde. Seine Ränder treten vorn, hinten und zu beiden Seiten ziemlich weit hervor, sodaß nicht blos der rings um das Haus laufende, und zwei Fuß erhöhte Gang, sondern auch der Raum vor und hinter den Eingangs- und Ausgangsthüren gegen den Regen geschützt wird. Die Wände bestehen fast ohne Ausnahme aus fichtenen Bretern, die man der Länge nach so gut nebeneinander zu befestigen weiß, daß die Fugen dicht schließen. Die vor den Papierfenstern befindlichen Breter laufen in Falzen und können in die Höhe geschoben werden. In den Kaufläden nimmt man gewöhnlich die ganze Vorderseite der Wand weg, sodaß man von der Straße aus den Laden frei überblicken kann; die Handwerker lassen hinter den emporgeschobenen Fensterbretern Bambusgitter nieder, um ungestört arbeiten zu können.

Die Häuser von Hakodade haben im Innern geölte oder gefirnißte Wände, aber gegen außen bieten sie blos die rohen Breter dar. Da das Klima feucht und kalt ist, so werden die Breter schwarz und faulen an, wodurch die Stadt ein ärmliches und finsteres Ansehen erhält. Bei den Tempeln und den bessern Häusern besteht das Dach aus Ziegeln, bei den übrigen aus Holzschindeln. Daß diese ganze Bauart im höchsten Grade feuergefährlich ist, liegt auf der Hand.

Die Einwohner wissen es und treffen alle erdenkbaren Vorkehrungen. Auf jedem Dache steht ein Gefäß, das stets mit Wasser gefüllt ist, in jeder Straße befindet sich eine Cisterne, und jeder Bezirk hat seine Feuerspritze und seinen Feuerwächter, der durch Schläge gegen ein Bret weckt, wenn er in der Nacht irgendwo eine Flamme hervorbrechen sieht. Daß dennoch große Feuer vorkommen, sahen die Amerikaner an den ausgebrannten Brandstätten, bei denen ihr Weg sie vorbeiführte.

Die innere Ausstattung ist ebenso einfach, um nicht dürftig zu sagen, wie in Simoda. Den gewöhnlich vorkommenden Hausrath haben wir auf unserm Bilde vereinigt. Da die Japaner kauern, nicht sitzen, so fehlen in der Regel Stühle, obgleich man sie kennt und bei feierlichen Zusammenkünften immer benutzt. Sie sind gleich unsern Feldstühlen zum Zusammenschlagen eingerichtet, haben mit Leder überzogene Sitze und fallen durch ihre plumpe Arbeit auf. Wir wollen bei dieser Gelegenheit bemerken, daß nur die untern Klassen mit übereinander geschlagenen Fersen kauern. Die Vornehmern halten dies für gemein und ruhen auf den Knieen aus.

Ebenso wenig als Stühle sind Tische im allgemeinen Gebrauch. In ihrem Hause essen die Japaner an der Erde kauernd, jeder für sich, von Schüsseln, die auf lackirten Fußgestellen stehen. Daß bei feierlichen Gelegenheiten die mit rothem Krepp bedeckten Bänke als Tische dienen, haben wir bei den Zusammenkünften der kaiserlichen Bevollmächtigten mit den Nordamerikanern gesehen. Die Suppe wird unmittelbar aus der Schüssel getrunken, nachdem die in ihr schwimmenden Stücke Fisch mit einem zugeschnitzten Hölzchen herausgeholt worden sind. Einige lackirte Schalen und Schüsseln, die unvermeidlichen spitzen Hölzchen, einige Porzellantassen und gelegentlich ein irdener Löffel bilden das ganze Tischgeschirr.



Japanisches Kissen.

Der etwas erhöhte Fußboden, der sich durch das ganze Haus zieht, ist mit weißen Matten bedeckt, die man mit Stroh füttert. Sie sind sehr hübsch gewebt und haben einen Rand von Tuch. Die Gewohnheit — die Amerikaner meinten, das Gesetz — und mehr noch der Gebrauch, zu dem sie bestimmt sind, schreibt für diese Matten eine Länge von sechs und eine Breite von drei Fuß vor. Die Japaner sitzen bei Tage fast beständig auf ihnen, mögen sie nun ihre Waaren verkaufen, oder rauchen, oder mit ihren Freunden sprechen. In der Nacht schlafen sie auf einer dieser Matten und nehmen eine zweite zur Decke. Unter den Kopf wird eine harte Schachtel geschoben, in welcher ein Schubfach für kleine Werthgegenstände befindlich ist. Unser Bild zeigt, wie ein solches Kopfkissen aussieht.

Einfach, wie ein japanisches Haus ist, entbehrt es doch des Schmuckes nicht ganz. In den bessern Zimmern sieht man Holzschnitzereien von der künstlichsten Arbeit, die in der Zeichnung allerdings viel zu wünschen übrig lassen. Auf dem geölten Papier, das unsere Fensterscheiben ersetzt, sind häufig Gemälde von Vögeln und Landschaften angebracht, sodaß Lichtbilder entstehen. Die Wände sind bei den Vornehmen getäfelt und mit gemalten Papiertapeten behangen, die man aufrollen und daher leicht aus einem Zimmer in das andere tragen kann. Die immer wiederkehrenden Lieblingsfiguren der Fenster, der Tapeten und der Holzschnitzereien sind der Kranich, die Schildkröte, der man durch Beifügung von Flügeln eine symbolische Bedeutung giebt, und der Delphin.

In der Mitte des Wohnzimmers befindet sich ein vertiefter Raum von viereckiger Form, der mit Ziegeln ausgelegt und mit Sand gefüllt ist. Auf dem letztern brennt fortwährend ein Kohlenfeuer, über dem jederzeit an einem Dreifuße ein Theekessel schwebt. Man hat mithin immer heißes Wasser und kann einem Besuch sogleich Thee vorsetzen. Dieses Getränk ist schwach und wird gewöhnlich nicht gesüßt, obgleich man in Hakodade viel Gebrauch von Zucker macht. Die Theekessel sind von Bronze, von Silber oder auch wol von gemeinem irdenen Gut. Bei den Armen ersetzt das Kohlenfeuer in der Mitte des Zimmers, an dem man den Thee kocht, den Saki erwärmt und eine Menge kleiner Gerichte bereitet, zugleich unseren Ofen. Die Wärme, die dasselbe verbreitet, ist nur gering, und die geringeren Leute klagen beständig über Kälte, obgleich sie so nahe als möglich am Feuer kauern. Ein solches Zimmer in Hakodade mit seinem schwach glimmenden Kohlenfeuer, dessen Rauch schwer einen Ausweg findet, mit seinen geschlossenen Thüren und mit seinem Halbdunkel, das durch die geölten Fenster bedingt wird, hat etwas unbeschreiblich Ungemüthliches. Man sieht es ihm auf den ersten Blick an, daß seine Bewohner, so lange die Kälte dauert, sich keinen Augenblick wohlbefinden können.

In den vornehmeren Häusern erwärmt man das Wohnzimmer nicht blos durch jenes Feuer, sondern auch durch Kohlenbecken, die auf hohen lackirten Füßen stehen. Da man die Kohlen nicht eher ins Zimmer bringt, als bis sie vollständig glühen, und da im Dache und in den Mauern Löcher zum Abziehen des Rauchs angebracht sind, so befindet man sich in diesen besser erwärmten Zimmern wohler. Die Reicheren klagen übrigens auch über die Strenge des Klimas, der sie weder durch die Einrichtung ihrer Wohnungen, noch durch die Kleider, welche sie eines über das andere anlegen, zu begegnen wissen. In den bessern Gebäuden giebt es auch eine Küche, deren Einrichtung aus dem nebenstehenden Bilde ersichtlich wird.

Die meisten Häuser haben einen Hof, der die Stallungen und andere Nebengebäude enthält. Häufig giebt es auch einen Garten, den man mit Küchengewächsen, schönen Sträuchern, Blumen und schattenden Bäumen bepflanzt. Einige der Vornehmsten besitzen auf den Höhen hinter der Stadt Landhäuser. In der Bauart weichen dieselben von den städtischen Gebäuden nicht ab, allein sie sind geräumiger. Der Luxus ihrer Eigenthümer verräth sich besonders in den Gärten, die mit ihren Rasenplätzen, ihren Fruchtbäumen und Zierpflanzen, ihren grünen Hecken und bunten Blumenbeeten ein anmuthiges Bild darbieten.

Die Waarenhäuser der Stadt unterscheiden sich vortheilhaft von den übrigen Gebäuden. Sie sind weit sorgfältiger gebaut und ihre steinernen, mit einem weißen Bewurf überkleideten Mauern sowie ihre Ziegeldächer lassen sie in ihrer Umgebung von lauter geschwärzten Holzwänden vortheilhaft hervortreten.

Eine Küche in Hakodade.

Sie haben in der Regel eine Höhe von zwei Stockwerken und enthalten wahrscheinlich Güter, welche der Regierung gehören. Daß dies der Fall sei, schlossen die Amerikaner aus der Sorgfalt, mit welcher sie in Stand gehalten und bewahrt werden.

Die Beschaffenheit der Kaufläden rechtfertigte die Behauptung der Behörden, daß Hakodade eine arme Stadt sei. Bessere und auf eine gebildete Bevölkerung berechnete Waaren, wie feines Porzellan, Glaswaaren, Pelze, Kupfergeschirre, feines Tuch und Bücher sieht man selten. Die geringeren Sorten von Tuch, seidenen und baumwollenen Geweben, irdenes Geschirr, lackirte Schalen, Schüsseln und Fußgestelle, Glaswaaren und wohlfeile Messer, herrschen entschieden vor. Wo man Lebensmittel feil hält, bestehen dieselben aus Reis und unseren Getreidearten, getrockneten Fischen, einer besonderen Art Seetang, Salz, Zucker, Saki, Soja, süßen Kartoffeln, Mehl und einigen weniger nothwendigen Artikeln. In großen Mengen sind diese Sachen in jeder Straße zu haben. Ein öffentlicher Markt wird nicht gehalten, und das Bedürfniß dazu ist auch in einer Stadt, wo man weder Rinder, noch Schweine oder Schafe und nur wenig Geflügel hat, kaum vorhanden. Gemüse und ein Gebäck aus dem Mehl von Bohnen und Reis, das die Dichtigkeit und das Ansehen von Käse hat, tragen Hausirer in der Stadt umher. Diese beiden Lebensmittel werden von den geringeren Klassen Hakodade's stark verbraucht.

Zeichen oder Buchstaben, theils chinesischen, theils japanischen Charakters, deren Bedeutung Jedermann kennt, bezeichnen über der Thür den Inhalt des Ladens. Wie bei uns der Raum hinter dem Ladentisch ein geheiligter Platz ist, den kein Käufer betreten darf, so ist es in Japan der erhöhte Fußboden, auf dem der Verkäufer mitten unter seinen Waaren kauert. Die Amerikaner wußten das nicht, und ihr häufiges Eindringen in diesen vorbehaltenen Ladenraum erregte nicht blos die höchste Unzufriedenheit der Kaufleute, sondern rief sogar Klagen bei den Behörden hervor. Man verlangt in Japan, daß der Käufer vor der Thür unter dem Wetterdache stehen bleibt. Im Anfang waren die Kaufleute schüchtern, aber nicht lange so erhielt die Luft zum Gewinn die Oberhand, und sie öffneten nun ebenso behend ihre Schubkästen, legten ebenso selbstgefällig ihre Artikel aus, wie der „flotteste Verkäufer" einer deutschen Stadt. Alle hatten feste Preise, und jeder Versuch eines Amerikaners, von einer Forderung etwas abzuhandeln, wurde mit Unwillen zurückgewiesen.

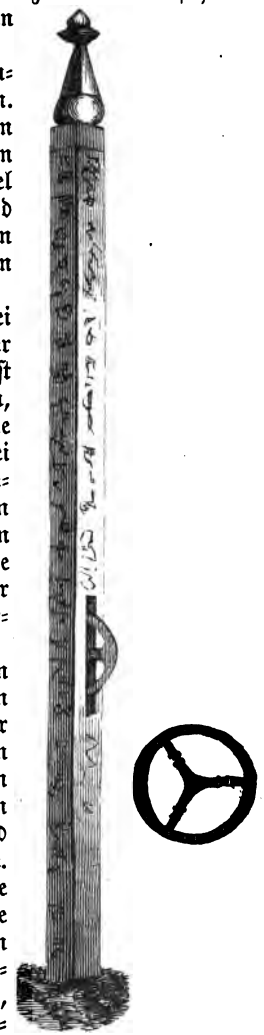
Wenn man in den Hafen einläuft, ist ein mächtiges Gebäude einer der ersten Gegenstände, welche den Blick auf sich lenken. Es ist ein buddhistischer Tempel, dessen Ziegeldach mindestens sechzig Fuß über dem Boden emporsteigt. Dieses Gotteshaus heißt im Japanischen Zhiogen-zhi, der Beschützer des Landes. Vor etwa dreißig Jahren erbaut, wird es gut in Stand gehalten und kann für eine schöne Probe der japanischen Baukunst gelten. Das Dach ruht auf einem sehr künstlichen Hängewerk, das von lackirten Pfeilern gestützt wird. Altar und Tische erhalten vortrefflich ausgeführte Schnitzereien und Bildhauerarbeiten in Holz und Erz. Der Hauptraum des Gebäudes ist vergoldet und strotzt von geschnitzten Verzierungen. Am häufigsten sieht man Drachen, Phönire, Kraniche, Schildkröten und andere Thiergestalten, die sich auf den buddhistischen Kultus beziehen. Bei diesem Tempel sind sechs Priester angestellt, deren Wohnungen ein Bild der höchsten Sauberkeit und Reinlichkeit darbieten. Dieser Tempel, der schönste von

allen, wurde zu einem Bazar für die Amerikaner eingerichtet. Die Geistlichen hatten gegen diese Verweltlichung ihres Heiligthums nichts einzuwenden und sahen sie im Gegentheil gern, da sie davon höhere Einnahmen hatten.

In dem eingefriedigten Raume, der den Tempel umgiebt, steht eine Gruppe Cypressen mit weitschattenden Kronen. Hier erheben sich außerdem mehrere Nebengebäude und ein Wetterdach, welches sechs kleine Götterbilder gegen den Regen schützt. Auf jeder Seite des Baumganges, der zum Tempel führt, sind ein paar steinerne Kandelaber angebracht, und in der Nähe sieht man die Bildsäule einer Göttin mit einem Kinde. Um den Kopf jedes dieser Bilder zieht sich ein Heiligenschein von Kupfer.

Außer dem „Beschützer des Landes" giebt es noch drei andere buddhistische Tempel. Alle sind im Verfall, aber ihre ursprünglich reiche Ausstattung beweist, daß sie einst in hoher Achtung standen. Man sollte daraus schließen, daß die japanische Stabilität allein bei den Tempeln eine Ausnahme erleide und daß der Wechsel der Mode gerade bei den heiligen Gegenständen, von denen unser religiöses Gefühl ihn ziemlich ausschließt, sich äußere. Die Gärten und Parks der drei anderen Gotteshäuser werden von ihren Priestern in gutem Zustande erhalten, aber die Gebäude läßt das Volk, das für den Augenblick dem „Beschützer des Landes" seine ganze Aufmerksamkeit widmet, dem Verfall entgegengehen.

Auf den Kirchhöfen sahen die Amerikaner hohe Pfosten mit Inschriften, die sich über die Nichtigkeit des irdischen Daseins und die Freuden der Seligen verbreiteten. Jeder dieser Pfosten hatte in der Mitte seiner Höhe, wohin man mit der Hand leicht reichen konnte, einen Einschnitt, in dem ein Rad um eine Achse lief. Um jede Speiche desselben waren zwei kleine eiserne Ringe lose befestigt. Dieses Rad in Bewegung zu setzen, gilt für ein oder mehrere Gebete. Wer das Rad sehr in Schwung setzt, erwirbt sich das größte Verdienst und hat außerdem noch den Vortheil, daß die stärker klingenden Ringe die Gottheit auf ihn aufmerksam machen. Wir geben hier das Bild eines solchen Gebetsrades. In Tibet, dem Mittelpunkte des Buddhismus, hat man nach dem interessanten Reiseberichte der Lazaristen Huc und Gabet statt der Gebetsräder Gebetmühlen, die mit Wasser getrieben werden. Noch einen Schritt weiter, und man gelangt zu Gebet-Dampfmühlen. Wie werden dann die Ringe klirren, und welche Unsumme



Japanisches Gebetsrad.

von gottgefälligen Handlungen läßt sich vermöge dieser Neuerung in einer Spanne Zeit verrichten!

Die Sintos haben in Hakodade drei Tempel, die aber in keinem blühenden Zustande sind. Man gewahrt an ihnen, daß der fremde, von China eingeführte Glaube vor dem einheimischen weit den Vorsprung gewonnen hat. Kirchhöfe fehlen diesen heiligen Gebäuden, und keines ist von einem eingefriedigten Raum umgeben. Die einzige Verzierung, die man in ihrer Nähe wahrnimmt, besteht in den Thoren, welche die zu ihnen führenden Wege überwölben. Diese Wege werden übrigens nicht blos von den Frommen, sondern auch vom Verkehr benutzt. Bei jedem dieser Tempel wohnt ein Küster, dem die Pflicht obliegt, das Gebäude in Ordnung zu halten.

An den Hängen und auf den Spitzen der Berge hat die japanische Frömmigkeit eine Menge von Kapellen, Schreinen und Buddha-Bildsäulen aufgerichtet. Die größte dieser Kapellen, von den Amerikanern Tempel von Ben-ting genannt, ist auf dem Bild dargestellt. Je höher eine solche Kapelle steht und je schwieriger der Zugang zu ihr ist, um so größer ist das Verdienst des Frommen, der zu ihr hinauf klimmt, um zu beten. Dicht am Wege erheben sich oft, von Bäumen beschattet und dicht mit Moos überwachsen, Bildsäulen Buddha's, vor denen unzählige Opfergaben, Kupfermünzen, Blumen, Papierstückchen u. a. mehr, liegen. Neben den Bildsäulen sind häufig steinerne Pfeiler aufgerichtet, zu denen Wege mit galgenförmigen Thoren führen. Kein frommer Japaner wird an diesen Gegenständen der Verehrung vorüberziehen, ohne seine Knie zu beugen und ein Gebet zu verrichten. Bei ihren Ausflügen stellte der Zeitverlust, den die Frömmigkeit der japanischen Führer zur Folge hatte, die Geduld der Amerikaner oft auf eine harte Probe.

Von Vertheidigungsmitteln läßt sich in Hakodade und seiner Umgebung wenig wahrnehmen. Bei Uraga sahen die Amerikaner Festen von Stein, hier aber gab es nichts, als östlich von der Stadt zwei Erdschanzen, welche wahrscheinlich die Bestimmung hatten, den Hafen zu vertheidigen. Die Böschungen waren am Rande des vorliegenden Hafens mit einer Reihe von Pfählen versehen. Die Schießscharten bewiesen, daß diese Werke für nicht mehr als zwei Geschütze eingerichtet sind. Wo am Strande die Hauptstraße von Hakodade mündet, liegt ein Gebäude, dessen feste Bauart darauf schließen läßt, daß es zu Vertheidigungszwecken dienen soll. Es fehlten ihm übrigens sowol Geschütze, als überhaupt jede Art kriegerischer Ausrüstung, sodaß es blos zur Schau dazustehen schien.

Der Felsen, an welchen die Stadt sich anlehnt, wurde von den amerikanischen Offizieren oft erstiegen, weil man von seiner Höhe eine prächtige Aussicht auf den Hafen und das Meer hat. Diese Felsmasse besteht aus einem grauen, hie und da röthlichen Syenit, in dem viele Turmalin-Krystalle vorkommen. An einer Stelle haben vulkanische Gewalten den Felsen auseinander gerissen und eine andere Steinmasse, die den Charakter des Porphyrs hat, in die Lücke emporgehoben. An diesem Punkte entspringt eine Mineralquelle, die mit Schwefel-

wasserstoffgas geschwängert ist, jedoch so leicht, daß das Wasser der Quelle, sobald man es in einem Gefäße stehen läßt, Geschmack und Geruch verliert. Neben der Quelle steht ein Götterbild, das man ihren heilenden Eigenschaften zum Dank errichtet hat.

Tempel von Ben-ting.

In geringer Entfernung von der Schwefelquelle zieht sich eine natürliche Höhle in den Felsen hinein. Ihr Eingang befindet sich an einer schroffen Uferklippe und kann blos mittels eines Bootes erreicht werden. Sie ist etwa dreißig Fuß lang, zwölf Fuß breit und hat eine Wassertiefe von fast zwanzig Fuß. Eine Gesellschaft von den Schiffen drang tief in diese Höhle ein, bis die Dunkelheit einen Grad erreichte, der keinen Gegenstand mehr unterscheiden ließ. An diesem Punkte zweigte sich die Höhle, indem sie etwa dieselbe Höhe und Wassertiefe bei-

behielt, nach rechts und links ab. Innerhalb derselben herrschte die tiefste Ruhe und das Wasser war völlig bewegungslos. Wenn jedoch in der Luft draußen Stürme herrschen, müssen sich die Wogen mit furchtbarer Gewalt in die Höhle drängen. Der Eingang hat die Form eines Gewölbes und seine Seitenwände sehen wie Säulen aus. Die Amerikaner hielten das Gestein deshalb für Basalt, aber bei näherer Untersuchung zeigte es sich, daß es Syenit sei.

Die nächste Umgebung der Stadt wird so ziemlich dem Naturzustande überlassen. Man sieht wenige Felder, die mit Zwiebeln, süßen Kartoffeln und Rettigen bestellt sind. Die letzteren sind eine Lieblingsspeise und werden regelmäßig, roh und gerieben, bei Tisch aufgetragen. Aus Fischen besteht, wie in Japan überall, die Hauptnahrung der Einwohner. Ein sehr großer Theil der Bevölkerung lebt, mit der Fischerei beschäftigt, fast beständig auf dem Meere. Auch die Amerikaner warfen ihr Netz aus und erhielten eine große Menge der vortrefflichsten Fische: Lachse, Lachsforellen, Barsche, Barben, Weißfische, Heringe und Flandern. Der Lachs erreicht nur die halbe Größe des amerikanischen, hat aber einen weit feineren Geschmack. Die Krabben haben einen bedeutenden Umfang und ein ebenso feines Fleisch wie die berühmten Krabben der Chesapeake-Bai.

Die Schützen der Schiffe erlegten auf ihren Jagden nur wenige Thierarten. Das Vogelwild bestand aus wilden Gänsen, Enten, Schnepfen, Wachteln und mitunter aus einem Fasan. Von anderen Vögeln schoß man Regenpfeifer und Kibitze. In den Wäldern kommen gelegentlich Bären, wilde Schweine, Füchse und Hirsche vor. Der Fuchs ist nach dem japanischen Glauben vom bösen Geiste besessen und gilt für ein selbstbewußtes Werkzeug des Teufels. Die Jäger stellen ihm deshalb eifrig nach. Sie erwerben sich ja ein Verdienst bei Gott, wenn sie einen Fuchs erlegen.

Da die Rinder blos zum Pflügen und zum Tragen von Lasten benutzt werden, so war es den Amerikanern fast unmöglich, Rindfleisch zu bekommen. Die Pferde von Hakodade sind klein, aber kräftig und lebhaft. Man reitet sie und läßt Lasten von ihnen tragen. Die Straßen sind vortrefflich und hier und da auch breit und gepflastert. In der Regel sind sie blos Saumpfade, werden aber in vortrefflicher Ordnung erhalten. Damit Niemand durch Befriedigung eines natürlichen Bedürfnisses die Augen beleidige, sind längs der Straßen von Strecke zu Strecke Häuschen errichtet. Wer nicht reitet, läßt sich in einer Sänfte tragen. Die japanischen Sänften sind kleine und höchst unbequeme Kasten mit Stangen, die auf den Schultern von Menschen ruhen.

Bei Hakodade liegen die Berge der Stadt nicht so nahe wie bei Simoda und sind ausgedehnter und höher. Ihre Gipfel und höheren Abhänge waren noch im Juni mit Schnee bedeckt. Diese Berge und die nördliche Lage machen Hakodade kalt, wozu auch die häufigen und dichten Nebel das Ihrige beitragen. Vom 18. Mai bis zum 3. Juni hielt sich das Thermometer zwischen 8^0 und 15^0 und das Barometer zwischen 29,45″ und 30,05″.

Die Uebergänge im Wetter treten plötzlich und heftig ein. Das Vorherrschen von Erkältungskrankheiten ist die natürliche Folge. Im Hochsommer und im

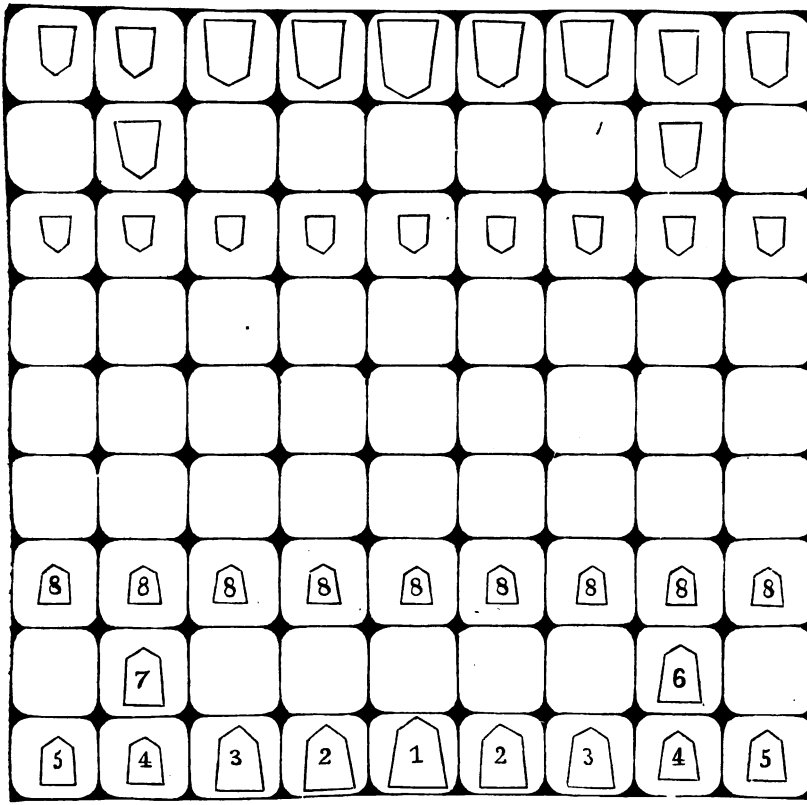
Herbst wird die Bevölkerung von Fiebern heimgesucht. Miasmen und daraus hervorgehende epidemische Krankheiten scheint es nicht zu geben. Wie Golownin mittheilt, kommt auf der Insel Jesso der Skorbut häufig vor, und wir haben keinen Grund, an der Angabe dieses zuverlässigen Beobachters zu zweifeln. Die Winter sind lang und Pflanzenkost ist selten. Die Einwohner befinden sich mithin, da sie fast kein frisches Fleisch essen, ziemlich in der Lage der Mannschaft eines Schiffes, die monatelang auf trockene Lebensmittel angewiesen ist.

Hakodade hat zwischen 6000 und 8000 Einwohner, die ein lebhafter und kräftiger Menschenschlag sind. Außer der Fischerei kommt der Handel als Erwerbsquelle stark ins Spiel. Zwischen Hakodade und den Küstenplätzen von Nippon, Sikok und Kiusiu besteht ein reger Verkehr. Die Ausfuhren der Stadt bestehen in getrocknetem und gesalzenem Fisch, in derjenigen Art Seetang, die als Nahrung dient, Holzkohlen, Hirschhorn, Bauholz und anderen Erzeugnissen von Jesso, die Einfuhren in Reis und Getreide, Zucker, Thee, süßen Kartoffeln, Tabak, Tuch, Seide, Porzellan, lackirten Sachen, Messerwaaren u. a. m. Während des kurzen Aufenthalts der Amerikaner verließen wol hundert Fahrzeuge der Insel Jesso, hauptsächlich mit Erzeugnissen des Meers beladen, den Hafen. Sie halten sich in der Regel an der Westküste von Japan, weil das Meer dort ruhiger ist, als an der Ostküste, und zahlreichere Häfen Zufluchtsorte bieten. Zu Zeiten sollen an tausend fremde Dschunken im Hafen liegen.

Eines Tages wurden ein paar Amerikaner vom Regen in eine Art Wachthaus getrieben, wo zwei Japaner Schach spielten. Unsere Abbildung zeigt die Einrichtung eines japanischen Schachbrets und die Stellung der Figuren, welche sie bei dieser Gelegenheit kennen lernten. Der König geht wie bei uns nach allen Seiten hin auf das nächste Feld und die Entscheidung beruht wie bei unserm Schachspiel darauf, daß er mat gesetzt wird. Die übrigen Figuren haben zum Theil abweichende Bewegungen. Nr. 1 unseres Bildes ist der König, die beiden Nummern 2 sind die Goldenen oder Ersten Staatsräthe (Königinnen), Nr. 3 die beiden Silbernen oder Zweiten Staatsräthe, Nr. 4 die Fliegenden Pferde, Nr. 5 die Brennenden Wagen, Nr. 6 (in der zweiten Reihe) der Fliegende Wagen, Nr. 7 das Horn, Nr. 8 die Soldaten, unsere Bauern. Die Figuren stehen nicht, sondern liegen, in der Weise unserer Damensteine, und auf der Oberfläche einer jeden ist ihr Name zu lesen.

Wie gut die Japaner von den Holländern über alle Vorgänge und Neuerungen in der Welt unterrichtet worden sind, zeigte sich auch in Hakodade. Sie sprachen von Eisenbahnen, Telegraphen, Daguerreotypen, Pairhans und Dampfschiffen. Bonaparte, Washington und der amerikanische Unabhängigkeitskrieg, die damalige Stellung der Westmächte zu Rußland und die orientalischen Wirren waren ihnen wohlbekannt. Als die Amerikaner ihr Staunen aussprachen, wie man so fern von Nagasaki so gut unterrichtet sein könne, erzählten ihnen die Japaner, daß die Holländer jährlich aus Europa politische und andere Nachrichten erhielten, die zum Theil ins Japanische übersetzt und durch das ganze Reich verbreitet würden. Perry erinnerte sich dabei, was Glynn im Jahre 1849 bei seinem

Besuche in Japan begegnet war. Die ersten Fragen, welche die Japaner an ihn gestellt hatten, waren folgende gewesen: „Sie haben einen Krieg mit Meriko gehabt? Sie haben dasselbe geschlagen? Sie haben ihnen einen Theil ihres Gebietes abgenommen? Sie haben darin große Mengen Gold gefunden?“



Japanisches Schachbret.

Als Glynn die Auslieferung der gescheiterten Matrosen durchgesetzt hatte, erzählten ihm diese, daß sie durch ihre Wachen von jedem Gefecht mit den Mexikanern und von jedem Siege der Amerikaner unterrichtet worden seien.

Von den Ainos, den zahlreichsten Bewohnern der Insel Jesso, sah man in der Nachbarschaft von Hakodade wenige. Sie waren im Durchschnitt nicht größer als fünf Fuß und hatten eine fast schwarze Farbe, aber ein verständiges Gesicht. Ihr wirres schwarzes Haar fiel zum Theil in unordentlichen Locken

über die Stirn herab und verband sich mit dem starken Bart, den nie eine Schere berührt, zu einer Masse. Ihre ganze Kleidung bestand in einem blauen zerrissenen Hemd, das bis an die Knie reichte, und in einer Art von braunem, aus Gras oder Häuten gefertigten Sack, der mit weiten Aermeln versehen um die Schultern hing. Diese Tracht und ihr wirres Haar gaben ihnen ein wildes Ansehen. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Fischerei, die sie aber nicht auf eigne Rechnung, sondern für japanische Unternehmer, die wahrscheinlich ihre Herren sind, betreiben.

Als Perry eines seiner Schiffe nach der Vulkan-Bai abgehen ließ, um den dortigen Hafen Endermo zu untersuchen, wurde eine Gegend berührt, deren Bevölkerung, abgesehen von einigen japanischen Beamten, ausschließlich aus Ainos besteht. Die genannte Bucht liegt, fünfzehn Meilen von Hakodade entfernt, an der südöstlichen Spitze der Insel Jesso. Als die Amerikaner sie erreichten, herrschte einer der häufigen japanischen Nebel, die jedes Herannahen an der Küste gefährlich machen. Erst gegen Mittag des nächsten Tages erhob sich der dicke Dunst, und es entschleierte sich nun ein wahrhaft schönes Landschaftsbild. Von dem sandigen Strande hob sich der Boden, in Wellenlinien ansteigend, höher und höher bis zu Bergen im Hintergrunde, deren Scheitel von Schnee glänzten. Von zweien dieser Gebirgshäupter stiegen Dampfsäulen empor, deren Schatten auf der weißen Schneedecke weit zu verfolgen waren. In der Nacht leuchtete von einer dritten Stelle eine Feuergarbe auf, sodaß es innerhalb des Gesichtskreises der Amerikaner nicht weniger als drei thätige Vulkane gab. Blos aus dem einen, der sich in der Nacht kund gegeben hatte, stieg Feuer auf, die beiden andern fuhren fort, Rauchwolken auszuwerfen.

Die Höhen und Berge des Vordergrundes waren mit Wald bedeckt, dessen Bäume ein dunkelgrünes Laubdach hatten. Gelbe Flecken bezeichneten die Stellen, wo man die Waldungen ausgerottet hatte, um Ackerbau zu treiben. An der Mündung der Schluchten, aus denen Ströme und Flüsse hervorbrachen, wurden unzählige Häuser sichtbar. Die Bewohner dieser Ainos-Dörfer erschracken über das Erscheinen eines fremden Schiffes nicht wenig. Als der „Southampton" gar die Anker fallen ließ, ergriffen sie, mit ihren werthvollsten Habseligkeiten beladen, die Flucht. Auch die japanischen Beamten, die in einem Boot an Bord kamen, waren in voller Unruhe. Sie boten zuvorkommend Reis, Holz und Wasser an. Die Amerikaner erklärten, Fische, Gemüse, Eier und Hühner würden ihnen willkommener sein, worauf die Japaner ein Boot an die Küste schickten, um nachzufragen, was zu haben sei. Ihre Diener brachten bei der Rückkehr ein Bündel Wurzeln mit, die wie Rhabarberwurzeln aussahen. Weiter gebe es nichts, berichteten sie; wegen des Wetters habe man nicht fischen können, und der ganze Hühnervorrath bestehe in drei Küchlein.

Perry vermuthete, daß die amerikanischen Walfischfänger Hakodade, als die ihren Jagdgebieten nächst gelegene Stadt, häufig besuchen würden. Wie Siebold von den Japanern hörte, kamen schon früher 58 große Seeschiffe bei dem Hafen vorbei, dem sie sich damals bis auf Kanonenschußweite nicht nähern durften.

Vieles, was ein Walfischfänger braucht, vermag Hakodade zu liefern: Fische im Ueberfluß, Bauholz, Geflügel und in der guten Jahreszeit auch Gemüse.

Wegen dieser Wichtigkeit des Orts für den Walfischfang wünschte Perry, die Regeln des neuen Verkehrs für Hakodade gleich festzustellen. In dieser Beziehung stieß er aber auf Schwierigkeiten, die nicht hinwegzuräumen waren. Der Fürst von Matsmai, auf den man ihn in Kanagawa verwiesen hatte, konnte seine Hauptstadt nicht verlassen. Sein Stellvertreter hatte „unumschränkte Vollmachten", aber es zeigte sich sogleich, daß diese unumschränkten Vollmachten ihm nicht einmal gestatteten, mit Perry auszumachen, ob fremde Besucher ihre Spaziergänge fünf oder sieben japanische Meilen über die Stadt ausdehnen könnten. Darüber mußte in Jedo entschieden werden.

Nachdem es dem Commodore klar geworden war, daß er in Hakodade nicht zum Ziel kommen werde, erschienen plötzlich Beamte aus der Hauptstadt. Die Vermuthung, daß sie mit Unterhandlungen beauftragt seien, mußte aufgegeben werden, da sie erklärten, daß ihr Besuch ein halb zufälliger sei. Von der Regierung mit einer Sendung nach Krafto beauftragt, erzählten sie, hätten sie unterwegs erfahren, daß die Amerikaner in Hakodade seien. Da habe ihre Furcht, daß es vielleicht zu Mißverständnissen und Streitigkeiten kommen könne, sie angetrieben, nach Hakodade zu gehen und die Vermittler zu machen. Leider habe ihr Vorgesetzter seine Reise nach Krafto fortsetzen müssen, und nicht genug, daß sie ohne ihn nichts thun könnten, seien sie sogar gezwungen, ihm schleunigst nachzureisen.

Ganz gewiß war diese Geschichte vom ersten bis zum letzten Wort erfunden. Von einem vorgeschriebenen Reisewege kraft eigenen Entschlusses abzuweichen, oder wol gar mit Fremden ohne Auftrag Unterhandlungen anzuknüpfen, ist eine Eigenmächtigkeit, deren kein japanischer Beamter sich schuldig machen wird. Es war den kaiserlichen Beamten befohlen worden, nach Hakodade zu gehen, aber welchen Zweck hatte ihr Besuch, mit dem keine Unterhandlungen verbunden sein sollten? Perry meint, man habe ihm eine Höflichkeit erweisen und dadurch ihn verhindern wollen, daß er über die Fruchtlosigkeit seines dortigen Aufenthalts ungeduldig werde.

Die Beziehungen zu den Beamten der Stadt gestalteten sich recht freundlich. Man besuchte sich gegenseitig, setzte sich Erfrischungen vor, tauschte Geschenke aus und unterhielt sich. Die Gespräche bestanden in der Regel aus Fragen der Japaner, auf welche die Amerikaner zu antworten hatten. Am aufmerksamsten waren die Japaner auf Alles, was die kriegerische Ausrüstung der Schiffe betraf. Hatten sie die Waffen von den Geschützen an bis zu den Drehpistolen abwärts untersucht, so mußte man ihnen auch den Gebrauch derselben zeigen. Perry that dies ohne allen Rückhalt, obgleich er recht gut bemerkte, daß die Japaner das Erlernte für sich benutzen wollten. Er glaubte ihnen keinen bessern Beweis, wie friedlich sein Vaterland gesinnt sei, geben zu können, als indem er ihren Lehrmeister in allen den kriegerischen Fortschritten mache, die uns eine so ungeheure Ueberlegenheit über die ostasiatischen Völker geben. So verging manche Stunde damit, daß Bomben gefüllt, Geschütze gerichtet und abgefeuert wurden.

Es lag Perry viel daran, genau zu erfahren, ob vielleicht schiffbrüchige Matrosen auf Jesso lebten. Auf seine Bitte versahen ihn die Beamten mit Nachweisen, wie viele Schiffe in den letzten Jahren gescheitert seien. Von 1847 an hatte man viermal Schiffbrüchige gesehen. Im Jahre 1847 wurden sieben Amerikaner in einem Boot an die Küste von Iturup getrieben, in demselben Jahre und Monat kamen dreizehn andere Schiffbrüchige in drei Booten nach Jeramachi, nordwestlich von Matsmai, im März 1849 landeten drei schiffbrüchige Amerikaner auf Krafto, im Mai 1850 sah man in Mabira auf Jesso zweiunddreißig schiffbrüchige Engländer auf einmal. Die Amerikaner, die auf Krafto landeten, verließen die Küste in ihrem eigenen Boot, einen Theil der Amerikaner holte Glynn mit dem „Preble" ab, alle andern Schiffbrüchigen schickte man nach Nagasaki, wo sie den holländischen Handelsschiffen übergeben wurden. „Gegenwärtig lebt auf unsern Inseln kein Fremder", erklärten die Behörden.

Bei den häufigen Besuchen der Stadt durch die Nordamerikaner entstanden gelegentliche Zwistigkeiten mit den Kleinhändlern, und die Ausdehnung, die den Spaziergängen in- und außerhalb der Stadt gegeben wurde, stieß zuweilen bei den untern Beamten auf Widerspruch. Die höhern Behörden glichen diese Störungen immer aus, und bald wurde die Eintracht nicht mehr getrübt. Ein Wunsch der Amerikaner, der ihnen besonders am Herzen lag, wurde indessen nicht erfüllt. Am letzten wie am ersten Tage ihrer Anwesenheit wurden die Thüren der Wohnhäuser vor ihnen geschlossen, und alle Frauen entfernten sich eiligst, sobald sich ein Amerikaner zeigte. Perry versuchte das durch eine Beschwerde bei den kaiserlichen Beamten aus Jedo zu ändern, jedoch ohne allen Erfolg. Dieses Vermeiden der Fremden, wurde ihm geantwortet, sei keineswegs die Folge eines Regierungsbefehls, sondern gehe aus der eigenen Natur der Leute hervor. „Die Sitten des Landes", belehrte man ihn, „sind den Eurigen unähnlich, und die Leute sind nicht daran gewöhnt, Fremde aus fernen Ländern zu sehen. Obgleich die Behörden alles Mögliche gethan haben, sie zu beruhigen, fürchten sie sich doch vor Euch und verbergen sich. An diesen fernen Grenzen, so weit von Jedo entlegen, läßt sich nicht leicht Einfluß üben und auf Veränderungen hinwirken. Wie könnten aber die hiesigen Einwohner daran denken, die Fremden mit feindlichen Gefühlen zu betrachten? Selbst wenn sie ihre eigenen Beamten sehen, mit deren Person sie noch nicht bekannt, laufen sie zur Seite, als triebe die Furcht sie an, ihnen zu entweichen. Die hiesigen Männer sind aufrichtig, wacker und gut, die Frauen bescheiden und einem zurückgezogenen Leben ergeben, sodaß sie fremde Männer nicht gern sehen. Solche Eigenschaften und Gewohnheiten dürfen Achtung fordern, und wir können uns nicht denken, daß sie Euch mißfallen sollten." Auf den Liukiu hatte Perry es durchgesetzt, daß die Amerikaner auf Spaziergängen nicht auffallend beaufsichtigt wurden. Als er in Hakodade dasselbe Verlangen stellte, gab man ihm den Bescheid: „Es ist der Gebrauch unsers Landes, Fremde von Beamten begleiten zu lassen, und wir werden nicht sobald davon abgehen."

In Hakodade starben wieder zwei Amerikaner. Das Geschwader hatte jetzt vier Menschen durch den Tod verloren, einen in Yokohama, einen zweiten in

Simoda und jetzt diese beiden in Hakodade. Man begrub sie an der Küste, wo die Japaner einen Theil eines alten Kirchhofs abgetreten und mit einer Einzäunung versehen hatten. Die Stelle hat eine wahrhaft pittoreske Lage und gewährt eine schöne Aussicht auf den Hafen, die Sangar-Straße und die angrenzenden Küsten. Der amerikanische Kaplan las in seiner vollen geistlichen Tracht die Todtengebete der anglikanischen Kirche, ohne daß ihm die Behörden oder die Bevölkerung hinderlich gewesen wären. Diese Duldung übte man in demselben Japan, das vor zwei Jahrhunderten öffentlich verkündet hatte: „So lange die Sonne die Erde erwärmt, mag kein Christ so kühn sein, nach Japan zu kommen. Jedermann erfahre, daß selbst der König von Spanien oder der Gott der Christen, wenn sie dieses Verbot verletzten, mit dem Kopfe dafür büßen müßten." Die Japaner folgten den christlichen Ceremonien des Begräbnisses mit sichtlicher Theilnahme, und der amerikanische Kaplan, der Gebetsmann, wie sie ihn nannten, stieg in ihrer Achtung bedeutend.

Japanisches Götzenbild.

Eines Tages trat der Kaplan in einen buddhistischen Tempel, als gerade Gottesdienst gehalten wurde. Der Hauptaltar hatte genau die Form, die in der römischen Kirche hergebracht ist, und in seiner Nische stand ein vergoldetes Bild. Zwei schöne Lampen und zwei große Kerzen brannten, und es gab viele künstliche Blumen mit reicher Vergoldung. Auf zwei Seitenaltären brannten ebenfalls Kerzen. Vor dem Hauptaltar befand sich ein eingeschlossener Raum, in dem fünf Priester, mit langen Gewändern bekleidet, auf den Knieen lagen. Der vornehmste derselben schlug an eine kleine, wie eine Unterschale gestaltete Glocke, und zwei andere trommelten mit Paukenschlägeln auf lackirte Gefäße von Holz, die einen dumpfen Ton von sich gaben. Sie hielten Takt und brachten ihre gesungenen Gebete mit ihrer Musik in Einklang. Nachdem sie gesungen hatten, warfen sie sich ganz nieder und berührten den Boden mit ihren Stirnen, worauf sie sich erhoben und vor den Seitenaltären kürzere Ceremonien verrichteten. Die unter Bäumen stehenden Götzenbilder, von denen schon die Rede war, scheinen die Stelle der katholischen Heiligenbilder zu vertreten.

In den letzten Tagen seines Aufenthalts empfing Perry noch ein Geschenk: einen Granitblock für das beabsichtigte Denkmal Washington's. Am 2. Juni

1854 lichteten die beiden Schiffe die Anker, aber kaum hatten sie bei Sonnenaufgang die Mündung der Bucht erreicht, als ein undurchdringlicher Nebel sie zwang, Halt zu machen. Das wiederholte sich mehrmals auf der Fahrt und erst am 7. Juni erreichte Perry Simoda. Versäumt hatte er übrigens nichts, denn die verabredete Zusammenkunft mit den japanischen Bevollmächtigten sollte erst am nächsten Tage stattfinden.

Da Perry die Japaner hinlänglich kannte, um auf neue Schwierigkeiten und Verzögerungen gefaßt zu sein, so meldete er den Behörden sogleich seine Ankunft und erkundigte sich nach den japanischen Bevollmächtigten. Sie waren eingetroffen, aber für den Augenblick nicht in der Stadt. Für den nächsten Tag wurde ihr Besuch zugesagt. Die Zusammenkunft fand in einem Tempel statt und war von den gewöhnlichen Förmlichkeiten begleitet. Der eine der Bevollmächtigten war der Fürst von Surago, der zweite war ein Beamter, den wir als Oberrechnungsrath bezeichnen würden. Sie machten die Mittheilung, daß Simoda zur kaiserlichen Stadt erklärt und zwei Fürsten zu Statthaltern ernannt worden seien. Als kaiserliche Stadt müsse Simoda Mauern mit Thoren erhalten, und man wünsche die Mitwirkung der Amerikaner bei der Begrenzung des Weichbildes. In dieser Bitte lag ein Fallstrick verborgen, der übrigens sogleich zu Tage trat. Die Fremden sollten nämlich bis zu der Stadtmauer frei umhergehen, aber den Umkreis ohne besondere Erlaubniß der Beamten nicht überschreiten dürfen. Perry antwortete darauf mit der entschiedensten Weigerung, auf eine Neuerung einzugehen, die eine Verletzung des Vertrags von Kanagawa sei.

Nun kam die Reihe an die Festsetzung der Grenzen, innerhalb deren den Amerikanern in Hakodade freie Bewegung gestattet sein solle. Dieser Punkt machte große Schwierigkeiten und veranlaßte noch zwei fruchtlose Zusammenkünfte. Einen besondern Kirchhof gestanden die Japaner auf das erste Wort zu, und ebenso waren sie sehr bereitwillig, einen Hafenmeister und Lootsen zu ernennen. Vom 8. bis zum 17. Juni wurde verhandelt und am letztern Tage erfolgte die Einigung über die folgenden Zusatzartikel.

1. Die Japaner werden das Weichbild von Simoda nach ihrem Belieben begrenzen, ohne daß dadurch an dem Recht der Amerikaner, bis auf sieben Ri ($3^1/_2$ deutsche Meilen) frei umhergehen zu können, etwas geändert wird.

2. Im Hafen von Simoda sollen für die Boote der Handelsschiffe und der Walfischfänger drei Landungsplätze hergerichtet werden. Die Bürger der Vereinigten Staaten werden die japanischen Beamten natürlich mit der gebührenden Achtung behandeln.

3. Amerikaner, die sich auf dem Lande befinden, haben zu militärischen Anstalten und zu Privathäusern keinen Zutritt, wol aber zu Kaufläden und Tempeln.

4. Zwei Tempel werden als Ruheorte für Spaziergänger eingeräumt und auch besondere Wirthshäuser für sie errichtet werden.

5. In der Nähe eines Tempels zu Kakizaki ist ein amerikanischer Begräbnißplatz eingerichtet worden.

6. Da es sehr schwierig sein würde, nach Hakodade Steinkohlen zu schaffen, so verspricht Commodore Perry, sich in Washington dafür zu verwenden, daß die japanische Regierung von ihrer Verpflichtung, dort eine Kohlenniederlage zu errichten, befreit wird.

7. Die chinesische Sprache soll bei Verhandlungen nur dann angewendet werden, wenn ein des Holländischen kundiger Dolmetscher fehlt.

8. So oft in einem Laden Artikel ausgewählt werden, sollen sie mit dem Namen des Käufers und der Höhe des verabredeten Preises bezeichnet und in das Regierungsgebäude abgeliefert werden, wo sie an die japanischen Beamten zu bezahlen und von denselben auszuliefern sind.

9. Das Schießen von Vögeln und anderen Thieren ist in Japan allgemein verboten und dieses Gesetz muß auch von den Amerikanern beobachtet werden.

10. Fünf Ri ($2^1/_2$ deutsche Meilen) bilden die äußerste Grenze, bis zu der die Amerikaner in Hakodade gehen dürfen.

Keine Bestimmung war schwieriger zu erlangen gewesen, als die über die Grenzen von Simoda und Hakodade. Die Japaner vertheidigten sich wie ein tapferes Heer, das geschlagen worden ist, aber noch auf dem Rückzuge dem Feinde den Boden Fuß für Fuß streitig macht. Was namentlich Hakodade betrifft, so wollten sie die Fremden zuerst auf eine Straße, dann auf die ganze Stadt, später auf ein und zuletzt auf $3^1/_2$ Ri beschränken. Sie entschuldigten ihre Hartnäckigkeit damit, daß die kaiserliche Gewalt sich weder 7, noch auch nur 5 Ri weit erstrecke, und in der That waren die Amerikaner Augenzeugen, daß die Grenze Simoda's in einer Entfernung von nur $^1/_3$ deutschen Meile gezogen wurde.

In Simoda wurden die Amerikaner mit Steinkohlen versorgt. Man hatte sie in Packkörben von geflochtenem Reisstroh, natürlich mit großer Mühe und unter beträchtlichen Kosten herbeigebracht. Perry hatte wiederholt gehört, daß das Land viel Kohlen besitze und die Einwohner mit dem Gebrauch dieses Brennstoffes bekannt seien, aber hier wurde dies nicht bestätigt, denn die Kohlen waren von der Oberfläche des Lagers abgenommen worden, sodaß wenigstens in dieser Gegend kein Bergbau auf Kohlen betrieben zu werden schien. Als man sie auf den Dampfschiffen versuchte, fanden die Maschinisten sie so unbrauchbar, daß keine regelrechte Feuerung mit ihnen bewirkt werden konnte. Andere Kohlen, die man aus Japan nach Amerika mitbrachte, waren besser, ließen aber auch viel Asche und Schlacken zurück.

In den letzten Tagen kam es noch zu einigen Zwistigkeiten. Die Amerikaner hatten Segelstangen bestellt und sie bezahlt. Als sie abgeholt werden sollten, ergab es sich, daß die Japaner nicht einmal die Bäume gefällt hatten, die dazu ausgesucht worden waren. Ferner wurden die Preise für alle Waaren so hoch gestellt, daß Perry ernstliche Beschwerde führte. Merkwürdigerweise kam er nicht ein Mal auf den Gedanken, daß die Theuerung von ihm selbst herrühre und daß er den vertragsmäßigen Werth des Dollars viel zu niedrig, zu einem bloßen Drittheil seines Werths, angesetzt habe.

Nach diesen Differenzen stellte sich die beste Eintracht her. Auch hier erhielten die Amerikaner einen Block für das Denkmal Washington's zum Geschenk. Die Unterredungen, die immer den freundschaftlichsten Ton annahmen, verbreiteten sich über japanische und nordamerikanische Sitten, über Handelsinteressen, über die Revolution in China und namentlich über den Krieg zwischen Rußland und der Türkei.

Am 28. Juni 1854 erfolgte die Abfahrt von Simoda. Man nahm Abschied von dem Lande, das sich seit Jahrhunderten so streng abgeschlossen gehalten, und dessen starre Formen man durch eine kluge Paarung von zäher Ausdauer, drohendem Ernst und Humanität wenigstens in seinen äußersten Bollwerken gebrochen hatte.

Am 1. Juli war Perry im Hafen von Napa. Es war dies der fünfte und letzte Besuch der Amerikaner auf den Liukiu. Was inzwischen bei der Kohlenniederlage vorgefallen war, schien die unfreundlichste Gesinnung der Inselbewohner anzudeuten. Amerikaner waren mit Steinen geworfen worden, ein Matrose hatte von einem eingeborenen Fleischer Schläge bekommen, ein anderer war sogar unter Umständen, die auf einen Mord schließen ließen, an der Küste todt gefunden worden. Bei näherer Betrachtung erwiesen sich alle diese Vorgänge nicht so schlimm, als sie auf den ersten Blick aussahen. Die Steine hatten spielende Kinder geworfen, der geschlagene Matrose hatte dem Fleischer ein Stück Fleisch weggenommen und im Streit zuerst das Messer gezogen, und was den erschlagenen Matrosen betraf, so hatte er gegen eine Frau eine todeswürdige Schandthat begangen.

So wenig Perry daran denken konnte, für einen solchen Menschen Partei zu nehmen, durfte er einen Mord nicht ungeahndet hingehen lassen. Er verlangte eine strenge Untersuchung, und sie wurde ihm gewährt. Sechs Oberrichter bildeten den Gerichtshof, und der Regent wohnte mit seinem Schatzmeister den Verhandlungen bei. Was sich durch die Zeugenaussagen ergab, war Folgendes:

Am 12. Juni gehen drei amerikanische Matrosen in den Straßen von Napa umher, bemächtigen sich dort alles vorhandenen Sakis und betrinken sich. Zwei von ihnen schlafen ein, der dritte klettert über eine Mauer und stößt auf eine Frau, die er in empörender Weise mißhandelt. Ihr Geschrei lockt Leute herbei, vor denen der Matrose die Flucht ergreift. Man verfolgt ihn, man wirft ihn mit Steinen, und am Strande angekommen, fällt er ins Wasser und ertrinkt.

Ein Eingeborener hatte die Verfolgung angestiftet, fünf andere waren besonders thätig gewesen. Ob der Matrose so ganz von selbst ins Wasser gefallen war, stand sehr dahin. Wahrscheinlich hatte man ihn durch Steinwürfe und Schläge bewußtlos gemacht und dann ertränkt. Obgleich dieser Thatbestand nicht erwiesen wurde, führten die japanischen Behörden den Rädelsführer auf Perry's Flaggenschiff und überlieferten ihn den Amerikanern, damit diese ihn nach Gutdünken bestraften. Der Commodore wies den Menschen zurück, und die einheimischen Behörden sprachen nun selbst das Urtheil. Gegen den Rädelsführer wurde lebenslängliche, gegen seine Gehülfen zeitweilige Verbannung auf eine benachbarte Insel erkannt.

Bei dieser Untersuchung wurden die Amerikaner mit dem Gerichtsverfahren in peinlichen Fällen bekannt, das auf der Insel gilt. Seine einzige gute Seite ist seine Oeffentlichkeit. In diesem Falle war sie übrigens eine eigenthümlich beschränkte, indem blos der Regent mit seinem ersten Beamten und einige ausdrücklich eingeladene Amerikaner den Verhandlungen beiwohnten. Die Gerichtshalle öffnete sich nach außen, und dort knieten die Angeklagten auf dem Erdboden, mit dem Kopf, der sich gegen den Richter wendete, gerade so hoch über dem erhöhten Fußboden, daß man das Gesicht sehen konnte. Antwortete einer der Verbrecher nicht, oder hielt er hartnäckig mit der Wahrheit zurück, so band man ihm die Ellenbogen auf dem Rücken zusammen, und zauderte er nun noch einen Augenblick, so schlugen ihn zwei Gerichtsdiener, die rechts und links vor ihm standen, mit dicken Stöcken in die Seiten. Diese Folter verfehlte ihren Zweck nie.

Die Kohlen der Niederlage ließ Perry, da er sie für sich brauchte, an Bord schaffen. Das Gebäude wurde den Behörden mit der Bitte übergeben, es in Ordnung zu halten und alle Kohlen, die von Schiffen gebracht würden, darin aufzunehmen. Sie gaben dieses Versprechen ohne Rückhalt, wie denn überhaupt die Beziehungen der Amerikaner zu den Einwohnern fortwährend die besten waren. Dies zeigte sich namentlich, als der wichtige Zweck zur Rede kam, der Perry noch einmal nach den Liukiu geführt hatte.

Mochten nun Weisungen aus Japan eingetroffen sein, oder mochte der Regent durch das bestimmt werden, was er von den Amerikanern über ihren Erfolg in Kanagawa hörte, genug er machte gegen einen Handelsvertrag nicht die leiseste Einwendung. Gleich bei der ersten Zusammenkunft, die am 8. Juli stattfand, kam Alles zu Stande. Nur den Eingang des Vertragsentwurfs ließ der Regent nicht gelten, weil die Liukiu darin als unabhängig bezeichnet wurden. Diese Stelle, sagte er, würde ihm Verlegenheiten mit „China" zuziehen, denn gegen dieses Reich habe er Lehnspflichten zu erfüllen. Was die Artikel des Vertrags selbst betreffe, so genehmige er sie und werde sie getreulich zur Ausführung bringen.

Er hielt Wort und verrieth nicht ein einziges Mal eine Hinneigung zu jener zögernden und gewundenen Politik Japans, welche Perry's Geduld auf so manche harte Probe gesetzt hatte. Am 11. Juli wurde der Vertrag unterzeichnet.

Diejenigen seiner Bestimmungen, welche mit denen des Vertrags von Kanagawa gleichlauten, übergehen wir. Eine Entscheidung über den Geldwerth wurde nicht getroffen und nur im Allgemeinen festgesetzt, daß Alles zu angemessenen Preisen verkauft oder geliefert werden solle. Die Behörden übernahmen die ausdrückliche Verpflichtung, sich auf keine Weise in den Verkehr der Amerikaner mit den Eingeborenen einzumischen. Wenn Schiffe an den Liukiu scheitern, wurde verabredet, so wird bei der Rettung der Mannschaften und Güter thätige Hülfe geleistet und alle geborgenen Waaren sollen in Niederlagen geschafft werden, aus denen sie von andern Schiffen derselben Nation nach Erstattung der aufgewendeten Kosten abgeholt werden können. Eine Grenze, bis zu welcher landende Amerikaner

gehen könnten, wurde nicht gezogen. Darin war dieser Vertrag von dem japanischen völlig abweichend, daß er den Amerikanern das Recht beilegte, überall frei, ohne begleitende Beamte und ohne Späher, umhergehen zu dürfen. Das an der armen Frau vollzogene Verbrechen rief den folgenden Zusatz hervor: „Wenn Amerikaner sich den Eingang in Häuser erzwingen, oder Frauen beleidigen, oder Leute zwingen, ihnen Waaren zu verkaufen, oder ähnliche ungesetzliche Handlungen begehen, so sollen sie von den Ortsbehörden, ohne daß man sie mißhandelt, verhaftet und an den Kapitän ihres Schiffs zur Bestrafung abgeliefert werden." Der übrige Inhalt bezieht sich auf die Lieferung von Holz und Wasser und auf die Anstellung von Lootsen. Bei den amtlichen Zusammenkünften und Festen sahen die Amerikaner nichts Neues. Ihr patriotisches Gefühl empfand eine Befriedigung, indem auch hier unter den Gaben des Regenten ein Block für Washington's Denkmal war.

Perry ließ es übrigens keineswegs an einem Gegengeschenke fehlen, das auch von den Einwohnern mit großem Danke angenommen wurde. Er nahm nämlich auf deren Ansuchen den Missionär Betelheim, der sich sehr unbeliebt gemacht hatte, mit zurück, willfahrtete jedoch keineswegs dem Wunsche auch den Glaubensboten Moreton abzuberufen, wozu er keine Macht besaß, obgleich dieser auch keinerlei Resultate seiner Bekehrungsthätigkeit aufzuweisen hatte.

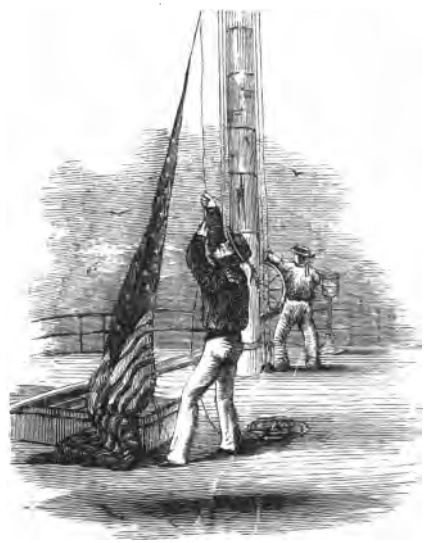
Perry hatte sein Werk rühmlich gethan. Mit Handelsverträgen, die man den Umständen nach nicht besser erwarten konnte, kehrte er in sein Vaterland zurück und bewies durch den Erfolg seines Unternehmens, wie sehr er des Vertrauens würdig gewesen war, das man in ihn gesetzt hatte. Er durfte sich sagen, daß er nicht blos seinem Vaterlande, sondern der ganzen Welt durch die Erforschung von Japan einen Dienst geleistet habe. Es war gewiß, daß andere Völker den von ihm gezeigten Weg betreten und in seinen Fußtapfen zu demselben Ziel gelangen würden. Es war nicht möglich, daß die Japaner, nachdem sie einem Volke soviel bewilligt hatten, gegen alle andern, und besonders gegen die bisher bevorzugten Holländer, ihr System aufrecht zu erhalten vermochten. Nach Allem, was er in Japan gesehen hatte, mußte er die Ueberzeugung mit sich nehmen, daß seine Thätigkeit in jenem Lande selbst die segensreichsten Folgen hervorrufen werde. Er hatte dort ein strebsames, verständiges Volk gesehen, das bei jeder Gelegenheit seinen Drang, von den Fremden zu lernen, an den Tag legte. Dieses Volk war bisher künstlich abgesperrt worden, und dem hatte Perry ein Ende gemacht. Je mehr die Fremden Eingang finden, um so mehr müssen auch fremde Ideen und fremde Kenntnisse sich verbreiten, woraus eine höhere Bildung von selbst folgt. Dies ist in den fünfzehn Jahren, die seit Perry's Besuch verflossen sind, bereits in überraschender Weise geschehen. Es hat freilich immer etwas Gewagtes, die Entwicklung eines Volkes von so sehr abweichendem Wesen vorhersagen zu wollen.

Bei der Abfahrt von Napa trennte sich das Geschwader. Der „Mississippi", an dessen Bord Perry war, segelte nach Hongkong, der „Powhattan" zunächst nach Amoy, der „Macedonian" mit dem Vorrathsschiff „Supply" nach der

chinesischen Insel Formosa. Die letzte Reise ergab glückliche Resultate, indem die Amerikaner nicht blos einen guten Hafen, sondern auch vortreffliche Steinkohlen fanden, die ohne Mühe und Kosten auf die Schiffe geschafft werden können, weil die Lager dicht an der Küste liegen.

In Hongkong fand Perry Depeschen aus Amerika. Von den vielfachen Gemüthsbewegungen der letzten Jahre so angegriffen, daß auch sein Körper zu leiden anfing, hatte er schon von Japan aus um Urlaub gebeten, damit er sich in seiner Heimat wieder erholen könne. Diesen Urlaub erhielt er jetzt, und es wurde ihm freigestellt, ob er im „Mississippi" zurückkehren oder den Ueberlandweg wählen wolle. Er entschied sich für das letztere, da die Verwicklungen mit den chinesischen Behörden, die sich von den Engländern auf die Amerikaner erstreckt hatten, eine Verminderung des amerikanischen Geschwaders für den Augenblick nicht rathsam machten. Er bestieg den englischen Postdampfer „Hindostan" und war am 12. Januar 1855 in New-York. Seine Abwesenheit hatte zwei Jahre und zwei Monate gedauert.

Am 23. April 1855 lief der „Mississippi" in den Hafen von New-York ein. Am folgenden Tage ging Perry an Bord und strich seine Flagge, wodurch er den Schlußakt seines ruhmreichen Unternehmens vollzog.



Forts im Hafen von Jedo.

Die Engländer in Japan. Neue Verträge.

Innere Verhältnisse. — Ermordung des Sjogun. — Vertrag mit Holland. — Lord Elgin in Nagasaki. — Reitschule. — Simoda. — Einzug in Jedo. — Gesandtschaftshaus. — Konferenzen. — Streifzüge durch Jedo. — Abschluß des Vertrages mit England, Rußland, Portugal, Frankreich. — Fremdenmord.

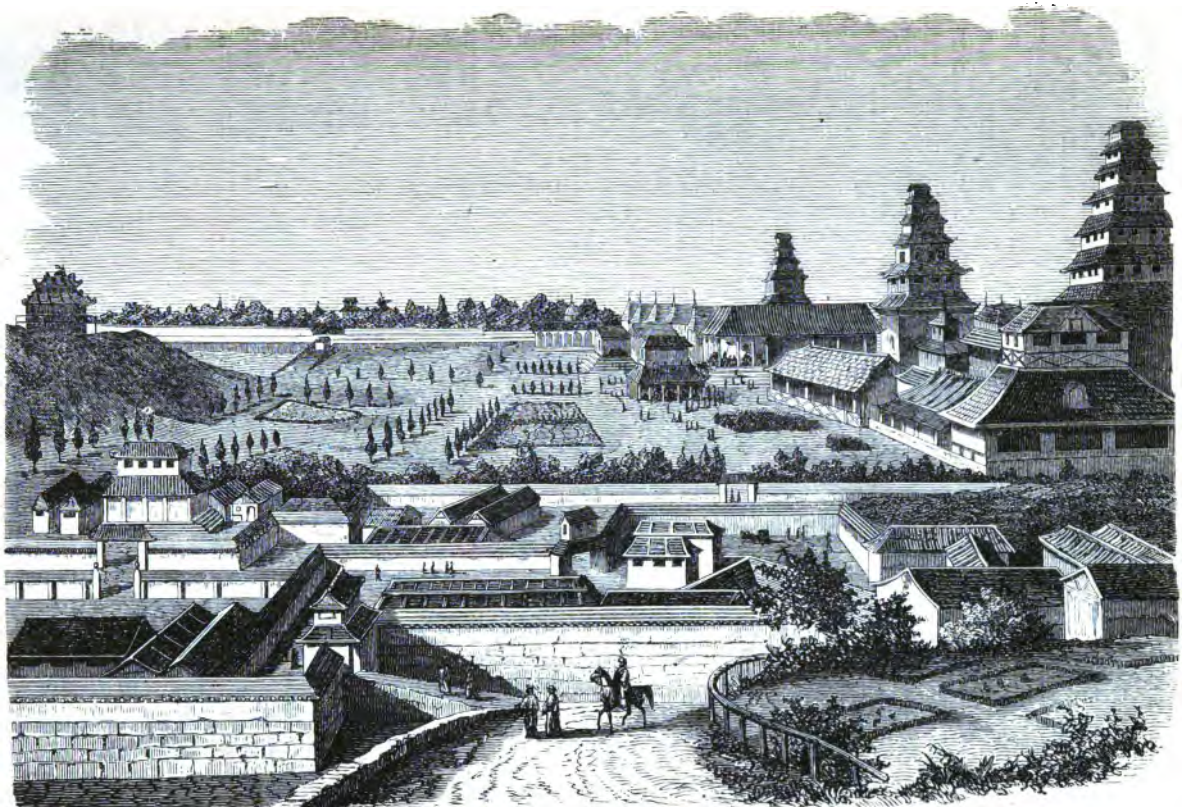
Durch die Darstellung der Wiedereröffnung Japans, wie sie uns Perry schildert, würden wir eine ganz falsche Ansicht von diesem Vorgange gewinnen, der für das Sonnenaufgangsland von so folgenschwerer Wichtigkeit war, wenn wir nicht in der glücklichen Lage wären, auch die innern Umwälzungen, die hierbei stattfanden, jetzt beurtheilen zu können, von denen Perry damals jedoch nicht die geringste Ahnung hatte. Durch den Vertrag war den Amerikanern das Recht

zugestanden worden, in Simoda einen Generalkonsul zu ernennen, und mit dieser Stellung wurde Townsend Harris betraut, dem als Dolmetscher der tüchtige Holländer Heusken beigegeben war, welchem wir das Bekanntwerden nachfolgender Thatsachen verdanken. Harris beschloß, noch soviel als möglich Zugeständnisse von Japan zu erpressen. Um sich aber eine Vorstellung von den Schwierigkeiten, mit welchen er zu kämpfen hatte, machen zu können, müssen wir erst einen Blick auf die inneren Verhältnisse Japans werfen, wie sie sich nach dem Abgange der Flotte Perry's und während des Aufenthalts derselben in der Bucht von Jedo gestaltet hatten. Die Thatsachen, die wir hier mittheilen, wurden jedoch erst viel später bekannt.

Leider haben wir nun eine fortgesetzte Reihe von Mordthaten zu berichten, die auf die grausamste Weise vollführt wurden. Bereits in der Einleitung wurde hervorgehoben, daß unter der Regierung von Ijejas die Gesetze Gongesama als Grundlage des japanischen Rechtes anerkannt wurden. Danach erhielten die großen Daimios (Kokusi) einen bedeutenden Einfluß, namentlich in Bezug auf die Einführung neuer Gesetze. Unter allen Umständen hat man aber in Japan daran festgehalten, daß jede wichtige Veränderung dem Mikado zur Begutachtung und Bestätigung vorgelegt werden mußte. Dieses vorausgeschickt können wir nun die politischen Verhältnisse besprechen.

Sjogun war zur Zeit der Ankunft Perry's Minamoto Ijejosi, bei dem der Fürst von Mito Alles daran setzte, um den konservativen Ansichten den Sieg zu verschaffen und die Amerikaner abzuweisen. Er bot seine ganze Truppenmacht dem Sjogun an und beschwor denselben, den Brief des Präsidenten der Vereinigten Staaten nicht zu empfangen, indem er an die Beobachtung der Grundgesetze erinnerte. Vergeblich, Mito zog sich nun in sein Schloß zu Jedo zurück, versammelte seine Anhänger und erklärte den Sjogun öffentlich als meineidigen Hochverräther, der die Grundgesetze des Reichs gebrochen habe. Ja, er ging soweit, den Tod desselben als Strafe für diesen Hochverrath zu verlangen. Einer seiner Verwandten nahm es auf sich, den Sjogun zu ermorden. Er ging in dessen Palast, näherte sich ihm unter irgend einem Vorwande, durchstach ihn mit seinem Schwerte und entleibte sich dann selbst, sodaß über den entsetzlichen Vorfall nichts weiter laut wurde.

Der Palast des Sjogun, in welchem dieser schauerliche Auftritt geschah, ist nur außerordentlich schwer zugängig und in späterer Zeit auch von den Europäern selten betreten worden. Er liegt innerhalb der Stadt im aristokratischen Viertel auf einem Hügel, der ringsum von herrlichen Gärten umgeben ist. Um den großen Palast, der eine kleine Stadt für sich bildet, ist eine Mauer aus mächtigen polygonalen Steinblöcken aufgeführt, die mit Schießscharten versehen und zum Theil von grünen Dämmen und frischen Bäumen verdeckt ist. Wie der Palast selbst beschaffen, davon giebt die Abbildung den besten Begriff; die hohen thurmartigen Gebäude desselben unterscheiden ihn jedenfalls von den gewöhnlichen japanischen Wohnungen, ausgenommen den Palästen der Daimios, die nicht weit hinter der Wohnung des Sjogun zurückstehen.



Palaſt des Sjogun in Jedo.

Darinnen weilt nun der „große Monarch", eingeengt in das ewige lästige Hofceremoniell, ein Rad in der vielfach gegliederten Maschine des japanischen Staates. Keineswegs erscheint uns das beschränkte Dasein dieses Herrsches in dem Palaste, durch den zu allen Zeiten ein finstrer Geist ging, beneidenswerth und die Mordthaten hielten nun ihren regelmäßigen Einzug in das Haus des Sjogun.

Der minderjährige Sohn des Ijejosi, Jesada mit Namen, bestieg nun unter der Vormundschaft des „Regenten" (Gotairo) aus der Familie Kamon-no-Kami den Thron des Sjoguns. Mit dieser Regierung hatte Perry den Vertrag geschlossen und mit dieser hatte sein Nachfolger in Simoda, Townsend Harris, zu verkehren. Letzterer beschloß, nach Jedo zu gehen und persönlich mit dem Sjogun zu unterhandeln; er dürfe, sagte er, ein Schreiben seines Präsidenten nur dem Herrscher selbst übergeben, außerdem enthalte der Brief sehr wichtige Mittheilungen. Nach manchen Versuchen, Harris an seinem Vorhaben zu hindern, wurde ihm endlich zugestanden, daß er (Dezember 1857) in Jedo direkt mit den Ministern verhandeln dürfe. Diesen erklärte er, daß die Franzosen und Engländer gegenwärtig ein großes Heer in China hätten, welches nach gethaner Arbeit leicht nach Japan kommen und dort für Europa Verträge erzwingen könne. Es sei daher rathsam, nun einen weitgehenden freundschaftlichen Traktat mit Nordamerika freiwillig zu schließen, dann könne man jenen ungezwungen und ohne Schande auch Alles zugestehen. Zum Schrecken der Japaner kam nun die Nachricht, daß Peking von den „Barbaren" erobert, das zehnmal stärkere China von ihnen niedergeworfen war. Das wirkte, und trotz des Widerstrebens vieler Großen schloß der Regent aus der Familie Kamon-no-Kami am 29. Juli 1858 den neuen weitgehenden Handelstraktat mit Harris ab. Dieser Vorgang aber war ungesetzlich, gegen den großen Rath der Daimios und ohne Zustimmung des Mikado unternommen. Hieraus gingen nun alle jene Verwicklungen hervor, jene Mordthaten, mit welchen die Europäer später zu kämpfen hatten, denn die Verträge wurden nur mit dem Sjogun, dem Krongeneral, keineswegs mit dem gesetzlichen Herrscher, dem Mikado, abgeschlossen.

Die Holländer, welche so lange auf Desima bei Nagasaki eingeschlossen waren, erschienen nun als die ersten auf dem Platze, um auch für ihren Theil Nutzen aus der veränderten Lage zu ziehen. Ihr Gesandter Donker Curtius schlug den Ueberlandweg ein, reiste von Nagasaki zunächst nach Mijako, der Stadt des Mikado, der damals sich in den ärmlichsten Verhältnissen befand, und erlangte am 18. August 1858 bereits einen Vertrag, welcher dem der Amerikaner völlig gleichlautend war.

Wiederum brandmarkte der Führer der Konservativen, Fürst Mito, diese Handlungen als Landesverrath, und die Aufregung unter dem Volke wuchs noch mehr, als der Sjogun Jesada plötzlich starb, nicht ohne daß Viele ihn als zweites Schlachtopfer der neuen Politik, ermordet durch Mito, hinstellen wollten. Doch läßt sich diese Ansicht nicht beweisen. Da Jesada kinderlos gestorben, so mußte nach dem Grundgesetz die Wahl des neuen Sjogun aus den Mitgliedern der Fürstengeschlechter Mito, Owari und Kisiu vorgenommen werden, und der Regent

wußte es durchzusetzen, daß nicht Mito auf den Thron gelangte, sondern der junge Prinz von Kisiu, welcher, erst 15 Jahre alt, als Minamoto Ijemotsi zum Sjogun erwählt wurde. Mito, der aus Jedo verbannt wurde, zog sich auf seine Güter zurück, an deren Grenzen er Tafeln aufstellen ließ, welche die Worte enthielten: „Innerhalb dieser Pfähle wohnen die letzten treuen Japaner."

So standen die Dinge in Japan, als auch die Engländer dort auf dem Schauplatze erschienen.

England, das in Ostindien und China gerade das Schlimmste überwunden und wieder im Stande war, etwas freier Athem zu schöpfen, fürchtete den Konkurrenten in Ostasien, der ihm von der andern Seite der Welt her so unversehens nahe gerückt war. Was den Yankees möglich gewesen war, das wollte John Bull auch versuchen, aber er wollte noch mehr thun als sein transatlantischer Bruder. Die englischen Kaufleute sollten mit den Amerikanern möglichst gleichzeitig am Platze sein, und wenn es irgend ginge, wollte man ihnen größere, wenigstens aber dieselben Vortheile sichern, die Perry seinen Landsleuten errungen. Vor Allem galt es dabei, den geschmälerten Nationalruhm wieder herzustellen und den Amerikanern durch eine glorreiche That den Rang abzulaufen. Perry hatte aus zarter Rücksicht für seine japanischen Freunde an Bord sich begnügt, Jedo aus der Ferne vom Mastkorbe aus durchs Fernrohr zu besehen, — er hatte sich eine Blöße gegeben. England beschloß, nach Jedo zu gehen und mit „God save the Queen" in die Kaiserstadt einzuziehen.

Schon wenige Jahre nach der Expedition des tapfern Commodore Perry sehen wir daher einen der höchsten Edelleute Englands, den Lord Elgin, als Bevollmächtigten Ihrer Majestät, mit den Schiffen „Furious", „Retribution", „Lee" und der Dampfyacht „Emperor", welch letzteres für den Kaiser von Japan als Geschenk bestimmt war, auf einer Reise nach dem Osten Asiens begriffen; mit der Losung: „Nach Jedo!"

Ohne uns bei den üblichen Vorbereitungen zu einem solchen Unternehmen oder bei der Schilderung des gewöhnlichen Reisewegs nach Ostasien aufzuhalten, suchen wir denn sofort den edlen Lord vor Nagasaki wieder auf, wo er im Jahre 1858 glücklich mit seinem Geschwader angelangt war.

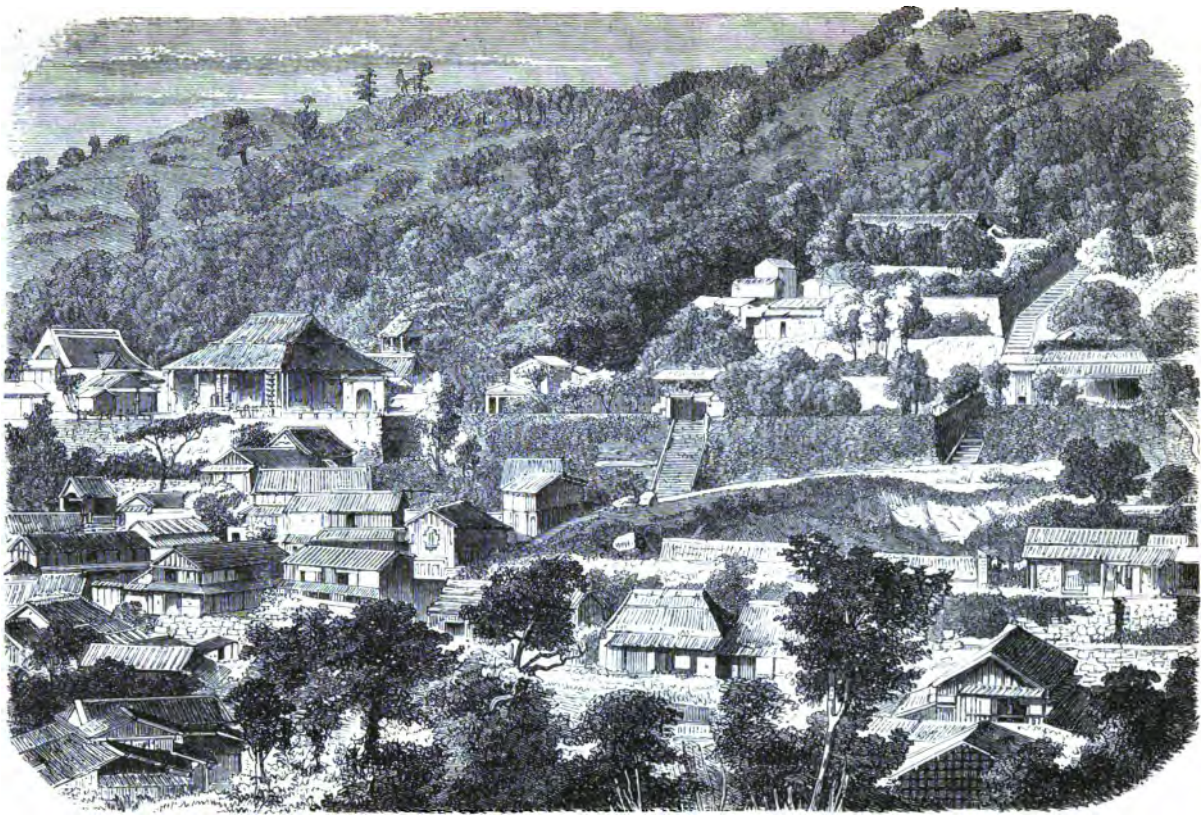
Die Schiffe, welche die Engländer trugen, segelten mit frischem Winde auf der glatten blauen See dahin, und bald tauchten am Horizonte die grünen Inseln von Iwosima empor; rüstig weiter steuernd, gelangten die Reisenden bald in die enge Mündung, vor welcher sich, wie ein Wächter, das prächtige waldbewachsene Eiland Papenberg gelagert hat, dessen schroffe Felsen Vieles erzählen könnten von den Verfolgungen der Christen; denn von ihrer Höhe herab, gleichwie in Rom vom Tarpejischen Felsen, wurden die treuen Anhänger des Kreuzes gestürzt, um in den Wellen da unten den sichern Tod zu finden. Doch hinweg von den Bildern einer trüben Vergangenheit. Viel lieber schweift der Blick über die Hügel und Berge, die in malerischer Gruppirung sich in das Innere des Landes zurückziehen, überragt am fernsten Horizonte von dem schneebekränzten

Haupte des Fusi-Jama. In allen Schattirungen vom dunkelsten Grün der Tannen bis zu dem gelbblühenden Gesträuch am Seestrande prangt das herrliche Land, und der ungetrübte tiefblaue Himmel spiegelt sich in der glatten Flut. Eine feierliche Stille, ein tiefer Frieden liegt über der ganzen Landschaft ausgebreitet, und selbst die Kanonen nebst den sie umstehenden Soldaten, welche die Ankommenden von den Dungari-Wällen beobachten, vermögen nicht, die allgemeine Harmonie zu stören.

Die Schiffe befinden sich jetzt dicht am Eingang der Bucht von Nagasaki; es zeigt sich ein japanisches Boot mit Beamten, die in direkter Richtung auf unsere Engländer zusteuern. Mit unnachahmlicher offizieller Geschäftigkeit, mit einer gewissen nachlässigen Sicherheit schickten sich die Japaner an, auf das Deck des angelangten Schiffes zu steigen, um sich über den Charakter und die Absichten der Ankommenden auf das Genaueste und Umständlichste zu unterrichten. Leider befand sich Niemand an Bord, der sie hätte verstehen können, denn sie sprachen Holländisch. Ihr florähnliches Obergewand, die weiten Beinkleider, die Gamaschen und „Fußhandschuhe" gewährten den Augen der Gentlemen einen ganz ungewöhnlichen Anblick; und es wollte den Söhnen Altenglands, als sie die an jedem Mann angebrachten zwei Schwerter von Ferne an der Kehrseite hinausragen sahen, scheinen, als hätten sie es hier mit einer neuen Spezies von Zweifüßlern zu thun, die mit zwei Schweifen geschmückt sei. Als die wechselseitige Neugier hinlänglich befriedigt war, wurden die japanischen Herren bedeutet, sie möchten die Freundlichkeit haben, auf ihr Boot zurückzukehren. Obschon sie nicht vermocht hatten, aus den Fremden etwas herauszuforschen, verstanden sie doch den deutlichen Wink und zogen sich zurück. Ihr Boot blieb aber in geringer Entfernung in der Eigenschaft eines Wachtschiffes liegen.

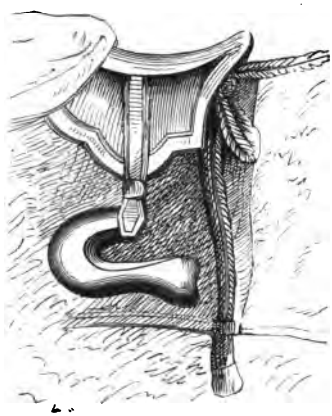
Einige der Engländer setzten ans Ufer, um den holländischen Faktoreibeamten einen Besuch abzustatten. Sie fanden bei denselben eine herzliche, gastfreundschaftliche Aufnahme und erfuhren zu ihrer großen Freude, daß die Hindernisse, die von der Regierung den Fremden früher in den Weg gelegt worden waren, beseitigt seien, und daß sie sich in und um Nagasaki hinwenden könnten, wohin sie immer wollten. Lord Elgin schöpfte den Verdacht, daß die japanische Regierung den Fremden uneingeschränkte Freiheit in Nagasaki nur in der Absicht gewähre, um sie desto entschiedener von den übrigen Theilen des Landes auszuschließen, — eine Befürchtung, die nach den Erfahrungen früherer Jahre nur allzuviel Wahrscheinlichkeit hatte, die sich jedoch, Dank dem beiderseitigen guten Einvernehmen, nicht verwirklichte.

Der nächste Morgen entfaltete neues, frisches Leben, im Hafen wie in der Stadt; ein Jeder ging wieder seinem Berufe nach. Auf dem „Furious" aber entwickelte sich eine ganz besondere Regsamkeit, denn es galt, am Vormittage den Vize-Gouverneur Sr. japanischen Majestät zu empfangen. Es war um die zehnte Stunde, als derselbe, umgeben von einer Anzahl Begleiter, mit seinem Fahrzeug ankam, auf dessen Hintertheil schwarz und weiße Flaggen, die Nationalfarben der Japaner, lustig im kühlen Morgenwinde flatterten.



Anſicht von Nagaſaki. Nach Spieß' Reiſewerke.

Der Vize-Gouverneur hatte das Aussehen eines gewöhnlichen Mannes mit „äußerst freundlichem Benehmen und sehr kurzen Beinen", wie Lord Elgin berichtet; er verbeugte sich oft und schnell, und seine beiden Schwerter, die ihm zur Seite hingen, bewegten sich in entsprechender Harmonie auf und nieder. Seine Gamaschen reichten bis ans Knie, und die mit Strümpfen versehenen Füße staken in Strohsandalen, — ein Anblick, der einem an europäische Toilette Gewöhnten mehr ein Lächeln als Respekt abzunöthigen geeignet ist. Das Frühstück ward aufgetragen; der Vize-Gouverneur mußte sich an Lord Elgin's rechte Seite setzen; und nun ging es an gut Essen und gut Trinken, wobei der Japaner sich des Messers und der Gabel mit einer vornehmen Zierlichkeit bediente, als hätte er stets in Gesellschaft der Gentlemen von Londons Westend gespeist. Der Vize-Gouverneur entledigte sich des Auftrages von Seiten des Gouverneurs, der sein Bedauern darüber aussprechen ließ, daß es ihm noch nicht vergönnt gewesen sei, Lord Elgin zu sehen, zugleich mit dem Ersuchen, die für seine Majestät als Geschenk bestimmte Yacht ihm zur Beförderung an ihren Bestimmungsort zu übergeben. Da aber der Lord, um einen triftigen Vorwand für die Reise nach Jedo zu haben, die Erklärung abgab, er müsse unter allen Umständen Seiner Majestät die Yacht selbsteigen übergeben, so ließ der Vize-Gouverneur im Vertrauen auf die bereits bestehenden Verträge seine Einwände fallen. Und so nahm man voneinander freundschaftlichen Abschied.



Ein japanischer Sattel.

Das Wetter war überaus einladend, und Lord Elgin beschloß, eine kleine Promenade in der Stadt zu machen. Auf seinem Wege kam er zu einer weiten Einfriedigung, an deren Eingang er 15—20 japanische Gentlemen fand, die auf ihren Pferden in dem Innenraume herumgaloppirten. Es war eine Reitschule, in der sich beständig das „Jungblut" von Nagasaki vergnügte. Die Gesellschaft der jungen Herren gehörte den höchsten Ständen an, Edelleuten und Fürsten des Landes. Die Sättel waren nach demselben Muster verfertigt, wie die in China, nur mit niederem Polster und äußerst hart, sodaß Einer, der an europäische Sättel gewöhnt ist, einen längeren Ritt nicht ohne viel Beschwerde wird aushalten können. Die Steigbügel waren kurz und die Stegreife glichen sehr weiten goldgefirnißten Pantoffeln. Das Gebiß war stark, die Zügel von Musselin, aber nichts desto weniger fest. Das Auffallendste an dem Aussehen der Reiter war ihre Hüte; dieselben glichen überall vollkommen platten lackirten Schilden, an deren Spitze eine Menge von Schlingen befestigt war; zwei kreuzten einander an dem Hinterkopfe, zwei unter der Nase und zwei mehr unter dem Kinn. Sobald die Reiter die Ankommenden erblickt hatten, sprangen sie eiligst von ihren Pferden

und boten mit feiner Manier dieselben zum Reiten an. Lord Elgin bestieg eines und machte einen kurzen Ritt, und obgleich das Pferd eine große Geneigtheit zum Ausschlagen an den Tag legte, so saß doch der Lord fest in dem engen Sattel und überließ dann das Pferd wieder seinem Eigenthümer, der es lächelnd in Empfang nahm; er hatte jedenfalls die Europäer für schlechtere Reiter gehalten, als die Japaner, war aber sichtlich eines Besseren belehrt worden. Im Ganzen hatte der Aufputz der Pferde etwas Derb-Mittelalterliches; nur wird diese Illusion zu Nichte gemacht durch die großen Strohschuhe, in welche die Hufe der Thiere eingewickelt sind; natürlich ist solch ein Roßschuh bald durchgetreten, sodaß man genöthigt ist, bei einem längeren Wege sich mit mehreren vorzusehen; daher kommt auch die in Japan allgemeine Gewohnheit, Entfernungen nach „Pferdeschuhen" zu bestimmen.

Von der Reitschule führte unsere Engländer der Weg durch mehrere Straßen nach einem jener zahlreichen Gärten, die der Stadt zur angenehmsten Zierde gereichen. Die Japaner sind, wie kein anderes Volk der Erde, Meister in der Landschaftsgärtnerei, einer Kunst, die man denn auch allenthalben angebracht findet. Köstlich duftende Blumenbeete, heimlich-trauliche Wäldchen, verstohlene Grotten, silbersprudelnde Springbrunnen, Terrassen, — Nichts ist gespart, um hier zu einem süßen Nichtsthun einzuladen. Unsere Engländer stiegen auf einen kleinen Hügel, um von da aus ein Panorama auf die Stadt zu haben, die sich zu ihren Füßen ausdehnte, mit all ihrem geschäftigen, regen Treiben, mit ihrer Menge Straßen und den 62 Tempeln, groß und klein. Hierbei bot sich ihnen ein Schauspiel dar, das sie nicht wenig überraschen mußte. In den Hinterhäusern sahen sie ganze Familien, Männlein und Weiblein, Aeltere und Jüngere, unbefangen und ohne schamhafte Zurückhaltung untereinander baden, eine Gewohnheit, die freilich nicht geeignet ist, ein günstiges Bild von der Sittlichkeit der Japaner zu entwerfen. Ueber die Häuser hinaus schweifte der Blick über die Schiffe und das Meer und über die zahlreichen grünen Eilande, die vor der Bai von Nagasaki Wacht halten.

Ein japanischer Pferdeschuh.

Gern hätten die Engländer ihren Aufenthalt bei den freundlichen Bewohnern zu Nagasaki länger ausgedehnt, wenn sie nicht den Bestimmungsort ihrer Reise, Jedo, im Auge gehabt hätten. Es war, wie gesagt, beschlossen worden, daß die Dampfyacht in Jedo dem Sjogun selbst übergeben werden solle. Der Befehlshaber derselben, Ward, hatte den Auftrag hierzu, und Lord Elgin begleitete ihn, um Jedo in eigner Person betreten zu dürfen.

Wieder stachen die Schiffe in See, um nach Simoda zu steuern. Das Wetter schien die Fahrt begünstigen zu wollen. Aber das Meer ist ein launenhaftes Ding und voller Tücken. Gegen Abend hatten sich am Horizont einzelne trübe Wolken gesammelt, die durchaus keine Gefahr zu bringen drohten. Bald jedoch rollte sich der dunkle Knäuel dichter zusammen, immer schwerer senkten

sich die schwarzen Massen nieder, bis sich ein gewaltiger Regensturz prasselnd auf die Schiffe entlud. Der Sturm zog brausend heran und peitschte die schaumspritzenden Wellen an die schroffen Klippen; furchtbar brüllend mischte sich der Donner darein; — da plötzlich zuckt ein Blitz und erhellt mit seinem grellgelben Lichte die grauenvolle Scene; hohe Zackenfelsen ragten dicht vor ihnen drohend und unheilvoll empor! Es waren, wie man später erfuhr, die gefürchteten Felsen von Tschitschakow. Die Schiffe, mit ihren Lichtern wie Irrwische auf dem Wasser tanzend, drohten jeden Augenblick zu zerschellen. Noch entging man durch eine kühne Wendung der Gefahr, aber die Nacht war so finster, daß die Reisenden vollständig im Unklaren schwebten, wo sie sich befanden. Erst der Morgen, der mit trüben, düstern Nebelmassen anbrach, gestattete ihnen, wenn auch nur wenig deutlich, zu beobachten, daß sie sich fast in unmittelbarer Nähe der Bucht von Nagasaki befanden. Sie liefen daher in dieselbe ein und blieben vor Anker liegen, während der Sturm in unablässiger Heftigkeit fortwüthete, sodaß die Schiffe in beständiger Gefahr zu stranden schwebten. Aus solch peinlicher Lage, in der Leben und Untergang sich so nahe berührten, wurden die Engländer erst am folgenden Tage befreit. Der Wind sprang um, und freudig, der entsetzlichen Gefahr entronnen zu sein, lichteten sie von Neuem die Anker und schwammen auf der beruhigten See mit geschwellten Segeln dahin.

Am Morgen des zehnten August erblickten die Reisenden den gewaltigen Bergriesen Fusi-Jama. An Gestalt und Charakter dem Aetna ähnlich, thürmt er sich 12,000 Fuß über den Meeresspiegel empor, wie ein Greis, der silberschimmernden Hauptes auf seine Kinder und Kindeskinder herabschaut, die wiederum ehrfurchtsvoll den Blick zu ihm wenden und ihn anstaunen in seiner Majestät. Und dort, die Bucht von Simoda, welch ein entzückender Anblick, wie einladend winkt der schöne Hafen! Ja, bei so heiterem, stillem Wetter mag man unbedenklich hier einlaufen und vor Anker liegen. Aber, wenn der stürmische Südwind bläst, da tritt der Tod in hundert Gestalten an den Schiffer heran und das empörte Meer will seine Opfer haben. Hier war es, wo vor wenigen Jahren die russische Fregatte „Diana" ihren entsetzlichen Untergang fand. Unbekannt mit den Gefahren, welche hier das trügerische Meer dem bereitet, der sich sorglos ihm anvertraut, wurden die Männer, welche auf der „Diana" weither gezogen kamen, von einem Sturmwetter überrascht, wie es unsere Engländer zu empfinden hatten; aber leider waltete über jenen kein glücklicher Stern; hülflos, ein Spielball der empörten Wellen, ward die Fregatte an die schwarzen, verderbendrohenden Felsenriffe geschleudert und zerschellt.

Aber jetzt, an diesem Sommermorgen, schaute ruhig und mild der tiefblaue südliche Himmel hernieder; glatt lag die See da, wie ein Spiegel, und wie ein langer Schweif zogen sich die Furchen durch die Fläche, welche von dem im frischen Morgenwind leicht dahineilenden Fahrzeuge gepflügt wurde. Ein brauner Duft schwamm über den Häusern von Simoda, hinter der Stadt erhoben sich Hügel und Berge, die von einem gewaltigen silbernen Nebelschleier umflort waren. Warm begann die Sonne herniederzustrahlen, und wol wäre die Hitze unter diesem

Breitengrade zu einer unangenehmen Höhe gestiegen, wenn nicht ein lieblicher Seewind mit kühlender Labung geweht hätte. Allmälig stiegen die Nebel, durchbrochen von der mächtigen Sonne, dampfend empor und gestatteten den ankommenden Engländern ein Schauspiel, wie es wenige Punkte der Erde zu bieten im Stande sind. Malerisch stiegen die grünen Hügelreihen des Landes empor, ihrer silbernen Decke entkleidet, unverwandt ward das Auge gefesselt von der blüten- und farbenreichen Pracht der japanischen Vegetation. Waldungen, die zu ungestörter Rast wie geschaffen schienen; Felder, deren üppiges Wachsthum den Fleiß der Bebauer in hundertfältiger Weise zu lohnen versprach; allüberall, wohin das Auge schaute, ein lebensvolles Bild freischaffender Natur und emsigen Strebens eines hochkultivirten Volkes.

Immer näher kamen die Schiffe dem Orte ihrer Rast, ohne daß, wie es schien, ihr Herannahen bemerkt worden wäre. Schon mochte man sich im Stillen die Frage vorlegen, warum sich kein japanisches Schiff in Sicht zeige, da man doch wußte, daß die Regierung mit peinlichster, angstvollster Sorgfalt die ankommenden Fremdlinge zu durchmustern und schließlich sie von dem Betreten des Landes abzuhalten bemüht sei. Doch gemach! Schon setzt sich vom Hafen aus eine Dschunke von ansehnlicher Größe in Bewegung und nähert sich allmälig den Engländern; aufgehißt war die schwarz-weiße Flagge. Von beiden Seiten begannen nun die Signale friedlichen Begegnens zu sprechen, von beiden Seiten erscholl der Bewillkommnungsruf in die prächtige Morgenlandschaft hinein, unterstützt durch das Abfeuern von Kanonen, und nicht lange, so befanden sich die Japaner auf den Schiffen der Engländer. Mit der aalglatten Geschmeidigkeit, wie sie nur diesem Volke des östlichen Asiens eigen ist, bewegten sich die Beamten, die „Spitzen" der Behörde, unter den Europäern, unaufhörlich fragend und forschend, was denn ihr Hiersein zu bedeuten habe. Ohne im Geringsten hinter dem Berge zu halten, sprach Lord Elgin die entschiedene Absicht aus, nach Jedo zu reisen, um sich durch den Augenschein von der vielgerühmten Stadt und den Räthseln, die sie annoch für die Fremden berge, möglichst genau zu unterrichten. Wer vermöchte die langen Gesichter der japanischen Beamten zu beschreiben, als sie von diesem nach ihrer Meinung unausführlichen und gefahrvollen Wagestück vernahmen! Mit einer Beredtsamkeit, die den Mitgliedern eines europäischen Ständehauses gewiß alle Ehre gemacht haben würde, versuchten die geängsteten Japaner unsere Engländer zu überreden, doch ja ihre Reise nicht über Simoda ausdehnen zu wollen, am besten würde man sogar thun, wenn man strackslaufs nach Nagasaki zurückkehre. Doch all ihre Rednertalente, die sie in verschwenderischer Weise aufboten, brachen sich an dem festen Beharren des Lord Elgin. Es blieb ihnen daher, nachdem sie getreulichst ihre Pflicht gethan zu haben glaubten, nichts Anderes übrig, als die Dinge gehen zu lassen, wie sie eben gingen; und, als trenne keine Schranke die beiden Nationen, beeiferten sie sich von nun an, all ihre Liebenswürdigkeit und Höflichkeit aufzubieten, um den Engländern einen möglichst vortheilhaften Begriff von ihrer hohen Gesittung und Weltbildung einzuflößen.

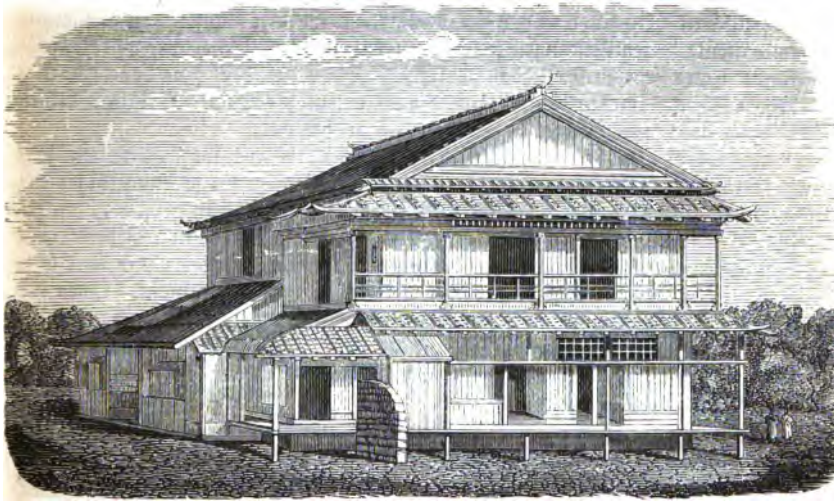
So war man denn ans Land gekommen und befand sich im Weichbild Simoda's. Der allgemeine Charakterzug, der durch alle Städte mit japanischer Bevölkerung hindurchgeht, ist die Reinlichkeit und die Sauberkeit der Straßen und Häuser, die einen höchst wohlthuenden Eindruck auf den Reisenden ausübten. Ohne Scheu dürfen sich die Japaner in diesem Punkte den gebildetsten Nationen der Erde an die Seite stellen und übertreffen darin besonders weit ihr Nachbarvolk, die stolzen, für sich über Gebühr eingenommenen, vorurtheilsvollen Chinesen.

Wir haben früher bei der Schilderung der Perry'schen Expedition bereits erfahren, welche vielen und großen Verdienste sich der energische Commodore um die Anbahnung eines freundschaftlichen Einvernehmens zwischen der japanischen Regierung und den Vereinigten Staaten erworben hatte. Es war seinen unausgesetzten, rastlosen Bemühungen gelungen, daß der Sjogun von Japan die Errichtung eines amerikanischen Konsulates in Simoda gestattete. Als Lord Elgin diese Stadt betrat, stand bereits das Gesandtschaftsgebäude in achtunggebietender Ausdehnung da, und die japanischen und nordamerikanischen Völkerinteressen fanden hier bereits ihren Vermittlungspunkt. Stolz erhob sich das Konsulatshaus unweit des Hafens, und von seiner Zinne flatterte das Sternenbanner der Union. Es ward dadurch schon von fern bezeichnet als der Punkt, wo Fremde und unmittelbar die Unterthanen der Vereinigten Staaten festen Fuß fassen, sowie Unterstützung und Vertretung beanspruchen können.

Lord Elgin hatte beschlossen, für den Nachmittag dem amerikanischen Konsul Harris einen Besuch abzustatten und sich von ihm, wenn nöthig, über sein Verhalten gegen die japanische Regierung unterrichten zu lassen. Harris war ein äußerst freundlicher Mann, der den Lord mit aller erdenklichen Zuvorkommenheit willkommen hieß. Die Unterredung lenkte sich natürlicherweise hauptsächlich auf die Beziehungen, die zwischen Japan, Amerika und England theils schon bestanden, theils einer größeren Ausdehnung und Entwicklung entgegengeführt werden sollten. Freilich ergab sich als Resultat ihres Gesprächs, daß zur Zeit die Bande noch allzulocker seien, welche Japan an Europa und Amerika knüpften, und daß noch unendlich viele Schwierigkeiten und eingewurzelte Vorurtheile aus dem Wege zu räumen seien, ehe ein für die betreffenden Theile ersprießlicher Austausch der Ideen und Produkte herbeigeführt werden könne. Indessen ergab sich doch die jeweilige Lage der Dinge als eine so günstige, daß man glaubte sich der Hoffnung hingeben zu dürfen, es werde die Zeit nicht lange auf sich warten lassen, wo die buntbeflaggten Schiffe aller gebildeten Nationen frei und ungehindert in die friedlichen Häfen des japanischen Kaiserreichs einlaufen würden.

Den folgenden Tag glaubte man benutzen zu müssen, um einen kleinen Ausflug in und um die Stadt zu machen. Die Häuser Simoda's sind fast durchgängig unansehnlich; und auch Lord Elgin fand, wie wenige Jahre vor ihm der Commodore Perry, kein einziges, außer dem Konsulatsgebäude, von Stein erbaut, obgleich Granit und andere Gesteine in Menge, ja fast in Ueberfluß vorhanden sind. Das Baumaterial ist Holz, nur die Zwischenwände der Zimmer

werden nicht aus diesem Material gearbeitet, sondern aus Papier. Es ist unglaublich, in welcherlei Formen und zu welchen Zwecken das Papier angewendet wird. Zwischen allen Abstufungen vom feinsten, durchsichtigen bis zum stärksten, holzartig festen Fabrikate bewegt sich der Gebrauch dieses japanischen Universalproduktes. Ebenso nackt und einfach aber, wie sich die Gebäude dem äußeren Anblick darstellen, ebenso sauber und prunklos erscheint das Innere derselben. Obgleich man vermuthen sollte, daß in den Breitengraden, unter denen Japan liegt, wenigstens in den südlicheren Provinzen, das Klima einen durchweg milden Charakter zeige, so gilt dies doch nur vom Frühling bis zum Herbst; der Winter dagegen bringt nicht selten eine sehr empfindliche Kälte mit sich.



Ein japanisches Wohnhaus.

Deshalb darf man sich nicht wundern, wenn man beim Eintritt in ein japanisches Zimmer den nordischen Freund der langen Winterszeit wiederfindet, — den traulich einladenden Ofen. Da, wo kein Ofen sich befindet, wird wenigstens in der Mitte des Zimmers ein Becken mit Holzkohlen placirt, an dem sich Frostige wärmen und dazu die unvermeidliche Pfeife anzünden. Das ganze Zimmer ist mit Matten ausgelegt; damit aber dieselben stets sauber und reinlich gehalten werden, ist es nöthig, daß man die Schuhe vor der Thüre auszieht, was allerdings ohne Aufenthalt und Anstrengung geschieht, da die Schuhe von Stroh sind, ähnlich einem Pantoffel, in welchem die große Zehe einen abgesonderten Platz findet, wodurch er leicht an dem Fuße festgehalten wird. Hieraus erklärt sich von selbst, daß die Japaner nicht so leicht und bequem einhergehen können, daß sie vielmehr einen schlurfenden, schleppenden Gang annehmen, auf der Straße wie im Hause.

Simoda hat keinen großen Umfang; ebenso war die Einwohnerzahl der Stadt seit dem Abschiede Perry's nicht nur nicht gestiegen, sondern eher im Abnehmen begriffen. Denn da das Einlaufen in den Hafen höchst unsicher und gefahrvoll und bei stürmischem Wetter fast unmöglich ist, so hat sich auch dort kein regeres Leben entfalten können, und Simoda ist bereits durch die wenige Meilen entfernte Stadt Uraga mit ihrem weiten gefahrlosen Hafen überflügelt.

Was bei einem Gang durch die Straßen der Stadt im höchsten Grade unangenehm berührt und das Auge des Europäers nur allzuhäufig beleidigt, das sind die unzüchtigen, schmuzigen Bilder, die in erschreckender Menge öffentlich zur Schau vor den Kaufläden aufgestellt sind. Die Zunft der Maler in Japan ist daher, wie man sich leicht denken kann, eine ebenso zahlreiche als leichtfertige Klasse der Gesellschaft. Es finden sich unter denselben wahrhafte Künster von ausgezeichnetem Talente, deren Leistungen selbst einem europäischen Maler alle Ehre machen würden; leider jedoch ist es höchst beklagenswerth, daß dort jene hohe Kunst so niedrigen Zwecken dienen muß. Unsere nach einem japanischen Original kopirte Abbildung stellt einen Maler in der Arbeit begriffen dar.

Die Stadt war bald durchschritten, und man befand sich bereits am Fuße jener reizenden, malerischen Hügel, welche der Landschaft ein so anmuthiges Gepräge aufdrücken. Es waren vielfache Wege gebaut, die bald in größerer, bald in geringerer Breite sich in das Hügelland hinaufschlängelten. Unter Cedern- und Kieferbäumen führte der Pfad dahin, üppige Moosrosen entfalteten ihre herrlichen Blüten, Vögel sangen ihr frisches Lied in die würzige Luft hinein. Oben von der Spitze eines Hügels sah man ein meilenweites prächtiges Panorama; aus den grünen Baumgruppen schauten hier und da ländliche, schmucke Häuser hervor, gleich lieblichen, einladenden Ruheplätzen; weiterhin dehnten sich große Strecken trefflich bebauter Korn- und Reisfelder.

Nördlich von Simoda, etwa 1—2 Meilen ins Land hinein, sprudeln heiße, schwefelhaltige Quellen in ziemlicher Menge, die in ganz Japan als der Zufluchtsort kranker und gebrechlicher Menschen gepriesen werden. In der Sommerszeit entfaltete sich dort, inmitten malerischer Waldeinsamkeit, ein reges Wildbadleben, das freilich noch lange nicht zu der Höhe des Luxus gediehen ist, welcher in unsern europäischen Bädern die Reichen, Kranke und Gesunde, von Nah und Fern herbeilockt. Einfache Breterhäuser, mit den nothdürftigsten Utensilien versehen, sind Alles, was hier der Kurgäste harrt, die schon zufrieden sein müssen, wenn das Wasser seine heilspendende Kraft bewährt, mochte die „Badesaison" auch sonst viele Unbequemlichkeiten bieten und manche Entbehrungen des gewohnten Comforts auferlegen.

Eine äußerst kleine Behausung auf einem Berge zur Linken, halbversteckt von Cedern und wie in eine Felsspalte eingekeilt, zog die Aufmerksamkeit der Engländer in hohem Grade auf sich. Wer mochten wol die oder der Bewohner dieses einsamen Gebirgshäuschens, dieser wahrhaften Einsiedelei sein? Die Neugierde lenkte ihre Schritte nach dieser Richtung. Mühsam hatten sie den steilen Pfad, über den sich stellenweise große mächtige Granitblöcke wie eine drohende Decke

legten, erklommen und befanden sich nun in nächster Nähe der Hütte, dem Ideal aller Einfachheit und Schmucklosigkeit. Die Ankunft der Fremdlinge war innen wohl bemerkt worden. Der Bewohner dieser Eremitage war ein betagter Mann mit silberweißem Haar; seine Bekleidung war höchst mangelhaft und abgenutzt, in seinen Zügen sprach sich ein auffallend tiefer Ernst aus. Mit finsterem Angesicht trat er aus seiner Hütte den Engländern entgegen, die ihm durch Zeichen zu verstehen gaben, daß es nicht in ihrer Absicht liege, seine Ruhe zu stören, daß sie aber große Lust hätten, das Innere dieser Kluftbehausung in näheren Augenschein zu nehmen. Zwar schien der Eremit nicht sofort geneigt zu sein, sein kleines Heiligthum den profanen Blicken der fremden Besucher preiszugeben; jedoch durch die beredte Zeichensprache derselben ließ er sich endlich bestimmen, sie in das Innere eintreten zu lassen. Der Einsiedler hätte nicht nöthig gehabt, seine Hütte als ein geheimnißvolles Kirchlein erscheinen zu lassen, denn außer einer schlechten rauhen Decke und einigen religiösen Geräthschaften, wie dem Rosenkranz und dem Gebetstischlein, war nichts in diesem kleinen, ärmlichen Raume sichtbar. Die Fremden boten dem Greise zum Abschied ein kleines Geschenk an, das er aber beharrlich zurückwies. Es war dies unbestritten die seltsamste Persönlichkeit, die ihnen seit ihrer Ankunft in Japan entgegengekommen war. Als sie daher nach Simoda zurückgekehrt waren, verschafften sie sich Auskunft über den räthselhaften „Alten vom Berge", aus dessen eigenem Mund sie so gern Einiges vernommen hätten, wenn sie der japanischen Sprache mächtig gewesen wären. Sie erfuhren denn, daß jener Greis durch eine Schule langer, bitterer Leiden gegangen sei, und daß er endlich, müde des lauten Getriebes der Menschen, sich in diese Waldeinsamkeit zurückgezogen habe, um fortan sein Leben den höheren Betrachtungen der Religion zu widmen. Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß dieser Greis allmälig einen hohen Ruf der Heiligkeit genoß, und daß seine winzig kleine Behausung der Wallfahrtsort heilsbedürftiger Seelen ward.

Japanischer Maler.

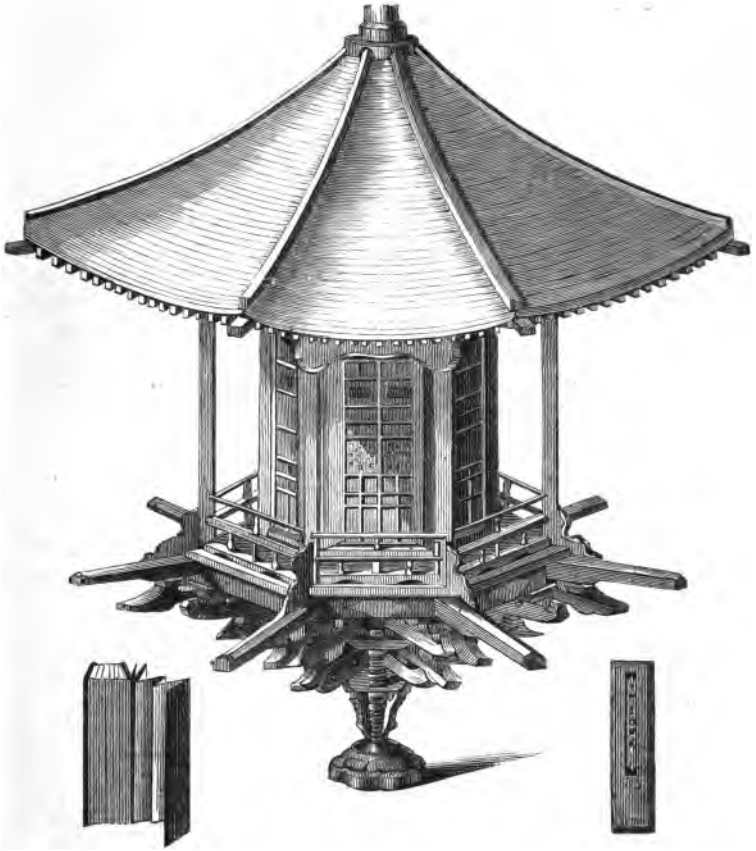
Das religiöse oder vielmehr kirchliche Leben in Japan durchdringt alle Schichten und Klassen der Bevölkerung, und die staatlichen Einrichtungen und Gesetze hängen aufs innigste mit den kirchlichen Formen zusammen; letztere sind die Grundlage für jene. Wie aber im gewöhnlichen Verkehrsleben das Ceremoniell einen so wichtigen Bestandtheil bildet, so bewegt sich auch das Wesen der Kirche zumeist in der Beobachtung der vorgeschriebenen Formeln. Nicht die Macht der Ueberzeugung, nicht das innerste Bedürfniß kirchlicher Handlungen, sondern nur allzuhäufig öffentliches Schaugepränge, hohles Formelwesen ist der hauptsächliche Charakterzug fast aller Glaubenssekten. Es gehört zum guten Ton, es ist eine Forderung der Mode, sich zu öfteren Malen in Ausübung religiöser Handlungen

sehen zu lassen, und so weit geht das Zurschautragen der Frömmigkeit, daß sich Wohlhabendere oft auf den Straßen und bei größeren Reiseunternehmungen ein kleines von Holz erbautes und daher nicht allzuschweres Gebetshäuschen nachtragen lassen. Unsere Abbildung stellt eine solche tragbare Kapelle, die nach Art einer Sänfte von zwei Leuten bequem transportirt werden kann, dar. Die beiden Seitenfiguren veranschaulichen einen zugeklappten und aufgeschlagenen Windschirm, wie solche die Kapelle zu drei Seiten umgeben.

Am anderen Tage wurde dem Gouverneur ein Besuch abgestattet. Es war fast vorauszusehen, daß auch von ihm den Engländern die ernstesten und eindringlichsten Vorstellungen gemacht würden über das kühne Unterfangen einer Fahrt nach Jedo. Eine geraume Zeit dauerte die Unterredung, in der jede der beiden Parteien auf ihren Meinungen und Anschauungen beharrte; dabei aber herrschte ein so zuvorkommender, höflicher Ton, daß er in Lord Elgin den günstigsten Eindruck hervorrief. Schließlich jedoch strich der japanische Gouverneur die Segel vor der eisernen Beharrlichkeit des englischen Lord. Die „Geschäfte" waren somit erledigt, und der Herr des Hauses beeilte sich, Thee und Konfekt zu serviren, ohne die nie fehlenden Pfeifen zu vergessen. Man plauderte hierauf von allerhand Dingen; die Japaner waren begierig, Zustände und Begebenheiten aus dem europäischen Staats- und Völkerleben kennen zu lernen, die für sie von dem wichtigsten Interesse zu sein schienen, und die Engländer ihrerseits nahmen keinen Anstand, das Wichtigste der jetzigen Zeitgeschichte darzulegen; nicht mit gleicher Ausführlichkeit wurden sie von den Japanern in Bezug auf deren Land und Volk bedient, vielmehr zeigten diese sich zurückhaltend und wanden sich mit Aalglätte durch die Fragen hindurch, durch deren Beantwortung sie irgend etwas zu „verrathen" glaubten. Die Unterredung war für beide Theile als höchst interessant zu bezeichnen; das Meiste dabei hatten freilich die armen Dolmetscher zu thun, die kaum zu Athem kommen konnten, und die zuletzt infolge der Abspannung nicht ganz unverkennbare Zeichen gaben, daß nun der Faden ihrer Geduld nicht allzulange mehr halten dürfte. Es war ohnedies mehr Zeit vergangen, als Lord Elgin beabsichtigt hatte, beim Gouverneur zuzubringen, und so machte man sich denn zum Aufbruch bereit, unter den gegenseitigen Versicherungen ausgezeichnetster Hochachtung und alles nur erdenklichen Respekts.

Die Mitglieder der englischen Gesandtschaft hatten übrigens ein angenehmes und billiges Reisen; Jedermann wies ihre Bezahlung gewissenhaft zurück, sei es nun aus Gehorsam oder aus Furcht vor der Regierung, und jene ließen sich, hierin gänzlich von Perry's System abweichend, die Gastfreundschaft der Japaner gefallen. Man lud sie ein zu Thee und Tabak, setzte sie auf Fähren gratis über von einem Theil der Stadt zum andern, kurz man bemühte sich, sie als gute Freunde und theure Gäste auf alle mögliche Weise auszuzeichnen. Doch trotz alledem konnten und wollten sich die Engländer nicht länger an diesem Orte verweilen; noch lag das Ziel der Reise, Jedo, vor ihnen; nichts vermochte ihre Ungeduld, die sie immer unaufhaltsam nach jener gewaltigen Metropole trieb, aufzuhalten.

Den Morgen nach dem Besuche beim japanischen Gouverneur liefen die Schiffe der Engländer aus dem Hafen. Vor der Abfahrt hatten sich auch daselbst die Behörden des Landes eingefunden und gaben den Gästen ein kurzes Geleit.



Tragbare Kapelle.

Als man sich trennte, ertönten von den Fahrzeugen beider Nationen die Salutirsalven, und ein frischer Morgenwind blies in die Segel und Flaggen. Der Weg, den die Schiffe einschlugen, hielt sich immer dem Ufer möglichst nahe, um vom Lande selbst eine deutlichere Ansicht zu haben. Zuerst segelten sie an einem langgedehnten Tafellande vorüber, das mit seinen weiten gutgepflegten Getreide- und Reisfeldern sich ins Festland hinein verlor; darauf hob sich eine grüne Hügellandschaft ab, und im Vordergrunde schauten kleine fichtengekrönte Eilande aus

der dunkelblauen Meeresfläche empor; auch nackte, unbewachsene Riffe ragten zackig aus der Flut; auf manchen derselben sonnten sich Scharen von Seehunden von jedem Alter, von acht bis zu einem halben Fuß herab, die bei Annäherung der Schiffe mit plumpen Sprüngen ins Meer niedertauchten. Die Luft war äußerst durchsichtig, die See lag glatt wie ein Spiegel, und ihre tiefblaue Färbung erhöhte noch den Reiz der vor den Blicken der Schiffsmannschaft aufgerollten Scenerie, deren Hintergrund von schneebedeckten Gebirgskegeln umsäumt war, während die an die Küste vorgeschobenen mächtigen Basaltlager von hochanstrebenden Cedern überragt wurden. Hier und da sah man auch Bimssteinstücke treiben, ein Zeichen des vulkanischen Bodens, und zwischen diesen plätscherten Medusen und in zahlreicher Menge die zartfarbigen sogenannten „portugiesischen Kriegsschiffe", eine Nautilusart. Auch kleinere Dörfer mit Fischerhütten zeigten sich auf der Höhe der Felsen, welche letztere manchmal senkrecht steil ins Meer hinabfallen. Die Menschen waren nur durch das Fernrohr deutlich sichtbar; unter ihnen zeichneten sich hauptsächlich einzelne mit wasserdichten Papierröcken bekleidete aus — wahrscheinlich Beamte, die nirgends in Japan fehlen dürfen.

Am Ende der Fahrt liefen die Schiffe in der Bucht von Kanagawa ein. Wir wissen bereits aus den Berichten der Amerikaner unter Commodore Perry, daß diese Stadt nur noch etwa vier deutsche Meilen von der Hauptstadt Jedo entfernt liegt.

Auch hier sollten die Engländer wiederum empfinden, daß Niemand seinem Geschicke entfliehen könne, das heißt auf gut japanisch, den Polizeibeamten, höheren und niedrigeren. Auch sie begannen wieder das alte tröstliche Lied von der Heimkehr nach Nagasaki zu singen. Die Beamten fühlten wohl, daß hier, auf der letzten Station vor Jedo, der letzte und Hauptsturm auf die Fremden gewagt werden müsse. Ueberschritt Lord Elgin diese äußerste Grenze, wie einst Cäsar den Rubicon, so war, nach ihrer Meinung, Alles verloren. Wenn die Engländer schon zu Nagasaki und Simoda der Aufbietung japanischer Ueberredungskunst alle Bewunderung hatten zollen müssen, so war das doch Alles unbeholfen und plump zu nennen gegen die hier entwickelten Spitzfindigkeiten und Winkelzüge, die aus unerschöpflichem Quell zu fließen schienen. Da war ein geschäftiger Austausch von allerlei Ansichten, die jede Partei festhielt. Dolmetscher waren in voller Thätigkeit, und Jeder hing an ihrem Munde, als erwarte er einen Orakelspruch. Protokollanten der Japaner saßen vor mächtigen Tintenfässern und schrieben mit gewandten Pinseln den Inhalt der beiderseitigen Verhandlungen nieder.

Aber Alles vergebens. Die Sturmwogen und Spritzfluten der japanischen Beamten-Dialektik brachen sich an dem felsenfesten Beharren des englischen Botschafters auf dem einmal gefaßten Beschlusse. Die „Dampfyacht" Ihrer Majestät der Königin Victoria sollte und mußte dem Sjogun eigenhändig von Sr. Excellenz übergeben werden, und zwar inmitten der eigenen Residenz, — davon wich man keinen Zoll breit ab. Was war zu thun? Die Angst der Japaner steigerte sich von Minute zu Minute und malte sich auf ihren bronzenen Gesichtern ab; sie für

ihren Theil hätten die Fremden gern ziehen lassen, wohin sie wollten; aber die Befürchtung, in Ungnade bei Sr. Majestät zu fallen und ihre ganze Existenz für die Zukunft gefährdet zu wissen, ließ sie eine höchst klägliche und verzweiflungsvolle Rolle spielen. Sie lernten sich jedoch allmälig in ihr Schicksal ergeben und suchten sich zu trösten über das, was nicht zu ändern war.

Kanagawa selbst ist eine große, höchst respektable Stadt, in der sich jedoch der Lord nicht länger aufzuhalten gedachte, denn die fast unmittelbare Nähe der Hauptstadt ließ ihn hier keine bleibende Stätte aufschlagen. Gleichwol wünschte er, in näheren Beziehungen zu den Behörden zu stehen, und als Vermittlungsperson ließ er daselbst den Kapitän Osborn zurück, einen Mann, auf dessen Eifer und Pflichttreue sich der Lord verlassen konnte.

Und nun, nachdem er Alles geordnet hatte, was unter solchen Umständen zu thun war, stand nichts mehr im Wege, was die nur noch kurze Fahrt nach Jedo hätte verzögern können. Mit geschwellten Segeln ging es daher wieder in See, immer der Küste entlang, und auf keiner Strecke der langen Reise von Englands Küsten bis zu den fernen Ländern des östlichsten Asiens mag unsern Reisenden die Brust so voll, das Herz so weit gewesen sein, als auf diesem kleinen Wege von Kanagawa nach Jedo. Wußten sie ja noch immer nicht, welche Aufnahme man in der kaiserlichen Residenz finden würde. Mißglückten die Pläne, auf deren glückliche Ausführung man so große Hoffnungen für die Zukunft baute, so war die ganze Expedition so gut wie überflüssig; denn alle die Punkte, welche die Engländer bis jetzt passirt hatten, waren bereits durch die Gesandtschaftsreisenden anderer Nationen, wie der Holländer, Russen und Nordamerikaner, hinlänglich bekannt geworden. Jetzt aber galt es, den eigentlichen Schlüssel zu Japan zu erlangen, dessen gewaltiger Schrein die Hauptstadt selbst war. Mit der Erschließung Jedo's, so glaubte man zuversichtlich hoffen zu dürfen, mußten alle übrigen Schranken fallen, die zwischen Ausländern und Japanern bisher noch bestanden.

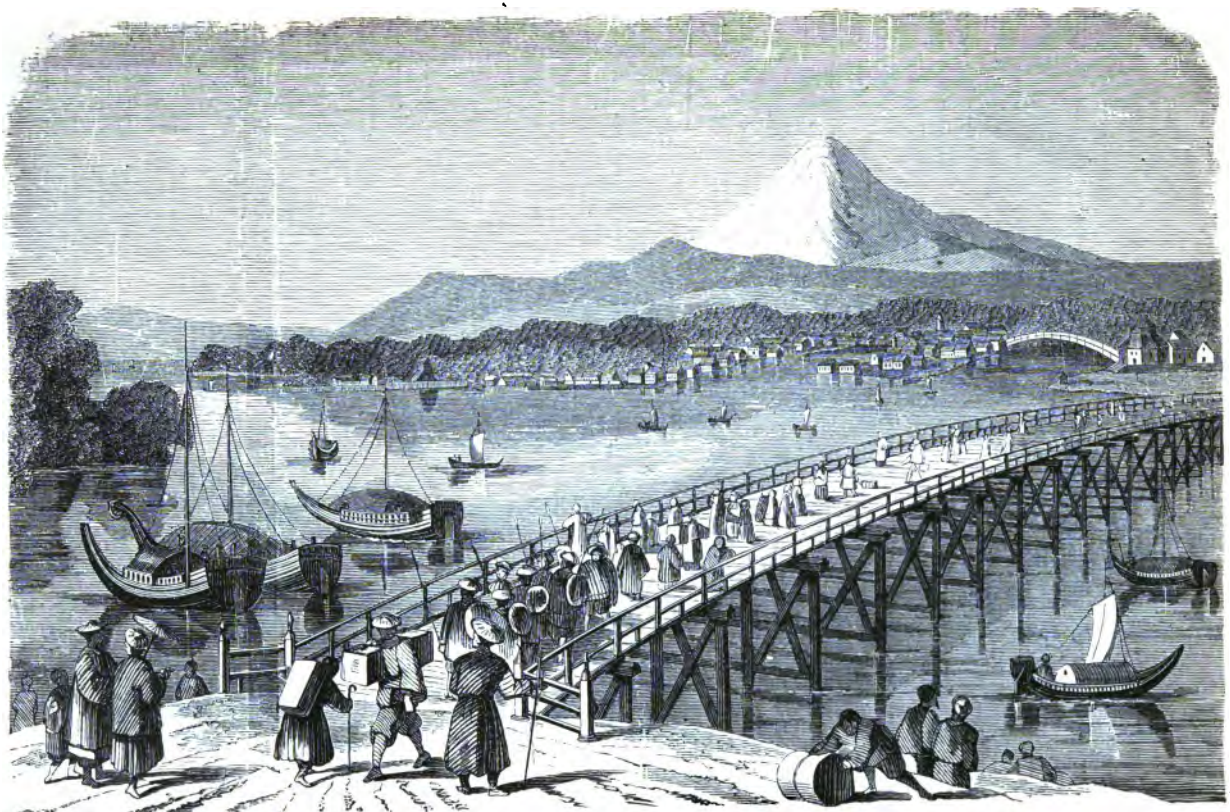
Obgleich die Russen gegen Lord Elgin behauptet hatten, daß das Einfahren in das Innere der Bai von Jedo für größere Fahrzeuge höchst gefahrvoll sei, da das Meer zu wenig Tiefe habe, so setzte er doch seinen Plan durch, weil er, wie es sich bestätigte, hinter dieser Aeußerung die wohlgemeinten Abmahnungen der Japaner zu hören vermeinte. Rüstig und frisch dampfte das Geschwader der englischen Botschafter auf die Riesenhauptstadt los. Aber wer beschreibt das Erstaunen und die Verwunderung der Engländer, als sie europäisch aufgetakelte Schiffe im Hafen vor Anker liegen sahen! So schien also der Ruhm, den man darein setzte, die ersten europäischen Fahrzeuge in die innere Bai von Jedo bugsirt zu haben, gerade im hoffnungsvollsten Augenblicke in eitel Rauch aufzugehen. Schon begannen Stimmen des Mißmuths über die herbe Täuschung laut zu werden, sie sollten jedoch bald verstummen, als man näher an jene herankam. Man gewahrte an denselben die weißen Flaggen mit der rothen Kugel, das untrügliche Wahrzeichen; daß die genannten Fahrzeuge der Marine Sr. kaiserlichen japanischen Majestät gehörten. Wie sie aber zu dem vollkommen europäischen

Aussehen kamen, darüber blieb man im Unklaren, bis man später erfuhr, daß sie nach dem Muster alter holländischer Schiffe auf den japanischen Werften vor Kurzem gebaut worden seien. Uebrigens hatten die Russen und Japaner in Bezug auf die erwähnte Behauptung insofern Recht, als drei englische Meilen vom Ufer und fünf vom Landungsplatz der Wasserstand so seicht wurde, daß man schlechterdings nicht vermochte, die Fahrzeuge weiter vorwärts zu treiben. Man war daher gezwungen, die Anker an dieser Stelle fallen zu lassen.

Da lag also, in fast unmittelbarer Nähe, vor den Engländern die ungeheure Stadt, nach der ihr „freudig Sehnen" stand. Hoch schlug den Angekommenen das Herz, und eine freudig gehobene Stimmung bemeisterte sich der sämmtlichen Schiffsmannschaft bis herab zum Schiffsjungen.

Gegenüber lag die Vorstadt Sinagawa, vor ihnen standen in Parade die fünf neu erbauten Festungswerke, hinter denen die Häusermassen von Jedo sich dehnten. Weiterhin spannte sich über den Todagawa die größte und belebteste Brücke Jedo's, Nippon Bas, von der aus alle Entfernungen ins Land hinein gemessen werden. Ueber Alles aber erhob ehrwürdig sein graues Haupt der Fusi-Jama.

Kaum waren die Engländer angekommen, als auch schon Beamte von allen Distinktionen herbeieilten. Den Japanern war es im höchsten Grade befremdlich vorgekommen, in Lord Elgin allein die Hauptperson des Geschwaders erblicken zu müssen, während doch nach ihrer Anschauung sein anderes Ich in Gestalt eines Kontroleurs nicht hätte fehlen dürfen. Als jedoch der Lord im Laufe der Unterredungen und Verhandlungen einmal unterschrieb: Graf v. Elgin und Kincardine, da war es ihnen auf einmal klar geworden, daß Kincardine, den freilich Niemand sah noch hörte, der beigesellte Kontroleur des Lords sei; und kaum vermochte man sie von ihrem Irrthume zu befreien durch die Versicherung, daß beide Namen einer und derselben Person angehörten. Die Begrüßungsscene auf dem „Furious" bot ein lebhaftes und ergötzliches Bild dar, was zum guten Theil der außerordentlichen Geschäftsthätigkeit und dem unermüdlichen Pflichteifer der japanischen Beamten zuzuschreiben ist, und unter diesen wieder hauptsächlich den Schreibern, die mit rasender Schnelligkeit mit dem langen Griffel über große Papierflächen fuhren, um jedes gesprochene Wörtlein getreulichst zu protokolliren. Daß auch die „Spitzen" ihrerseits alle Gehörorgane in Spannung hielten, bedarf wol keiner weitern Versicherung. Die Namen der sechs Kommissionäre, welche hierbei fungirten, hat der Sekretär Lord Elgin's, Oliphant, sämmtlich angeführt. Diesem wurde nämlich von Higo-no-kami ein Fächer zum Präsent gemacht, auf welchem zum Andenken die Namen jener Personen aufgezeichnet waren; sie mögen auch hier als Beispiel japanischer Personalbenennung einen Platz finden: 1. Midschmats-kogo-no-kami (vormals Gouverneur von Nagasaki); 2. Nagai Gembo-no-kami (der Admiral); 3. Inogge Sinano-no-kami; (Gouverneur von Simoda); 4. Iwase Higo-no-kami; 5. Holi Oribe-no-kami; 6. Tsuda-handsoboro. Der Admiral war das intelligenteste und thätigste Mitglied von ihnen; und wenn er und der Ex-Gouverneur von Nagasaki irgend Etwas für gut befanden, so gingen die Uebrigen gern und willig auf ihre Anschauungen und Rathschläge ein.



Ansicht von Nippon Bas, der Brücke Jedo's.

Auch jetzt noch wagten die Japaner einen schwachen Versuch, Lord Elgin von dem Betreten Jedo's abzuhalten, und schilderten einen Aufenthalt in Kanagawa mit den lebhaftesten Farben, doch bald waren sie so in die duftigen Gerichte an der englischen Schiffstafel und in die schäumenden Champagnergläser vertieft, daß kein Zweifel über ihre vollständige Seelenruhe ob des mißlungenen Versuchs aufzukommen vermochte.

Die Festungswerke (vergleiche S. 307.), welche vor dem innersten Hafen liegen, zeigen fast in allen ihren Theilen das europäische Gepräge; jedenfalls haben den Japanern in diesem Zweige der Baukunst die Holländer als Muster gedient, denen sie auch die Kenntniß vieler anderer mechanischer und industrieller Gegenstände verdanken. Am Nachmittag entfaltete sich im Hafen ein buntes Leben. Das „schöne Geschlecht" hatte seine Neugier nicht länger zügeln können und brannte vor Begier, die angekommenen Fremden die Musterung passiren zu lassen. Diese letztere schien für die Engländer nicht gerade schmeichelhaft ausgefallen zu sein; denn von Zeit zu Zeit brach aus den von Damen erfüllten Gondeln ein unbändiges Gelächter los, würdig der olympischen Göttertafel. Was aber die Lachmuskeln besagter Damen in solch stürmische Bewegung setzte, das konnten die unglücklichen Gentlemen nicht erfahren.

Am Morgen des siebzehnten August war die Mannschaft des englischen Geschwaders außerordentlich geschäftig: die Landung in Booten ward unter großen Festlichkeiten veranstaltet, und lustig klang das „Rule Britannia" über die blaue See. Die japanischen Beamten waren in Galatracht erschienen und die meisten sah man mit zwei Schwertern dekorirt. Es galt ja heute, einen feierlichen Einzug in Jedo zu halten. Der Landungsplatz an der Staatstreppe befindet sich zwischen grünen Batterien; dahinter erhoben sich zahlreiche Baumgruppen, deren dunkele Wipfel im Hauche des frischen Morgenwindes zitterten. Lord Elgin setzte zur Ehre des Tages einen spitzen japanischen Hut auf und stieg in den für ihn bereitgehaltenen Norimon (Sänfte), in welchem man ihn in die Stadt trug; die übrigen Herren von der Gesandtschaft und einige Offiziere vom britischen Geschwader folgten zu Pferde, die auf echt japanische Weise bis auf den nöthigen Hufstrohsack aufgezäumt waren; japanische Beamte, höhere und niedere, schlossen sich theils zu Pferde, theils zu Fuße dem würdigen Zuge an. Jung und Alt war auf den Beinen, um die pomphafte Prozession in Augenschein zu nehmen. Alle Straßen, die nach dem für die englische Gesandtschaft bestimmten Gebäude führten, waren von Menschen jeder Klasse buchstäblich vollgestopft. Thüren und Fenster waren von Tausenden neugieriger Zuschauer eingenommen, und selbst von den Dächern herab schauten Kopf an Kopf die bronzenen Glatzen. Dem Zuge voran schritten Polizeibeamte in einem Harlekinanzuge und hatten vollauf zu thun, die stürmende, wogende, drängende, stoßende Masse mit ihren großen Amtsstäben, an denen eiserne Ringe klingelten, zurückzuhalten. Es war ein unbeschreiblicher Lärm und ein chaotisches Gewirr von Stimmen und Tönen durcheinander. Aber die erfindungsreiche japanische Polizei war trotzdem nicht in Verlegenheit.

Lord Elgin's Einzug in Jedo.

Obgleich immer neue Volkshaufen herzueilten, um das seltsame Schauspiel mit eigenen Augen zu sehen, so ward doch ihrem Ungestüm durch eine sehr einfache, aber probate Vorrichtung wirksamer Einhalt gethan. Man hatte nämlich über die Ausgänge der Seitenstraßen Taue gespannt, und so leicht mit einem Messer diese Barrière zu beseitigen gewesen wäre, so respektirte doch Jeder aus Achtung vor dem Gesetz die gezogene Schranke. Auch sah man fast aller hundert Schritte Thore, welche die verschiedenen Stadttheile durch Gatterthüren und Querbalken abschließen. Wenn nun der Zug bei einem solchen Thore vorbeigekommen war, so schloß der Straßenwächter dasselbe, und die Menge, welche in diesem Quartier herbeigeströmt war, mußte zurückbleiben, um durch das neidische Gitter hindurch mit einem verkümmerten Anblick der so außerordentlich fremdartigen und um so denkwürdigeren Prozession vorlieb zu nehmen.

Der Zug bewegte sich äußerst langsam, und es war eine geraume Zeit vergangen, ehe derselbe an dem Ort seiner Bestimmung — dem Quartier für die englische Gesandtschaft — anlangte.

Das Gesandtschaftshaus, welches in aller Eile und so gut es hatte gehen wollen, für ungefähr achtzig Personen eingerichtet worden war, befand sich etwa dreiviertel deutsche Meilen vom Landungsplatze entfernt und lag in einem stillen Viertel der Stadt. Neben dem Hause grünte ein lieblicher Rasengarten, in dessen Mitte ein heller Teich seinen glatten Spiegel dehnte. Ueppige Lotuspflanzen und eine Menge zarter Goldfische zierten ihn. Die Parterrelokalitäten waren nur durch verschiebbare Tapetenwände voneinander gesondert, und den Boden bedeckten Matratzen, die höchst sorgfältig gepolstert waren; jede derselben war 6 Fuß 3 Zoll lang, 3 Fuß 2 Zoll breit und 4 Zoll dick. Einzelne wenige Mitglieder der englischen Expedition mußten im Nachbarhause vorlieb nehmen, wo das Erdgeschoß zwischen ihnen und den Eigenthümern ebenfalls nur durch Tapetenwände getrennt war. Eines Morgens beim Ankleiden vernahm ein Engländer ein eigenthümliches, unterdrücktes Gekicher, das ihn für einen Augenblick stutzen machte. Er forschte nach der Ursache und entdeckte zwei schwarze Augen, die durch zwei Gucklöcher in den Tapeten die europäische Toilette beobachteten. Wahrscheinlich waren die jungen Damen der Nachbarfamilie nach der Reihe herangetreten, um sich den Reiz dieser nie gesehenen Scenerie nicht entgehen zu lassen. Auch für Baderäume war gesorgt; es gab deren drei, jeder zwei neue hölzerne Wannen enthaltend; die eine derselben war stets mit heißem, die andere mit kaltem Wasser gefüllt.

In den ersten Tagen nach der Ankunft in Jedo hatte Lord Elgin eine Konferenz mit den kaiserlichen Ministern. Das Gebäude, in welchem dieselbe stattfand, lag in einer breiten, geräumigen und sauber gehaltenen Straße, ähnlich denen, wie sie in dem Viertel der Fürstenpaläste sich finden. Schon am Eingang wurden die Engländer von dem Dolmetscher Moriyama empfangen, der sie einige Gänge entlang führte. Nachdem sie hierauf eine lange Reihe von Vorzimmern passirt hatten, die mit Wällen von Papiertapeten besetzt waren, gelangten sie endlich in ein längliches, mit allem japanischen Comfort ausgestattetes Zimmer.

Als die üblichen Begrüßungsförmlichkeiten zwischen den Ministern des Sjogun nebst den uns bekannten Kommissionären, die gleichzeitig zugegen waren, und den englischen Botschaftsmitgliedern gewechselt waren, verließen sämmtliche Engländer den Saal, mit Ausnahme Lord Elgin's, Heusken's, des holländischen Dolmetschers, und des Sekretärs Oliphant. Beide Parteien nahmen ihre bestimmten Plätze ein. Im Zimmer standen sich zwei Tische gegenüber, hinter denen einerseits zwei japanische Minister mit respektvoller Haltung Posto gefaßt hatten; hinter dem anderen standen die drei zurückgebliebenen Engländer; vor jedem Tische brannten auf ziemlich hohen isolirt stehenden schlanken Gestellen drei Wachskerzen. Zwischen den Engländern und Japanern mitteninne befand sich Moriyama, freilich in wenig beneidenswerther Stellung; denn er lag während der ganzen Dauer der Unterredung, wie es sich in Gegenwart so hoher Herrschaften geziemte, pflichtschuldigst auf den Knieen und wartete so seines Dolmetschamtes.

Der Eine der Minister, Oto Bungo-no-kami, war ein hagerer Mann mit runzligem Gesicht, welches List und Verschlagenheit ausdrückte; sein Kollege zeigte gar keinen hervorstechenden Ausdruck, er sah fast geistlos aus. Sie trugen bei der Unterredung eine sichtliche Angst zur Schau und fragten, wann Se. Lordschaft beabsichtige, der japanischen Regierung die Yacht zu übergeben. Lord Elgin that ihnen zu wissen, daß dies am Tage der Unterzeichnung des englisch-japanischen Vertrages geschehen würde. Da nun die Japaner meinten, daß die Verhandlungen über diesen so wichtigen und folgereichen Fall sich wol einigermaßen in die Länge ziehen dürften, so ward beschlossen, daß schon Tags darauf der Austausch der gegenseitigen Vollmachten stattfinden solle. Hierauf ward Thee gereicht und die Pfeifen angebrannt, und endlich ging man mit den üblichen Respektsversicherungen auseinander.

Am folgenden Tage vor dem Frühstück erschienen, der Verabredung gemäß, die sechs Kommissionäre, mit dem Befehl, ihre Vollmachten auszuliefern und auf die Einleitungen des Vertrages einzugehen. Sie waren in dem für Staatsangelegenheiten vorgeschriebenen Kostüm, dessen Farbe und Schnitt der strengsten Etikette unterworfen ist. Die strohgelbe Farbe war gleichsam die Grundfarbe, dazu Hell- oder Dunkelblau und Schwarz, und der „gesinnungstüchtige" Gallaanzug war fertig. Dieser unterschied sich von dem gewöhnlichen durch den Schnitt der weiten Beinkleider; außerdem gehörte dazu ein Ueberwurf wie ein Mannshemd, das auf der Schulter gleich einem Flügel lag und vorn in langen Bändern herabfiel.

Bevor die Engländer und die japanischen Gesandten jedoch zu dem beabsichtigten Vorhaben schritten, setzten sie sich zu einem Frühstück nieder. Man war fröhlich und guter Dinge, und der witzige Higo sprach in scherzhafter Weise die Hoffnung aus, es möge der Vertrag nicht nach Schinken und Champagner schmecken.

Hierauf wurden die Vollmachten ausgetauscht; Herr Bedwell nahm die Gelegenheit wahr, die Physiognomien der Betheiligten abzuzeichnen; Higo hatte dies nicht sobald bemerkt, als er auch schon Pinsel und Papier ergriff und nun

seinerseits daran ging, den Künstler zu karrikiren, was ihm bis zur Aehnlichkeit gelang; triumphirend unterbrach er, um sein Meisterwerk herumzuzeigen, die Verhandlungen auf einen Augenblick, und Alle lachten herzlich über das spaßhafte Intermezzo. Im Ganzen drehte sich die Unterredung über eine Menge kleinlicher und unwichtiger Dinge, deren spezielle Erwähnung wir unterlassen; doch herrschte in dem kleinen Kreise ein gesunder, frischer Humor, und man hoffte in der Folgezeit zu einem Resultate der Verhandlungen zu gelangen, das beiden Theilen angenehm sein werde.

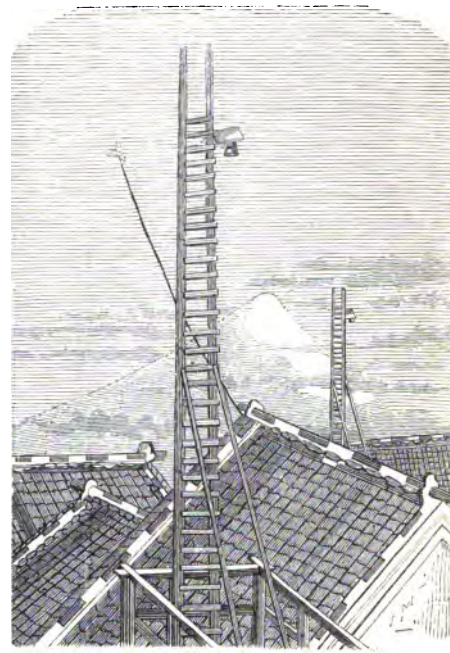
An einem der nächsten Tage ward ein größerer Ausflug, und zwar zu Pferde, beschlossen, um sowol die Oertlichkeiten der mächtigsten Stadt des Ostens, als auch deren Umgebungen näher kennen zu lernen. Bei dem Passiren durch die ersten Straßen wurden unsere Engländer von der liebenswürdigen Blüte der Straßenjugend mit dem Ruf: „Chinesen! Chinesen! Was zu verkaufen?“ begrüßt, was nun freilich keine Schmeichelei sein sollte, denn die Chinesen stehen bei den Japanern in einem abscheulichen Renommée. Die Gassenjungen mußten in diesem Augenblick muthwilliger als je gewesen sein, denn sonst genießen sie das Lob eines ziemlich anständigen Betragens. Das Absperrungssystem der Straßen mit seinen jeweiligen Vortheilen haben wir beim Einzuge des Lord Elgin bereits kennen gelernt; es hat aber dasselbe noch einen anderen Zweck, nämlich den: jedwedes Einschmuggeln von Waaren und dergleichen zu verhindern. Auffällig war es den Engländern, daß vor ihnen Gerichtsdiener wie fliegende Boten einherliefen, um an der nächstfolgenden Station die Ankunft der Fremden zu melden; eine solche Spezialüberwachung schien ihnen denn doch überflüssig. Indeß ließ man ihnen das unschuldige Vergnügen, wenn es überhaupt eins war.

In bestimmten Entfernungen befinden sich auf jeder Straße Leitern, die oben mit Glocken versehen sind. Da der Zweck derselben den Engländern nicht klar war, so suchten sie sich darüber zu unterrichten und erfuhren, daß dieselben Feuerleitern seien, und daß die Glocken dazu dienten, um Lärmsignale schnell von Station zu Station weiter zu verbreiten, — eine Einrichtung, die ebenso einfach wie zweckmäßig ist. Unsere Abbildung veranschaulicht solche und zwar nach einem japanischen Originalgemälde. Ob eine organisirte Feuerwehr existirt, theilt Oliphant nicht mit; es läßt sich aber, bei der fast bis ins Kleinliche gehenden, peinlich-sorgfältigen Ueberwachung aller irgendwie öffentlichen Eventualitäten, ein Solches vermuthen.

Weiter führte unsere Engländer der Weg bei dem Palast des reichen Fürsten Kago-no-kami vorbei; die Gebäude sind von einem Wall eingeschlossen und nehmen eine ungeheure Bodenfläche ein; daran stoßen Gärten mit herrlichen Baumgruppen, unter denen sich besonders die schlanke Ceder bemerklich macht. Mehrere der Straßen, durch welche die Engländer kamen, waren mit Pfirsich- und Pflaumenbäumen besetzt, die zur Zeit der vollen Blüte einen wahrhaft reizenden Anblick gewähren müssen. Man war weiterhin an die Gärten der Vorstädte gekommen, welche die Fremden mit Staunen und Bewunderung erfüllten. Die Anlagen derselben hielten die rechte Mitte zwischen den grotesken Formen englischer

Parks und der geschmacklosen Behandlung chinesischer Gartenkunst. Aus diesen reizenden Gärten schauten Villen und Cottagen freundlich und einladend hervor; duftende Blumenbeete, die mit winzigen Gruppen von Zwergbäumen abwechselten, künstliche und natürliche Hügel, Alpenscenerien mit Wasserfällen, — Alles vereinigte sich, um den Engländern eine immer höhere Idee von der künstlerischen Betriebsamkeit der Japaner beizubringen. Aber nicht allein an den Privathäusern finden sich Gärten, sondern auch rings um die Tempel herum prangt frisches, grünes Leben. Hier und da konnte man Priester sehen mit ihren florähnlichen durchsichtigen Gewändern, mit breiten, reich gestickten Gürteln und seidenen Schärpen, nebst großen lackirten Hüten.

Den Engländern begegneten Reisende in unbequemen Tragsesseln oder Norimons; dieselben kamen ganz nahe an die Fremden heran und setzten sich mit bis ans Kinn heraufgezogenen Knieen nieder; sie sahen sehr staubig und erhitzt aus. Bauern und Bäuerinnen kamen ebenfalls ihres Weges dahergezogen, um, was sie in der Stadt eingehandelt, nach Hause zu tragen. Gruppen von Knaben und Mädchen drängten sich zu beiden Seiten der Straßen herzu, fast allenthalben wohin die Engländer kamen; doch die vorauseilenden Polizeibeamten ließen der neugierigen Schar das ganze Gewicht ihrer Größe fühlen und drängten sie mit respektvoller Miene, kraft ihres Amtes, auseinander. Als sie an der südlichen Grenze von Jedo ein Stück freie Straße vor sich hatten, schlugen die Engländer einen kurzen Galopp an, um schneller zu den nächstliegenden Ortschaften zu gelangen. Die Straße war ungefähr eine englische Meile von Häusern frei; anstatt dieser streckten sich Reisfelder dahin und nur hier und da sah man seitwärts kleine Bauernhöfe und Meiereien. Der Fleiß der Eingebornen zeigte sich auch hier in seinem schönsten Lichte; die Felder, Gräben, Hecken, Umzäunungen, Pfahlwerke — Alles war nett und sauber und stach gegen die chinesische Arbeit auf das Vortheilhafteste ab. Man kam durch ein zweites Dorf, in dem ein Pfirsichgarten die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Derselbe war gefällig mit Rasen-



Feuerleitern in Jedo.

plätzen, Bäumen, Blumenbeeten, kleinen Kunstseen, Brücken, netten Sommerhäusern und Verandas geziert. Hier, in diesem einladenden Asyl, das, beiläufig gesagt, einer Dame gehörte, nahm man einige Erfrischungen zu sich, die sich auf frisches Obst und Thee beschränkten. Nach kurzer Rast brach man wieder auf und setzte den Ritt durch ein langgedehntes Dorf fort, das gleichfalls durch seine ungemeine Nettigkeit und Anmuth außerordentlich fesselte; dieselbe Vorliebe für Blumen und Pflanzen herrschte auch hier. Außerdem freute man sich, daß keine Schweine, Geflügel und dergleichen hier den Weg vertraten, sondern daß Alles fein säuberlich in den ihnen angewiesenen Plätzen sich aufhielt. Nachdem man ungefähr sieben englische Meilen ($1^3/_4$ deutsche) zurückgelegt hatte, kam man an die Ufer eines reißenden Flusses, welcher in der Nähe von Bracon-Point sich in die Bai von Jedo ergießt. Die Pferde wurden in Fähren geladen, während die Reisegesellschaft sich in andere setzte und sich von Fährleuten an das entgegengesetzte Ufer fahren ließ. Dies ist der Grenzfluß, bis zu dem es Fremden vergönnt ist, im Innern Japans vorzudringen. Für einen Reiter ist dieser Grenzpunkt vom Landungsplatze aus zehn englische Meilen ($2^1/_2$ deutsche) entfernt; das Land, welches dazwischen liegt, ist sehr fruchtbar und blühend.

Als die Zeit zur Abreise von Jedo herangekommen war, schickte der Sjogun an Lord Elgin und die Gesandtschaftsglieder eine Anzahl Geschenke, welche man in einem Tempel aufgestellt hatte. Der schönste Artikel war eine Storchengruppe, fein in Silberarbeit ausgeführt, gegen 18 Zoll hoch, mit ausgesuchter Zeichnung. Dieselbe war für Lord Elgin bestimmt. Die übrigen erhielten eine Anzahl Seidenrollen, welche von Adeligen gewoben waren, die auf die Insel Fatsizio verbannt sind. Commandeur Ward, der die Dampfyacht befehligt hatte, wurde mit einem Porzellanpfeifenkopf und einem Schränkchen beschenkt. Das Eigenthümlichste der Geschenke waren aber unstreitig die Staatskleider. Der Lord war mit gegen 30 solcher weiter, schwerer und warmer Kleidungsstücke beladen. Er glaubte, diese Geschenke wenigstens einigermaßen erwiedern zu müssen und ließ, was sich dazu eignen konnte, von dem „Furious" holen: Flanell, Leinwand, Seife, Chokolade ꝛc.

Der 26. August, der Tag der Unterzeichnung des Vertrages, stellte viel Arbeit in Aussicht. Eine ungemeine Geschäftigkeit entwickelten die Japaner; Beamte mit ihren „kleinen Bills" liefen hin und her, Besucher kamen, um einen letzten Blick auf die englischen Fremdlinge zu werfen, Diener und Spione (alte Bekannte) drängten sich herzu, und auch auf englischer Seite war mehr Regsamkeit als gewöhnlich. Die Unterzeichnung des Vertrages selbst war eine sehr feierliche und ernste Arbeit: die verhandelten Gegenstände wurden in holländischer, japanischer und englischer Sprache ausgearbeitet, und auf jede solche Kopie kamen die Unterzeichnungen Elgin's und der sechs Kommissionäre. Die Japaner malten schreckliche Hieroglyphen, die ihre Namen vorstellen sollten, auf das Papier; etliche, Freund Higo an der Spitze, fuhren einfach mit ihrem Pinsel darüber hin, vollkommen unbekümmert, welche Meinung man sich in England von ihrer Handschrift bilden möge. Der Vertrag selbst ging in der Hauptsache darauf hinaus, daß vom

Jahre 1862 an die englischen Schiffe in jedem Hafen Japans landen dürften, und daß die britische Regierung von da ab durch eine stehende Gesandtschaft vertreten werden solle. Nach der Unterzeichnung ward ein Banket im Namen des Sjogun veranstaltet, und Lord Elgin sprach in den wärmsten Worten sein Bedauern aus, daß er von dem Sjogun nicht habe empfangen werden können, daß er ihm aber Glück, Heil und Segen für alle Zukunft wünsche.

Lord Elgin gab nun in aller Form an die Kommissionäre die Yacht, um sie dem Sjogun zu überbringen. Darauf ward die englische Flagge herabgenommen, und empor stieg die rothe Kugel auf weißem Grunde, das Zeichen für die Forts zum Salutiren. Der dumpfe Donner, der alsobald über die blauen Gewässer der Bai rollte, und das laute Geschrei der Menge zeigte, wie gut das Signal beobachtet war.

Mit vollkommener Genauigkeit feuerten die einheimischen Kanoniere 31 Salutschüsse, mit einem Zwischenraum von 10 Sekunden zwischen jedem. Das Wetter war mild, die Bai war belebt mit Lustgondeln. Darauf ertönte die laut dröhnende Antwort der 68-Pfünder auf der „Retribution" und dem „Furious", und die Yacht ging langsam unter Segel, befehligt von einem japanischen Kapitän, und trotz der komplizirten Maschinerie nur von japanischen Matrosen bemannt. Damit fuhren die Fahrzeuge stolz dahin, bewundert von allen Zuschauern; die Ufer der Bai waren vom Volk umsäumt; bunte Flaggen flatterten im Winde; Hunderte von Barken flogen hin und her auf den ruhigen Wassern des Meerbusens, und als prächtiger Hintergrund dieses Gemäldes hob sich in die blaue Luft der Fusi-Jama, der gewiß noch nie zuvor ein ähnliches Schauspiel gesehen hatte, seit sein majestätisches Haupt emporragt über die Metropole von Dai Nippon.

Kapitän Barker hatte darauf noch ein Fest für die Kommissionäre an Bord der „Retribution" veranstaltet; dann ging man auseinander und sagte sich ein letztes Lebewohl.

Als der Tag mit seinen Freuden verrauscht und die Nacht hereingebrochen war, da hatte der Mond den Thron des Himmels erstiegen und übergoß mit seinem silbernen Lichte die Landschaft; die fichtenbewachsenen Felsen, die herein ragten in die dunkelblaue Flut, erglänzten in magischem Lichte; die blauen Lichter der Rock-Raa warfen ihren melancholischen Schein auf die weiten Festungswerke; die Wellen rauschten und plätscherten mit dumpfem Klang an die Planken der Schiffe, als sängen sie das Abschiedslied; in tiefem Frieden lag die gewaltige Stadt des Sjogun, — — es war die letzte Nacht in Jedo!

Am andern Tage steuerten die Engländer über China der Heimat zu.

Gleich nachdem Lord Elgin seinen Vertrag für England abgeschlossen hatte, erschien auch der russische Admiral Putiatin mit einem Geschwader vor Jedo und erlangte gleichfalls einen Vertrag; bald darauf (im September 1858) vermittelte Baron Gros auch für Frankreich ein Handelsbündniß und selbst Portugal, das für alle Zeiten von Japan ausgeschlossen sein sollte, wurde 1860 unter die Vertragsstaaten aufgenommen, nachdem es in der Person des Marquis Guimaraëns einen außerordentlichen Gesandten geschickt hatte. So hatten bereits

fünf Mächte Zutritt in Japan und konnten Vortheile aus dessen Handel ziehen. Wo aber blieb Deutschland, diese dritte Handelsmacht, deren Schiffe in den ostasiatischen Gewässern nächst England und Amerika am zahlreichsten erscheinen und jene Frankreichs bei weitem der Zahl und Größe nach übertreffen?

Auch für unser Volk schlug die Stunde, thätig einzugreifen in die japanischen Verhältnisse, und Preußen rüstete einen Theil seiner jungen Flotte aus, um auch Deutschland zu dem zu verhelfen, was andere Nationen bereits genossen. Doch bevor wir zu dieser Expedition übergehen können, müssen wir abermals zu den inneren Verhältnissen Japans zurückkehren und zeigen, welche Einflüsse durch den Abschluß der neuen Verträge hervorgerufen wurden.

Kein einziger der mit den Europäern eingegangenen Traktate war von dem Mikado ratifizirt worden; sie waren mithin nach japanischem Gesetze sammt und sonders ungiltig. Nach diesen gesetzlosen Verträgen sollten am 1. Juli 1859 die Häfen von Nagasaki, Kanagawa und Hakodade dem Handel mit den Fremden eröffnet und später noch ein vierter Hafen an der Westküste hinzugefügt werden. Als der große Tag gekommen, stürzte allerhand abenteuerndes europäisches Gesindel nach den goldverheißenden Häfen und setzte die japanischen Beamten in nicht geringe Verlegenheit, da viele von diesen noch nie zuvor einen Europäer gesehen. Wie roh sich namentlich viele Engländer benahmen, davon erzählt Dr. Pompe einige Beispiele. Schon am 3. Juli kam ein Engländer in das Zollhaus zu Nagasaki und bestürmte den Oberbeamten in englischer Sprache folgendermaßen: „Guten Morgen; ich bin englischer Bürger und von meinem Konsul hierher gesandt. Ich will ein Haus nebst Packhaus zur Miethe angewiesen haben. Auf der Rhede liegt mein Schiff, die Bark L. Hier ist der Ladeschein, taxiren Sie die Waaren und sagen Sie mir, was ich zu zahlen habe, denn ich will morgen schon die Ladung löschen." Verwundert schaute der Japaner, der kein Wort englisch verstand, den Briten an und begann zu lachen, worauf jener in Wuth gerieth und ausrief: „Was für Esel sind diese Japaner, sie verstehen nicht einmal englisch!" Solche Scenen ereigneten sich täglich und trugen eben nicht dazu bei, die Freundschaft zwischen beiden Theilen zu befestigen. In Nagasaki entstand Ora, das Fremdenquartier, welches jetzt schon zu einer netten Stadt herangewachsen ist und statt Kanagawa, welches den Japanern zu nahe an dem Tokaido, dem großen, täglich von Fürsten passirten Landweg lag, wurde das benachbarte Yokohama zur Fremdenstadt erklärt. Mit unglaublicher Schnelligkeit entfaltete sich nun hier der Handel und schon nach wenigen Wochen war Nagasaki von Yokohama übertroffen, da an letzterem Orte sich der Seiden- und Theehandel konzentrirte, wegen der Nähe der betreffenden Bezirke.

Nachdem solchergestalt die Häfen eröffnet waren, fanden sich auch die ständigen für Japan bestimmten europäischen Gesandten in Jedo ein. Der erste auf dem Platze war der Engländer Rutherford Alcock, welcher sein Absteigequartier in einem großen Tempel nahm und dem der amerikanische, der niederländische und französische Gesandte bald nachfolgten. Kaum waren sie angelangt, als auch bereits das Volk zu demonstriren begann und namentlich die „Träger von

zwei Säbeln" sich unhöflich gegen die europäischen Herren benahmen. Bezüglich dieses Tragens von zwei Säbeln hat man in Europa noch vielfach falsche Vorstellungen, da man glaubt, daß nur höhere Beamte dieses Recht besitzen, allein auch deren Diener dürfen, wenn sie ihrem Herrn folgen, sich mit zwei Säbeln schmücken, und solche Leute waren es wol auch, die nach den Gesandten sogar mit Steinen geworfen hatten. Dazu kamen nun die „Geldwechselfrage", ferner Mißhelligkeiten wegen Besteuerung der einlangenden Güter und verschiedene andere Streitigkeiten, welche die Stellung beider Parteien immer gespannter machte und unangenehmer gestaltete.

Die Regierung des Sjogun erließ nun freilich Dekrete, nach welchen die Bevölkerung sich ehrerbietig gegen die Fremden benehmen sollte, allein diese, welche in ihnen nur unberechtigte Eindringlinge erblickte, wurde dadurch noch mehr aufgebracht.

Diese Lage der Dinge benutzte die konservative Partei des Fürsten Mito, welche ungescheut den Mord gegen alle Fremden predigte. Um diese Zeit kam der thatkräftige russische Gesandte Graf Murawiew-Amursky nach Jedo, wo er einen Tempel bezog und 300 Mann Seesoldaten landete, um den Japanern zu zeigen, daß mit Rußland nicht zu spielen sei. Das aufgebrachte Volk aber wollte sein Opfer haben, und drei russische Unterthanen, ein Offizier, ein Beamter und ein Matrose, wurden auf die schändlichste Weise meuchlerisch ermordet, ohne daß man die Thäter hätte ergreifen können. Nun trat Murawiew auf und verlangte folgende Genugthuung, die auch sofort gewährt wurde. Zwei der höchsten Staatsbeamten hatten Namens des Sjogun bei ihm Abbitte zu leisten; der Gouverneur von Kanagawa, in dessen Distrikt die Mordthaten geschehen waren, wurde abgesetzt; auf der Stelle, wo der Mord geschehen, mußte eine Kapelle errichtet werden und die Thäter sollten ergriffen und hingerichtet werden. Letzteres hatte indessen, da man sie natürlich nicht fand, seine guten Wege. Kein Zweifel aber konnte darüber aufkommen, daß Mito der Anstifter des Ganzen war, wodurch sich natürlich die Europäer immer unbehaglicher fühlten.

Es dauerte nicht lange, so wurde ein Diener des französischen Konsulats, bald darauf der Dolmetscher der Engländer ermordet, endlich ward der Tempel, in dem das französische Konsulat eingerichtet war, in Brand gesteckt und, damit alle Nationen zu leiden hätten, wurden im Beginn des Jahres 1860 auch zwei Holländer in den Straßen Yokohama's ermordet. Alle Gesandten protestirten, die japanische Regierung entschuldigte sich, zahlte große Geldsummen — aber dabei blieb es, zu anderen Entschädigungen oder einer anderen Genugthuung ließ man sich nicht herbei. Keiner der Missethäter ward entdeckt, und der eben begonnene Handel drohte gänzlich unter diesen gefährlichen Umständen zu erlahmen.

Diese scheinbare Nachgiebigkeit und Schlaffheit der Fremden veranlaßte den Fürsten Mito zu noch weiteren gewalthätigen Schritten; er wollte es unter allen Umständen durch fortgesetzte Morde durchsetzen, daß der Sjogun mit den Europäern in Krieg gerieth.

Zunächst ließ er seinem alten Zorn gegen den Regenten (Gotairo) freien Lauf. Er sandte achtzehn seiner vertrautesten Miethlinge, deren Patriotismus er aufs Höchste entflammt hatte, gegen diesen aus, um ihn zu ermorden. Am Abend des 25. März 1860, als der Regent sich in den Palast des Sjogun begab, wurde er von der Bande überfallen. Zwischen dieser und der Wache entstand ein hartnäckiger Kampf, aber ein Satsumaner durchstach den Gotairo, schnitt ihm das Haupt ab und lief mit demselben davon. In der Landschaft Mito wurde es, versehen mit der Inschrift: „Dies ist der Kopf des Verräthers J J Kamon-no-Kami", ausgestellt, dann nach Kioto, der Stadt des Mikado, gebracht und endlich, bereits ganz in Verwesung übergegangen, des Nachts über die Palaismauer zu Jedo geworfen. Fürst Mito hatte sich gerächt.

Vor die Tempel, in welchen die Gesandten wohnten, stellte man nun starke Wachen, ja, man isolirte die Europäer dermaßen, daß der englische Gesandte, Sir Rutherford Alcock, sogar erklärte, es sei ihm durch getroffene Maßnahmen der Regierung unmöglich gewesen, mit Japanern, die einen höheren Rang als Bediente gehabt hätten, zu verkehren.

So lagen die Dinge, so schwierig waren die Verhältnisse in Japan, so war man den Europäern abgeneigt, als unsere Landsleute dort auftraten.

gereichen, seinen Beziehungen zum großen Weltverkehr eine bessere Stellung begründen und für die in der Ferne lebenden Deutschen Gleichberechtigung mit allen andern Europäern erstreben sollte. Und nicht für das engere Vaterland allein wollte Preußen wirken, dem ganzen Deutschland sollten die Früchte zu Gute kommen, und in diesem Sinne war die Expedition eine echt nationale Sache.

Der Gedanke an den Zug nach Japan, China und Siam, um mit diesen Ländern Freundschafts- und Handelsverträge abzuschließen und zugleich wissenschaftliche Erforschungen an diese Reise zu knüpfen, kam schon im Frühjahre 1859 zur ernstlichen Erwägung, und die Ausführung dieser Idee reifte noch im Sommer desselben Jahres zum Beschluß. Gründe der mannichfachsten Art sprachen dafür. Es war bis dahin noch kein Fahrzeug der jungen Marine aus dem Atlantischen Ozean herausgekommen, noch keines hatte die beiden großen Kaps umschifft, welche das Atlantische von den großen Wasserbecken des Indischen und des Stillen Ozeans trennen. Neben der Absicht, der jungen Marine Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Kräfte zu geben, wollte man den Deutschen im östlichen Asien eine volle, gesetzlich begründete, gesicherte und mit den übrigen europäischen Nationen gleichberechtigte Stellung verschaffen. Der Krieg der westmächtlichen Alliirten gegen China hatte die Aufmerksamkeit Europa's aufs Neue nach jenen Ländern hingelenkt, und die wiederholten Vorstellungen der in China angesessenen deutschen Handelshäuser, welche natürlich ihre Schutz- und Rechtlosigkeit doppelt empfinden mußten, hatten wohl in Preußen wesentlich mit zu der Entschließung geführt, zum Schutze der schon vorhandenen Handels- und Schiffahrtsinteressen in jenen Theilen der Erde die Expedition auszurüsten.

Daß die preußische Regierung auch zu gleicher Zeit bezweckte, für die Naturgeschichte und Erdkunde möglichst reiche Ausbeute zu erstreben, bethätigte sie durch Entsendung einer Anzahl Gelehrter und Forscher, denen durch das oft unfreiwillige längere Verweilen der Gesandtschaft in den einzelnen Ländern reichliche Gelegenheit geboten wurde, für ihre Zwecke wirksam zu sein.

Das Geschwader bestand aus folgenden Schiffen: Schraubenkorvette Arcona, Flaggenschiff des Geschwaderchefs und Commodores Sundewall; Segelfregatte Thetis unter Kapitän Jachmann; Schooner Frauenlob unter Leutnant zur See I. Klasse Reetzke; Transportschiff Elbe unter Leutnant zur See I. Klasse Werner. Die Bemannung zählte beim Auslaufen etwa 850 Personen in den verschiedensten Stellungen, die sämmtlich darauf gerüstet waren, etwa drei Jahre in den asiatischen Gewässern und auf der Hin- und Rückreise zu verleben. Wen nicht Krankheit oder der Tod von seinem Posten abberufen — und es haben Manche draußen in fremder Erde oder in den Wellen ihr Grab gefunden — der mußte ausharren und das Ende abwarten.

Zum Chef der Expedition und Gesandten wurde Graf Friedrich zu Eulenburg ernannt. Die übrigen Mitglieder waren die Herren Legationssekretär Pieschel; Botaniker Regierungsrath Wichura, Zoolog Dr. v. Martens; die Kaufleute Grube und Jacobs, der Gärtner Schottmüller, der landwirthschaftliche Sachverständige Dr. Maron, sowie die Maler Heine und Berg.

Ferner Geolog v. Richthofen, der Photograph Bismark, die Gesandtschafts-attachés v. Bunsen, v. Brandt und Graf zu Eulenburg und endlich der königlich sächsische Kommissar Gustav Spieß, dessen vortrefflichem Reisewerke wir, wie in der Vorrede schon bemerkt wurde, bei den Darstellungen des Aufenthaltes der Expedition in Japan folgen, während die übrigen Unternehmungen derselben in China, Siam u. s. w. hier keinen Platz finden können.

Als gemeinschaftlicher Sammelplatz der einzelnen Schiffe, die über Rio Janeiro gingen, und der verschiedenen Mitglieder der Expedition, welche den Ueberlandweg über Suez und Ceylon einschlugen, war die englische Kolonie Singapore am Ende der Spitze der malayischen Halbinsel bestimmt worden. Hier trafen auch nach kaum zu hoffenden kurzen Zeiträumen alle vier Schiffe des Geschwaders glücklich ein. Am 6. August 1860 war auch das Transportschiff „Elbe" eingelaufen. Es stellte sich beim spätern Vergleich der Schiffsjournale heraus, daß alle vier Fahrzeuge, welche zu verschiedenen Zeiten Rio de Janeiro verlassen und von denen jedes allein sein Kurs gesteuert hatte, am 23. Juni sich gleichzeitig innerhalb des Umkreises von nicht ganz einem Grad befunden und dort südöstlich vom Kap der guten Hoffnung einen der schlimmsten Stürme zu bestehen gehabt, wie ihn sich Niemand ähnlich zu erinnern gewußt. Auch der Schooner „Frauenlob" hatte sich tapfer durch die hohe, aufgeregte See hindurchgearbeitet; der Kommandant fügte freilich hinzu, daß sie manchen Tag an Bord vor lauter Sturzseen nicht trocken geworden seien. Das Fahrzeug selbst hatte aber nicht den mindesten Schaden erlitten, und alle Offiziere blickten mit Stolz auf das kleine schmucke Schiff, das unter der tüchtigen Führung des Leutnant Reetzke seinen Weg zum Stelldichein glücklich zurückgelegt hatte. Selten mag das Urtheil über einen Mann so übereinstimmend lauten, als die Bewunderung und Achtung, welche alle Kameraden für die Tüchtigkeit und den Charakter des Kommandanten des „Frauenlob" an den Tag legten!

Der 8. August 1860 war als der Tag festgesetzt, an welchem der Gesandte Graf Eulenburg offiziell und in feierlicher Weise die Leitung der Expedition antreten und von dem Dampfer „Arcona" für sich Besitz nehmen sollte.

Den erhaltenen Einladungen folgend, verfügten sich am gedachten Tage sämmtliche Mitglieder der Expedition in voller Uniform an Bord der „Arcona", an deren Deck sich alle Offiziere und Beamte des Geschwaders, ebenfalls in großer Uniform, aufgestellt hatten. Zu der Feierlichkeit selbst hatten sich der Gouverneur der Kolonie, mehrere deutsche Konsuln, der Kapitän eines im Hafen liegenden englischen Kriegsdampfers, der ehemalige Radscha (eingeborne malayische Herrscher) von Singapore, von seinen Schwertträgern begleitet, und endlich mehrere deutsche und englische Damen eingefunden. Unter dem Donner der Kanonen hatte die Gesandtschaft das Ufer verlassen. Als diese an Bord der „Arcona" angekommen, rührten sich die Trommeln; die Nationalhymne wurde vom Musikchore gespielt, und nachdem Graf Eulenburg in kurzen, eindringlichen Worten Allen die Wichtigkeit der Unternehmung ans Herz gelegt und darauf hingewiesen hatte, daß das Vaterland von jedem der Anwesenden volle freudige

gereichen, seinen Beziehungen zum großen Weltverkehr eine bessere Stellung begründen und für die in der Ferne lebenden Deutschen Gleichberechtigung mit allen andern Europäern erstreben sollte. Und nicht für das engere Vaterland allein wollte Preußen wirken, dem ganzen Deutschland sollten die Früchte zu Gute kommen, und in diesem Sinne war die Expedition eine echt nationale Sache.

Der Gedanke an den Zug nach Japan, China und Siam, um mit diesen Ländern Freundschafts- und Handelsverträge abzuschließen und zugleich wissenschaftliche Erforschungen an diese Reise zu knüpfen, kam schon im Frühjahre 1859 zur ernstlichen Erwägung, und die Ausführung dieser Idee reifte noch im Sommer desselben Jahres zum Beschluß. Gründe der mannichfachsten Art sprachen dafür. Es war bis dahin noch kein Fahrzeug der jungen Marine aus dem Atlantischen Ozean herausgekommen, noch keines hatte die beiden großen Kaps umschifft, welche das Atlantische von den großen Wasserbecken des Indischen und des Stillen Ozeans trennen. Neben der Absicht, der jungen Marine Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Kräfte zu geben, wollte man den Deutschen im östlichen Asien eine volle, gesetzlich begründete, gesicherte und mit den übrigen europäischen Nationen gleichberechtigte Stellung verschaffen. Der Krieg der westmächtlichen Alliirten gegen China hatte die Aufmerksamkeit Europa's aufs Neue nach jenen Ländern hingelenkt, und die wiederholten Vorstellungen der in China angesessenen deutschen Handelshäuser, welche natürlich ihre Schutz- und Rechtlosigkeit doppelt empfinden mußten, hatten wohl in Preußen wesentlich mit zu der Entschließung geführt, zum Schutze der schon vorhandenen Handels- und Schiffahrtsinteressen in jenen Theilen der Erde die Expedition auszurüsten.

Daß die preußische Regierung auch zu gleicher Zeit bezweckte, für die Naturgeschichte und Erdkunde möglichst reiche Ausbeute zu erstreben, bethätigte sie durch Entsendung einer Anzahl Gelehrter und Forscher, denen durch das oft unfreiwillige längere Verweilen der Gesandtschaft in den einzelnen Ländern reichliche Gelegenheit geboten wurde, für ihre Zwecke wirksam zu sein.

Das Geschwader bestand aus folgenden Schiffen: Schraubenkorvette Arcona, Flaggenschiff des Geschwaderchefs und Commodores Sundewall; Segelfregatte Thetis unter Kapitän Jachmann; Schooner Frauenlob unter Leutnant zur See I. Klasse Reetzke; Transportschiff Elbe unter Leutnant zur See I. Klasse Werner. Die Bemannung zählte beim Auslaufen etwa 850 Personen in den verschiedensten Stellungen, die sämmtlich darauf gerüstet waren, etwa drei Jahre in den asiatischen Gewässern und auf der Hin- und Rückreise zu verleben. Wen nicht Krankheit oder der Tod von seinem Posten abberufen — und es haben Manche draußen in fremder Erde oder in den Wellen ihr Grab gefunden — der mußte ausharren und das Ende abwarten.

Zum Chef der Expedition und Gesandten wurde Graf Friedrich zu Eulenburg ernannt. Die übrigen Mitglieder waren die Herren Legationssekretär Pieschel; Botaniker Regierungsrath Wichura, Zoolog Dr. v. Martens; die Kaufleute Grube und Jacobs, der Gärtner Schottmüller, der landwirthschaftliche Sachverständige Dr. Maron, sowie die Maler Heine und Berg.

Ferner Geolog v. Richthofen, der Photograph Bismark, die Gesandtschafts-attachés v. Bunsen, v. Brandt und Graf zu Eulenburg und endlich der königlich sächsische Kommissar Gustav Spieß, dessen vortrefflichem Reisewerke wir, wie in der Vorrede schon bemerkt wurde, bei den Darstellungen des Aufenthaltes der Expedition in Japan folgen, während die übrigen Unternehmungen derselben in China, Siam u. s. w. hier keinen Platz finden können.

Als gemeinschaftlicher Sammelplatz der einzelnen Schiffe, die über Rio Janeiro gingen, und der verschiedenen Mitglieder der Expedition, welche den Ueberlandweg über Suez und Ceylon einschlugen, war die englische Kolonie Singapore am Ende der Spitze der malayischen Halbinsel bestimmt worden. Hier trafen auch nach kaum zu hoffenden kurzen Zeiträumen alle vier Schiffe des Geschwaders glücklich ein. Am 6. August 1860 war auch das Transportschiff „Elbe" eingelaufen. Es stellte sich beim spätern Vergleich der Schiffsjournale heraus, daß alle vier Fahrzeuge, welche zu verschiedenen Zeiten Rio de Janeiro verlassen und von denen jedes allein sein Kurs gesteuert hatte, am 23. Juni sich gleichzeitig innerhalb des Umkreises von nicht ganz einem Grad befunden und dort südöstlich vom Kap der guten Hoffnung einen der schlimmsten Stürme zu bestehen gehabt, wie ihn sich Niemand ähnlich zu erinnern gewußt. Auch der Schooner „Frauenlob" hatte sich tapfer durch die hohe, aufgeregte See hindurchgearbeitet; der Kommandant fügte freilich hinzu, daß sie manchen Tag an Bord vor lauter Sturzseen nicht trocken geworden seien. Das Fahrzeug selbst hatte aber nicht den mindesten Schaden erlitten, und alle Offiziere blickten mit Stolz auf das kleine schmucke Schiff, das unter der tüchtigen Führung des Leutnant Reetzke seinen Weg zum Stelldichein glücklich zurückgelegt hatte. Selten mag das Urtheil über einen Mann so übereinstimmend lauten, als die Bewunderung und Achtung, welche alle Kameraden für die Tüchtigkeit und den Charakter des Kommandanten des „Frauenlob" an den Tag legten!

Der 8. August 1860 war als der Tag festgesetzt, an welchem der Gesandte Graf Eulenburg offiziell und in feierlicher Weise die Leitung der Expedition antreten und von dem Dampfer „Arcona" für sich Besitz nehmen sollte.

Den erhaltenen Einladungen folgend, verfügten sich am gedachten Tage sämmtliche Mitglieder der Expedition in voller Uniform an Bord der „Arcona", an deren Deck sich alle Offiziere und Beamte des Geschwaders, ebenfalls in großer Uniform, aufgestellt hatten. Zu der Feierlichkeit selbst hatten sich der Gouverneur der Kolonie, mehrere deutsche Konsuln, der Kapitän eines im Hafen liegenden englischen Kriegsdampfers, der ehemalige Radscha (eingeborne malayische Herrscher) von Singapore, von seinen Schwertträgern begleitet, und endlich mehrere deutsche und englische Damen eingefunden. Unter dem Donner der Kanonen hatte die Gesandtschaft das Ufer verlassen. Als diese an Bord der „Arcona" angekommen, rührten sich die Trommeln; die Nationalhymne wurde vom Musikchore gespielt, und nachdem Graf Eulenburg in kurzen, eindringlichen Worten Allen die Wichtigkeit der Unternehmung ans Herz gelegt und darauf hingewiesen hatte, daß das Vaterland von jedem der Anwesenden volle freudige

Hingabe an seine Pflicht erwarte, wurden die Offiziere der Marine dem Grafen Eulenburg von dem Commodore Sundewall vorgestellt, und Ersterer ging in Begleitung der übrigen Mitglieder der Expedition an der Fronte der aufgestellten Seesoldaten und Matrosen entlang. Ein Frühstück, theils im Salon des Gesandten, theils in der Offiziersmesse servirt, vereinigte dann alle Theilnehmer der einfachen, aber eindrucksvollen Feier, und es wurde dabei des fernen Vaterlandes in wärmster Weise gedacht.

Die schmucke Segelfregatte „Thetis", welche 32 Kanonen führte, brach am 12. August zuerst auf; dann folgte die „Arcona" und mit ihr der kleine „Frauenlob", während die „Elbe" noch einige Zeit in Singapore verweilte. Kurz nach der Abreise wurden die versiegelten Befehle eröffnet, und da erfuhren die Expeditionsmitglieder denn, daß nicht, wie man vermuthet, China das nächste Ziel sei, sondern daß man direkt nach Jedo steuere, welches man in 8 bis 10 Tagen zu erreichen hoffte. Folgen wir hier an der Hand unsers Gewährsmannes zunächst der „Arcona", dem Schiffe, welches den Gesandten trug, und sehen wir uns das Leben an Bord derselben an.

Mit dem Reveilleschuß um 5 Uhr früh beginnt das Leben auf dem Schiff, die Wache tritt an Deck unters Gewehr, dort wird „Helm ab zum Gebet" kommandirt und in der Advents- oder Osterzeit bläst die Musik dann einen Choral. Der Hochbootsmann läßt seine schrille Pfeife ertönen, um die Schläfer aus der Ruhe zu wecken, und in weniger als einer Viertelstunde erscheint jeder Mann mit seiner Hängematte an Deck, wo sie in der inneren Reeling verstaut werden. Dann beginnt die Arbeit, Deck fegen und scheuern u. s. w., sodaß gegen 7 Uhr Alles sauber und in Ordnung ist.

Punkt 8 Uhr — und in allen Dingen, wo es auf Zeit ankommt, ist der Dienst nach der Sekunde geregelt — findet die sogenannte Flaggenparade statt. Die Flagge wird an der Gaffel aufgehißt, zu gleicher Zeit eine Gewehrsalve gegeben und während die Flagge emporgezogen wird, nehmen alle an Deck befindliche Personen die Mützen ab; die Musik spielt einen Tusch und das „Preußenlied."

Um 9 Uhr ist Musterung in Divisionen, der erste Offizier nimmt dann alle Meldungen entgegen, etwaige Strafen werden verlesen u. s. w. Die freie Mannschaft hat dann Geschütze zu exerziren, Waffen zu putzen, oder sie ist in den Booten beschäftigt.

Sobald es Mittag ist, wird „8 Glas gegeben" — das Hauptereigniß des Tages. In 8 Glas, ein von den früheren Sanduhren herrührender Ausdruck, wird nämlich auf dem Schiffe die Zeit von vier zu vier Stunden getheilt und die mathematisch berechnete Zeit hat selbst Einfluß auf die Mahlzeit. Ein Kadett macht dem Kapitän von dem Herannahen des großen Ereignisses Meldung, und dieser giebt die Erlaubniß, daß acht Glas gemacht werde.

Der Kadett eilt zum wachthabenden Offizier an Deck, der Posten erhält die Ordre „Acht Glas", der dann auch mit voller Lunge, sobald der Minutenzeiger auf Zwölf gerückt ist, sein „Acht Glas" dem an der Schiffsglocke stehenden Posten zuruft. Letzterer schlägt nun acht Schläge an und ruft gleichzeitig auch seinerseits

sein „Acht Glas" in die unteren Schiffsräume hinunter. Der Bootsmann pfeift und ruft sein „Backen und Banken!" was, in gewöhnliches Deutsch übersetzt, die Mahlzeit bedeutet, und nun holt sich jede Backschaft (jeder Tisch) in der Kambüse ihren Antheil. Bis um 2 Uhr wird der Mannschaft Rast gegönnt, und es ist in diesen Stunden wie auch Morgens und Abends nach der Mahlzeit erlaubt, in der Batterie zu rauchen. Man sieht dann die Matrosen und Unteroffiziere in Gruppen zusammensitzen, und gönnt den sonst reichlich geplagten Leuten diese Erholung von Herzen.

Gegen Abend spielt das Musikcorps während der Tafelzeit des Commodores oder des Offiziercorps einige Stücke. Bei Sonnenuntergang wird die Flagge niedergeholt und in ähnlicher Weise wie am Morgen salutirt. — Um 9 Uhr findet der Zapfenstreich statt, die Wache tritt an, der Wachtschuß fällt, die Trommeln wirbeln und der Tambour macht auf dem Deck die Runde. Immer leiser und ferner wirbelt der Schlägel, bis die Musik die einfachen Klänge eines Chorals anhebt. Alles im Schiffe ist ruhig, der Pendel dieser ganzen bewegten Welt steht stille; wer sich an Deck befindet, hält in Schritt und Gespräch inne, und während der Minute, wo die Wache „Helm ab zum Gebete" dasteht, bleiben auch alle übrigen Häupter in andächtigem Schweigen entblößt. — Dann wirbeln die Schlägel aufs Neue, der erste Offizier macht in Begleitung der verschiedenen Deckoffiziere die Runde durch alle Räume des Schiffes, und der Hochbootsmann ruft das Kommando „Pfeifen und Lunten aus, Ruhe im Schiff!" — Es werden dann für den Theil der Mannschaft, welcher nicht die Wache hat, die Hängematten ausgegeben, und bald ist es auf dem Schiffe so still, daß man den gleichmäßigen Schritt des wachthabenden Offiziers deutlich unterscheiden kann. Nur in den Intervallen der $^1/_2$ Stunden, so oft ein Glas geschlagen wird, klingt ein „Alles wohl!" in halbklagendem Gesang über das Schiff. Es sind die Posten, welche auf diese Weise andeuten, daß sie Wache halten und nicht dem Schlafe verfallen sind.

Der feierliche Schluß des Tages hat etwas Ergreifendes, das auch durch die öftere Wiederkehr nichts an seiner Weihe — einbüßt, und das auch auf die Mannschaft seinen bleibenden Eindruck nicht verfehlt. — Nach dem Zapfenstreich wird es im ganzen Schiffe schweigsam, und selbst in den Kammern der Einzelnen oder in der Messe nimmt die Unterhaltung unbewußt unter dem Einflusse der lautlosen Umgebung einen ruhigeren Verlauf.

Wie leicht erklärlich, trägt Alles an Bord das Gepräge der militärischen Organisation — Matrosen, Maschinisten, Heizer, Marinesoldaten, die Musikanten, kurz Jeder ist der militärischen Ordnung und der Subordination unterworfen. Die „Arcona" ist als Korvette gebaut und mit 28 Geschützen in der ersten Batterie und außerdem 3 Gedeckgeschützen montirt. Allen üblen Urtheilen zum Trotz, die im Anfange über dies neuerbaute schöne Fahrzeug hier und da laut wurden, hat sich die „Arcona" als ganz vorzüglich seetüchtig bewiesen; bei einigermaßen günstiger Brise machte sie 10 bis 12 Knoten, und wo bei Windstille die Schraube benutzt wurde, erweckte der ruhige, kaum hörbare Gang der

Maschine und des Schiffes stets allgemeine Bewunderung. Die Mannschaft und namentlich die Soldaten waren theilweise frisch rekrutirte Leute, und so fehlte es an Musterung, Segel-Exerzitien, Waffenübungen u. s. w. nicht. — Die Anwesenheit des Musikcorps trug ohne Zweifel wesentlich dazu bei, daß stets ein frischer, lebendiger Humor unter der Mannschaft herrschte. Man nimmt, auf dem weiten Ozean schwimmend, die Klänge unserer deutschen Meister der Tonkunst doppelt empfänglich hin, wenn der Marsch, das Volkslied oder die Ouvertüren und Potpourris auch nicht vollkommen zum Ausdruck gelangen sollten.

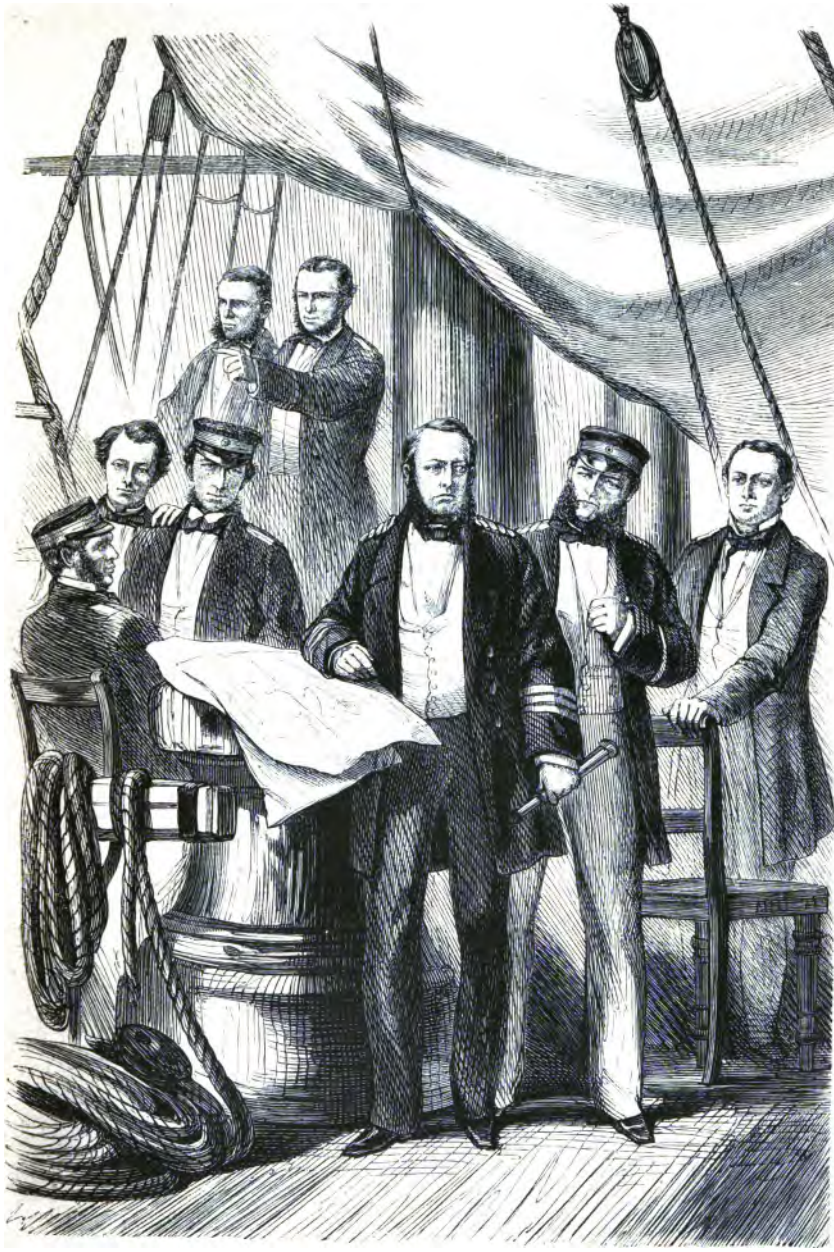
Leider wurde die Fahrt von Singapore aus schon bald durch ein trauriges Ereigniß unterbrochen. Es war am 22. August, als bei völlig ruhiger Fahrt plötzlich gegen Mittag der Ruf: „Ein Mann über Bord!" durch das Schiff ertönte. Im Nu war Alles an Deck. Der Matrose K., einer der besten, tüchtigsten Burschen, war durch Unvorsichtigkeit, während er außerhalb der Reeling arbeitete, ins Meer gestürzt, schwamm aber ruhig, und wie es schien, in der festen Ueberzeugung seiner Rettung, dem Schiffe und den Rettungsbojen nach. In wenig Minuten hatte das Schiff beigelegt, aber bei einem solchen Unglücksfalle tritt die Ohnmacht und Kleinheit des einzelnen Menschen recht lebhaft zu Tage. Das Manöver beizulegen, war zwar in wenig Minuten ausgeführt, dennoch war der schwimmende Matrose in dieser kurzen Zeit von Strömung und Wellen schon in so große Entfernung vom Schiffe abgetrieben, daß Ungeübte den dunklen Körper kaum mehr mit dem bloßen Auge auf der von Wellen gehobenen und gesenkten Wasserfläche verfolgen konnten. Und doch war die Arcona bei schwachem Winde in nur mäßiger Fahrt unter Segel gewesen, und der Unglückliche schwamm ruhig und mit allen Kräften auf die Boote zu.

Von der „Arcona" und dem Schooner „Frauenlob" wurden Boote ausgesetzt, die mit dem Eifer, welcher ungeheißen die Menschen beseelt, wo es die Rettung eines Ertrinkenden gilt, auf ihn zuruderten — leider vergebens. Die Bojen schwammen leer und es unterliegt keinem Zweifel, daß der Unglückliche von einem Hai in die Tiefe gezogen wurde, denn man sah ihn ganz nahe bei den rettenden Schwimmwiegen sinken. Hatte so das Element einen Einzelnen verschlungen, so nahten jetzt Augenblicke, welche das ganze Schiff mit dem Untergange bedrohten.

Sonnabend, der 1. September kam heran, es war völlige Windstille eingetreten und die Maschine deshalb geheizt worden, sodaß die Korvette sich unter Dampf befand und der „Frauenlob" im Schlepptau unmittelbar hinter ihr auf den Wellen tanzte. Denn während das große Fahrzeug ohne alle Bewegung blieb, wurde das kleine Schiff im Fahrwasser von Wellen und durch die Schraube in nicht unbedeutende Bewegung versetzt.

Beide Schiffe waren so nahe, daß man hinüber rufen konnte, und es wurden scherzweise im Laufe des Tages mehrere Depeschen in Weinflaschen verkorkt gewechselt. Wer hätte geahnt, daß es der letzte Verkehr sei, den die „Arkona" mit dem „Frauenlob" unterhalten sollte!

Die Sonne sank an diesem Abende mit auffallend röthlicher Färbung ins Meer hinab, der ganze Himmel zeigte eine fremdartige Beleuchtung.



Offiziere von der Arcona auf dem Quarterdeck. Nach G. Spiess' Reisewerk.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Dies konnte auf eine Wetterveränderung hindeuten. In der Nacht aber zog der verheerende Orkan, der den „Frauenlob“ vernichten sollte, am dunkler und dunkler werdenden Firmamente drohend empor, und es wurden alle Vorbereitungen zu dem bevorstehenden Kampfe mit der Wuth der Elemente getroffen.

Die Unruhe der auf- und niedereilenden Mannschaften wurde immer lebhafter, der Kommandoruf: „Alle Mann auf Deck zum Manöver!“ hatte alle Schläfer aus der Ruhe geweckt und an Deck kämpfte schon die Stimme des wachthabenden Offiziers, der die Segel bergen und alle Vorkehrungen treffen ließ, mühsam gegen das Heulen des wachsenden Sturmes. Die Wellen gingen höher, das Schiff begann zu rollen und in allen Fugen zu ächzen. „Frauenlob“ hatte man nicht länger im Schlepptau behalten können, das mächtige Tau war zerrissen; es war daher am besten, das Schiff allein manövriren zu lassen.

Den Kampf, welchen die Arcona mit dem herannahenden Teifun zu bestehen hatte, wollen wir ganz in den Worten von Gustav Spieß hierher setzen, die ein lebhaftes Bild des Wüthens der Elemente gewähren.

„Nie werde ich diesen Anblick vergessen. Ein solches Schauspiel prägt sich mit unauslöschlichen Zügen in die Seele. Wol hatte ich vorher das Meer in Aufruhr gesehen und auch später haben wir manchen Tag gegen heftige Stürme angekämpft — aber alle Eindrücke solcher Zeit sind matt und farblos gegen die furchtbare, erhabene Schönheit des Umschauens mitten in diesem Chaos der empörten Elemente, wo Himmel und Meer in eine graue Wasserwüste zusammengeflossen erschienen. Der Horizont war ungemein enge begrenzt, dicht um uns her lagerten die schweren grauen Massen auf der kochenden See; aber man vermochte weder eigentliche Wolkenbildungen noch auch die Linie zu unterscheiden, wo der Gischt des aufbäumenden Meeres den schwer niederhängenden bleifarbenen Dunstkreis erreichte. Das ganze Meer glich einem ungeheuren, schräge und steil abfallenden Bergrücken, unser Schiff glitt scheinbar diesen jähen endlosen Abhang in die kochende Tiefe hinunter. Es waren nicht einzelne hohe Wellenberge, die auf das Fahrzeug eindrangen und es gehoben und gesenkt hätten, nein, so weit das Auge in dem engen Gesichtskreise reichen konnte, erschien das Meer wie eine große kämpfende Masse, deren Schaumkämme zersprüht und im heulenden Winde umhergepeitscht wurden. Man hat die Dünung bei ruhiger See und Windstille wol das Athemholen des Ozeans genannt — hier war es, als ob ein Fieber das gewaltige Meer erschüttere, dessen brennendes Feuer durch alle Adern des Riesenleibes jage, so gewaltig hob und senkte sich die Riesenbrust des Elementes, so tief war der Ozean in seinen Grundfesten erschüttert.

Und welche Töne begleiteten diesen Aufruhr der Elemente. Der Sturm heulte durch die nackte Takelage, daß die Masten sich bogen; das Fahrzeug ächzte und stöhnte in allen Fugen, zerrissene Segel peitschten die Luft, wie der Knall eines Pelotonfeuers. Und durch all diesen Aufruhr tönt der Kommandoruf der Offiziere und die schrille Pfeife des Bootsmanns, denn Jeder steht in gewohnter Ordnung auf seinem Posten. Jetzt taucht das Schiff mit seinem Gallionsbilde tief in die schäumende, zischende, kochende und sprühende Masse und hebt sich dann

zitternd, aber kraftvoll, und die Wellen wie einen Sprühregen von sich abschüttelnd, wieder empor. Ein Augenblick der Ruhe tritt ein, und dann neigt es sich so stark nach Steuerbord hinüber, daß die spritzenden Wogen die Takelage netzen, und der schlanke Körper auf den Wellen liegt, als wolle er ausruhen von dem ungleichen Kampfe mit der furchtbaren See. Doch jetzt hebt er sich von Neuem schwankend empor, aber ach! zwei unserer schönsten Boote sind von den Wasserwogen spielend, als seien es ein Paar Nußschalen, losgerissen und verschwinden im Nu in der kochenden, brandenden See. Wie klein, wie ohnmächtig erschien das Fahrzeug im Kampfe gegen die entfesselten Stürme, und doch wie mächtig zeigte sich hier des Menschen Geist und Entschlossenheit, daß er einer solchen Riesenwelt gegenübertritt und sein zerbrechliches Fahrzeug durch dies Chaos hindurchleitet!

Das Schiff führte fast keine Segel mehr, nur ein paar kleine Sturmsegel waren gesetzt, um ihm Halt zu gewähren und womöglich mit ihrer Hülfe zu manövriren. Die Gewalt des Luftdruckes war aber so übermächtig, daß neue Segel wie Spinngewebe zerrissen und die Fetzen, wie Sturmfahnen knatternd, ein Spiel des Orkanes, davonflogen. Ein neu gesetztes Segel wurde so heftig flatternd hin und her geschlagen, daß mitten aus der Fläche viereckige Stücke wie von einer Kugel herausgerissen wurden.

Es war eine schwere und gefährliche Arbeit für die Matrosen, die vom Sturme hin und her gepeitschten Reste der zerrissenen Segel zu bergen und neue Sturmsegel zu setzen; es galt da Festigkeit und entschlossenen Muth, wenn der zu solcher Arbeit auf den Raaen liegende Matrose bei dem Auf- und Niederschwanken des Schiffes nicht hinabgeschleudert werden sollte. Hier hat sich die Mannschaft in jeder Hinsicht bewährt; die Offiziere erkannten gern an, daß sie an Ruhe, Muth, freudigem Gehorsam und rascher Ausführung der befohlenen Manöver hinter keinem altgedienten Matrosen zurückgeblieben sei.

Es war mittlerweile etwa 10 Uhr geworden und noch immer hatte der Orkan nicht seine höchste Höhe erreicht, denn das Barometer fiel noch beständig. Da trat gegen $11\frac{1}{2}$ Uhr für etwa 15—20 Minuten rasch eine verhältnißmäßige Ruhe ein, der Sturm legte sich, der Himmel über uns hatte etwas mehr Licht. Man hätte glauben können, wir seien aus dem Bereiche des Orkans gelangt, aber er ruhte nach so unbeschreiblichem Toben nur, um mit erneuter und verdoppelter Stärke seine zerstörenden Kräfte gegen das Werk menschlicher Hände zu richten.

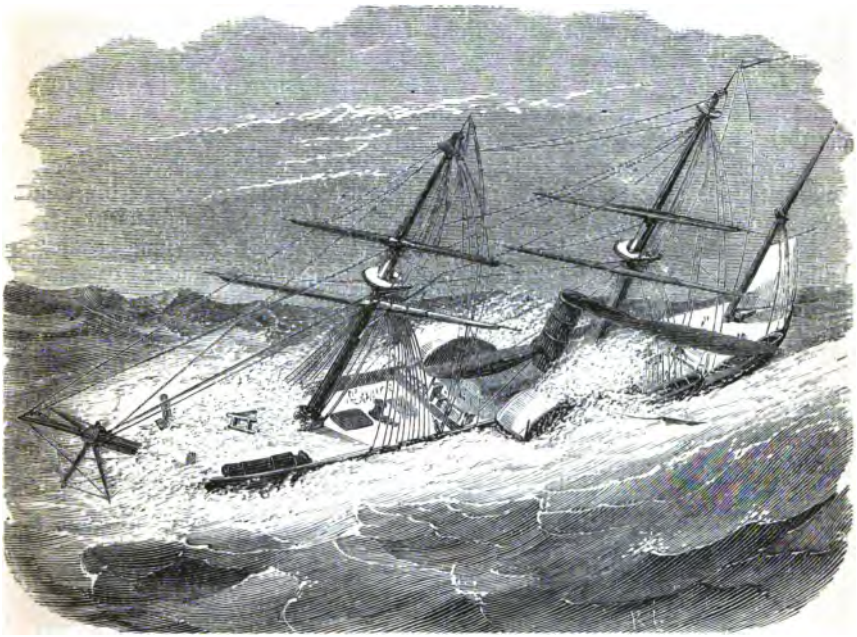
Wir hatten in jenen Minuten das Centrum des Wirbelsturmes erreicht, und es galt nun nach jener Richtung, von welcher der Teifun auf seiner fortschreitenden Bahn uns entgegenraste, einen Ausweg zu erzwingen, und auf dieses Ziel wurden nun alle Anstrengungen und Manöver gerichtet.

Noch einmal entbrannte der Kampf der empörten Elemente, die nur in dem Bestreben einig erschienen, das ihnen preisgegebene Fahrzeug zu vernichten.

Aber es war doch ein bedeutungsvolles Zeichen, daß das Schlimmste vorüber sei, als gegen Mittag die Beobachtung ergab, daß das Barometer seinen niedrigsten Standpunkt erreicht habe. Wenn es jetzt gelang, die Peripherie des

Wirbelsturmes in der Richtung seiner zurückgelegten Bahn zu durchbrechen, dann konnten wir in wenig Stunden dem Bereiche dieses Schreckenkönigs der Meere entgangen sein.

In früheren Jahren, als die Theorie der Teifune noch wenig bekannt war, ist es nichts Seltenes gewesen, daß Schiffe in dem Glauben, dem Sturme zu entgehen, so unrichtig manövrirten, daß sie tagelang im Herde desselben verblieben und so lange mit fortgeführt wurden, bis sie entmastet und leck an die Küste geschleudert wurden, wenn nicht ein glücklicher Zufall sie vor dem Verhängniß bewahrte.



Schiff im Teifun.

Auch jetzt noch gehen jährlich viele Schiffe an der chinesischen Küste durch Teifune gänzlich zu Grunde und ganze Flotillen von chinesischen Dschunken finden in jedem Frühjahre oder Herbst durch solche Orkane ihren Untergang.

Uns gelang es, mit Hülfe der Schraube gegen den Sturm ankämpfend, den gewünschten Ausweg zu finden; gegen 2 Uhr befanden wir uns in ruhiger, heiterer See; der Himmel klärte sich, der Wind ging in eine günstige Brise über, die Luken wurden geöffnet, das Innere des Schiffes gesäubert und wir konnten in der Messe an gedeckter Tafel unser Mittagsmahl einnehmen, so ruhig durchfurchte jetzt die „Arcona“ die anmuthig spielenden und plätschernden, im Glanze der

Sonne glitzernden Wellen. Der Kontrast dieser ruhig heiteren Fahrt gegen die Stunden, welche wir durchlebt hatten, kann nicht lebhaft genug gedacht werden. Während bei gewöhnlichen Stürmen die See oft noch tagelang und auf weite Strecken empört und aufgeregt bleibt, waren wir jetzt in Fahrwasser gekommen, welches offenbar der Teifun auf seiner verheerenden Straße nicht berührt hatte. Wir hätten glauben können, von einem schrecklichen Traume erwacht zu sein, hätte das Schiff nicht noch die Zeichen des durchlebten Kampfes an sich getragen."

Natürlich waren die Gemüther noch voll von den Eindrücken der durchlebten Katastrophe, und die Frage, wie wird sich der „Frauenlob" gehalten haben, trat zunächst in den Vordergrund. Alle Gläser musterten den Horizont, ob kein Segel zu entdecken wäre, aber vergebens. Doch gab man sich noch keineswegs ernstlichen Besorgnissen hin, sondern hatte das feste Vertrauen, man würde das Fahrzeug entweder in der Bai von Jedo schon vorfinden, oder doch es in den ersten Tagen am Orte der Bestimmung eintreffen sehen.

Schon der folgende Tag brachte die Arcona dem Ziele der Reise so nahe, daß man die Umrisse der Küste zu erkennen vermochte, und am Abende desselben Tages war die Korvette vor dem Eingange der Bai von Jedo angekommen.

Als wolle die Natur sich beeifern, die Bilder des Sturmes und der Verwüstung in den Hintergrund zu drängen und bald vergessen zu machen, daß man sie in Aufruhr und Schrecken gesehen, trat das Land, dem man sich näherte, in den lachendsten Bildern vor das Auge. Möglich, daß die Blicke, von der Erwartung und jenem Reize bestochen, der das Wunderland des Sonnenaufgangs in der Vorstellung umwebte, die Wirklichkeit in einem rosigeren Lichte erblickten, als dies der Fall gewesen, wenn man einem anderen Lande zugeeilt wäre; jedenfalls waren Alle davon berührt, und einstimmig in der Begeisterung für die Schönheiten der Gebirgsformen, das Kolorit der Landschaft und die köstlichen Einbuchtungen, die bewaldeten Hügel, kurz, für das ganze von der ruhigen See wie von einem glänzenden Rahmen umfaßte Bild, das bei der Einfahrt in die Bai von Jedo das Auge entzückt.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die Küste der Insel Nippon vielgestaltig und von zahlreichen kleinen Inseln umgeben ist. Die Bai von Jedo zieht sich als tiefer Einschnitt in das Land, und schon bei Tagesanbruch passirte die Arcona Oho-sima, das am Eingange der Bucht als schroffer Krater aus dem Meere steigt. Der Anblick des Landes, von der aufgehenden Sonne beleuchtet, war über alle Beschreibung eigenthümlich schön. Zur Linken erhob der 12,000 Fuß hohe Vulkan Fusi-Jama sein majestätisches Haupt in die klare Morgenluft, hoch über die Bergkette hinaus, die sich, vom Kap Jedo bis zu der äußersten Landspitze hinaus, in den malerischsten Umrissen vor den Blicken ausdehnt. Schräg in die Schluchten und Mattenabhänge fielen die Strahlen des sich erhebenden Tagesgestirns und ließen die Täuschung zu, als ob die Höhenzüge mit Schnee bedeckt wären; so blendend und eigenthümlich war die Beleuchtung des landschaftlichen Bildes. In tiefblauer Färbung und scharfen, feinen Umrissen lag der Fusi-Jama vor Augen, und Alle stimmten darin überein, nie einen so imposanten und doch in seinen

Formen so ebenmäßig schönen Bergkegel erblickt zu haben. Ein breiter Gürtel weißer Wolken umsäumte den Riesen fast auf ein Drittel seiner scheinbaren Höhe und gab uns einen Maßstab für die ungeheure Erhebung des Kraters. (S. Abbildung S. 20).

In der Bai selbst dampfte die Arcona langsam der südlichen Küste entlang, wo die sanft abfallenden Berge bald Reisfelder im frischesten Grün, bald dunkle Baumgruppen, Dörfer und vereinzelte Häuser erkennen ließen. Man passirte ganze Flotten von größeren Segelbooten, die nahe bei einer Sandbank fischten; die Leute sahen ärmlich aus und waren ganz nackt oder in einen Schlafrock lose gehüllt. Ihre Hautfarbe war fast zimmtroth, eine Folge der Sonnenstrahlen, denen sie ihren bloßen, kräftigen Körper wol die größte Zeit ihres Lebens preisgeben.

Je mehr bei der Einfahrt in die Bucht das Land zu beiden Seiten dem Auge näher rückt, um so reicher und überraschender wird das Panorama. Zahlreiche kleine Fischerboote umschwärmen das Schiff und treiben in der Nähe desselben vorüber. Die Fischer grüßen freundlich, bieten ihre Fische an und beschauen mit neugierigen Blicken das stolze Fahrzeug und seine Kanonen. — Gegen Abend passirte die Arcona Kanagawa, einen der neu eröffneten Häfen Japans, in dem sich Europäer und Amerikaner ziemlich zahlreich niedergelassen hatten und wo sich bereits ein lukrativer Handel entwickelt hatte. Man zählte etwa 14 europäische größere Fahrzeuge, immerhin schon eine namhafte Zahl für einen so entlegenen und damals erst neu eröffneten Hafen.

Das herrlichste Wetter hatte die Einfahrt begünstigt. Mit aller Vorsicht, die das noch ungekannte Terrain gebot, näherte sich das Schiff der Hauptstadt des Sjogun. Beim Einbrechen der Dunkelheit rasselten die Ankerketten; der Commodore, welcher den ganzen Tag über selbst die Führung des Schiffes übernommen hatte, hieß die Expeditionsmitglieder willkommen am Ziele der diesmaligen Reise, und ein Glas Champagner wurde auf die glückliche Ankunft in Jedo geleert.

Zahlreiche Lichter am Lande ließen erkennen, daß die Stadt, von der man etwa 4 bis 5 Seemeilen entfernt blieb, sich in einem weiten Bogen und in ungeheurer Ausdehnung der Bucht entlang ausbreitet. Noch spät erschienen einige japanische Boote mit Beamten, um sich nach der Flagge zu erkundigen, und ruderten dann wieder zurück.

Da lag nun die „Arcona" ruhig vor Anker. Das fernste Ziel der Reise war erreicht; was lange die innersten Gedanken beschäftigt hatte, war erlangt, der Traum zur Wirklichkeit geworden. Allen war gewiß eigenthümlich zu Muthe, da von Dem, was die nächste Zeit an Eindrücken und Erlebnissen bringen würde, Keiner eine deutliche Vorstellung haben konnte. Das Land schien gleichsam in einen Schleier gehüllt, den die Expedition lüften sollte. In seltener Schöne und Klarheit schimmerten die wohlbekannten Sternbilder der nördlichen Hemisphäre durch die laue Nacht. Am Horizonte zuckte ein schweres Gewitter, und als um 9 Uhr der im Hafen herrschenden Sitte gemäß nach dem Zapfenstreiche der Choral „Nun

danket Alle Gott" in vollen Akkorden geblasen ward, hatten gewiß Viele das Bewußtsein, eine jener Stunden durchlebt zu haben, die sich tief fürs Leben einprägen — eine der Stunden, die in jedem Dasein wie helle Punkte sichtbar bleiben, wenn vieles Andere längst vergessen und vorübergegangen ist.

Am Morgen des 5. September 1860 war das Meer ruhig und glatt, die Luft duftig und die Wärme groß. Schon wimmelte es in der Bucht von Dschunken und Fischerbooten, die bei der trägen Luftströmung langsam über die stille Wasserfläche an der Arcona vorüber fuhren. Gegen 3 Uhr erschien der Abbé Girard von der französischen Gesandtschaft, sowie Herr Heusken, der Sekretär des amerikanischen Minister-Residenten, der als geborner Holländer die Preußen hier in deutscher Sprache willkommen hieß. Beide Herren hatten den Auftrag, dem Gesandten ihre Dienste anzubieten, und was man von ihnen sonst erfuhr, schien dem Expeditionszwecke nicht ungünstig. Die japanesische Regierung war auf die Ankunft der Preußen vorbereitet und man war beschäftigt, ein Gebäude zur Aufnahme fremder Gesandtschaften einzurichten. Der Abbé Girard, in der Tracht eines Jesuitenpaters, machte dem Rufe seines Ordens und seiner Nation als ein gewandter und feiner Weltmann alle Ehre.

Man hörte zwar, daß die den Fremden günstige Partei, welche den ersten amerikanischen Vertrag mit Commodore Perry abgeschlossen habe, schon seit längerer Zeit vom Ruder verdrängt sei, jedenfalls hatte aber die jetzige Regierung, auch wenn sie dem Eindringen der Fremden abhold war, nicht mehr die Macht, die frühere Absperrung wieder herbeizuführen; ja sie hatte sich, willig oder nicht, zum Abschluß noch weiterer Verträge bestimmen lassen. Man sollte leider später erfahren, daß gerade dieser Umstand sie zu dem Entschluß gebracht hatte, nun jedem weiteren Vordringen einen Damm entgegenzusetzen.

Im Laufe des Tages erschienen mehrfach Boote mit japanischen Beamten, die meistens nur Namen, Stückzahl der Geschütze, Größe und Bemannung des Schiffes u. s. w. zu erfahren wünschten und Alles eifrig in ihre Notizbücher eintrugen.

Die Expeditionsmitglieder hatten Alle das von ihrem Reisegefährten Heine herausgegebene Werk über die Perry'sche Expedition aufmerksam gelesen und da ihnen dort noch auf jedem Blatte die pedantische Skrupulosität der guten Japaner entgegentrat, wurde natürlich von vornherein die größte Rücksicht gegen jedes Mitglied dieser wunderbaren Nation beobachtet, und es war die Weisung ergangen, daß Niemand außer dem Offizier der Wache mit den an Bord erscheinenden Japanern verkehren sollte, Niemand Etwas kaufen oder verkaufen, als Geschenke anbieten oder annehmen dürfe. Es stellte sich freilich bald heraus, daß die Verhältnisse sich seit Perry's Besuch durch die Anwesenheit der Fremden schon wesentlich geändert hatten und die Furcht, daß ein unschuldiger Japaner, vielleicht weil er ein Geschenk von uns annehme, das Leben verwirkt haben könne, erwies sich als thöricht.

Der Gesandte entschloß sich, die Dienste des Herrn Heusken als Dolmetscher für den bevorstehenden Verkehr mit den japanischen Behörden anzunehmen, und als

letzterer sich nach Jedo zurückbegab, nahm er einen Brief an das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten mit, in welchem die Erlaubniß zur Landung erbeten wurde.

Gegen 8 Uhr erschien ein durch bunte Ballons erleuchteter Kahn mit mehreren Beamten, welche die mündliche Zusicherung brachten, daß der Tempel, in welchem Lord Elgin seiner Zeit gewohnt habe, zur Aufnahme für den Gesandten und sein Gefolge bereit gemacht werden solle; bis zum Mittag des nächsten Tages könne Alles fertig sein, man wünsche die Anzahl des Gefolges zu erfahren, um darnach die Tragstühle, Pferde ꝛc. zu beordern.

Die Beamten wurden in die Offiziersmesse hinabgeführt und ihnen Cigarren und Likör angeboten, und es begann dann eine Unterhaltung, die wol für beide Theile interessant genug war; es wurde mehr gezeigt, bewundert und errathen als gesprochen.

Der Gesandte selbst empfing diese Leute nicht; es wurde ihnen erwiedert, daß man auf eine schriftliche Anfrage nach europäischer Sitte auch eine schriftliche Antwort erwarte, und da die Herren nach 9 Uhr auch noch nicht an den Aufbruch dachten, wurde ihnen eröffnet, daß die Ordnung an Bord nicht gestatte, daß nach dem Zapfenstreich sich noch Fremde an Bord befänden; unter vielen Verbeugungen traten sie dann ihren Rückzug an.

Auch am folgenden Tage mußte man sich noch damit begnügen, das gelobte Land aus der Ferne zu schauen, doch da der Verkehr mit den an Bord kommenden Japanern noch den Reiz der Neuheit hatte, fehlte es an Unterhaltung nicht; Boote mit Lebensmitteln und Früchten fanden sich ein, zunächst wurde aber auf jeden unerlaubten Handel verzichtet. Es war schon von Interesse, zu beobachten, ob die Einzelheiten der Erscheinungen, die Kleider, die niedlichen kleinen Pfeifchen und die berühmten Schwerter, die Strohsandalen und das Papier den Beschreibungen entsprachen, die man davon gelesen hatte. Die Japaner erschienen in der Regel in Begleitung eines Tolks (Dolmetschers), der seinerseits die Ansichten seiner Landsleute in die niederdeutsche Mundart zu übertragen hatte.

Die ersten Unterhaltungen zeigten schon eine schwer zu vermeidende Verwechselung der Begriffe Deutschland und Preußen. Einer der Kadetten hatte beispielsweise rasch eine preußische Flagge mit dem Adler für die Herren gezeichnet, die Japaner waren an Bord eines preußischen Schiffes und doch war nicht von der Verwandtschaft der Holländer mit Preußen, noch weniger von einer preußischen Sprache die Rede, und die staatsrechtliche Auseinandersetzung, welche dazu dienen sollte, um diese Widersprüche zu lösen, mußte ihre Argumente mehr von einer Politik der Zukunft als der Gegenwart hernehmen.

Weniger verfänglich waren andere Gegenstände dieses internationalen Examens, die schönen Bilder zu der amerikanischen Ausgabe vom Perry'schen Reisewerke wurden gezeigt, und man durfte mit Wahrheit hinzufügen, daß die ganze gebildete Welt in Europa an den japanischen Verhältnissen großes Interesse nehme. Man machte dann die Runde durch das Schiff, zeigte die Kanonen, den Maschinenraum, die kolossale Ankerkette, den kleinen Viehstall u. s. w. Preußische Münzen

(hier hatte man wieder keine deutschen) wurden gezeigt, ein Stereoskop mit Photographien ging durch die Hände und so waren volle vier Stunden verstrichen, bevor an jenem Tage die Herren in ihren Booten wegruderten.

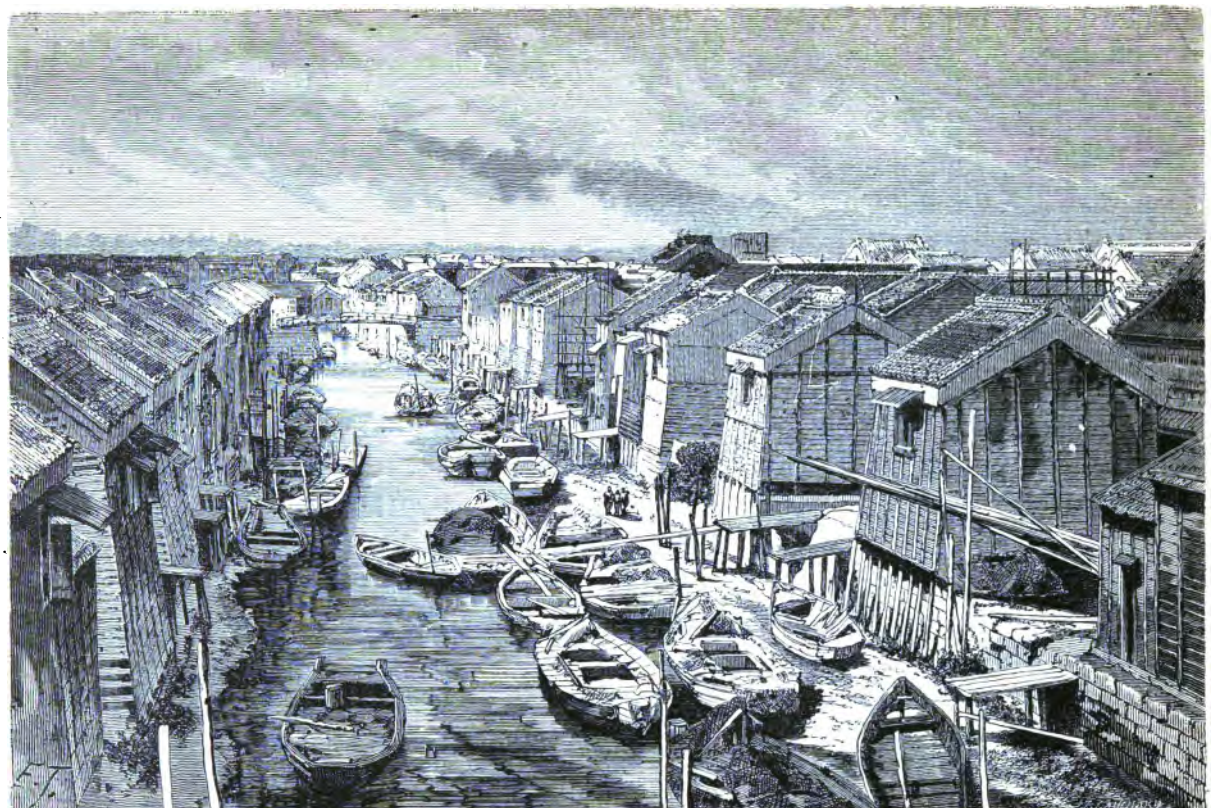
Inzwischen war die schriftliche Antwort eingetroffen, und der Gesandte hatte den 8. September als den Tag der Landung und des feierlichen Einzuges festgesetzt.

Um bei dem bevorstehenden Einzuge möglichst würdig zu erscheinen, waren noch mancherlei Uebungen im Parademarsche und Exerziren erforderlich, die beste Montur wurde hervorgeholt und Trommelschlag, Musik und lautes Kommando erinnerte stündlich daran, daß man auf einer schwimmenden Festung lebte.

Am Sonnabend, den 8. September, zeigte der Himmel schon bei Tagesanbruch das trübste Gesicht. Grau in Grau hingen die Regenwolken nieder, sodaß die ferne Küste kaum zu erkennen war. Gegen 8 Uhr erschienen zwei Offiziere, welche die Preußen begleiten sollten, an Bord. Beide kleideten sich später zum Schutze gegen den heftigen Regen in eigenthümliche Ueberzieher von Reisstroh (was ihnen das Ansehen von Stachelschweinen gab), ferner in Ueberhosen von geöltem Papier, hüllten die Griffe ihrer Degen in plumpe Fausthandschuhe und setzten breite Strohdächer auf ihren Kopf.

Die Mannschaft, welche bei dem Einzuge zugegen sein sollte, wurde nun in 6 Boote vertheilt; Matrosen und Soldaten waren in voller Uniform und Waffen, sodaß für die Möglichkeit eines Mißverständnisses für Sicherheit genügend gesorgt war. Beide Pinassen führten ihr Landungsgeschütz und unter strömendem Regen setzten sich die Boote in Bewegung und verließen das festlich mit Flaggen und Wimpeln geschmückte Schiff, während die Geschütze ihre Salven über die Wasserfläche erdröhnen ließen. Die Bai von Jedo hat eine weite Ausdehnung und ist auf eine namhafte Entfernung vom Ufer aus so seicht, daß große Fahrzeuge außerordentlich fern vom Lande zu ankern genöthigt sind. So vergingen volle zwei Stunden, bevor alle Boote am Ufer waren. Militär und Matrosen, von ihren resp. Offizieren geführt, stellten sich in Kolonnen auf, das Musikcorps und die Fahne voran, und als Alles bereit war, stiegen auch der Gesandte und der Commodore, von ihren Adjutanten begleitet, ans Land. Nach einer Begrüßung seitens der japanischen Kommissäre bestiegen die Expeditionsmitglieder die bereit gehaltenen Pferde und der Zug setzte sich unter den Klängen des Preußenmarsches in Bewegung.

Glücklicherweise hatte der Himmel sich ein wenig aufgehellt, sodaß der Einzug selbst vor sich ging, ohne daß man vom Regen noch weiter durchnäßt worden wäre. Der Anblick, der sich bot, war darum indeß nichts weniger als bewältigend schön. Später überzeugte man sich, daß der Weg damals nur durch einen der ärmeren Stadttheile geführt hatte. Der Koth in der Straße war bodenlos; zu beiden Seiten stand eine fast nackte Volksmenge, Alle den niederen Ständen angehörig, nur wenige angenehme Physiognomien waren sichtbar; sonst erschien der Menschenschlag zwar kräftig untersetzt im Bau, aber von unschönen Gesichtszügen, die häufig von Blatternarben noch mehr entstellt waren. Niedere, einstöckige, nach außen zu vollständig offene Wohnungen bildeten die Straße und waren bis tief in's Innere von Neugierigen angefüllt.



Ansicht eines Kanals aus dem Handelsquartiere zu Jedo zur Mittagsstunde. Nach Humbert.

Dem trüben Tage Trotz bietend, zogen die Mannschaften unter klingendem Spiele durch die breiten Wasserlachen; das Volk verhielt sich durchgängig ruhig und anständig, so fremd und neu ihm auch der Anblick der einziehenden Europäer sein mochte. Kein Rufen, Drängen oder Schreien war bemerkbar; man ließ den Zug vorüberziehen, machte einander auf Dies oder Jenes aufmerksam und schien der Polizei die Aufrechthaltung der Ordnung nicht zu erschweren.

Nach einem Ritt von etwa einer halben Stunde war der Zug in Akabane, der Wohnung des Gesandten, angelangt. Hier wurde Graf Eulenburg von mehreren Beamten des auswärtigen Ministeriums begrüßt und einige Erfrischungen, aus Weintrauben, Birnen und Kuchen bestehend, wurden angeboten. Nachdem dann im Hofe unter entsprechender militärischer Feierlichkeit die preußische Flagge vor dem Hause aufgehißt worden war, trat die Mannschaft des Schiffes den Rückweg an und die Zurückbleibenden suchten in den Räumen der Wohnung, so gut es gehen wollte, sich zu installiren. Das Haus selbst, aus einem ziemlich großen einstöckigen Viereck bestehend, glich äußerlich einem Bauernhause, war außergewöhnlich reinlich und hübsch aus weißem glatten Holze konstruirt. Die Wände im Innern der Zimmer, mit einer weißen, geschmackvollen Tapete bekleidet, waren verschiebbar und erlaubten so, den Raum nach Bequemlichkeit zu vergrößern oder zu verändern. Fenster giebt es nicht, das Licht fällt von den Seiten hinein, da man bei günstigem Wetter die Schiebwände zu öffnen pflegt, oder sonst das durchsichtige Papier, mit dem die äußern Rahmen beklebt sind, genügende Helle durchscheinen läßt. Das ganze Haus, aus glatt gehobeltem weißen Tannenholz ohne Anstrich, macht einen saubern und niedlichen Eindruck, ist aber gegen Sturm und Regen nur schlecht geschützt, und man ist genöthigt im Finstern zu sitzen, wenn ein starker Wind die Regentropfen gegen die Schiebewände treibt und die Papierfenster aufweicht.

Eine Art Saal, zu Audienzen und Gesellschaften bestimmt, war mit hohen Lehnsesseln und einigen länglichen Tischen nach europäischem Geschmack versehen, sonst aber enthielt das Gebäude Nichts, was auf die Bezeichnung „Möbel" Anspruch machen darf, da die Japaner dergleichen Bedürfnisse nicht kennen.

In einem besonderen Nebenhause hatte man eine geräumige Küche eingerichtet und das ganze Gebäude nebst den anstoßenden Pferdeställen sowie den Wohnungen der für die Gesandtschaft bestimmten Jakunins (Offiziere) und Beamten durch eine hohe Breterwand abgeschlossen, die nur wenig Raum als Hof übrig ließ und nach den meisten Richtungen hin die Aussicht verdeckte. In den kleineren Räumen des Hauses galt es nun, mit Hülfe der vom Schiffe mitgebrachten Sachen eine gewisse Wohnlichkeit herzustellen, was nicht ohne große Schwierigkeit zu bewerkstelligen war, da sich von Betten, Tischen, Stühlen, Waschbecken, Leuchtern und den verschiedenen kleinen Bedürfnissen des Europäers Nichts vorfand und beim Verlassen des Schiffes in den Booten nur das Allernothwendigste mitgenommen werden konnte. Der Koch hatte sich glücklicherweise rasch in sein neues Territorium zu finden gewußt. Er hatte es möglich gemacht, daß gegen 8 Uhr eine Art Diner in dem großen Zimmer servirt wurde.

Das nächste, womit die Japaner ihre Gäste erfreuten, war eine Mahlzeit nach landesüblicher Sitte, die von der Regierung veranstaltet war und welcher der Gesandte sich nicht entziehen konnte.

Aufhissen der preußischen Flagge in Akabane. Nach Spieß' Reisewerk.

Vorsichtigerweise verließ man sich nicht ganz auf die Genüsse, welche die japanische Kochkunst bieten wollte, und nahm zuvor das gewöhnliche Diner ein.

Im großen Empfangszimmer war das Mahl arrangirt, für Jeden ein hübsch lackirtes Gestell, auf welchem zahlreiche kleine Näpfchen von Holz und Porzellan mit den verschiedensten Gerichten — meist in homöopathischen Dosen — allerliebst arrangirt und aufgestellt waren. Die Näpfchen enthielten theils laue Brühen, theils Fische, Seetang und andere namenlose Gerichte. Das Essen mit den zwei Holzstäbchen, welche bei den Chinesen und Japanern unsere Gabel ersetzen, machte große Mühe und der aufwartenden Dienerschaft die europäische Ungeschicklichkeit viel Spaß. Der Gesandte saß an einer Tafel auf einer erhöhten Estrade allein (das ganze Arrangement ging von den japanischen Beamten aus), an einer zweiten Tafel der Commodore und einige Herren, die Uebrigen an einem langen dritten Tische. Alle gaben sich redlich Mühe, mit dem erforderlichen Ernste der japanischen Küche Ehre angedeihen zu lassen und dazu Etwas von dem Getränke Saki zu genießen, das in Japan den Wein repräsentirt. Graf Eulenburg hielt es nach einiger Zeit für keine Kränkung, einige Flaschen Champagner zu beordern, und gedachte dann mit gehobenen Worten in ernster Stimmung aller Reisegefährten, die noch nicht angelangt seien, und schweigend wurden die Gläser geleert. —

Am 13. Septbr. waren die zu den Unterhandlungen ernannten Kommissare zum ersten Male die Gäste des Gesandten und erschienen in Begleitung des später auch in Europa bekannt gewordenen Dolmetschers Murijama, eines Mannes, der in der Geschichte der japanisch-europäischen Verträge eine bedeutende Rolle gespielt hat und der sich in der That durch Schlauheit und ein gewandtes Benehmen auszeichnet; Hinterlist und Lüge war ihm ziemlich deutlich aufs Gesicht geschrieben. Die hohen Herren brachten in zierlichen Kästen dem Gesandten Eier und Thee als Geschenk und deuteten an, daß man Thee darzubringen pflege, wenn Jemand gestorben sei, daß aber Thee und Eier gemeinschaftlich Glück bedeuteten. Auf die Frage, wer denn unter den Preußen nach ihrer Ansicht sterben solle, versicherten sie natürlich aufs Lebhafteste, daß davon nicht die Rede sei; der Gesandte bat sie aber scherzweise, doch lieber in Zukunft Geschenke zu bringen, die gar nichts mit dem Tode gemein hätten.

Außer zwei Bevollmächtigten von Rang war noch ein dritter Beamter zugegen, dem offenbar die vielbesprochene Rolle des Kontroleurs zugefallen war. Bei allen Zusammenkünften geschäftlicher Art waren die Kommissare stets von einer namhaften Anzahl Stenographen begleitet, welche mit dem größten Eifer in demüthig knieender Stellung ein genaues Protokoll alles Dessen, was vorfiel, aufnahmen. Heute war der Besuch rein privater Natur, und da also die üblichen Schnellschreiber im Speisesaal keinen Zutritt hatten, hielt es der Aufpasser (so nennen ihn die Holländer) offenbar für seine Pflicht, die Schärfe seiner Beobachtungsgabe nicht durch Genuß von Speise und Trank zu schwächen. Während Murijama in allen seinen Bewegungen bekundete, daß er nicht zum ersten Male an einer europäischen Tafel speise, und daß ihm Rheinwein und Champagner nichts Neues seien, und während die beiden anderen Herren sich wenigstens redlichst Mühe gaben, der Küche und dem Keller Ehre anzuthun, berührte der ernste

und fast melancholische Kontroleur kaum die Speisen und nippte nur an den vollen Gläsern. Im Allgemeinen gaben sich die Herren als Leute von gutem Anstand zu erkennen, nur verursachte es eine verzeihliche Heiterkeit, als die beiden hohen Würdenträger in ihren weiten Aermeln eine kleine Vorrathskammer von Braten, Brot und Kompot anlegten, die sie sorgfältig in Papier gewickelt hatten, vermuthlich um es ihren Damen oder Kindern daheim als ein Kuriosum mitzubringen. Jedenfalls hatten sie mit Messern, Gabeln und Löffeln sich rascher befreundet, als die Preußen vor wenigen Tagen mit ihren Stäbchen, und auch der Wein mundete ihnen sichtlich besser als jenen ihr Saki.

Der Gesandte brachte nach deutscher Sitte die Gesundheit des Sjogun aus, in dessen Lande man so freundliche Aufnahme gefunden, die man zwar erwartet hätte, wofür man aber deshalb nicht minder dankbar sei.

Am 14. September traf die Nachricht von der Ankunft der „Thetis" ein, die eine lange, aber sehr glückliche Fahrt gehabt und von den beiden Orkanen des 2. und 9. September ganz unberührt geblieben war. Der „Frauenlob" aber war und blieb verschwunden, ihn hatte der Teifun mit hinabgenommen.

Gegen 1 Uhr rüstete sich Alles zu dem ersten feierlichen Besuch im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Es war bestimmt worden, daß Alle in Norimons hingetragen und die Reitpferde von der Dienerschaft hinter den Norimons geführt werden sollten, wie dies die japanische Sitte bei solchen Besuchen verlangt. Beim eigentlichen Aufbruche zeigte es sich aber, daß nicht die genügende Anzahl Träger beordert worden war, und ein Theil des Gefolges reihte sich demnach dem Zuge zu Pferde ein. Voraus gingen zwei Matrosen mit der preußischen Flagge, denen zwei Soldaten zur Seite schritten, es folgte der Norimon eines japanischen Offiziers, dann der des Gesandten, umgeben von den Herren zu Pferde, endlich die Reihe der übrigen Norimons und eine Anzahl japanischer Diener.

Der Weg nach dem Ministerium war vielleicht $^3/_4$ Stunden lang. Während des Zuges, der diesmal durch die besseren und reicheren Stadttheile führte, herrschte auf den Straßen musterhafte Ordnung.

In der Nähe des Ministeriums hatten Polizeileute Spalier gebildet, die Gesandtschaft passirte mehrere Brücken und Thore und langte endlich im eigentlichen Gebäude an. Am Eingange der letzten Umfriedigung befand sich eine Hauptwache, deren Vorhalle durch Piken und Waffen geschmückt war. Als die Gesandten näher kamen, traten ihnen viele reichgekleidete Beamte entgegen, die Vorzimmer wimmelten von vornehmen Japanern, und nachdem uns die Kommissare begrüßt, welche am Abende zuvor die Gäste des Gesandten gewesen, geleitete man letztere durch eine lange Reihe von Zimmern an unzähligen Posten vorüber in den Empfangssaal.

Die Räume, durch welche man eingetreten, waren ohne jeden Schmuck, ohne alle Möbel oder Geräthschaften; wie man später vernahm, ist dies ausdrücklich von der Sitte vorgeschrieben.

Unter vielen Verbeugungen wurde Graf Eulenburg auf einen Sessel zur Rechten des großen Saales geleitet, neben ihm nahm der Dolmetscher, Herr

Heusken, Platz. Links, dem Gesandten gegenüber, saßen zwei Gouverneure der auswärtigen Angelegenheiten; im Rücken derselben, in einem offenen Seitenkabinet, kniete eine Anzahl Beamter, um Protokoll zu führen; in der Mitte des Saales lag Murijama, mit seiner Stirne den Boden berührend. Die ganze Scene war in hohem Grade feierlich, es herrschte tiefes Stillschweigen, bis einer der Herren Gouverneure die Unterredung mit einigen halb geflüsterten Worten begann, die Murijama alsbald unter den seltsamsten Zeichen der größten Aufmerksamkeit und Unterwürfigkeit verdolmetschte. Nachdem die ersten Höflichkeiten ausgetauscht waren, wurden die anwesenden Herren in corpore den Ministern vorgestellt und bedeutet, sich in ein anstoßendes großes Gemach zurückzuziehen.

Während der langen Konferenz des Gesandten mit den Ministern entspann sich unter dem beiderseitigen Gefolge eine lebhafte Unterhaltung. Eine Reihe der vornehmsten Japaner ließ sich den Preußen vorstellen; ein lebhafter und angenehmer Mann sprach seinerseits das Holländische sehr gut, und die gebildete Art der anwesenden Herren gab dem Gespräche die mannichfachsten Wendungen. Man erkundigte sich, welche Nachrichten vom chinesischen Kriegsschauplatze eingetroffen seien, wünschte die Haupterzeugnisse Preußens kennen zu lernen, fragte, ob die preußische und die hochdeutsche Sprache die gleiche seien, ließ sich Namen und Rang aller Anwesenden genau nennen, bemühte sich, sie richtig nachzusprechen, und trug sie dann in die Notizbücher ein. Man scherzte über die Bärte und vermuthete mit Recht, daß die Europäer die japanesische Haarfrisur komisch finden müßten. Für die Namen aller der Kriegsschiffe, welche mit früheren Expeditionen die Bai von Jedo besucht hatten, zeigte man das schärfste Gedächtniß. Endlich brach man im Konferenzzimmer auf. Die Ceremonie hatte im Ganzen etwa 4 Stunden gedauert.

Noch hatte man keine Ahnung davon, wie sehr sich die Verhandlungen über einen Vertrag in die Länge ziehen würden, aber nach Verlauf von einigen Wochen konnte man sich nicht verhehlen, daß der Abschluß eines solchen auf große Schwierigkeiten stoße und die Dauer des Aufenthaltes eine unberechenbar große sei.

Soviel scheint gewiß, daß man zunächst gar keinen Vertrag abschließen wollte, dann sich geneigt zeigte, über einen solchen nach Verlauf von mehreren Jahren sich zu verständigen (während man den Gesandten bis dahin mit leeren Versprechungen nach Hause schicken wollte), endlich aber dazu überging, alsbald über ein solches Dokument zu verhandeln, das indeß erst nach mehreren Jahren in Kraft treten solle. Der Ausdauer und Festigkeit des Gesandten gelang es endlich, diesen zähen Widerstand zu besiegen und wenigstens für Preußen allein einen Vertrag zu erlangen, welcher diesem Staate alsbald alle Rechte einräumte, deren die meistbegünstigten Nationen in Japan sich zu erfreuen haben.

Nur nach langem Widerstreben verzichtete Graf Eulenburg auf seine ursprüngliche Forderung, daß der Vertrag für den ganzen Zollverein abgeschlossen werden solle, da in diesem Punkte die japanische Regierung nicht zum Nachgeben zu bewegen war und er bei hartnäckigem Beharren auf dieser Forderung gänzlich unverrichteter Sache hätte abziehen müssen. Es wäre ungerecht, wegen des Miß-

Einzug der preussischen Gesandtschaft in Jedo. Nach G. Spiess.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

lingens dieser Absicht dem preußischen Gesandten irgendwelche Vorwürfe zu machen, da es derselbe nicht an den unausgesetztesten Bemühungen hat fehlen lassen. Die Sache scheiterte aber an der Organisation des Deutschen Bundes sowie des Zollvereins, und es würde dies allein genügen, darzuthun, wie gänzlich unmöglich es war, nach Außen hin eine geeignete Vertretung der Gesammtinteressen des Zollvereins und Deutschlands herbeizuführen, so lange die bundesstaatlichen Verhältnisse keine wesentliche Umgestaltung erlitten hatten.

Wenn Preußen in Vertretung des Zollvereins Verträge abschließen wollte, so mußte sein Vertreter hierzu von den einzelnen Staaten besonders beglaubigt sein, und so war denn auch Graf Eulenburg mit den Vollmachten aller Staaten des Zollvereins versehen. Außerdem legten aber auch die nicht zum Zollverein gehörenden Hansestädte Bremen, Hamburg und Lübeck Werth darauf, ihre Schiffe nach Japan senden zu dürfen, und endlich wünschten die beiden Mecklenburg nicht minder von dieser Gelegenheit Nutzen zu ziehen und dem Ochsenkopfe Zugang zu den japanischen Gewässern zu verschaffen.

Man kann es nun in der That den japanischen Behörden nicht verargen, wenn sie bei der Forderung, mit fünf Königreichen und einer Anzahl von Großherzogthümern, Herzogthümern, Fürstenthümern, Kurfürstenthümern, vier freien Städten u. s. w. auf einmal einen Vertrag abzuschließen, stutzig geworden sind. Eine Regierung, die, wie sie sagte, bei der herrschenden Stimmung schon Schlimmes fürchtete, wenn das Volk erführe, daß sie überhaupt einem neuen Volke die Thore des Landes geöffnet habe, mußte die gewichtigsten Bedenken tragen, wo es sich um einen solchen Monstre-Vertrag handelte. Man hegt in jenen Ländern von einem souveränen Staate höhere Begriffe und denkt sich darunter Länderkomplexe mit großen Flotten und bedeutender Militärmacht nach dem Vorbilde solcher Staaten, mit denen sie bis jetzt in Berührung gekommen waren, also wie England, Rußland, Frankreich, die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika u. s. w.

Man vergegenwärtige sich nur den Eindruck der Eingangsformel, wie sie den Vertrag zwischen Japan und Deutschland einleiten sollte: Se. Maj. der Sjogun von Japan einerseits und Se. Königl. Hoheit der Prinz-Regent von Preußen andererseits, handelnd zugleich für sich und in Vertretung Sr. Maj. des Königs von Sachsen, Sr. Maj. des Königs von Bayern, Sr. Maj. des Königs von Hannover, Sr. Maj. des Königs von Württemberg, und so fort durch den Gothaischen Kalender bis hinab zu dem Landgrafen von Hessen-Homburg — unter Anfügung aller Titel, wie „Herr der gefürsteten Grafschaft Meisenheim" u. s. w. —

Ferner als Bevollmächtigter der Senate der freien und Hansastädte Hamburg, Bremen und Lübeck, endlich aber im Auftrage Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin und Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, von dem Wunsche beseelt, in freundschaftliche Beziehungen zueinander zu treten ꝛc., haben zu ihren respektiven Bevollmächtigten ernannt u. s. w.

Indessen ehe der Vertrag wirklich zum Abschluß kam, sollten noch einige Ereignisse eintreten, welche die europäische Kolonie in Yokohama in die höchste Auf-

regung versetzten und wiederum bewiesen, wie weit man noch von einer völligen Ausgleichung der Gegensätze zwischen Europa und Japan entfernt war.

Das japanische Gouvernement hatte alle Jagd in einem gewissen Umkreise von Jedo, zu dem auch Yokohama und Kanagawa gehörten, verboten; doch wurde das Verbot nicht beachtet, und, wie die Wahrheit zu berichten erheischt, auch die Herren Konsuln lagen dem edlen Weidwerke nach Neigung ob. Infolge erneuerter Vorstellungen der japanischen Beamten wurde das Verbot nochmals proklamirt; ein englischer Unterthan ließ sich indeß demungeachtet in Kanagawa mit einer Jagdflinte betreten, die japanischen Polizeibeamten wollten ihn verhaften und ihm das Gewehr entreißen, er aber setzte sich zur Wehr und schoß beide Läufe einem der Jakunins in den Arm, der infolge der Verwundungen längere Zeit darniederlag. Der Engländer wurde inzwischen gefesselt, geschlagen und in die Wohnung des Gouverneurs geschleppt, und erst nach entschiedenem Auftreten des englischen Konsuls gelang es, den Betreffenden herauszubekommen. Die Aufregung war groß, und alle Welt erwartete, daß die Jakunins einen andern Fremden aus Rache ermorden würden, was ihnen mit ihren großen haarscharfen Schwertern ein Leichtes ist. Waren doch auch die Russen und die zwei holländischen Kapitäne seiner Zeit, ohne jeden Anlaß gegeben zu haben, auf offener Straße von hinten zusammengehauen worden! — Am Abend ging man nicht aus, am Tage nur mit einem Revolver bewaffnet. — Mr. Michel Moß, so hieß der Urheber der neuen Störung, ward inzwischen von der englischen Jury im britischen Konsulate zur Landesverweisung und 1000 Dollars Geldbuße verurtheilt, — die übrigens die Japanesen anzunehmen verweigerten, da nach ihren Begriffen eine solche Beleidigung nicht mit Geld abzukaufen sei. — Zahlreiche japanische Jakunins wohnten der englischen Gerichtssitzung bei; man wollte ihnen eben den Beweis liefern, daß man den Uebertreter der Gesetze mit voller Strenge behandle und daß es mit der Bestrafung Ernst sei.

Soweit wäre die Sache gut verlaufen; die Ansichten über die Bestrafung des Mr. Moß waren zwar gewaltig verschieden, doch hatte das Gesetz gerichtet; allgemein gab sich indeß die Entrüstung kund, als der englische Ministerresident Sir Rutherford Alcock seinen Untergebenen das Tragen von Revolvern bei Tage untersagte — unmittelbar nach dem eben geschilderten Vorfalle —, während der englische Konsul wenige Monate zuvor alle Engländer *aufgefordert* hatte, sich zu bewaffnen und bei jeder Ungebührlichkeit der Jakunins von den Revolvern den freiesten Gebrauch zu machen. Letztere Verfügung wurde zwar bald nachher vom Minister revocirt, was sollte man aber zu dem jetzigen Verbote sagen?

Daß man sich in Wirklichkeit nicht daran kehrte, daß es in der That unklug gewesen wäre, unbewaffnet auszugehen, wo in einem Jahre vier Europäer meuchlings umgekommen waren, liegt zu Tage.

Die Sache war indessen hiermit nicht erledigt, denn Herr Alcock, wahrscheinlich in der Idee, es müsse einmal ein Exempel statuirt werden, bestätigte zwar das Urtheil in Bezug auf die Geldbuße, fügte aber der Verbannung aus Japan noch eine Gefängnißstrafe von einem Monate hinzu, — eine Maßregel,

die mit Recht große Entrüstung hervorbrachte, denn aus freien Stücken hat wol keine einzelne Person das Recht, ein von einer Jury gefälltes Urtheil zu verschärfen. — Moß wurde indeß vorläufig an Bord eines nach Hongkong zurückkehrenden Regierungsdampfers außer Landes geschafft, und es darf nicht unerwähnt bleiben, daß an Bord desselben Schiffes die natürlichen Blattern bis kurz vorher geherrscht hatten. In Hongkong wurde Moß zunächst ins Gefängniß gesetzt, eine Maßregel, die wir uns keineswegs als so harmlos zu denken haben, als wenn in Europa Jemand ins Schuldgefängniß zu wandern hat.

Moß hatte inzwischen Nichtigkeitsbeschwerde eingelegt und wurde nach vier Tagen auch auf freien Fuß gesetzt, während der englische Gesandte Sir R. Alcock in Hongkong vor dem höchsten Gerichtshofe wegen seines Verfahrens zu seiner Rechtfertigung persönlich erscheinen mußte. Das gegen Ersteren gefällte Urtheil wurde kassirt und der Gesandte zu 2000 Dollars Schadenersatz an Jenen verurtheilt.

Es ist ein wohlfeiler und durch Nichts zu rechtfertigender Schluß, aus solchen Vorfällen für die Japaner gewissermaßen das Recht blutiger Vergeltung herzuleiten und es ganz in der Ordnung zu finden, wenn schuldlose Europäer der Feindseligkeit als blutige Opfer fallen. Die Mißstimmung war zu verschiedenen Zeiten so genährt worden, daß man eine Wiederholung der Mordanfälle gewärtigte, die seit Eröffnung des Landes eine fortlaufende Kette bildeten und bis jetzt ohne Sühne geblieben waren. Diese Befürchtungen sollten sich nur zu bald bewahrheiten, denn wenige Monate nach der Moß'schen Affaire ist der Mord auch in die Mitte der preußischen Gesandtschaft getreten.

Für die Europäer neigte sich das alte Jahr 1860 nun dem Ende zu, und nach fast viermonatlichem Aufenthalte hatte Graf Eulenburg immer noch nichts Definitives erreicht. Für die Japaner dagegen, welche kein Sonnen-, sondern ein Mondjahr haben, schließt das Jahr mit Ende Januar. Dann wird ein besonderes Fest, Siogwatz, in religiöser Weise durch Besuch der Tempel und Gräber gefeiert. Auch überschickt man gerade wie bei uns seinen Nachbarn und Freunden Glückwunschkarten; doch scheint dieser Gebrauch, der sich von Nagasaki aus verbreitete, holländischen Ursprungs zu sein. Welcher Art die Glückwünsche sind, möge der Leser aus folgenden Beispielen ersehen:

„Helle Wolken begrüßen die aufgehende strahlende Sonne, zehntausend Freuden heißen den Frühling willkommen.

Mögen Alle diese Tage allgemeinen Friedens besingen und sich in Gemeinschaft des Frühlingseintritts erfreuen!

Möge jede Thür Glück und Freude haben und jedes Land mit Frieden gesegnet sein!

Dein Glück sei so groß als das Meer im Osten, und mögest Du so alt als wie die Berge im Süden werden!

Die Pfirsich des Landes der Götter reift in dreißig Jahrhunderten; möge das Haus am Seestrande mit neunzig Herbsten mehr gesegnet sein!

Die drei Sterne Frieden, ein Amt und ein hohes Alter mögen in Deiner Thür einziehen und Söhne, Reichthümer und Ehren Dein Thor segnen!

Alles Glück kommt vom Himmel.

Wie der Wind und das Licht ihren Umgang durch die Welt halten, so steigt der fröhliche Frühling vom Himmel zu uns nieder!"

Wie man sieht, spricht sich nur in einem dieser Glückwünsche ein frommer Gedanke aus. Alle andern beschäftigen sich mit den Reizen der Natur oder mit den irdischen Dingen, die dem Menschen wünschenswerth erscheinen.

Auch die öffentlichen Vergnügungen gehen beim Neujahrsfeste keineswegs leer aus. Musikanten durchziehen die Stadt, Drachen in den verschiedensten Formen steigen auf und Alles giebt sich ungebundener Lustigkeit hin, wobei sehr viel Saki getrunken wird. Am letzten Tage schließt auch jeder Kaufmann seine Bücher ab. Dann vergleicht er seine Aktiva und Passiva, und wenn das „Soll" das „Haben" übersteigt, dann wird er noch an jenem Täge für bankerott erklärt. Doch noch bevor die Japaner ihr Neujahrsfest feierten, begingen die Deutschen in der Erinnerung an die Heimat ihre schönste Feier.

Die Tage der Weihnachten rückten näher, und auch an Bord der „Arcona" hatte man dafür Sorge getragen, daß dieses tief im Gemüthe des deutschen Volkes wurzelnde Fest auch im fernsten Inselreiche des Ostens seine hellen, erwärmenden Strahlen ausgieße.

Eine laue, wunderbar schöne Mondnacht hatte in verschwenderischer Weise ihr sanftes Licht über die glatte Meeresfläche ausgegossen; es war eine jener sommerlichen Nächte, wie sie nur unter diesem Himmelsstriche noch an der Grenze des Jahres, inmitten des eigentlichen Winters, möglich sind. Klar funkelten die Sterne vom tiefblauen Firmament, leise plätscherten die Wogen, als sprächen sie im Traume gegen die Riesenleiber der vor Anker ruhenden Schiffe, deren feine Takelage sich gegen den durchsichtigen und monderhellten Aether wunderbar abhob.

Auf der „Arcona" war schon lange vor Dunkelheit Alles geschäftig, die Weihnachtsbäume zu schmücken, und mit Einbruch der Nacht nahm das Fest für die Mannschaft seinen Anfang. Die Musik begann mit einem Choral, und in wenig Augenblicken war das ganze Schiff festlich durch bunte Ballons erleuchtet und geschmückt, in der Batterie wie im Zwischendeck auf den Tischen der Mannschaft waren zahlreiche Christbäume angezündet, was dem ganzen Innern des Schiffes ein festliches Gepränge verlieh. Droben fand inzwischen eine Verloosung von tausenderlei japanischen Kleinigkeiten für alle Leute auf dem Schiffe statt, an welcher der Kommandant, die Offiziere und Kadetten sämmtlich sich betheiligten, und nach deren Beendigung die Mannschaft bei einem Glase Punsch unter fröhlichen Liedern und Tanz ihrer Heiterkeit die Zügel schießen lassen durfte.

Auf keinem Schiffe fehlt es an lustigen Personen und Schwänkemachern: so traten denn auch die Weisen aus dem Morgenlande in Gestalt mehrerer Matrosen in phantastischem Kostüme mit dem Sterne auf und trugen eine derbvolksthümliche Scene vor, die allgemeine Heiterkeit erregte.

Im Raume der Offiziersmesse war inzwischen auch der Baum angezündet worden, die meist scherzhaften Geschenke wurden vertheilt, und der Abend verfloß in heiterem Gespräch und in der Erinnerung an das Vaterland.

Gebräuche beim Neujahrsfest in Japan. Nach einem japanischen Gemälde.

Auch im Hause des Gesandten in Jedo ward der Weihnachtsabend in ähnlicher Weise festlich begangen; den Empfangssalon hatte man mit Tannengrün und Bambuszweigen geschmückt, und die Gesellschaft, zu der auch die in Jedo lebenden Personen der verschiedenen Gesandtschaften geladen waren, sammelte sich um den nach deutscher Weise geschmückten brennenden Weihnachtsbaum, während ebenfalls als Erinnerung an dies in Japan verlebte Fest kleine Geschenke zur Verloosung kamen.

Das neue Jahr 1861 begann dann unter drohenden Vorzeichen. Noch spät am Abend des 2. Januar erschienen die Gouverneure, welche zu den Verhandlungen mit dem Gesandten beauftragt waren, in dessen Wohnung, um dem Grafen die Mittheilung zu machen, daß man einer Verschwörung von 500 Lonins (entlassenen Jakunins — Prätorianerbanden) auf die Spur gekommen sei, welche sich die Ermordung aller Gesandten in Jedo, namentlich auch des preußischen, zum Ziele gesetzt habe. Man fürchte einen nächtlichen Ueberfall; die Leute würden vielleicht das ganze Viertel in Brand stecken, und es sei der Regierung nicht möglich, den Gesandten und seine Begleiter in Akabane selbst gehörig zu schützen. Die Gouverneure baten ihn dringend, er möge sich zu seiner Sicherheit ein Haus innerhalb der kaiserlichen Ringmauern, im Kastell, als Wohnung wählen, oder aber sich an Bord seiner Schiffe zurückziehen; sie wollten ihn dort täglich besuchen, um die Unterhandlungen über den Vertrag zu Ende zu führen u. s. w...

Der Gesandte lehnte beide Vorschläge entschieden ab und erklärte, er wolle im guten Vertrauen auf die Regierung in Akabane bleiben: eine Verschwörung, die entdeckt sei, könne zu ernsten Besorgnissen keine Veranlassung mehr bieten; er werde auch von den Schiffen keine Soldaten zu seinem Schutze kommen lassen, da er nicht zweifle, die Regierung werde durch kluge und entschiedene Maßregeln jetzt, da sie von der Verschwörung Kenntniß habe, die etwa noch drohende Gefahr abzuwenden wissen.

Inzwischen wurden in Akabane doch Anstalten getroffen, um bei einem etwaigen nächtlichen Ueberfalle nicht ganz unvorbereitet und wehrlos zu sein; Signale mit den übrigen Gesandtschaften und vor Allem mit den auf der Rhede ankernden Schiffen wurden verabredet, um im Falle einer ernstlichen Gefahr Hülfe von da zu erbitten. An einen wirklich beschlossenen Anfall auf Akabane dachte man freilich im Ernste kaum; wenn es dazu gekommen wäre, würde die Lage des Gesandten mißlich gewesen sein; das breterne Haus und seine Umzäunung bot keinen Schutz und hätte keinen Widerstand zu leisten vermocht, am wenigsten, wenn man die benachbarten Häuser angezündet hätte; es wäre nur übrig geblieben, den Schiffen das Nothsignal zu geben und dann zu versuchen, sich bis zum Landungsplatze durchzuschlagen, um dort zu verharren, bis Boote angekommen wären.

Nach wie vor machten die Expeditionsmitglieder Ausflüge zu Pferde und zu Fuß in die Stadt und ihre Umgebung, die auch im winterlichen Gewande immer neue landschaftliche Schönheiten bot. Das Leben ging den gewohnten Gang, die Gouverneure kamen wie zuvor und die Verhandlungen über den Vertrag waren ungefähr dem Abschlusse nahe — und, wie es meist zu ergehen pflegt, an die Ver-

schwörung wurde kaum mehr gesprächsweise gedacht, bis die am 15. Januar erfolgte Ermordung des Herrn Heusken nur zu deutlich bewies, daß der Haß sich in Meuchelmord dokumentiren wolle und die Gefahr von dieser Seite drohe.

Heusken, ein Holländer von Geburt, war mit dem amerikanischen Minister Herrn Harris, nach Japan gekommen und seit drei Jahren der stetige Begleiter auf den Reisen dieses Gesandten im östlichen Asien. Er fungirte als Dolmetscher für den Verkehr mit den japanischen Behörden, welcher bekanntlich durch das Holländische vermittelt wird, und war zugleich Sekretär der amerikanischen Gesandtschaft. Er schloß sich von Herzen an die Preußen an, und sein liebenswürdiger, heiterer Sinn, seine nicht ermüdende Bereitwilligkeit, diesen den Aufenthalt so freundlich als möglich zu gestalten, hatten ihm bald die Zuneigung Aller erworben.

Auf den fast allabendlich stattfindenden Ritten zu den verschiedenen Punkten in und um Jedo war er der Führer und in Kurzem mit den Deutschen so aufs Engste verbunden, daß es befremdend erschien, wenn man ihn an einem Tage einmal nicht in Akabane erblickte.

Den Japanern mag er wol die bekannteste europäische Persönlichkeit gewesen sein; sein jahrelanger Aufenthalt in Jedo hatte ihn oft und nach allen Richtungen der Stadt hinausgeführt; er war es, der bei fast allen Verträgen, welche Japan mit fremden Nationen geschlossen, als Dolmetscher thätig und mitwirkend gewesen war. Wollen wir nach einem Motiv suchen, das auf ihn persönlich einen Haß gelenkt habe, so könnten wir es nur darin finden, daß man ihn als den Miturheber der Verträge ansah — sonst war er auch bei den Japanern um seiner Freundlichkeit und Milde willen geliebt. Jedenfalls hatte Heusken einen mächtigen Feind. Dies war der Minister Hori, mit dem er einen heftigen Briefwechsel geführt hatte. Der Minister hierüber empört und beleidigt, entleibte sich durch Bauchaufschlitzen (Harakiri) selbst und empfahl Heusken der Rache seiner Verwandten. Diese blieb nicht lange aus.

Heusken hatte am 15. Januar nach einem Spazierritt beim Gesandten gespeist; er verweilte noch bis kurz vor 9 Uhr, der Stunde, zu der er gewöhnlich heimzureiten pflegte. Er war, das läßt sich nicht leugnen, namentlich von Harris oft gebeten worden, im Dunkeln nicht zu reiten; doch mochte er sich wol nicht entschließen, einem Verkehr zu entsagen, der ihm zum Bedürfnisse geworden war. Wie gewöhnlich von drei Jakunins begleitet, ritt er von dannen, — bewaffnet war er nicht; es ist auch fraglich, ob ihn in diesem Falle ein Revolver vor dem Verhängnisse, das seiner harrte, bewahrt haben würde.

Im Salon des Grafen hatte sich mittlerweile nach Heusken's Weggang die Gesellschaft um die Whisttische gruppirt, als gegen 10 Uhr dem Gesandten ein Billet von Mr. Harris übergeben ward, das die Nachricht enthielt, Heusken sei auf dem Heimwege überfallen und in die Bauchhöhle verwundet worden; er bitte um schleunige ärztliche Hülfe.

Der Arzt der Gesandtschaft, Dr. Lucius, eilte sofort, von mehreren der Herren begleitet, in die Wohnung des Unglücklichen, wo sie denselben schon sterbend antrafen. Wenige Stunden nachher hatte er sein Leben ausgehaucht.

In einer etwas engen Straße war der Reitertrupp plötzlich von einer Anzahl Bewaffneter überfallen worden, die mit wildem Schreien auf Heusken eindrangen, die Laternen, welche von den Pferdejungen getragen wurden, mit Stecken ausschlugen und von beiden Seiten mit ihren haarscharfen langen Schwertern auf den Wehrlosen einhieben. Heusken spornte sein Pferd, seine begleitenden Jakunins folgten, als er, vielleicht hundert Schritte vom Schauplatze des ersten Ueberfalls, vom Pferde sank. Er hatte einen Hieb in die Bauchhöhle empfangen, die Eingeweide quollen hervor und der vom Blutverlust Erschöpfte mußte noch lange schreckliche Viertelstunden einsam im Kothe der Straße liegen, bis die Jakunins eine Bahre herbeigeschafft und ihn in die amerikanische Gesandtschaft getragen hatten. Die erhaltene Wunde war unter allen Umständen tödtlich, der scharfe Säbelhieb hatte die edleren Theile verletzt; der Unglückliche blieb bis zu seinem Ende bei vollem Bewußtsein und entschlief sanft, nachdem ihm vom Abbé Girard, einem bei der französischen Gesandtschaft angestellten Jesuitenpater, die heiligen Sterbesakramente gereicht waren.

Die japanischen Gouverneure waren noch in der Nacht zu Mr. Harris geeilt, um ihm das tiefe Bedauern der Regierung über das Vorgefallene auszudrücken. In den folgenden Tagen erschienen sie auch bei Graf Eulenburg, um das Gleiche zu thun und die Versicherung hinzuzufügen, daß die Regierung Alles aufbieten werde, die Verbrecher zu entdecken. Man knüpfte daran aufs Neue die Bitte, man möchte doch thunlichst nicht ausreiten, oder wenn der Gesandte es nicht umgehen könne, solle man die Regierung zuvor zeitig davon unterrichten, damit sie Maßregeln zur Sicherheit treffen könne ꝛc. Letzteres lehnte der Graf wiederum ab, da es, und mit Recht, leicht gefährlich sein könnte, auszureiten, wenn die Verschworenen es etwa schon zuvor erführen.

Der Sjogun ließ nun zwar sagen, er werde von seinen eigenen Leibtrabanten eine Anzahl nach Akabane senden, die dem Gesandten als Eskorte dienen sollten; doch — und das ist in der That charakteristisch — es bedürfe zum Anführer dieser Leute eines besonders tüchtigen und gewandten Mannes, dessen Wahl noch einige Zeit erfordern werde!

Was sollte man von der Stärke und dem guten Willen der Regierung denken, die schon damals, als die Verschwörung entdeckt wurde, ihrer Aussage nach alle Wachtposten in der ganzen Stadt und namentlich in der Nähe der fremden Gesandtschaften mit Soldaten verstärkt und gewissermaßen Belagerungszustand über jene Stadttheile verhängt hatte — und die es dennoch geschehen ließ, daß der Sekretär einer Gesandtschaft auf der offenen Straße ermordet ward!

Auch im Hofe der Akabane errichtete man noch neue Wachthäuser; die Preußen gingen und ritten nur unter Begleitung von vier bis sechs Jakunins auf jeden Kopf aus — einer der Gouverneure schlief ein paar Nächte selbst in einem Seitengebäude, um die Schutzwachen zu inspiziren — doch wußte man wohl, daß man sich auf alle diese Maßregeln nur wenig verlassen durfte, und es wurden von den Schiffen noch einige Soldaten ans Land kommandirt, sodaß das Häuflein in der Akabane im Ganzen sich auf etwa 40 Europäer stellte.

Am 18. Januar sollte die Beerdigung des Ermordeten statthaben, und zwar in möglichst solenner Weise unter der Betheiligung aller in Jedo vertretenen Nationen, damit die japanische Regierung erkenne, wie durch ein solches Verbrechen alle Nationen in gleicher Weise betroffen und verletzt würden.

Die Gouverneure erboten sich, als Leidtragende an der Trauerfeier Theil zu nehmen, und gaben dadurch allerdings die Erklärung ab, daß das Verbrechen für die Regierung ein schmerzliches Ereigniß sei. Inzwischen erschienen sie am Morgen des 18., bevor die Ceremonie ihren Anfang nehmen sollte, bei Mr. Harris, um ihn und die übrigen Gesandten zu bitten, lieber an der Leichenfeier sich nicht zu betheiligen, da die Regierung einen Angriff auf den Leichenkondukt befürchten müsse.

Es leuchtet ein, daß Keiner auf eine solche Zumuthung eingehen mochte. Mr. Harris erklärte, er werde sich durch Nichts abhalten lassen, seinem ermordeten Freunde die letzte Ehre zu erweisen; man möge ihm am Grabe des Ermordeten das Leben nehmen, nur möge die Regierung wohl bedenken, daß sie das Unglück des eigenen Landes heraufbeschwöre, wenn sie es nicht zu verhindern wisse, daß man die Gesandten befreundeter Mächte unter ihren Augen morde. Nach dieser festen und würdigen Erklärung entfernten sich die Gouverneure, und es setzte sich der Kondukt zur bestimmten Stunde in Bewegung — alle Leidtragenden waren bewaffnet, preußische und holländische Seesoldaten gingen als Eskorte zur Seite, — die japanische Regierung aber, obschon sie im Voraus von der Möglichkeit eines Anfalls auf den Zug unterrichtet war, hatte Nichts gethan, um ihn zu schützen; außer den gewöhnlich zur Begleitung dienenden Jakunins war Nichts von Soldaten auf dem ganzen Wege sichtbar. Tausende von Neugierigen bedeckten den Weg, als der Zug sich langsam nach dem Friedhofe bewegte; es erfolgte indeß keine feindliche Demonstration.

Es war eine seltsame Leichenfeier, die Allen, die daran Theil genommen, nicht leicht aus dem Gedächtnisse entschwinden wird.

Man geleitete einen Ermordeten zur Gruft und mußte gewärtig sein, sich des Lebens wehren zu müssen, — vorauf dem Zuge ritten die fünf Gouverneure; der Sarg, mit der großen Flagge der Union bedeckt, wurde von japanischen Dienern getragen; eine Abtheilung Soldaten und Matrosen eröffnete und schloß den Kondukt; die Flaggen der fünf vertretenen Nationen, Amerika, England, Frankreich, Holland und Preußen, wurden vorgetragen; dem Sarge folgten die sämmtlichen Gesandten und Konsuln, alle Mitglieder der Expedition, die meisten Offiziere vom preußischen Geschwader und der holländischen Kriegsbrigg „Caschelot", die am Morgen zur Trauerfeier von Yokohama aus eingetroffen war. Die ergreifenden Klänge von Trauerchorälen, von der Musik der „Arcona" vorgetragen, drangen durch die Luft; ein wunderbar klarer Tag hatte sich über die Erde ausgebreitet, und als man sich dem Friedhofe näherte, wiegten sich die Kronen der schönen, immergrünen Lorber- und Eichbäume wie grüßend in der reinen Luft.

Inmitten eines schattigen Wäldchens, an einem sanften Hügel, liegt der japanische Friedhof, der den Europäern angewiesen ist; dort bettete man den Geschiedenen in seine Gruft, und der Abbé Girard verrichtete die Gebete. Der japa-

nische Priester des Kirchhofes hatte sich ebenfalls zur Feierlichkeit eingefunden; er saß in vollem Ornate unter einem großen Schirme, den zwei Diener über ihn ausbreiteten, in der Nähe des Grabes, und im Augenblicke, als die Leiche in die Gruft gesenkt wurde, sprach der Priester auch seine Gebete. Auf die Fremden hat dieser Zug des toleranten und theilnehmenden Priesters nur einen wohlthuenden Eindruck gemacht; der alte Mann hatte in seiner Weise dargethan, daß auch er dem Todten Frieden in seine Gruft hinabwünsche.

Unter so drückenden Umständen fand endlich am 24. Januar 1861 die Unterzeichnung des Vertrages statt, der mit jenem der übrigen Nationen so ziemlich übereinstimmte und Preußen unter die am meisten begünstigten Staaten einreihte. Er besteht aus 23 Artikeln und 9 Bestimmungen über die Art und Weise des Handelsbetriebes zwischen beiden Nationen. Am folgenden Tage wurden dann die gegenseitigen Geschenke überreicht.

Auf eine Audienz beim Sjogun mußte der Gesandte verzichten, da die Minister ihm dieselbe zwar nicht zu verweigern wagten, es ihm aber anheimgegeben hatten, abzuwarten, bis der Audienzsaal in der kaiserlichen Burg aufgebaut sein würde. Gegenwärtig seien die Räume nicht zu einer so feierlichen Ceremonie passend eingerichtet. Auch bei den Ministern der auswärtigen Angelegenheiten verabschiedete sich der Gesandte nur brieflich, da man die Besorgniß vor neuem Unglück, das bei dieser Gelegenheit geschehen könnte, unter einer Flut von Entschuldigungen wegen überhäufter Arbeit versteckte.

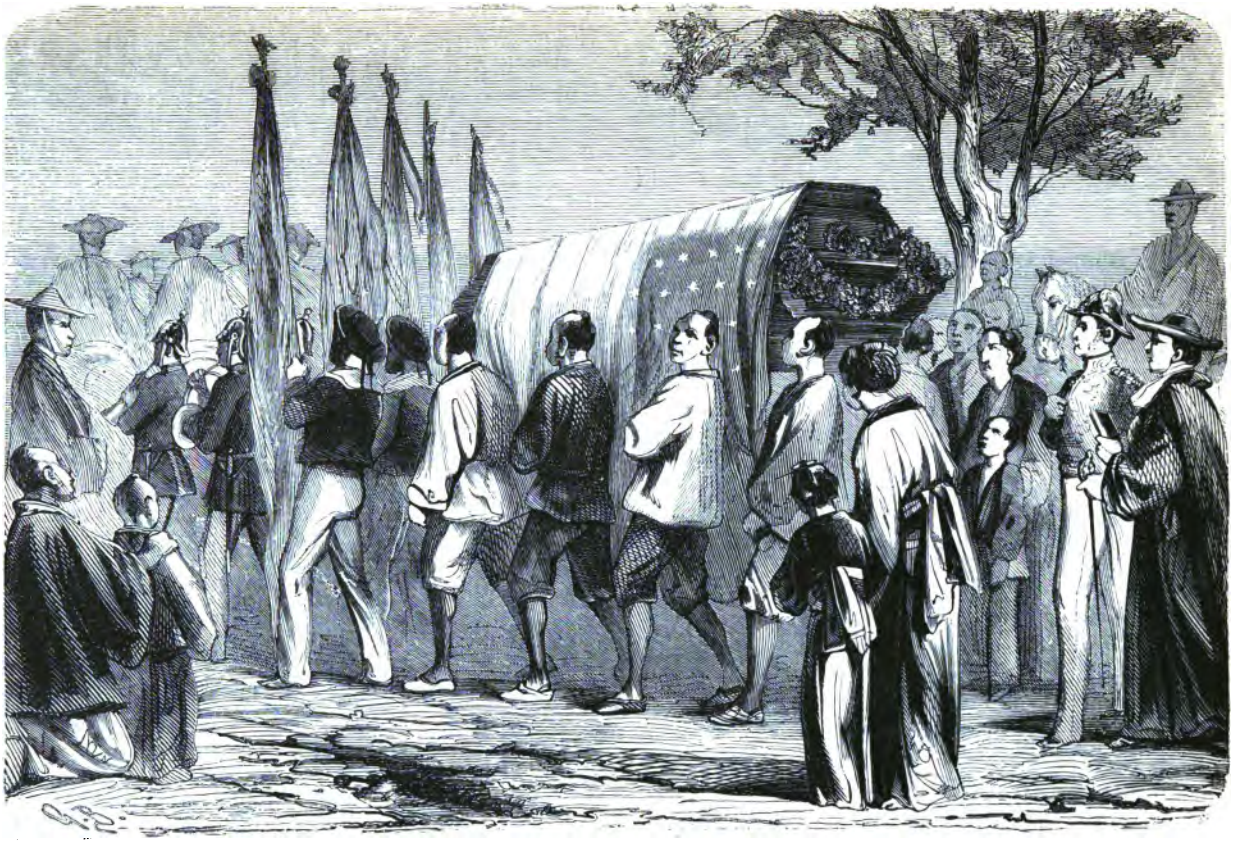
Die Abreise wurde nun mit der möglichsten Eile betrieben, und am Montag den 28. Januar befand sich Graf Eulenburg nebst Gefolge wieder an Bord der „Arcona", um die Weiterreise über Nagasaki nach China anzutreten.

Der Abschied von Jedo war nach den letzten Erlebnissen leicht geworden — und doch standen Alle mit den Fernrohren am Deck, während die „Arcona" unter den Klängen der Musik schwenkte, und richteten den Blick noch einmal auf jene Baumgruppe, in deren Schatten Akabane versteckt lag.

Volle achtzehn Tage kämpften die Schiffe mit Wind und Wellen und gelangten endlich an das nächste Ziel, Nagasaki, das mit gutem Winde in vier bis fünf Tagen zu erreichen ist. Alle Unbehaglichkeiten der langen Fahrt wurden indeß bald in den Hintergrund gedrängt durch die überraschend schöne Scenerie, welche sich bei der Einfahrt in die Bucht von Nagasaki darbot.

Es war ein schöner klarer Sonntagmorgen, doppelt erfrischend nach dem Sturm und Regen der letzten Wochen; die Bilder, welche sich aufrollten, waren großartig und malerisch; eine Unzahl kleiner Felseninseln, theils klar und schroff in den bizarrsten Gestalten aus dem Meere aufsteigend, theils mit üppigem Strauchwerk geschmückt, lagen in der Bucht zerstreut.

Diese wird von dem imposanten Hintergrunde hoher vulkanischer Gebirgszüge umschlossen und zu einem engen Becken zusammengedrängt. Wie am Ufer eines Landsees erscheint endlich bei der letzten Wendung, am sogenannten Papenberg, die Stadt mit den vor ihr ankernden Schiffen. Das ganze Bild war von bezaubernder Schönheit und behielt auch in den folgenden Tagen den gleichen Reiz.



Begräbniß Heusken's.

Alle waren entzückt, man wußte nicht Worte der Bewunderung genug zu finden. Einen reicheren Naturgenuß — darüber waren Alle einig — kann die Erde nicht bieten, als die Bucht von Nagasaki und ihre Höhen. — Der Aufenthalt galt in Nagasaki der Erholung und war nur von kurzer Dauer.

Ein russisches Geschwader lag schon seit längerer Zeit in dem guten und sichern Hafen; kaum war der Anker gefallen, als die Fregatte „Swetlana" durch einen Salut von 17 Kanonenschüssen die Preußen begrüßte, der sofort erwiedert wurde. Tausendfach rollte der Donner der Geschütze als Echo von den naheliegenden Bergen zurück. Zahlreiche japanische Boote umschwärmten alsbald die neu-angekommenen Schiffe, und deren Insassen säumten nicht, das Land zu betreten.

Der Temperatur-Unterschied gegen die Umgebung Jedo's war erheblich; hier in Nagasaki hatte man zwar einigemal bis 3° Kälte gehabt, doch war die Vegetation so frisch und reich, daß man inmitten des ewigen Frühlings lebte.

Die Saaten standen prächtig, die Kirschbäume blühten und dufteten in den Thälern, der Bambus wiegte seine gefiederten Aeste in der lauen Luft, und an den unteren Abhängen waren nur die Wachsbäume ihres Blätterschmuckes beraubt. Wohinaus man auch den Schritt lenken mochte, immer führte der Weg auf Punkte, welche die entzückendsten Fernsichten boten, und auch der Blick ins Innere des Landes zeigte die fruchtbarste Berglandschaft, malerische Thalschluchten, blaue Gebirgsketten und hier und dort eine versteckte Bucht des überall ins Land einschneidenden Meeres.

Die Stadt selbst bietet nichts besonders Erwähnenswerthes dar; nur war es natürlich interessant, in Desima den Flecken Erde zu betreten, der jahrhundertelang die einzige Verbindung Europa's mit dem „Reiche des Sonnenaufgangs" gebildet hat. Das einstige Gefängniß der in Japan lebenden Holländer ist indeß nicht so klein und beschränkt, als man es sich nach den Berichten der verschiedenen Schriftsteller leicht denken möchte, — genug, nach den ärmlichen Holz- und Papierhäusern, in denen die Preußen selbst in Yokohama hatten wohnen müssen, erschienen die auf Desima stehenden zweistöckigen steinernen Häuser mit ordentlichen Thüren und Fenstern gar stolz und wohnlich. In der That tragen auch die Häuser den Stempel holländischer Behaglichkeit und Solidität an sich, und die Räume, welche der holländische Konsul, Herr Metman, in dem Gebäude des ehemaligen Opperhoofds inne hat, sind brillant und überraschend geschmackvoll eingerichtet, — kurz, man erkennt, daß die Holländer es wohl verstanden haben, sich ihr Gefängniß wenigstens so erträglich als möglich zu gestalten.

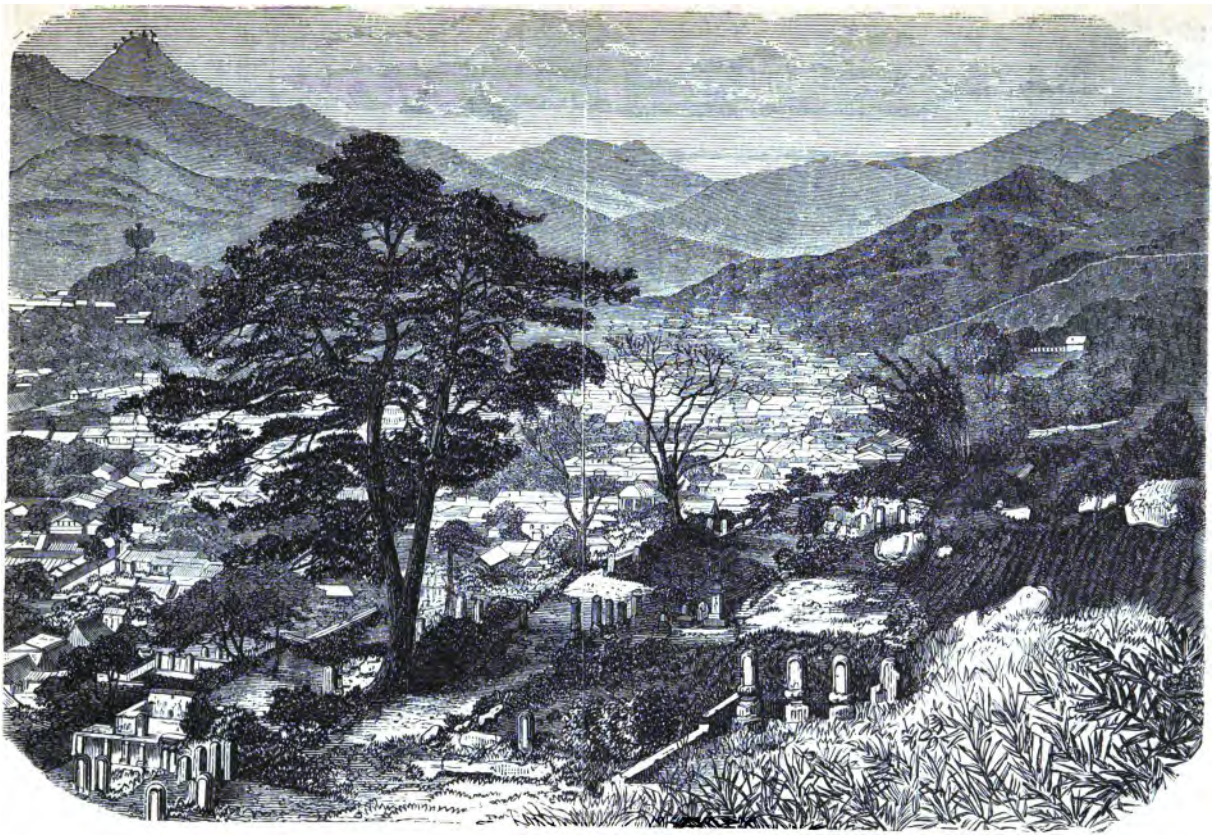
Immerhin war aber die Beschränkung gewiß eine drückende, und es muß doppelt schmerzlich gewesen sein, unter so beengenden Fesseln ein einsames langweiliges Dasein zu fristen, hier, wo ringsumher die herrlichste Natur das Auge entzückt und die Sehnsucht wach erhalten mußte, hinauszueilen und durch Berg und Thal zu streifen. Wäre es nicht hergebracht, Desima eine Insel zu nennen, Niemand würde darauf achten, daß ein schmaler Graben den Wohnsitz der Holländer von der übrigen Stadt scheidet und daß die hinüberführende Brücke die bewachte Grenze bildete, deren Ueberschreitung aufs Strengste untersagt war.

Heute erinnert nur noch ein „schwarzes Bret“ an jene Zeit, wo das Verbot für alle Japaner angeschlagen war, daß Keiner mit Ausnahme der beeideten Wächter und Diener jenen Ort betreten dürfe. Auch damals wohnten auf Desima noch ausschließlich Holländer und Deutsche, welche unter holländischem Schutze standen und meist von Java hierher gekommen waren. Amerikaner und Engländer haben ein besonderes Settlement begründet, und das russische Geschwader hat seinerseits an einem anderen Punkte eine förmliche Niederlassung am Lande etablirt.

Dort standen Wohnhäuser für die höheren Offiziere, ein Haus für die Kadetten, welche dort Unterricht empfingen, ein Hospital, ein kleines Werft für Bootsbau, ein Begräbnißplatz, Kohlendepots, kurz, Alles ist für einen dauernden Aufenthalt bemessen. Rußland hat bis jetzt weder in Kanagawa noch in Nagasaki eigene Konsuln bestellt, noch auch einen Gesandten in Jedo unterhalten; Handelsinteressen hat es bis dahin noch nicht in jenen Häfen, nur der einzige Hafen Hakodade auf Jesso unterhält Verbindungen mit Kamtschatka und den Amurländern. Wol aber scheint man in Rußland die Wichtigkeit einer Flottenstation in Nagasaki begriffen zu haben; Nagasaki und der Amur sind die beiden Punkte hier im östlichen Asien, in denen russische Kriegsfahrzeuge stationiren, — man hat auf diese Weise das ganze Inselreich in die Mitte genommen, und ein Blick auf die Karte wird den Leser überzeugen, daß man in Nagasaki den chinesischen Häfen, dem Golf von Petschili und der Hauptstadt Peking unmittelbar nahe bleibt. Nagasaki ist ein gesunder und geschützter Hafen, alle Lebensmittel sind billig und auch Kohlen liefert das Land in beliebiger Menge. Die russischen Staatsmänner haben wol die Vortheile einer Station in Nagasaki im Auge behalten, während man klugerweise von Jedo selbst fern geblieben ist und damit den Verwicklungen aus dem Wege geht, die den übrigen Mächten durch die Anwesenheit der Fremden in und bei Jedo erwachsen sind.

Die japanische Stadt ist von Jedo wenig verschieden; wohlthuend fiel nur die Freundlichkeit der Bewohner auf; die Holländer standen in Nagasaki von jeher auch den besseren Klassen der Bevölkerung näher, als dies je in Jedo der Fall sein wird; sie ertheilen Unterricht in der holländischen Sprache, in den medizinischen Wissenschaften, im Ingenieurwesen und Schiffsbau und das wißbegierige Volk sieht sie gern.

Ueberraschend war der Anblick der japanischen Grabstätten, welche in unabsehbarer Ausdehnung die nächsten Hügel Nagasaki's terrassenförmig bedecken. Alle Gräber waren mit Denksteinen geziert, rothe und goldene Zeichen nannten die Namen der Verstorbenen, Blumen waren vor allen Grabsteinen aufgestellt, die Stätte selbst sorgsam gereinigt und gepflegt, und zierliche Schlingpflanzen umrankten die das kleine Terrain umschließenden Mauern. Zwischen den Terrassen zierten schattige Baumgruppen diese große Todtenstadt, und das Ganze machte so sehr den Eindruck schöner Pietät, daß die Christen beschämt an manche wüste Kirchhöfe daheim denken mußten. Schwerlich findet man einen Friedhof, der einen wohlthuenderen Anblick gewährt hätte und zugleich so malerisch gelegen ist; offenbar hält der Japaner die Ruhestätten der Verstorbenen lange in Ehren, denn die Ausdehnung der Grabhügel ist ungeheuer im Verhältniß zur Größe der Stadt



Aussicht in das Thal von Nagasaki vom Gräberberge aus.

In Japan hat jede Familie ihr eigenes Erbbegräbniß, dies umfaßt gewöhnlich einen Raum von 10—12 Fuß Seitenfläche, ist mit einer Mauer oder einer dichten Hecke umgeben und mit reinlichen Kieseln bestreut.

Meistens breitet eine Fichte, der heilige Baum in Japan, ihre Zweige über dies Mausoleum aus, die Gräber sind symmetrisch angelegt und in dem Sockel eines jeden Denksteins zwei Vertiefungen für Blumen angebracht; die Kirchhöfe liegen nicht wie in China an den unfruchtbarsten Stellen, sondern sind an den romantischsten und lieblichsten Plätzen angelegt und durch Fichten, Camellien, Azaleen und andere Zierpflanzen zu einem blühenden Garten umgewandelt.

Besonders genußreich ward für die Expeditionsmitglieder eine Partie nach einer benachbarten Bucht und dem Dorfe Mogi, welche der holländische Konsul nebst mehreren anderen Herren veranstaltet hatte. Theils zu Pferde, theils zu Fuße begab sich, vom herrlichsten blauen Himmel begünstigt, die zahlreiche Gesellschaft, vom Musikchore der „Arcona" begleitet, nach dem genannten Punkte. Hatte man schon unterwegs die Ausdrücke der Freude und Bewunderung über die stets neu sich bietenden landschaftlichen Schönheiten erschöpft, so war man in der That erstaunt, als sich plötzlich beim Austritt aus einem Hohlwege die Aussicht auf die Bucht von Mogi eröffnete. Die ganze südliche Farbenpracht, das leise plätschernde Wasser, ein mächtiger Vulkan — wahrlich, Neapel im Sonnenscheine kann wenig vor diesem Bilde voraus haben. Im Hause des Ortsvorstehers war Alles zum Empfange hergerichtet; man saß im Freien und weidete sich an dem köstlichen Panorama. Nachdem noch eine der zunächst liegenden Höhen erstiegen, um einen freieren Blick zu gewinnen, kehrte die Gesellschaft in das Haus zurück, und bald war bei einem vortrefflichen Diner und den Klängen der Musik die fröhlichste Stimmung an der Tafelrunde herrschend. Da der Mond schien, brach man erst spät am Abende auf und wanderte in der hellen, milden Nacht durch die bewaldeten Hügel wieder nach Nagasaki zurück.

Dem Gouverneur von Nagasaki wurde in den ersten Tagen ein Besuch abgestattet; es ging, wie auch in Jedo, sehr würdevoll und feierlich her; eine große Zahl hoher Beamter war im Empfangszimmer zugegen, die Preußen wurden in japanischer Weise bewirthet und die Unterhaltung bewegte sich natürlich in den Ausdrücken gegenseitiger Freundschaft und Höflichkeit.

Der Gouverneur erwiderte am folgenden Tage diesen Besuch an Bord der „Arcona" mit zahlreichem Gefolge; es fehlte überhaupt an Besuchen und Salutschüssen nicht, die zu Ehren der verschiedenen Konsuln, des russischen Admirals, des japanischen Gouverneurs ꝛc. von den Bergen wiederhallten, wenn diese hohen Herren das Flaggenschiff verließen.

Sonntag, den 24. Februar, lichteten die Schiffe die Anker und nahmen von Nagasaki und seinen freundlichen Bewohnern Abschied mit den Gefühlen des herzlichsten Dankes für die schönen Tage, welche man dort verlebt hatte. Stolz dampfte die „Arcona" aus der mit Inseln besäeten Bucht — jetzt noch eine Wendung und auch die Mastspitzen der im Hafen ankernden Schiffe waren verschwunden.

Lange noch blieben die mächtigen Gebirgsketten des wild zerrissenen Ufers erkennbar, durch den belebten und heiteren Aufenthalt in Nagasaki waren die trüben Erinnerungen an Jedo in den Hintergrund getreten.

Den ferneren Verlauf der preußischen Expedition, welcher nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit dem Zwecke steht, den sich dieses Werk vorgezeichnet hat, können wir hier nur mit kurzen Worten andeuten. Die Schiffe segelten zunächst nach China und zwar nach der bedeutendsten Handelsstadt dieses Reiches, nach dem mächtig aufblühenden Schanghai. Hier hatte die Arcona bei der Einfahrt in den Jang-tse-kiang das Unglück, am 28. Februar auf eine Sandbank zu gerathen, wurde aber mit Hülfe einiger kameradschaftlich herbeigeeilter englischer und französischer Kanonenboote schon am nächsten Tage wieder flott. Nachdem man Schanghai kennen gelernt und ein Theil des Geschwaders sich von der Arcona getrennt hatte, segelte diese durch den Golf von Petschili nach der Mündung des Peiho. Dieser Fluß hatte durch die zahlreichen französischen und englischen Kanonenboote, die auf ihm lagen, ein ganz europäisches Ansehen gewonnen, und die berühmten Takuforts, welche die Chinesen einst gegen die Truppen der Westmächte so energisch vertheidigt hatten, waren jetzt von europäischen Truppen besetzt; bekanntlich waren sie im Jahre 1860 erstürmt worden.

Unter dem Eindrucke des Sieges der Engländer und Franzosen gelang es dem Grafen Eulenburg, in Peking weit leichter einen Vertrag durchzusetzen, als dies in Jedo der Fall gewesen war. Auch der Zollverein, Mecklenburg und die Hansestädte, die in Japan sammt dem weitläufigen Begriffe „Deutscher Bund" keinerlei Anklang finden konnten, wurden in den chinesischen Vertrag mit aufgenommen.

Auf der Rückreise war es noch ein Staat, den Graf Eulenburg nicht übergehen wollte, ohne zu Gunsten Deutschlands Handelsbeziehungen mit ihm anzuknüpfen. Es war dies Siam in Hinterindien, das Reich des philosophischen Königs Mongkut, des großen und weisen Mannes, der in der Hauptstadt Bangkok am Menamflusse thront. Auch hier erlangte man das Gewünschte, und mit drei Verträgen, die dem deutschen Handel ein weites neues Gebiet eröffneten, kehrte Graf Eulenburg glücklich zurück. Er hatte seine nicht leichte Aufgabe in vorzüglicher Weise gelöst und sich als guter Diplomat bewährt.

Japanischer Wurstmacher und Speisewirth. Nach Humbert.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Japanische Buddhabilder. Aus Spieß' Reisewerk.

Jedo. Japans Volksleben und Industrie.

Ueberblick. — Die Kanäle. — Vorstädte. — Die Kaisergräber. — Die Fischerbevölkerung. — Straßen und Feuersbrünste. — Straßenleben. — Bettler. — Gymnastische Uebungen. — Theater. — Das aristokratische Viertel. — Im Handelsquartiere. — Die japanische Industrie. — Speisehäuser. — Aquarien. — Kuriositäten. — Metallarbeiten. — Lackwaaren. — Die Betos. — Böttcher. — Uhren. — Züge der Adligen. — Seidenhandlungen. — Buchhändler. — Astronomen. — Das Schießgewehr. — Die großen Feste und Prozessionen. — Das zukünftige Leben.

Die Frucht der preußischen Expedition nach Ostasien bestand indessen nicht allein im Abschlusse von Handelsverträgen; auch die wissenschaftlichen Mitglieder hatten die Zeit ihres Aufenthaltes in Japan tüchtig ausgenutzt und vortreffliches Material zur Kunde des Landes gesammelt. Nach ihrer Rückkehr entstanden deshalb, abgesehen von den besonderen Arbeiten naturwissenschaftlichen oder kommerziellen Inhalts, noch eine Reihe von Werken, die uns Land und

Volk in ungeahnter Weise näher führten. Außer dem offiziellen Prachtwerke, dessen Verfasser der Maler Berg ist, lieferten noch Werner, Spieß, Maron, Heine, Kreyher und Wichura mehr oder minder eingehende Beschreibungen ihrer Reiseerlebnisse. Während wir in den folgenden Darstellungen, die uns mit der Hauptstadt Jedo, mit dem Volksleben und der Industrie daselbst bekannt machen sollen, uns auf Berg's und Spieß' Bücher stützen, ergänzen wir dieselben, um das Bild lebhafter zu gestalten, durch die vorzüglichen Aufsätze des französischen Fregattenkapitäns Layrle und des Schweizer Gesandten Humbert, dem wir auch einen großen Theil der höchst charakteristischen Illustrationen verdanken, welche uns theilweise besser als das geschriebene Wort in das Leben der großen Stadt einführen.

Wir nähern uns der Hauptstadt von Yokohama her, diesem eigens für die Fremden erbauten Hafenorte, in welchem die Sprache und die Gewohnheiten der Bewohner bereits den Einfluß der fortwährenden Berührung mit den Europäern bekunden. Naturgemäß wird dort in jedem Ankömmling der Wunsch laut, das urwüchsige Leben und Treiben der Japaner in einem von jeder Beimischung freien Orte kennen zu lernen, und er strebt der ungeheuren und geheimnißvollen Stadt des Sjogun zu, die in wenigen Stunden zu erreichen ist. Der Weg führt zunächst nach dem Richtplatze, und der nach Aufregungen und neuen Eindrücken lüsterne Fremde kann gleich damit beginnen, einer Hinrichtung beizuwohnen. Die Japaner sind noch nicht auf jener Bahn des Fortschritts, die zur Aufhebung der Todesstrafe führt; noch immer finden Exekutionen statt und werden die Köpfe der Hingerichteten einige Tage lang als Warnungszeichen den Blicken des Volkes ausgesetzt.

Geht man vom Richtplatz in gerader Linie weiter, so verdoppelt sich die Bewegung in den Straßen, und mitten durch eine aus Elementen jeder Art zusammengesetzte Menge, durchschreitet man die Handelsvorstadt Sinagawa, in der wir gleich Gelegenheit haben jene Industrieprodukte kennen zu lernen, die den Ruhm des Landes ausmachen. Doch ehe wir in das Gewühl eintreten, wird es nöthig sein, einen orientirenden Blick über die ganze Stadt zu werfen. O-Jedo, das große Jedo, — so nennt es der höfliche Mann aus der Provinz dem Hauptstädter gegenüber — bedeckt mit seinen Vorstädten einen größeren Flächenraum als London. Ein breiter Fluß, der O-gawa (große Fluß), strömt von Nordwesten nach Südosten hindurch und theilt Jedo in zwei ungleiche Hälften. Die nördliche ist ganz flach und wird östlich von einem kleinen Flüßchen begrenzt; die weit größere südliche Hälfte ist fast ganz mit Hügelreihen durchsetzt. Den Stadttheil nordöstlich vom O-gawa, das Hondscho, bewässert ein Netz von zahlreichen Kanälen, welche die beiden Flüsse miteinander verbinden; auch das südöstliche Jedo ist reich an Wasserläufen, natürlichen und künstlichen, die theils den Abfluß der verschiedenen Thalsenkungen bilden, theils aus dem O-gawa gebildet werden. Dieser Strom ist etwa so breit wie die Elbe bei Dresden, aber wasserreicher und in seinem Laufe durch die Hauptstadt von vier mächtigen Pfahlbrücken überspannt. Auf dem Fluß und den Kanälen herrscht ein ebenso reges Treiben wie in den Straßen, und die zahllosen Boote, die hier- und dorthin schießen, erinnern an die Gondeln auf dem großen Kanal in Venedig.

Während der Mittagsstunde sterben aber in der heißen Jahreszeit die Straßen Jedo's förmlich aus. Auch die Ufer der Kanäle sind mit leeren Booten bedeckt, deren Insassen sich in die Stadt zurückgezogen haben, aus der keinerlei Lärm, kaum ein Ruf ertönt. Wenn man noch hier und da einen Reisenden, einige Pilger erblickt, die mit eilenden Schritten dem Ziele ihrer Mittagsrast zustreben, so geschieht dies doch schweigend, mit gesenktem Haupte und vor der Sonne niedergeschlagenen Augen. Aber die Sonne selbst fährt fort ihre mächtigen Glut- und Lichtsäulen niederzusenden und tiefschwarz die Schatten der uralten Bäume auf dem nahen Pflaster abzumalen. Das Volk der Straßen und Kanäle hat eine Zuflucht in den Schenken oder unter dem häuslichen Dache gefunden, um dort die Hauptmahlzeit einzunehmen und dann einige Zeit lang zu schlummern.

Etwa eine Stunde vom O-gawa zieht sich ihm parallel die erste Hügelkette hin, auf deren höchster Erhebung in ausgedehnten Park- und Gartenanlagen die Paläste des Sjogun liegen. Sie sind von einer Ringmauer mit breitem tiefen Wassergraben umzogen; acht Brücken und Dämme mit befestigten Thoren bilden die Zugänge. Die Ringmauer aus großen polygonischen Blöcken setzt sich um das sogenannte Siro (Schloß) in unregelmäßiger Spirale fort und tritt endlich bei einer zweiten Pfahlbrücke an den großen Fluß heran. In allen Kanälen der niedrig gelegenen Stadttheile und in den zahlreichen in sie mündenden Abzugsgräben steigt und fällt das Wasser mit Ebbe und Flut; die letzteren werden zur Ebbezeit meist trocken.

Das große Stadtviertel zwischen dem Schlosse und dem Fluß ist der Mittelpunkt von Handel und Wandel und von mehreren Kanälen durchschnitten. Ueber einen derselben führt die Brücke von Nippon (Nippon-Basi, Abbildung S. 333), von wo alle Entfernungen im ganzen Lande gemessen werden. Sie ist der Endpunkt des Tokaido, der großen Heerstraße vom Westen und Süden des Reiches; eine andere führt von hier nach Norden. Der Tokaido ist die einzige breite Straße dieses sehr bevölkerten und von Kaufleuten aller Art bewohnten Stadttheils, alle übrigen sind eng; jedes Haus ist ein Laden; die meisten sind zweistöckig, doch pflegt das obere Stockwerk nur niedrig zu sein und zum Aufbewahren der Kaufmannsgüter und Fabrikate zu dienen. Am O-gawa und den in ihn mündenden Kanälen liegen ganze Reihen feuerfester Pack- und Lagerhäuser und auch in den Straßen sieht man viele feuerfeste Gebäude. Dieses Stadtviertel bildet mit dem Schlosse und seiner Umgebung den eigentlichen Kern der Stadt; hier ist jedes Fleckchen bewohnt. In den angrenzenden Stadttheilen ringsum wechseln die stark bevölkerten Quartiere der Krämer und Handwerker mit weitläufigen Tempelanlagen und den Grundstücken einzelner Daimios. Erstere liegen meist auf den Höhen, beschattet von immergrünen Gehölzen, umgeben von ausgedehnten Friedhöfen, und auch die Grundstücke der Großen umschließen hier prächtige Park- und Gartenanlagen. Ueberall sieht man Grün, fließendes Wasser und die mannichfachsten Bauten. Die Vorstädte dehnen sich nach allen Richtungen weit in das Land hinaus und haben schon manches Dorf verschlungen; man kann den Hauptverkehrsadern folgend noch meilenweit zwischen zusammen-

hängenden Häusern wandern, gelangt aber durch die Nebenstraßen bald in lachende Landschaften; Acker- und Gartenbau ziehen sich hier und da bis mitten in die volkreichsten Quartiere, sodaß die Grenzen der Stadt schwer zu bestimmen sind. Ein solcher Weg durch die Vorstädte führt auch zu den berühmten Kaisergräbern. Folgen wir dorthin Gustav Spieß, der sie wie nachstehend schildert:

„Wir ritten in die herrliche Landschaft hinaus, die, von der klaren Sonne beleuchtet, bei tiefblauem Himmel lachend sich vor unseren Blicken ausdehnte. Die Wintersaat grünte und sproßte und der Weg ward durch schlanke Cedern, üppiges Bambusgehölz und dunkle Lärchengruppen malerisch unterbrochen.

„In einem feinen Theehause machten wir Rast, besahen den allerliebst angelegten Garten mit Brücken, Felspartien, Weihern u. s. w., unterhielten uns mit den anwesenden jungen Damen zu großem gegenseitigen Ergötzen und brachen dann nach dem eigentlichen Ziel des Tages, den kaiserlichen Gräbern, auf. Diese merkwürdige Stätte liegt auf einem freien Hügel, zu welchem eine große breite Treppe emporführt. Ich wundere mich heute noch, daß man uns den Zutritt zu diesem geweihten Orte nicht verwehrt hat. Unsere Pferde der Obhut eines Dieners vertrauend, stiegen wir die zahllosen Stufen hinan. Oben lagen 6 bis 7 große Tempel und in einem derselben waren gerade die Priester in ihrer Ceremonie thätig.

„Man führte uns überall umher, auch in das Innere der Tempel, die sich nur durch größeren Reichthum von den bisher gesehenen unterschieden. Glocken von wunderbarem Ton hingen in der Nähe einer großen fünfstöckigen Pagode.

„Der ganze Raum, von uralten schattigen Bäumen umgeben, war sorgfältig und sauber mit Kies bestreut, zahlreiche Japaner gingen in den verschiedenen Tempeln und ihren Vorhöfen umher. Grabdenkmale, in Stein gehauen, auf der Figur einer Schildkröte ruhend, waren hier und dort in besonderen Boskets sichtbar, — das Ganze machte einen großartigen, feierlichen Eindruck, erhöht durch die Fernsicht, welche die Terrasse nach der einen Seite gewährte, während ringsum die Kronen gewaltiger Baumriesen leise im Winde rauschten. Alleen und versteckte Laubgänge führten zu den Wohnungen der Priester, welchen die Pflege dieser geweihten Grabstätten anvertraut ist. Lange vermochten wir uns nicht von dem herrlichen Punkte zu trennen, und tief prägte sich das Bild dieser schönen Grabstätten in unsere Erinnerung ein. — An verschiedenen Punkten, von Laubwerk beschattet, waren Nachbildungen Buddha's, theils von Stein, theils von Bronze sichtbar, alle in jener nachdenkenden, sinnenden Stellung, mit dem milden, fast weiblichen und träumerischen Gesichtsausdruck, der die Buddha-Bilder in der großen ostasiatischen Kultur von Bombay aus bis nach Siam, Java, China und Japan gleichmäßig charakterisirt. Es liegt in dieser Gestalt, in dem sanften Auge eine gewisse Anziehungskraft, die um so fühlbarer wirkt, als die sonstigen Helden- und Götterbilder, in der Absicht mächtig und furchtbar zu erscheinen, meist ins Karrikaturenhafte und Häßliche fallen. (S. 375.) Ich wage es nicht, mit Bestimmtheit eine Ansicht darüber auszusprechen, inwieweit den religiösen Anschauungen der Japaner noch wirkliches Leben und Erkenntniß innewohnt, inwieweit der im Volksleben noch wirkenden religiösen Sitte ein tieferer Gehalt beizumessen ist.

„Durchgängig haben die religiösen Ceremonien und der Besuch der Tempel den Eindruck in mir hervorgerufen, daß der äußeren Form das innere Leben entflohen sei; dem steht freilich wieder beispielsweise die fromme und reine Pietät gegen die Grabstätten der Verstorbenen gegenüber; auch habe ich, wenngleich in seltenen Fällen, Japaner in den Tempeln in anscheinend tiefer Andacht einsam ihr Gebet verrichten sehen, sodaß es ungerecht wäre, dem ganzen Volke allen religiösen Sinn abzusprechen."

Japanische Industrieprodukte: Elfenbeinkörbchen, Spielzeug und Kupfergeschirr.
Nach den Originalen gezeichnet.

Kehren wir wieder nach der Stadt zurück. Bei Annäherung von der Rhede erkennt man deren Ausdehnung nicht; die Häuserreihen am Ufer sind unbedeutend und von Gärten und Rasenterrassen vielfach durchbrochen, die wenigen Höhen grün bewachsen und mit zerstreuten Gebäuden besäet; der Eindruck ist vielmehr ländlich. Die Bewohner von Jedo haben wenig Verkehr mit der Rhede; ihre Dschunken laufen in den O-gawa ein. Für die Fremden ist ein besonderer Landungsplatz gebaut und von diesem gelangt man durch einen Hof und einen großen schwarzen Thorweg auf den Tokaido, der sich dem Mittelpunkt der Stadt

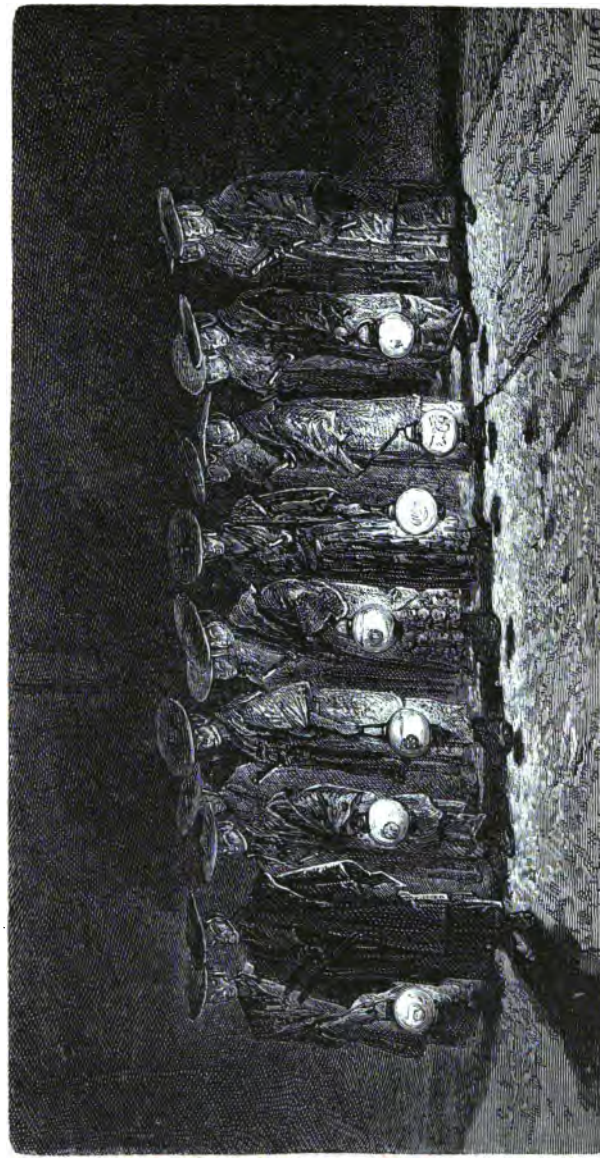
zuwendet. Hier am Golfe von Jedo macht man zunächst Bekanntschaft mit der Schiffer- und Fischerbevölkerung, über die sich Mancherlei erzählen läßt.

Sie ist ein eigenthümliches Völkchen, das sich vielfach durch besondere Sitten und Gebräuche unterscheidet. Humbert, der sechs Tage lang an Bord eines Schiffes dort zubrachte, fand Gelegenheit, sie bei Tag und Nacht zu beobachten. Sie bilden neben den Gerbern die unterste Volksklasse Jedo's und wohnen zerstreut in den südlichen Vorstädten. Ihre zahllosen Barken, die den Fischfang im Großen betreiben, kommen von den entfernten Forts zurück nach der Stadt, wo sie entlang der Inseln und an den Kais an der Mündung des O-gawa anlegen. Zur Zeit der Ebbe entblößt das Meer die Felsenspitzen und die Pfahlspitzen, welche um die Forts im Golfe herumstehen. An diesen legen die Boote an und die Fischer beginnen ihre Arbeit. Dort kann man einzelne von ihnen in der brennenden Sonne wie Bildsäulen stehen sehen, unbeweglich wie die Reiher neben ihnen, die ihnen Gesellschaft in der Einsamkeit zu leisten scheinen. Besitzt man Geduld genug, sie nicht aus den Augen zu verlieren, dann kann man sie vorsichtig die gefangenen Fische vom Angelhaken abziehen und in ein großes gestricktes, im Meerwasser hängendes Netz gleiten lassen sehen. Tritt die Flut wieder ein, dann ziehen auch die Barken mit ihrem Fang nach der Stadt zurück und nehmen die auf die einsamen Felsspitzen verbannten Fischer wieder auf.

Kleinere, leichtere und weniger tief gehende Boote tummeln sich während der ganzen Ebbezeit in der Bai umher. Sie führen ein Streichnetz, das sie langsam durch die Fluten hinziehen. Andre Boote führen andre Arten von Netzen, deren Mannichfaltigkeit überhaupt sehr groß erscheint. Am malerischsten aber gestaltet sich der Fischfang bei Nacht; dann ist die ganze Bai mit erleuchteten Booten erfüllt, an deren Vordertheil eine Pfanne, mit Pech und Binsen gefüllt, brennt. Durch den Schein angelockt sammeln sich in dem großen Netze die Fische, die mit einem plötzlichen Ruck in das Schiff geschleudert werden. Die verachtete Fischerbevölkerung an der Bai von Jedo zeigt eine ungemeine Anhänglichkeit an das Element, welches ihr den Lebensunterhalt liefert. Ihre schönsten Feste feiert sie auf dem Meere selbst. Der Götterbote mit den Flügeln, Tengu, ist ihr Schutzpatron und die Fischer wissen ihn nicht besser zu ehren, als daß sie ihn an seinem Tage in das Meer hinaustragen. Während die alten Bonzen den Tempel einer Reinigung unterziehen, nehmen die jüngeren das Behältniß, in dem der Gott ruht, auf ihre Schultern und tragen es zum Strande hinab, legen dort ihre Kleider ab und steigen in die Fluten. Ihnen nach stürzen die Fischer, welche sich nun des Kastens bemächtigen und ihn selbst durch die schäumenden Wellen schleppen. Diese Feierlichkeit, Gots-Ten-no-Matturi genannt, findet am sechsten Tage des sechsten Monats (Juli bis August) statt und dauert bis zum achten Tage.

Unvergeßlich ist jedem Fremden, der die Bai von Jedo sah, deren großartige Beleuchtung bei Nacht durch die Pechpfannen der Fischerbarken. Man erzählt sich in der Stadt des Sjogun: Ein englischer Diplomat, der einige wichtige Geschäfte dort abzumachen hatte, sei des Abends auf der Rhede angelangt und habe lange Zeit mit Wohlgefallen diese prächtige Beleuchtung

angestaunt, welche aber auch die Aufmerksamkeit des Kapitäns des Kriegsschiffes, an dessen Bord sich der Diplomat befand, in nicht geringerem Grade in Anspruch nahm. Als sich Beide in ihre Kajüten zurückgezogen hatten, wollte jeder von ihnen seiner gnädigsten Königin über den Eindruck Bericht erstatten, den ihre Ankunft auf die Japaner gemacht hatte. Der Diplomat meldete dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten: seine Anwesenheit sei von den Einwohnern durch eine allgemeine Beleuchtung gefeiert worden. Der Kapitän, der die Sache von einem ganz verschiedenen Gesichtspunkt auffaßte, berichtete an die Admiralität in London: die Stimmung der Japaner sei eine so böse, daß sie selbst des Nachts bei Fackelschein an der Errichtung neuer Batterien arbeiteten. So hatten



Japanische Nachtwächter. Nach Humbert.

schlichte und arglose Fischer zu zwei so verschiedenen Anschauungen und Berichterstattungen Anlaß gegeben! — — Doch wir sind im Begriffe, uns in das Gewühl der Straßen zu stürzen, suchen aber zuvor nochmals von der Rhede aus einen Gesammteindruck zu empfangen. Imponirend ist er nicht, denn da die Stadt keine hohen Häuser aufzuweisen hat und, durchschnittlich genommen, ziemlich tief liegt, so benehmen die Gebäude, welche der Meeresküste entlang stehen, die Aussicht in die innern Theile der Residenz. Aber selbst die weitgeschweifte Front der Küstengebäude, das emsige Hin- und Herrudern der einheimischen Dschunken, das rege Treiben auf ihnen, die trotzige Stirn der Festungsbatterien, deren Augen als schwarze Geschützmündungen drohend und ernst herabschauen, das summende Geräusch, welches der Wind von der Stadt herüberträgt, — das Alles spricht beredt genug: hier spannt eine Riesenstadt ihre gewaltigen Straßenarme aus, in denen zahllose Menschen leben und weben, ein Jeder nach seinem Berufe.

Der Tokaido, die große breite Straße von unübersehbarer Länge führt uns weiter. Alle 800 Schritte stehen Thorwege, welche bei Unruhen und Feuersbrünsten und in aufgeregten Zeiten jede Nacht geschlossen werden, eine Einrichtung, die durch ganz Japan in allen Straßen und Gassen bestehen soll. An jeden Thorweg lehnt sich ein Wachthaus, das Bureau der Straßenpolizei, und aus seinem Dache ragt ein hohes Leitergerüst, von wo bei Nacht nach Feuersbrünsten gespäht und das Lärmzeichen mit der Glocke gegeben wird. (Siehe Abbildung Seite 327). Dort haben auch die nützlichen Nachtwächter ihre Station, die, mit Laternen versehen, scharenweise ihre Rundgänge abhalten. Die Feuersbrünste spielen in Jedo eine große Rolle, das kann man schon daraus erkennen, daß längs der Mauer jedes Haus seine hölzerne Feuerspritze hat, die von einem Dutzend pyramidenförmig aufgestellter Eimer bedeckt ist. Das Ganze wird durch ein Dach gegen die Sonnenglut geschützt. Trotz der sorgfältigen Erhaltung dieses Materials sind in keinem Lande Feuersbrünste häufiger als in Japan. Die Zimmerleute, Dachdecker und Maurer sind in Brigaden eingereiht und versammeln sich beim ersten Signale unter den Befehlen eines bekannten Chefs. Man sieht die Leiterträger in ihren täglichen Uebungen ihre Leiter ohne Stütze mitten in den Straßen aufstellen, und während die einen mittels an die unteren Sprossen geschickt eingelegter Haken die Leiter im Gleichgewicht und aufrecht erhalten, klettern die gewandtesten die Sprossen hinauf und bilden die mannichfachsten Menschenpyramiden.

Die meisten dieser Leute tragen einen Helm von lackirtem Leder mit metallenen Ohrlappen nach Art der Kriegshelme. Ein oberhalb des Scheitels angebrachtes Loch gestattet die freie Cirkulation der Luft; ein kurzes wollenes Mäntelchen von dunkler Farbe ist im Innern des Helms angenäht und wird unter den Nasenlöchern hermetisch zugeknöpft, sodaß nur der obere Theil des Gesichts dem Rauch ausgesetzt bleibt. Der also ausgerüstete Mann kann sehr lange dem erstickenden Qualme widerstehen. Als Waffe hat jeder Feuerwehrmann einen langen hölzernen, mit eisernen Ringen versehenen Haken, dessen scharfe Spitze leicht in die Balken eindringt. Dieses Werkzeug dient vermöge seines Gewichts und

seiner Schneide zum Niederreißen, vermöge seiner Länge, welche ihm gestattet, die Gegenstände mitten in den Flammen zu erreichen, zum Retten derselben.

Es ist schwer, sagt Layrle, sich einen Begriff von einer Feuersbrunst in Jedo zu machen. Die Alarmglocke ertönt in einem der entferntesten Stadtviertel. Beim ersten Signal setzt sich Alles in Bewegung und eilt von allen Seiten, von den weitesten Entfernungen herbei. Die große Masse der Feuerwehrmänner verschwindet in der ohne Ende anwachsenden Menge von Neugierigen. Wer hat nicht irgend einen Verwandten oder Bekannten in dem gefährdeten Stadttheile? Es wäre eine große Unhöflichkeit, ihm nicht Beistand zu leisten oder sich nicht nach seinen Bedürfnissen zu erkundigen. Daher macht sich Alles auf den Weg; oft begleiten die Weiber und Kinder ihre Männer und Väter. Ungeachtet der traurigen Veranlassung wird es ihnen schwer eine gewisse Regung von Heiterkeit zu unterdrücken. Nichts in dem ganzen Schauspiele, das uns umgiebt, trägt das Gepräge der Traurigkeit; man glaubt eher einem Feste, als einem Unglücksfalle beizuwohnen. Die Polizeioffiziere, die Viertelskommissäre, die Gouverneure der Stadt sind, theils zu Fuß, theils zu Pferd, ohne oder mit großem Gefolge herbeigeeilt. Man erkennt die Edelleute inmitten ihrer bewaffneten Diener an ihren Helmen von weißem, mit Gold verziertem Metall, deren tausend Spitzen im Wiederschein der Feuersbrunst schimmern, und an ihrem kleinen rothen, goldverbrämten Mantel. Die Soldaten ihres Gefolges tragen ihre eisernen Stäbchen im Gürtel und ziehen sie hervor, sobald sie in das Gewühl gelangen; sie theilen damit nach allen Seiten ohne die mindeste Rücksicht Hiebe aus, um ihren Herren Platz zu machen. Jeder weicht vor ihnen ohne Murren.

Viele Häuser sind, wie schon erwähnt, feuerfest. Sie haben dicke um Bambuspfosten gefügte Lehmwände und einen Ueberzug von feinem Stuck, von so glänzender Oberfläche, alle Ecken und Kanten so scharf und winklig, daß man polirten Marmor zu sehen glaubt. Die dicken Fensterläden haben einen Ueberzug von derselben feuerfesten Masse und schließen hermetisch, das Dach besteht aus dicht gefügten schweren Ziegeln. Diese Häuser sind theils das Privateigenthum Einzelner, theils das gemeinsame einer ganzen Reihe von Hausbesitzern, die bei den rasch um sich greifenden Feuersbrünsten ihre besten Habseligkeiten dahin flüchten. Die Häuser werden dann verschlossen, von außen noch mit nassen Strohmatten gesichert und ihrem Schicksale überlassen.

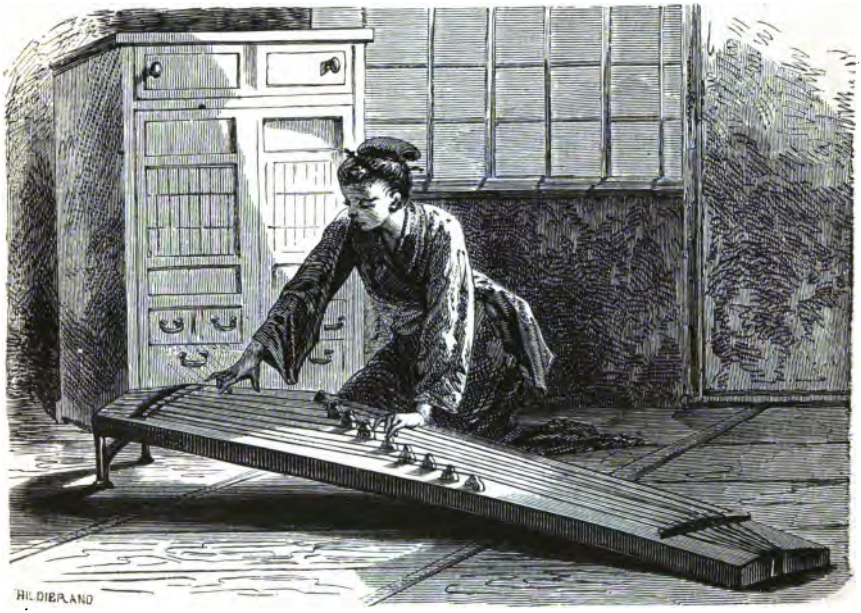
Ist die Stimmung des Volkes bei einem Brande heiter, so ist sie, wenn ein solches Unglück nicht droht und andre Unterhaltungen oder Feste nahen, ausgelassen zu nennen. In Japan zeigen die Leute der niederen Volksklassen, genau wie die Kinder, die Leidenschaft für Geschichtenerzählungen. Wenn in den Handwerkerläden oder bei den Kaufleuten die Geschäfte aufhören, bemerkt man, wie an den Kreuzwegen oder in der Nähe der Bauplätze Leute beider Geschlechter zusammenströmen, die sich um einen Deklamator versammeln. Dieser sitzt gewöhnlich auf einem erhöhten Platze, einer Mauer oder dergleichen. Seine Erzählungen werden mit vielem Pathos vorgetragen und mit maßvoller Mimik begleitet. Von Zeit zu Zeit unterbricht er seinen Vortrag, um eine Tasse Thee

zu schlürfen oder ein paar Züge aus der kleinen metallenen Pfeife zu thun, denn ein Kohlenbecken, an welchem er diese anzündet, ein Theekessel und ein Tabaksbeutel sind seine unzertrennlichen Gefährten. Während dieser Pause rauchen oder lachen die Zuhörer und kritisiren den Deklamator, bis dieser, mit respektvoller Verneigung gegen sein verehrungswürdiges Publikum den Faden der abgebrochenen Erzählung wieder aufnimmt oder eine neue Geschichte beginnt.

Man begegnet auch oft Frauen, welche Romanzen singen oder nationale Legenden vortragen, zumal unter den Verandas der Theehäuser oder sonst an einem öffentlichen Orte. Wenn die Sängerin allein ist, so sitzt sie gewöhnlich hinter einem Lesepult, auf der ihr Legendbuch liegt, aus dem sie, unter Guitarrenbegleitung, vorträgt. Diese Guitarre oder Samsin klingt wenig harmonisch und besitzt nur drei Saiten, die man mit einem kleinen Elfenbeinstäbchen schlägt. Die feineren Sängerinnen produziren sich jedoch nur in Gesellschaft von drei oder vier Musikanten, während sie selbst kein Instrument anrühren. Das Orchester, welches die verschiedenen Stücke ihres Repertoirs, Romanzen und Erzählungen, begleitet, besteht gewöhnlich aus einer oder zwei Guitarren, einer Art von Violoncell (Kokiu oder Biva), das mit einem Bogen gestrichen wird und dem Gotto, der neunsaitigen japanischen Harfe, die auf dem Boden in einem Gehäuse liegend nur mit künstlichen Nägeln aus Elfenbein, welche sich die Spielerin über die drei ersten Finger der rechten Hand steckt, gespielt werden kann. Die künstlerischen Produktionen dieser weiblichen Gesellschaften bieten also gleichzeitig ein dramatisches und ein musikalisches Interesse dar. Der Effekt ist zumal dann von besonderem Reize, wenn die Vorstellung unter freiem Himmel an einem schönen Sommerabend auf der Bambusveranda eines Hauses stattfindet, das mit einer Guirlande bunter Papierlaternen erleuchtet ist. Es ist dies ein Schauspiel, das man in Jedo oft genug erleben kann.

Abgesehen vom Volksleben ist das Kolorit der Straßen Jedo's ziemlich einförmig: schwarzgraue Dächer, hier und da mit weißer Spitzenverzierung; feuerfeste Häuser von schwarzem und weißem Stuck; alles Uebrige ist Holzwerk, dessen natürliche Farbe vom hellen Gelb des frischen Tannenholzes durch alle Abstufungen des Roth- und Schwarzbraunen bis zum verwitterten Grau wechselt. Vor vielen Kaufläden hängen braunrothe oder indigoblaue Gardinen herab. Nur die vielgestaltigen Aushängeschilder, welche deren Bestimmung meist symbolisch anzeigen und dem Fremden ebenso unverständlich sind, als die sie begleitenden Schriftzeichen, glänzen in bunten Farben. Auch ein Blick in die Häuser hinein ist uns bei der japanischen Bauart leicht gestattet; entweder vom Strom, den Kanälen, oder der Straße aus. Drinnen herrscht durchgängig die größte Reinlichkeit. Die Wände, Tapeten, Papierscheiben, das Geräth und die Matten sind fast überall appetitlich sauber und man scheut sich, mit schmuzigen Stiefeln einzutreten. Der Japaner läßt seine Sandalen draußen. Scherz und Lachen würzen jede Unterhaltung; die Eingebornen sind von Natur dazu aufgelegt: das Volk Jedo's ist sich überall gleich: kindlich bis in das vorgerückteste Alter, umgiebt es sich mit Spielereien und setzt uns durch die unnachahmliche Grazie in Ver-

wunderung, welche es in der Verfertigung von Tändeleien entfaltet, die uns unbekannt sind. Ueberall Heiterkeit und Musik, und diese Heiterkeit athmen auch die Gemälde, die uns das häusliche Leben darstellen. Genau so wie das S. 389 eingefügte Bild, nach einer japanischen Zeichnung, uns die Gastereien darstellt, genau so erblickt sie der Fremde, wenn er in die Häuser schauen darf. Bei den Gastmählern bildet Musik einen Hauptbestandtheil der Vergnügungen.



Eine Gottospielerin. Nach Humbert.

Die hauptsächlichsten Instrumente sind die Flöte, eine Art Syrinx, die Trompete, die Muschel, die Trommel, die Laute. Man sieht bereits aus dieser Erzählung, wie in dieser Richtung des Kulturlebens zwischen Japanern und Europäern eine unendliche Kluft liegt; während die letzteren seit Jahrhunderten ihre Kunstepochen, mitunter auch „überwundene" musikalisch-ästhetische Standpunkte hatten, befindet sich in Japan die musikalische Kunst noch in ihrer Kindheit. Das einzige Instrument, welches eine sorgsamere Pflege und Ausbildung erfahren hat, ist die Laute oder Samsin. Besonders in Gesellschaften, welche mehr den familiären Charakter an sich tragen, darf die Samsin nicht fehlen; sobald die Damen begonnen haben, einige Akkorde auf derselben anzuschlagen, ist das lästige und steife Ceremoniell aufgehoben. Die Männer zünden sich ihre Pfeifen an, die Frau des Hauses reicht geschäftig den Saki herum, und Alles zeigt sich mit diesem einfachen Vergnügen befriedigt.

Wir sind auf unseren Wanderungen jenseit Nippon-Bași angelangt und ziehen durch krumme Gassen, die von den Inhabern der verschiedenen Industrie- und Handelszweige bewohnt werden. Eine kurze Querstraße führt uns zu einer großen, wol tausend Fuß langen Brücke, unter welcher eine reichliche gelbe Wassermenge hinfließt. Boote jeder Gattung, die einen mit Waaren, die andern mit Reisenden beladen, zum Theil von Segeln, zum Theil von Rudern bewegt, steuern mühsam stromaufwärts oder lassen sich von der Strömung thalabwärts tragen. Kleine kokette Fahrzeuge, auf welchen sich niedliche Häuschen erheben, deren Dächer nach beiden Bordseiten abfallen, lassen uns durch indiskrete Fenster irgend eine spazierenfahrende Familie beobachten, die entweder dem Meere zueilen oder zu den Gärten von Odsche hinauffahren will. Wir bleiben aber noch in den Straßen, die uns hinlänglichen Stoff zu Beobachtungen darbieten. Neben den freudigen Scenen trifft unser Auge auch auf das menschliche Elend, auf die sehr zahlreichen, in Gesellschaft umherziehenden Blinden, auf Bettler, die vor der Thür eines Verstorbenen um ein Almosen bitten.

Die Anhänger der Sinto-Sekte machen sich schon dadurch bemerkbar, daß sie die meisten Bettler unter Priestern und Laien aufzuweisen hat. Es scheint, daß, wie in katholischen Ländern, ganze Priesterorden mit ihrer Existenz auf die milden Gaben ihrer Mitmenschen angewiesen sind. In den Straßen Jedo's sieht man Mönche und Nonnen täglich, Almosen sammelnd, von Haus zu Haus ziehen; es sind dies meist Priester der Sinto-Kaste. Die letzteren sind verheirathet (während die Buddha-Priester im Cölibate leben), und die Frauen müssen einen Theil der Arbeit, d. h. des Bettelns vor den Thüren, mit besorgen. Zu diesem Zwecke legen sie eine Kleidung von grober Sackleinewand an, hängen eine Glocke an einem Riemen um den Hals und schlagen diese an, um, vor den Thüren stehend, ihre Anwesenheit zu verkünden. Das Volk giebt ihnen Reis, Früchte und Geld — doch sieht man nie, daß der Japaner mehr als drei oder vier Kasch (die kleinste Kupfermünze) giebt, von denen etwa 100 auf 1 Sgr. Werth gehen.

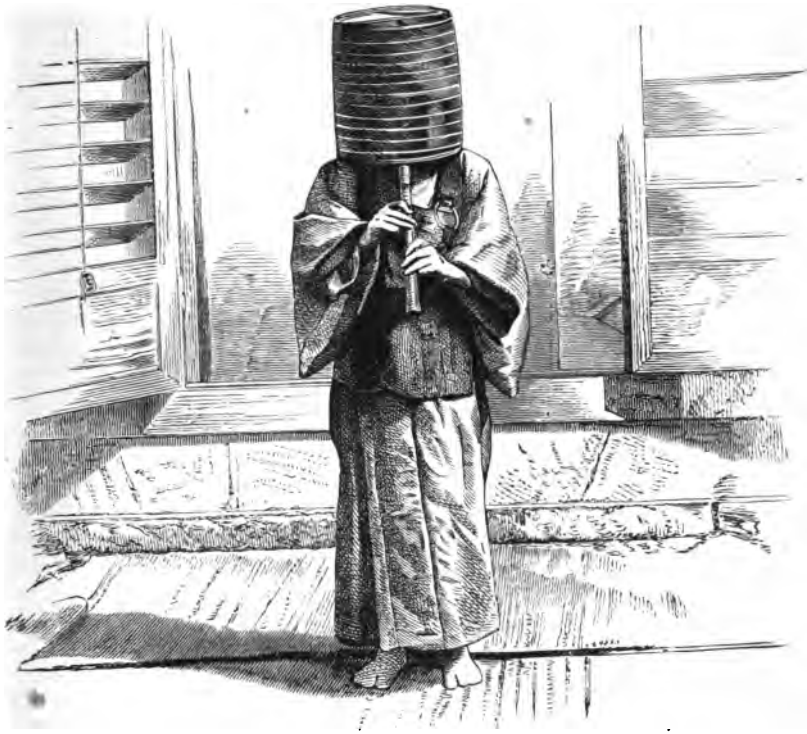
Eine eigenthümliche Erscheinung ist es, in den Straßen Jedo's jene Bettler zu erblicken, die mit verhülltem Gesichte von Haus zu Haus ziehen.

Sie tragen nämlich einen cylinderförmigen Korb von Bambusgeflecht über den Kopf gezogen, der bis ans Kinn hinabreicht und ihr ganzes Gesicht verdeckt, während sie selbst durch ein Flechtwerk zu sehen vermögen. Sie blasen meist eine Klarinette, reden indeß kein Wort. Man hält sie zuerst für eine besondere Sekte Priester, hört dann aber, daß es degradirte Beamte sind, die vom Mikado die Erlaubniß erhalten haben, sich auf diese Weise ihren Lebensunterhalt zu erbetteln und, um nicht erkannt zu werden, jenen Korb tragen. Die Zahl der privilegirten Almosensammler ist in Jedo allein nach Tausenden zu zählen.

Bald wird unsre Aufmerksamkeit jedoch auf andre Bilder gelenkt, die auf den Straßen und freien Plätzen sich vor uns entfalten. Wir meinen die Turner und Ringer, von denen gelegentlich des Besuchs Perry's bereits einmal die Rede war.

Die Gymnastik oder Turnkunst ist in Jedo stark im Schwunge. Wie man überhaupt in Japan eine vernünftige Diät beobachtet, so kommt man der

Gesundheitspflege auch durch allerhand Leibesübungen entgegen. Besonders erfreut sich das Turnen bei den Japanern einer umfänglichen Pflege, und ältere wie jüngere Personen sieht man häufig in Gemeinschaft den gymnastischen Künsten obliegen. Unsere Abbildung, (S. 388), welche nach einem japanischen Original dargestellt ist, zeigt in ergötzlich humoristischer Weise eine Gruppe von Turnenden.



Japanischer Bettler als Klarinettebläser. Nach Spieß' Reisewerke.

So sehr aber die Turnkunst die sorgsame Pflege verdient, welche man ihr in Jedo angedeihen läßt, weil sie auf den löblichen Zweck harmonischer Körperkräftigung abzielt, ebenso sehr muß sich das Wort des Tadels richten gegen eine Sitte, die zwar durch ganz Japan sich hindurchzieht, in der Hauptstadt Jedo aber in vollem Flor zu stehen scheint; es sind dies die Schauvorstellungen der Ringer. Ganz wie im alten Rom die reichen Ritter und Patrizier in den Palästren oder Fechterschulen Gladiatoren unterhielten, welche durch den Genuß der nahrhaftesten Speisen und Getränke bei Kräften bleiben sollten, die also

gleichsam auf der Mast lagen, so und nicht anders werden in Jedo zahlreiche Ringer unterhalten, deren Fettmasse bis zu einer unförmlichen Dickwulst allmälig anschwillt. Nur dadurch haben die Schauvorstellungen der Japaner etwas vor den römischen voraus, daß sie nicht wie letztere so viele Menschenopfer fordern, überhaupt nicht jenen rohen, römisch-barbarischen Charakter an sich tragen.

Japanische Turner und Ringer. Nach einer japanischen Zeichnung.

Die Vorstellungen finden gewöhnlich in großen Amphitheatern statt, und die Menge folgt mit gespanntester Aufmerksamkeit den reckenhaften Bewegungen und Anstrengungen der kämpfenden Fettklumpen. Unsere Abbildung stellt nach japanischem Bilde zwei Ringer dar. Diese Zeichnung zeugt von vielem Geschick in der Darstellung menschlicher Muskulatur und deutet darauf hin, daß die japanischen Maler die Anatomie keineswegs gänzlich vernachlässigen.

Gaſtmahl und Tafelunterhaltung. Nach einem japaniſchen Originale.

Von ästhetischem Genuß, wie er im altklassischen Griechenland bei den isthmischen und kemëischen Kampfspielen in so reichem Maße gewährt wurde, kann selbstverständlich bei den japanischen Fettwanst-Borern nicht wohl die Rede sein. Darin aber stimmen diese Ringer noch mit ihren Zunftgenossen im alten Rom überein, daß ihre Klasse eine der verachtetsten ist; denn seine gesunden Glieder zu Markte zu tragen, erscheint dem Japaner als tiefe, verabscheuungswürdige Erniedrigung. Ebenso stehen auch die Seiltänzer, Gaukler und Schauspieler in schlimmem Ruf.

Ein anderer Zweig japanischer Schauvorstellungen erntet dagegen stets den allgemeinen Beifall der Europäer. Wir meinen nämlich die berühmten japanischen Taschenspieler und Gaukler, die alle ihre europäischen Kollegen an Kunstfertigkeit übertreffen und auch die Hauptstädte unsres Erdtheils bereits mit ihrem Besuche beglückten. Eine gute Schilderung derselben hat Lord Elgin geliefert, dem allerdings einer der geschicktesten vorgeführt wurde. Der japanische Magier gab sich gleich seinen ägyptischen Kollegen ein ehrwürdiges, imponirendes Ansehen; weite seidene Gewänder fielen bis tief auf seine Füße herab. Sein Famulus war ein junger ausgelassener Bursche, der fortwährend auf eine kleine mißtönende Trommel losschlug und außerdem allerlei wunderliche Possen trieb. Der Taschenspieler begann seine Vorstellung mit den gewöhnlichen, oft gesehenen Stückchen, die er recht nett auszuführen verstand.

Die zuschauenden Engländer glaubten schon, hieran sich begnügen zu müssen, als sie vernahmen, es werde nun das große japanische Schmetterlingskunststückchen den hohen Herrschaften vorgeführt werden. Der Magier saß mit gekreuzten Beinen, durch eine Entfernung von etwa zehn Ellen von den Zuschauern getrennt, auf der erhöhten Plattform des Stubenbodens. Hinter ihm stand ein goldfarbiger Schrein, auf welchem der ehrwürdige Fusi-Jama in Blau und Weiß auf glitzerndem Grunde abgebildet war. Aus demselben nahm der Zauberer nun ein Stück Seidenpapier von etwa sechs Quadratzoll; mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit bildete er daraus einen Schmetterling, dessen ausgebreitete Flügel je einen Zoll maßen. Denselben in der Hand haltend, um ihn den Zuschauern zu zeigen, stellte er zwei neben ihm befindliche Lichter so auf, daß er noch im Stande war, einen Fächer mit reißender Schnelligkeit zu schwingen, ohne die Flamme zu berühren. Hierauf versuchte er, durch eine Bewegung des Fächers den papierenen Schmetterling selbst zum Auffliegen zu bringen, eine Operation, welche ihm anfänglich nicht recht gelingen wollte, wahrscheinlich weil ein, wenn auch unbedeutender, Luftzug eine Störung der Strömung herbeigeführt hatte. Als er aber den Papierschmetterling in die Höhe geworfen hatte, da entfaltete sich die Thätigkeit des zauberhaften Fächers in seiner anmuthigsten Weise; denn allsogleich schien es, als ob in das papierene Insekt der warme Hauch des Lebens gekommen sei; bald beschrieb das zierliche Ding größere und kleinere Kreise um den Fächer, bald erhob es sich ein wenig, um sich wieder niederzusenken und gleich einer gaukelnden Libelle um die Wasserblume herumzutändeln. Auf einmal flog es wieder weg und kam dann wieder zurück, um sich auf dem Fächer niederzulassen. Hätten die Zuschauer nicht gewußt, daß sie es mit einem Kunststückchen zu thun

hatten, — das nervöse Zittern der kleinen Flügel hätte sie vermögen können, den Schmetterling für lebendig zu halten.

Dies war der erste Theil der anmuthigen Fächerproduktion, die zweite Abtheilung sollte noch bei weitem mehr überraschen. Hatte der „Zauberer" vorher seine Künste nur mit einem Schmetterling ausgeführt, so sollten jetzt zwei auftreten und ihr lustiges Gaukelspiel beginnen. Anfänglich erhoben sie sich miteinander und kreisten um den Fächer, dann flog der eine zu dem andern hinüber, beide entfernten sich, als wollten sie einander fangen, und kehrten endlich wieder. In einem prächtigen Porzellangefäße, welches in der Nähe sich befand, stand eine frischblühende Pflanze; gehorsam den leisesten Bewegungen des Zauberfächers neigten sich beide nach der Pflanze nieder, trieben ihr schalkhaftes Spiel um die grünen Blätter, senkten sich in den Kelch der Blüten, küßten einander und mieden sich wieder wie neckend. Als der Magier, den ein lauter Beifall ehrte, seine Vorstellung beendigt hatte, ging er bis vor an die Brüstung der „Bühne", und während er langsam vorschritt, zogen in der Luft die Schmetterlinge von Papier seinem zaubermächtigen Fächer nach.

Jetzt, wo die Europäer in den Straßen Jedo's gewöhnliche Erscheinungen sind, läuft das Volk nicht mehr bei deren Anblick zusammen. Früher war dieses jedoch anders und namentlich wurden die ersten Amerikaner unter Perry in den Hafenstädten angestaunt. Noch im Jahre 1860 hatte dieses Staunen nicht nachgelassen, wie aus dem Berichte von Gustav Spieß hervorgeht. Er erzählt: „Wie schon angedeutet, ist es nicht erlaubt (und selbst die in Jedo residirenden Minister der westlichen Staaten sind davon nicht befreit), zu Fuß oder zu Pferde auszugehen, ohne von zwei Jakunins auf Schritt und Tritt begleitet zu werden. — Das Ausgehen selbst ist indeß an keine Beschränkung gebunden; nur ist es untersagt, in die eigentliche kaiserliche Burg oder in die Privatbesitzungen der Daimios einzudringen.

„In dieser Weise wurden fast täglich, sobald es das Wetter erlaubte, Streifzüge in die Stadt theils zu Pferde, theils zu Fuße unternommen, letzteres namentlich dann, wenn es sich um shopping, d. h. Wanderung durch die Bazars und Einkäufe, handelte. Was uns in den Straßen am meisten an die Heimat erinnerte, war das Gebahren der Kinderwelt, bei der die Verschiedenheit der Bewohner aller Zonen vielleicht am wenigsten hervortritt. Auch hier riefen die zahlreichen, auf der Straße und in den Häusern sich tummelnden jungen japanischen Sprößlinge laut und muthig ihr „Anata oheio!" — einen Gruß — uns entgegen, flüchteten aber scheu, wenn man sich nach ihnen umschaute oder sich ihnen nähern wollte. Sonst bietet das Leben in den Straßen in bunter Mannichfaltigkeit des Fremdartigen wie des Verwandten genug. Wenn wir bei einem Gang durch Jedo's weitläufige Straßen dem Zuge eines Vornehmen begegnen, der sich in seiner Sänfte — hier Norimon genannt — in feierlicher Weise tragen läßt, gefolgt von einer je nach dem Range mehr oder minder zahlreichen Suite von Schwertträgern und anderen Dienern, die entweder Insignien und Standarten tragen oder mit großen lackirten Kästen — als Symbol des Reich-

thums — beladen sind oder endlich sein reich aufgeschirrtes Roß hinter dem Norimon herführen, erinnert uns das nicht lebhaft an unsere mittelalterliche Zeit? Treten wir in ein benachbartes Haus, so finden wir dort auch eherne Panzerröcke, Helme mit Visir, Faustandschuhe, Bogen und Pfeile und endlich die berühmten Schwerter in großer Auswahl und Mannichfaltigkeit des Geschmacks — kurz den ganzen schwerfälligen, glänzenden Apparat aus der Blüte des Ritterthums.

„Wir lenken in eine andere Straße und erblicken um uns eine zahlreiche Menge hölzerner Buden, die uns aufs Täuschendste auf einen deutschen Jahrmarkt versetzen. Birnen, Trauben, Kastanien, Nüsse und andere Früchte, geschmackvoll auf Cypressenzweigen ausgelegt, ziehen hier das Auge an; dort sind Näschereien aller Art — buntes Zuckerwerk in allen Gestalten feilgeboten, und in allen Läden, wo das Kinderspielzeug zum Verkaufe steht, begegnen wir den tausend namenlosen Kleinigkeiten, die hier wie daheim der Jugend zum Ergötzen dienen, als Puppen der verschiedensten Art, Fischchen mit der Magnetnadel, Gesichtslarven und Thiermasken, kleines Hausgeräth, Steckenpferde, bunte Fahnen und hölzerne Schwerter, Hampelmänner u. s. w. Dort steht ein Haufen Neugieriger vor dem Tische eines Taschenspielers oder Jongleurs; hier begegnet uns ein Tabuletkrämer, beladen mit all dem Tand und den kleinen Bedürfnissen für die Bewohner des Landes: mit Spiegeln, Kämmen, Haarnadeln, Schminke, Kistchen und Kästen aller Art.

„Ein näselnder, unmelodischer Gesang wendet unsre Aufmerksamkeit einem Guckkasten zu, wo der Sänger seinen Zuschauern die Scenen erläutert, welche vor ihren Augen vorüberziehen. Ein vorübereilender Mann giebt in den Häusern den Ankündigungszettel für das Theater ab, der, mit schlechten Holzschnitten verziert, schon eine vorläufige Idee der zu erwartenden Kunstleistungen geben soll. Bei diesen Wanderungen waren wir fortwährend der Gegenstand der Neugier für Hunderte von Menschen, und zumal in den ersten Wochen wurden wir wie vom Monde herabgestiegene Wesen umringt. Trat ich in einen Laden und nahm auf dem 3 Fuß von der Erde erhöhten Fußboden Platz, so war diese Erscheinung zunächst das Signal zur schleunigen Flucht für alle weiblichen Insassen des Hauses, und es dauerte einige Zeit, bis die schüchternen Schönen es wagten, aus ihren Verstecken hervorzukommen. Die kleinen Kinder stimmten stets in das Geschrei der jungen Damen ein.

„Inzwischen spannten meine stummen Ehrenbegleiter wol einen Bindfaden, um die sich drängende Menge von Leuten in der nöthigen Entfernung zurückzuhalten. Das zuschauende Stehparterre zu meiner Schaubühne, auf der ich der alleinige Spieler war, zählte selten unter 50—60 Köpfen und wurde von den die Straße Passirenden fortwährend vermehrt.

„Jede meiner Mienen und Bewegungen, namentlich aber meine Sprache und die pantomimischen Versuche der Verständigung mit meinen Begleitern oder den Ladenbesitzern gaben den Leuten zu Bemerkungen untereinander oder zur ungenirtesten Heiterkeit Stoff, und man war eben nicht viel anders wie etwa ein wildes Thier oder ein Mohr in den Straßen einer kleinen Landstadt daran."

Spieß war indessen gewillt, nicht lange als Menageriethier für die Japaner zu dienen; er beschloß vielmehr, diese selbst zu beschauen, und wandte sich einem der Theater zu, über das er folgenden Bericht erstattet:

„Die Japaner spielen am Tage, und zwar dauern die Vorstellungen von etwa 11—12 Uhr an ununterbrochen bis zum Abend fort. Schon zur Vermeidung der Feuersgefahr bei den leicht und roh aufgezimmerten Holzhäusern ist dies ein verständiger Gedanke. Wir bezahlten unsere 6 Tempo (ca. 5 Sgr.) und hatten dafür ein Anrecht auf den besten Platz erworben, der uns auch in einer Loge ersten und einzigen Ranges vis à vis der Bühne gewährt wurde.

Japanische Schauspieler. Nach einer Photographie aus Spieß' Reisewerk.

Die innere Einrichtung des Theaters war nichts weniger als elegant. Alles roh aus Bretern und Latten zusammengeschlagen, doch als wir auf der hölzernen Bank Platz nahmen, welche uns zu Ehren aufgestellt war, bemerkten wir mit Behagen, daß der Raum luftig und frei von jedem üblen Geruche war. In der Loge neben uns flegelten stutzerhaft einige chinesische boys (Bediente), mit den Füßen gegen die Balustrade gestützt und mit suffisanter Miene die Welt um sich betrachtend.

„Die ganze rechte Seite war dem weiblichen, die linke Seite dem männlichen Theile der höheren Rangklasse der Gesellschaft gewidmet. Der untere Raum

aber war in seiner ganzen Ausdehnung zu einem Mittelding zwischen Parterre und Sperrsitz verarbeitet. Etwa einen Fuß hoch über dem ganz mit Matten bedeckten Boden erhob sich ein Netz von Latten, welches den Raum in 100 Quadrate abtheilte, deren jedes für 4 bis 5 Personen Platz zum Kauern gewährte. Auf diesen Latten balancirten in großer Geschicklichkeit zierliche Kellnerinnen, auf lackirten Tabletten oder in Schalen allerhand farbige Kuchen und Früchte präsentirend. Zwei erhabene, 2—3 Fuß breite Gänge führten durch die Breite des Prosceniums, parallel voneinander getrennt und genau in der Höhe desselben nach der Bühne. Noch ist diese durch einen bunten baumwollenen Vorhang verdeckt; zwei Bretchen schlagen wiederholt aneinander; das ist unsere Klingel; unsichtbare Musik beginnt. „Unsichtbare Musik", man denkt hierbei unwillkürlich an Aeolsharfen oder Memnonsäulen-Klang, aber es war hier nur eine dumpfe Pauke und eine verstimmte Pickelflöte, welche unsere Ohren berührten, wenn auch nicht so schreiend und haarsträubend als in einem chinesischen Theater.

„Die zwei Bretchen schlagen wieder aneinander, der große Augenblick ist gekommen. Ein Theaterdiener erscheint vor dem Vorhang, hebt den äußersten rechten Zipfel von der Erde auf und läuft damit, so schnell er kann, auf die linke Seite des Prosceniums: das ist das Aufziehen des Vorhanges.

„Die Mitte der Bühne ist durch einen zweiten Vorhang verhüllt, rechts steht eine Coulisse mit Bäumen bemalt, links wird die unsichtbare Musik durch ein Gitter verdeckt. Das Drama beginnt, bleibt uns der Sprache Unkundigen aber in seinem innern Zusammenhange natürlich unverständlich; wir verstehen nur, was sich aus der Situation und der Pantomime herausdeuten läßt; Liebe und Eifersucht, Ehrgeiz und Geldgier sind auch hier die Motive der Handlung. Besonders deutlich war das Bestreben einer jugendlichen Schönen, welche von zwei vornehmen Männern geliebt wurde, ein Schwerterduell zwischen diesen Rivalen zu verhindern. Immer aufs Neue trat sie zwischen die rachedürstenden Eifersüchtigen und beschwor sie, von ihrem blutigen Vorsatze abzustehen, was ihr auch endlich gelang.

„Die Pantomime, welche in gesteigerten Affekten häufig an die Stelle des Dialogs tritt, steigert sich bisweilen zum Ballet mit allen Hülfsmitteln aus dem Reiche der Wunder, mit Erscheinungen aus der Unterwelt, mit Versenkungen und Verwandlungen: so sahen wir ein altes Weib sich in einen Springbrunnen verwandeln.

„Wie in China werden auch alle weiblichen Rollen von Männern gegeben, meist mit viel Geschick und Tournüre; es kommt ihnen dabei zu Statten, daß die jungen Männer oft zierlich gebaut sind und sehr kleine Hände und Füße haben.

„Von eigenthümlicher Wirkung ist es, wenn auf den zwei Gängen, welche zur Bühne führten, die Schauspieler, ihrer Bestimmung entgegengehend, gewissermaßen ein pantomimisches Vorspiel zur eigentlichen Handlung aufführen. Bisweilen erscheinen gleichzeitig auf beiden Gängen z. B. Helden, rufen sich an, höhnen sich, fordern sich heraus und schreiten allmälig zur Bühne, auf der sie sich endlich vereinigen, sei es zum Kampf, sei es zum Frieden.

„Daß die Stellung des Theaters im Volksbewußtsein der Japaner eine bedeutungsvolle sei, kann keinem aufmerksamen Beobachter entgehen. Wir sahen auf der Bühne Kostüme, Stellungen, wahrscheinlich auch Handlungen und selbst Gesichter, wie sie sonst nirgends im Volke vorkommen. Ich hatte schon oft sinnend und grübelnd über einem der unzähligen japanischen Bilderbücher gesessen, die seltsamen Kostüme, Stellungen und Gesichter angestaunt und mich gefragt, warum denn wol alle diese Gesichter wie nach der Schablone gezeichnet und keines auch nur entfernt einem wirklichen japanischen Gesichte ähnlich gemacht würde. Wie wuchs mein Erstaunen, als ich in allen diesen Richtungen auf der Bühne genau dieselben Typen wiederfand; selbst die Gesichter waren künstlich ebenso zurecht gestutzt. Ob diese gleichmäßig in Büchern wie auf der Bühne wiederkehrenden Typen vielleicht in grauer Vorzeit eine historische Basis hatten, oder ob sie das Schönheits-Ideal japanischer Phantasie darstellen, kann ich nicht entscheiden."

Von all diesem geräuschvollen Treiben merken wir aber nicht das Geringste, sobald wir das aristokratische Stadtviertel im Siro und Soto-Siro betreten. Nur der innerste, den kaiserlichen Palast umschließende Theil, blieb den Fremden bisher unzugänglich. Die Straßen dieser Stadtquartiere sind gerade, rechtwinklig, einförmig und wenig belebt. Während in den vom Volke bewohnten Vierteln der Boden nur festgestampft ist und bei nassem Wetter leicht aufweicht, sind die Wege hier meist macadamisirt, streckenweise auch mit Kies beschüttet. Eigentliches Straßenpflaster kennt man in Japan nicht, nur durch die Höfe der Parkanlagen und Tempel laufen breite Bahnen von flachen Quadersteinen. Die Façaden der Paläste, wenn man einstöckige Gebäude so nennen darf, zeichnen sich nach der Straße zu nur durch die ungeheure Länge aus, die oft wol 600 Schritt und darüber betragen mag. Diese langen Gebäude bilden aber in der That nur die Einfassung des Grundstücks und mögen Pferdeställe, Arbeitsschuppen und die Wohnungen untergeordneter Diener enthalten. Sie haben nach der Straße nur kleine Gitterfenster, welche gewöhnlich durch Läden geschlossen sind. Die Wohngebäude der Herrschaft und ihres Gefolges liegen im Innern, von Höfen und Gärten umgeben. Bekleidet ist die Straßenfront bis zur Höhe von etwa zwölf Fuß mit einfachem Bretterwerk oder netzförmigem Bewurf von weißem und grauem Stuck. Darüber läuft vier bis fünf Fuß breit ein glatter, weißgetünchter Streifen hin. Das Dach ist von grauen Ziegeln, deren vorderste Reihe häufig das Wappen des Besitzers zeigt. Die Fundamente bestehen aus großen Bruchsteinen, treten aber nur bei unebenem Terrain recht zu Tage und zeigen dann sehr schöne polygone Mauerarbeit. Der einzige bemerkenswerthe Theil dieser Façaden sind die Portale. Sie nehmen bei großer Breite die ganze Mauerhöhe des Gebäudes ein und liegen etwas vertieft. Zu beiden Seiten springen erkerartige Logen mit Gitterfenstern für die Thürhüter und Wachen hervor. Daneben sieht man häufig noch eine vom Dache geschützte Mauernische, wo dicke, sauber geglättete Pfähle mit bronzenen Ketten und Ringen zum Anbinden der Pferde eingerammt sind. Das Portal selbst ist aus mächtigen

Balken von schönem Holze gezimmert, sorgfältig geschliffen oder lackirt und mit Buckeln und andern Zierathen von Bronze beschlagen. Der Eingang besteht aus einem breiten Mittelthor, das nur für Standespersonen geöffnet wird, und zwei bis drei kleineren Thüren zu jeder Seite, die ganze Konstruktion ist symmetrisch. Die Schwelle hat bei allen japanischen Thoren fast zwei Fuß Höhe; der Stirnbalken springt bis unter das Dachgesims hervor und trägt das Wappen des Besitzers, erhaben und massig in Bronze oder schwarzem Stuck gearbeitet. Diese Portale sind die besten Erzeugnisse der japanischen Baukunst, eine wirkliche, wenn auch sehr einfache Architektur, denn alle Theile haben Zweck und Bedeutung und verbinden sich zu einem organischen Ganzen. Der Charakter ist ganz eigenthümlich und von allem sonst Bekannten verschieden. Sie haben bei aller Schwere der Struktur ein schönes Ebenmaß der Verhältnisse und tragen das Gepränge vornehmen Ernstes. Die bronzenen Balkenknäufe, Sockel und sonstigen Beschläge sind meist von vortrefflicher Zeichnung; ihre dunkelgrüne, goldige Farbe stimmt schön zu dem natürlichen Dunkelbraun oder Grau, zu dem schwarzen oder rothen Lack des Holzwerks und erhöht den Eindruck der ernsten Einfachheit und Strenge. Man glaubt trotz aller Unähnlichkeit mit europäischen Bauwerken Arbeiten des frühern Mittelalters zu sehen.

Tiefe Stille und ungestörte Ruhe herrschen meist in dieser offiziellen Stadt, in der eine breite todte Straße der andern gleicht. Auch die Wachtstuben aus Holz, in welche wir durch die offenen Thüren hineinschauen, sind meistens wie todt. Da liegen auf ihren Matten kauernd die Vertheidiger des Postens und sehen mit gleichgiltigen Augen den vorüberschreitenden Europäer an. Außerhalb der Wachtstube sind große Haufen von Lanzen und Hellebarden aufgerichtet, mit denen die Gewehre der Soldaten vermengt sind. An den Fenstern und Gittern erscheint oft eine zahlreiche Menge lachender und lärmender Neugieriger, alles Leute aus dem niedern Stande, Bediente, Köche, Gärtner. Die großen Thore aber sind fest verschlossen. Hin und wieder ragen schlanke Bäume über die Mauern empor und die Spitzen zierlich beschnittener und gewölbter Hecken zeigen an, daß diese Gebäude auch von andern Insassen bewohnt werden, als von diesen häßlichen Gesichtern, die wir von außen gesehen haben, und lassen vermuthen, daß in irgend einem, dem Auge verborgenen Parke die Residenz des Herrn liegt. Doch ist dieses nur Vermuthung, denn hinein drang dort noch kein Europäer, und das Leben, die häusliche Existenz und Beschäftigung, die wechselseitigen sozialen Beziehungen der japanischen Großen sind für uns noch ein Räthsel. Alles geschieht hinter einer hohen Mauer, die wir nicht übersteigen dürfen. Von Zeit zu Zeit erschallen Gewehr- oder Artilleriesalven hinter diesen Mauern. Wir blicken unwillkürlich auf das Wappen über der Thür und dieses sagt uns, daß die Truppen des Fürsten von Awa oder Kanga in den Gärten ihrer Herren exerziren.

Fragt ihr vorübergehende Leute aus dem Volke über die Mysterien, welche die hohen Mauern des aristokratischen Stadtviertels umschließen, so erhaltet ihr auch nur ungenügende Auskunft. Man weiß höchstens wie reich dieser oder jener

Daimio ist, d. h. man weiß wie viel Reis er besitzt oder kaufen könnte. Das Pfund Reis bildet die Münzeinheit. Fürst Kanga ist so und so viel Kokus Reis reich, antwortet man. Kennt man nun den veränderlichen Preis eines Koku, so kann man dessen finanzielles Einkommen berechnen. Die Summe, zu welcher man gelangt, ist oft ungeheuer; es giebt Fürsten, welche ein Einkommen bis zu zehn Millionen Thaler haben; zieht man jedoch von diesem die Erhaltung der Schlösser, den Sold und die Verpflegung der bewaffneten Diener ab, so begreift man zuletzt, daß so viel Elend sich unter dieser glänzenden Außenseite birgt und daß die Mehrzahl der Fürsten, mit Schulden belastet, nur von dem Kredit lebt, den sie bei den großen Kaufleuten findet. So behauptet Kapitän Layrle.

Aber wir sehnen uns fort aus der todten aristokratischen Stadt, wieder hinein in das frische Leben, und wo könnten wir dieses besser finden als da, wo uns der eigentliche Charakter des gewerbthätigen Volkes entgegentritt, in dem belebten, gewühlreichen Handelsquartier. Wie ganz anders ist der Anblick der Straßen dort! Hier winkt ein frei in der Straße stehender Kobold in den Spielzeugladen, dort baumelt ein gigantischer Fächer, bunte Fahnen wehen von langen Bambusstangen, vor den größeren Kaufhäusern steht aber meist ein hohes Balkengerüst, von dem unter zierlich geschnitzter Bedachung ein langes Schild mit goldner oder rother Inschrift auf buntem Grunde herabhängt; zuweilen thront auf dem Firstbalken ein phantastisch geschnitzter Drache mit geringeltem Schuppenschweife. Die wenigen grellen Farben beleben angenehm den nüchternen Grundton, der Eindruck des Ganzen ist durchaus harmonisch. Im Innern herrscht lebhafte Thätigkeit. Braucht ihr einen japanischen Hut? Dort im Hutladen findet ihr die sonderbarsten Kopfbedeckungen. Der Japaner geht meistens barhaupt und trägt den Hut nur zum Schutze gegen Sonne und Regen. Die gewöhnlichste Form ist tellerartig, aus dünnem Holze, außen schwarz, inwendig oft roth lackirt mit phantastischem Muster in Goldlack, Vögeln, Fischen, Drachen, Wolken und Meereswogen. Andre Hüte sind aus Pappe und helm- oder mützen-

Hutverkäufer. Nach Humbert.

förmig gestaltet. Wem die Sonne zu heiß brennt und er will sich Kühlung zufächeln, der kann leicht zu einem Fächer kommen. Da sitzen fleißige Fächermacherinnen, welche die nützlichsten Instrumente gewandt in den verschiedensten Farben und Formen herzustellen wissen.

Alle die verschiedenen in den Verkaufsläden Jedo's ausgestellten Gegenstände zeigen ein ganz bestimmtes charakteristisches Gepräge, welches sie wesentlich von den Waaren in den orientalischen Bazars oder chinesischen Krambuden unterscheidet. Der japanische Geist und Geschmack läßt sich im theuersten wie im billigsten Industrie- oder Kunsterzeugniß unmöglich verkennen. Der Künstler in Jedo ist ein wirklicher Künstler. Wenn man von der traditionellen Gestaltung der Figuren, von dem Mangel an Perspektive absieht, so hat man für das übrigbleibende nur Lob. Blumen wie Vögel zeigen in den Gemälden eine überraschende Naturwahrheit und Grazie. Dieser Kunstgeschmack ist auch auf alle industriellen Produkte übertragen worden.

Fächermacherinnen. Nach Humbert.

Werfen wir einen Blick auf die ausgestellten Waaren. Zurückgeblieben ist noch die Sattlerei und Lederwaarenfabrikation und zwar aus dem Grunde, weil jeder Mensch, der sich mit der Gerberei, überhaupt mit todten Thieren abgiebt, für unrein angesehen wird. Dadurch wurden die Japaner dem Auslande zinspflichtig. Leder beziehen sie aus Deutschland; Sättel, Riemenzeug, Pferdegeschirr aus Holland und Frankreich. Wie die Pferde aufgezäumt werden, ersieht man aus der Abbildung S. 117, die urthümliche Form der einheimischen Sättel und Steigbügel erkennt man aus dem Holzschnitt S. 314. Sonst fertigt man aus Leder noch Reisekoffer, Felleisen, Brieftaschen, lange Geldbeutel, Tabaksbeutel und Handschuhe für die Falkenjagd. Der Pelzhandel, der in China eine so große Ausdehnung erlangte, ist in Japan gleich Null. Das Ausstopfen der Thiere ist unbekannt. Die Chinesen fertigen aus Wachs künstliche Vögelchen, deren Körper mit natürlichen Federn sehr künstlich ausstaffirt wird. Der Japaner dagegen ahmt sie aus Seide höchst zierlich nach und stellt auf diese Weise Hähne, Fasanen,

Enten, Katzen dar. Federn braucht er nur zum Füllen der Kissen und zur Verzierung der schönen Fächer. Pinsel versteht der Japaner besser als der Europäer herzustellen; sie sind ungemein billig und dienen sowol zum Schreiben, als zum Malen und Zeichnen. Mit einem kleinen tragbaren Tintenfaß zusammen, sind sie ein regelmäßiger Begleiter des Gelehrten wie des Kaufmanns und Beamten. Dachs-, Fuchs- und Otterhaare liefern das Material. Die besten kommen aus dem Fürstenthum Satsuma.

Litzen und Tressen aus Seide spielen eine große Rolle bei Männern und Frauen, beim Civil wie beim Militär, da unsre Knöpfe, Haken und Oesen, Nadeln und Agraffen der japanischen Toilette unbekannt sind. Auch bedient man sich des Hanfs, des Flachses, der Baumwolle und des Pflanzenpapiers, um Bindfaden und Seide daraus darzustellen. Die Saiten der Musikinstrumente bestehen aus gefirnißten Seidenfäden. Da, wo von Seide die Rede ist, fehlt natürlich das schöne Geschlecht nicht und es drängt sich am meisten auch in jenen eleganten Kaufläden zusammen. Manche Stoffniederlagen fallen durch ihre übertriebenen Ausstattungen auf. Das Auge schweift über eine lange flache Matte hin, ohne auf irgend ein Hinderniß in Gestalt eines Tisches oder Stuhls zu stoßen. An den Wänden stehen hölzerne Gestelle, auf denen die Waaren liegen. Ungeachtet dieser Einfachheit enthalten diese Magazine die prächtigsten Seiden- und Kreppstoffe. Die Kunden aus dem schönen Geschlecht sind zahlreich, aber ihr Geldbeutel ist nicht eben reich gespickt. Jedoch braucht man nicht unter allen Umständen eine seidene Litze, um die Haare aufzubinden? Bedarf man nicht einen Gürtel? Die jungen Mädchen mit ihren Freundinnen wühlen in allen Stoffen herum, berathen sich über die Farbe und Gattung des Stoffes und kaufen schließlich soviel wie irgend möglich. Neben dem Litzenhändler sind andre Webstoffe und Flechtereien dem Beschauer zum Kaufe ausgestellt. Korbflechtereien, Matten, Köfferchen stellt man aus Reisstroh, Wurzelfasern, Fasern einer Art Zaunrübe, Weidenruthen und Bambusrinde her. Die Gewebe aus Palmbaumfasern liefern wasserdichte Mäntel für die Fischer. Außerordentlich mannichfaltig in der Form sind die Vogelkäfige und die Behältnisse, in denen die Geflügelhändler ihre Hühner zu Markte bringen. Bambusrohr bildet den Stoff, der für die gefiederten Insassen in der Form von Kiosken oder kleinen Landhäuschen geformt wird. Man sieht auch große cylinderförmige, aus Bambus geflochtene Behälter, in denen die Wurstmacher und Speisewirthe ihre Delikatessen den

Japanisches Schreibzeug und Pinsel.

Vorüberwandelnden ausstellen. Unter den Gourmandisen bemerkt man vorzüglich Wildpretsorten: Hirsche, Wildschweine und schwarze Bären von Jesso. Thiere, die keinen so guten Ruf, wie die eben genannten haben, stellt man nicht in diesen Behältern aus. Sie werden offen auf den Ladentisch gelegt; da sieht man den Fuchs mit dem Messer im Maule, das dazu bestimmt ist, ihn zu zerlegen, den Affen, der mit den vier zusammengebundenen Händen am Thürpfosten hängt. Wir eilen an diesen ungewohnten Leckerbissen vorüber, die wir den Japanern überlassen.

Vor einem Magazin, das von den verschiedensten Kunst- und Industrieerzeugnissen strotzt, steht die neugierige Menge gaffend still. Sie betrachtet mit Erstaunen die großen, aus blauem oder weißem Porzellan hergestellten Aquarien, in denen goldrothe Fischchen über Muscheln in der klaren Flut umherplätschern. Schon lange vor uns Europäern kannten die Japaner das Aquarium und gleich uns pflanzen sie mitten in dieselben graziöse Wasserpflanzen hinein, deren zierliche Zweige und Blätter den Bewohnern des flüssigen Elements Schatten spenden. Jeden Tag beschäftigt sich der Gärtner oder der Besitzer des Aquariums damit, dasselbe zu pflegen. Auch die Vorbilder zu unsern großen Aquarien findet man in Japan. Humbert sah dergleichen, welche einen See mit Felsen, Inseln, Bambusgebüsch und Zwergtannen bildeten.

Die Liebhaberei der Japaner, Zwerggestalten und Atrappen herzustellen, zeigt sich in einer Menge von Dingen, die zum täglichen Leben gehören. Da trägt man z. B. eine Dschunke aus Porzellan in den zum Essen niedergekauerten Familienkreis. Die Dschunke wird auseinander genommen und entpuppt sich nun als ein vollständiges Theegeschirr mit vorzüglich schönen kleinen Tassen aus sogenanntem Eierschalen-Porzellan, das wir noch nicht so vollkommen wie die Japaner darzustellen vermögen. All dergleichen Dinge dienen zur Zierath der Zimmer, die man noch auf andre Weise, mit Blumen und Vogelkäfigen, ausschmückt. Von der Decke herab hängen bunte Papierlaternen und zwischen ihnen hin ziehen sich Seidenfäden mit kleinen bunten Glasglöckchen, die beim leisesten Windzuge einen Ton gleich der Aeolsharfe erklingen lassen.

Die Japanesen kennen die Fabrikation von Glasscheiben und Flaschen nicht; aber sie lieben es, allerlei kleine Gegenstände und Spielereien aus Glas darzustellen; so fertigen sie daraus Riechfläschchen mit langem Halse; Schalen, auf deren Grunde eine rothe Krabbe ruht, die in dem Maße nach der Oberfläche zu steigt, als man Wasser hineingießt; Kugeln oder Stäbe, die zur Hälfte mit einer gefärbten Flüssigkeit gefüllt sind und von den Frauen als Haarzierath getragen werden (Abbildung S. 87).

Humbert sah in Jedo auch japanische Glasmalereien und Emailwerke, die indessen mehr von gutem Willen als Kunstfertigkeit zeugten. Unter den einheimischen Kuriositäten erwähnen wir noch kleine durchbohrte, geschliffene und emaillirte Steinkugeln, die von den Fremden viel gekauft und gleich Rosenkränzen an Schnüren aufgereiht werden. Vergoldungen stellt man durch das Auflegen dünner Goldblättchen dar. Man wendet sie an zu den Gloriolen der vielen Heiligenbilder, Altarverzierungen, Lanzenspitzen und bei Bildermalereien.

Wie man auf alten italienischen Heiligenbildern durchweg Goldgrund bemerkt, so wenden auch die Miniaturmaler in Kioto, auf den buddhistischen Heiligenbildern dieses Mittel an, um ihre Figuren recht hervortreten zu lassen.

Eigentliche Goldschmiede und Juweliere existiren in Japan nicht. Wol kommt der Serpentin, der Malachit, der Amethyst, der Topas im Lande vor, indessen nicht einmal die eitelsten Damen schmücken sich mit diesen Edelsteinen. Ihr einziger Luxus besteht darin, ihr mächtiges Haargebäude, das den Chignon der europäischen Damen noch in Schatten stellt, mit goldenen Nadeln aufzuputzen. Einen solchen Goldnadelfabrikanten mit der Brille auf der würdigen Nase zeigt unser Bild. In seiner offenen Boutique sitzt er fleißig vor seinem Amboß und schmiedet mit den kleinen Hämmern auf das edle Metall los. Nur der Bergkrystall wird zugeschliffen und sehr theuer verkauft. Sonst haben diese Art Arbeiter sich nur mit der Ausschmückung der Waffen zu befassen und man sieht in der That auf dem Stichblatte der haarscharfen japanischen Säbel Garnirungen und Ciselirungen von vollendeter Schönheit. Da

Japanischer Goldarbeiter. Nach Humbert.

fast jeder Beamte einen Degen, die höheren sogar zwei Stück tragen, und da der Beamtenstand ein äußerst zahlreicher ist, so steht auch die Schwertfegerkunst in voller Blüte. Ehedem war der Verkauf von solchen Waffen an Europäer verboten, allein dieses Gesetz ist späterhin aufgehoben worden. Oliphant kaufte ein paar Klingen für 30 Dollars, so scharf wie ein Rasirmesser; doch bezahlt man Meisterstücke mit bedeutend höheren Summen, wie z. B. Klingen, welche einen europäischen Säbel durchhauen, ohne stumpf zu werden. Auch die Degengriffe sind kunstvoll gearbeitet; sie bestehen gewöhnlich aus Gold oder einer Goldlegirung und bilden einen Vogel oder sonst ein Thier, das sich bequem zum Handhaben eignet. Die hohe Vollendung dieser Kunst deutet übrigens darauf hin, daß dieselbe schon seit langer Zeit eine eifrige Pflege gefunden haben muß, und wirklich theilt auch schon

ein älterer Reisender mit, daß er mit einem japanischen Degen durch einen eisernen, einen halben Zoll dicken Bolzen geschlagen habe, ohne daß dadurch die Klinge irgendwie beschädigt worden sei. Auch versteht man das Auslegen des Stahls der Klingen mit Gold, Silber, Stahl, Kupfer oder Bronze. Jedo ist diejenige Stadt Japans, in der man überhaupt die vorzüglichsten Metallwaaren anfertigt. Die Bronzewaarenhandlungen sind unstreitig die interessantesten unter all den zahlreichen Kaufläden. Manche haben den Anblick großartiger Bazars, in denen Arm- und Beinschienen, Panzer und Helme aufgespeichert liegen. Vollständige Ritterrüstungen mahnen darin an unsre europäischen Museen und allerhand Kurzwaaren wieder an unsre Eisenhändler oder Nadler. Der buddhistische Kultus ist auch ein vorzüglicher Abnehmer von Bronzewaaren; er braucht Glöckchen, die mit schönen Reliefiguren verziert sind; große Gongs, Triangel, die von herrlich geformten Metallgestellen herabhängen, Vasen, zum Schmucke des Hochaltars bestimmt; Kandelaber mit Schellen behangen, Erzbecken zur Aufnahme des Räuchermaterials, Stative für Räucherstäbchen, Heiligenbilder und heilige Thiere in Bronzeguß, wie den Storch, den Kranich, die Schildkröte, den phantastischen Hund von Korea und dergleichen.

Weit mehr als diese Kleinigkeiten fesseln aber die mittelalterlich aussehenden Rüststücke den Blick des Europäers. Die japanischen Rüstungen sind leichter als die alten europäischen aus der Ritterzeit, denn sie bestehen gewöhnlich aus starkem Leder oder Bambus, sind mit lackirtem Metall überzogen, werden aus vielen einzelnen Stücken zusammengesetzt und dann mit dicken seidenen Schnüren beflochten. Jede vornehme Familie hat ihre Farbe, welche auch von ihren Vasallen und Trabanten getragen wird. Die Kriegsmasken sind ebenfalls von Leder und Eisen aus mehreren Stücken gegliedert; der Kriegsfächer hat ein eisernes Gestell und dient im Handgemenge als Streitkolben. Der Helm erinnert an die alten Sturmhauben. Bald ist er silberglänzend, bald stahlblau mit blanken Buckeln und Bügeln. Vorn sitzt eine Metallverzierung von phantastischer, oft halbmondförmiger Gestalt (Abbildung S. 7), und in den oberen Knopf werden zuweilen Federn gesteckt; eine Helmdecke von schwerem kostbaren Stoffe, die manchmal sehr reich gestickt ist; doch bei den gemeinen Soldaten nur einfach erscheint, schützt den Nacken und reicht bis zur Schulter herab. Die Daimios und hohen Staatsbeamten legen ihre Rüstungen nur an, wenn eine Feuersbrunst wüthet; dann haben sie die Pflicht zu Pferde zu erscheinen und die Löschanstalten zu leiten. Zur vollen Rüstung gehört ein Sturmfähnchen, das durch zwei am Rückenharnisch angebrachte Oesen gesteckt wird und über dem Haupte des Kriegers weht.

Auch schöne Bogen kann man in diesen Waffenhandlungen finden. Das Bogenschießen wird von den Japanern jeden Alters und Geschlechts mit Leidenschaft und großer Fertigkeit geübt; man hat Bogen und Pfeile von allen Größen; sogar in Miniaturformat. Diese können in vier Stücke zerlegt und bequem in der Tasche getragen werden; junge Mädchen benutzen sie zum Scheibenschießen im Zimmer. Nicht wenige Japaner wissen mit Bogen und Pfeil so ausgezeichnet

umzugehn, daß nur unsre besten Pistolenschützen sich mit ihnen messen können. Der Bogen des Kriegers hat etwa 7 Fuß Länge und, wenn er nicht gespannt ist, eine starke Krümmung nach außen. Nur der kräftigste Arm vermag die Sehne ganz auszuziehn und die Schnellkraft ist wirklich ungeheuer. Der japanische Bogen besteht aus drei Lagen; inwendig ist zähes Holz und auf beiden Seiten desselben ein Streifen Bambus. Viele sind schwarz oder roth lackirt und in Zwischenräumen mit Rotangbändern umwunden.

Bronzevasen, Theebreter und japanische Fächer. Nach Spieß' Reisewerk.

Von vorzüglicher Arbeit sind auch die dünnen Pfeile aus Bambusrohr mit eiserner Spitze und dreifacher Befiederung. Die Abbildung eines Bogenschützen haben wir bereits S. 234 mitgetheilt. Von Jahr zu Jahr verschwinden aber jetzt diese mittelalterlichen Rüstungen mehr, um dem Schießgewehr und der modernen Uniformirung Platz zu machen, worüber wir im folgenden Abschnitte berichten.

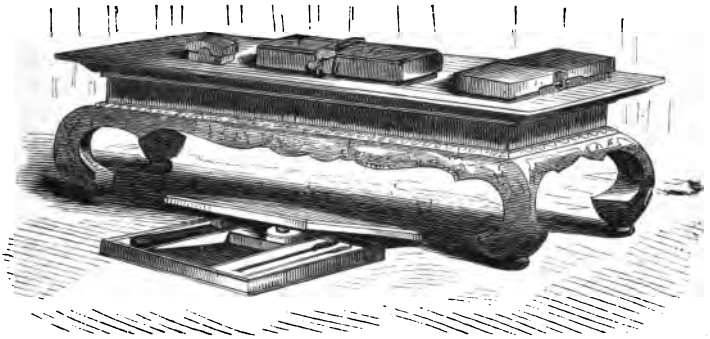
Die kleinen Bronzesachen, die man in den Magazinen antrifft, sind so zahlreich, daß man Seiten brauche würde, um nur ihre Namen anzuführen. Wir nennen

nur: Kannen zur Aufnahme des Sakibranntweins, einfache oder mehrarmige Kandelaber, deren Stamm entweder den Pflanzen- oder wunderlichen Thierformen nachgebildet ist. Sie dienen dazu, um die Kerzen aus Pflanzenwachs aufzunehmen, und können, was Schönheit der Form betrifft, mit den antiken römischen Kandelabern wetteifern. Hängelampen in Ampelform stehen neben schalenförmigen Hauslampen; man füllt sie mit Oel und legt einen Docht aus Baumwolle hinein: Alles wie bei uns und doch selbständig auserdacht — keins der beiden Völker hat es vom andern gelernt. Das Bedürfniß führte hier wie da zu der Anwendung derselben Lampe und wenn irgendwo bei zwei verschiedenen Nationen sich übereinstimmende Sitten und Gebräuche vorfinden, ist es da nicht mindestens ebenso natürlich, anzunehmen, daß sie unabhängig voneinander darauf verfielen, als gleich zu behaupten, sie seien voneinander erborgt? Der summende Theekessel, auch er wird aus Bronze gefertigt und die Schlußvignette zu diesem Abschnitte zeigt einen solchen von der Decke herabhängend, während davor niedergekauert der Hausherr es sich gemüthlich macht und sein Pfeifchen schmaucht, dessen fingerhutgroßes Köpfchen gleichfalls aus Bronze besteht. Kann man sich herrlichere Formen denken, als diejenigen der japanischen Salonvasen? Wir führen solche im Bilde, nach den Originalen gezeichnet hier vor. Einzelne sind drei bis vier Fuß hoch, von schöner goldiger Farbe und auf das luxuriöseste mit Reliefiguren, Ciselirungen und Gravirungen bedeckt. Die Darstellungen hierzu sind entweder der Mythologie oder dem Naturleben entnommen. Andre Vasen zeigen einen ernsteren Charakter und fast schwarze, durch Oxydirung hervorgebrachte Färbung; neben diesen prachtvollen Vasen sehen wir die berühmten schwarzlackirten Theebreter mit goldenen Figuren und einige einfache Fächer. Wenn Etwas mit den schwarzen, oft mit Silber eingelegten Vasen an Eleganz wetteifern kann, so sind es die großen japanischen Porzellanvasen mit hellgrauem oder wassergrünem Grunde, auf dem sich einige Malereien in den delikatesten harmonischen Farbentönen abheben.

„Der Geschmack und die Kunstfertigkeit der Japaner in den kleinen Bronzearbeiten, — urtheilt Berg, — ist unübertroffen. Auch hier walten neben rein ornamentalen Mustern die humoristischen Sujets vor: z. B. der Hase als Apotheker, welcher vor einem Mörser den mächtigen Stößel rührt; ein Kater, der mit sentimentaler Geberde im Mondschein tanzt; ein Drache, der eine schöne Zauberin trägt und in den Wolken schwebt; Schatzgräber, welche einen Kasten öffnen, aus welchem höhnische Gespenster aufsteigen. Ein Angler steht am Wasser im Regen. Das scheint eine schwierige Aufgabe für eine Metallarbeit zu sein und doch ist die Darstellung wahr, charakteristisch und anziehend. Die japanische Kunst hat den großen Vorzug, daß sie Charakteristik und Verständniß niemals der minutiösen äußern Wahrheit opfert, während unsre modernen Darstellungen oft so richtig sind, daß man sie kaum erkennt".

Die Straßen des Handelsquartiers, in denen wir auf alle diese Kostbarkeiten stoßen, sind den ganzen Tag über sehr belebt, besonders Abends, wo viele Arbeiter von da in die Vorstädte zurückkehren; um diese Zeit ist selbst der breite

Tokaido so bevölkert wie ein Jahrmarkt. Auffallenden Anzügen begegnet man an den gewöhnlichen Tagen wenig; nur Kinder und junge Mädchen, die meist in Begleitung ihrer Mutter auf der Straße erscheinen, sind artig in bunten Farben geputzt, die Gesichter aber vielfach durch Schminke entstellt. Namentlich heranwachsenden Mädchen wird oft das ganze Gesicht nach dem japanischen Schönheitsideal angemalt, eine häßliche Maske, unter der die natürlichen Züge ganz verschwinden. Die Augen allein behalten Leben. Der Anzug und Haarputz der Kinder und jungen Mädchen ist zierlich und geschniegelt und muß viel Zeit und Mühe kosten. Manche der Gegenstände, die sie zu ihrer Toilette brauchen, finden wir, wenn wir in die Handlungen mit Lackwaaren eintreten. Diese sind der Triumph der japanischen Industrie. So groß ist die Fertigkeit der einheimischen Arbeiter in der Herstellung dieser Gegenstände mittels des unvergleichlichen Firnisses vom Firnißbaum (vergl. S. 51) geworden, daß selbst die billigsten japanischen Lackwaaren noch den besten europäischen an die Seite gestellt werden können.



Japanisches Toilettekästchen.

Bei der Ausschmückung der Geräthe im Innern der Häuser, der Koffer und Büchsen folgt man dem modernen Geschmack, welcher der braunen Farbe des Lacks den Vorzug giebt. Einheit der Grundfarbe kommt überhaupt bei allen Lackwaaren vor; der Ueberzug ist roth, braun und schwarz und mit halb erhaben aufgelegten Goldfiguren und Zeichnungen geschmückt. Diese sind mit vorzüglichem Geschmack angebracht und haben dieselben Blumen, Vögel, Götterbilder u. s. w. zum Motive, wie die Bronzewaaren; die hauptsächlichsten, aus lackirtem Holze fabrizirten Waaren sind die Norimons oder Tragsänften und die Reisekoffer für die Großen des Landes; dazu gesellen sich Toilettenecessaires und Spiegelgestelle für die eleganten Damen; Bücherrepositorien und Kleiderhalter, Altäre und kleine Häuschen für die Buddhabilder. Die Toilettekästchen enthalten verschiedene Abtheilungen, genau so wie bei europäischen Damen, und wenn man einen Blick in dieselben hineinwirft, wird man indiskreterweise — gerade wie bei uns! — darin erblicken: Falsche Zöpfe und Haare, Schminke, Reispulver, Zahnbürsten, Seife, Haarnadeln und Kämme! Auch ein

längliches lackirtes Kästchen für Pfeife und Tabak findet sich im Besitz der meisten Damen, ebenso eine Briefmappe, die durch zwei verknotete Seidenschnüre sorgfältig verschlossen wird. Das Geheimniß zur Lösung dieser Knoten kennt aber die Besitzerin allein. Weit umfangreicher sind die Schreibmappen der Männer, die aus verschiedenen Abtheilungen bestehen, für Wechsel, Briefe, Werthpapiere, für Tusch- und Schreibpinsel. Die Glückwunschschreiben, Heiraths- und Geburtsanzeigen werden jedoch in einem besonderen Behälter aufbewahrt.

Die Tafel- und Speisegeräthschaften werden auch, so gut wie aus Porzellan, aus Lackwaaren angefertigt. Man hat daraus die verschiedensten Schüsseln, Platten und flaschenförmigen Gefäße hergestellt. In den letzteren wird der kostbare Saki aufgetragen und in kleine rothlackirte Becher eingegossen, die mit den schönsten Landschaftsbildern aus ganz Japan geziert sind. Gewöhnlich trägt ein Sortiment derselben Ansichten einer bestimmten Provinz oder die Panoramen der bedeutendsten am Tokaido gelegenen Städte.

Die oben erwähnten Waaren zeigen alle die Sauberkeit der sogenannten Kabinetsarbeiten und sind in ihren Formen, wenn auch häufig abenteuerlich, so doch anmuthig, gefällig und bis ins Kleinste musterhaft ausgearbeitet. Habersham erzählt von einer solchen Lackarbeit, welche die allgemeinste Bewunderung erregt habe. Es war dies, wie er selbst sich ausdrückt, die glücklichste und treueste Nachahmung eines gewöhnlichen Rothfisches, wie er in den japanischen Gewässern gefangen wird, etwa 18 Zoll lang. Wenn man ihn behufs näherer Besichtigung bei den Floßfedern aufheben wollte, so hob man zugleich etwa zwei Drittel der oberen Seite ab und entdeckte, daß der Fisch eine Schüssel bildete, in die man einen großen gekochten Fisch hineinlegen könnte. Man sagte, das Geräth sei auch zu dem Zwecke angefertigt, um bei japanischen Festen ein solches Gericht aufzunehmen, und der Lack sei so fein, daß er durch heißes Wasser nicht im Geringsten litte.

Aehnliche Atrappen braucht man bei der Auftragung des Desserts, das in Japan außerordentlich reichhaltig auf dem Tische erscheint. Jede Zuckerbäckerei, jede Confiture, jedes Gelée hat sein besonderes lackirtes Schüsselchen, aber alle stehen auf der Tafel konzentrisch in sechs Kreisen so geordnet da, daß sie die Farben des Regenbogens nachahmen. Die japanischen Bonbons endlich haben die Formen von Blumen oder Thieren, ja manchmal stellen die Konditoren auch Dinge dar, die am besten ungesehen bleiben, die aber, auf die Tafel gebracht, allgemeine Heiterkeit bei Männern und Frauen erregen. Die Bonbondosen sind meist aus lackirtem Holz, jedoch auch aus Papier, Pappe und Schildpadd, wie bei uns fabrizirt. Auch tragbare Apotheken mit allerlei Heilmitteln in lackirten Döschen trägt der Bürger von Jedo bei sich, und wenn er sich unwohl fühlt, nimmt er zu diesen seine Zuflucht, bevor er den Arzt herbeiruft.

Wir in Europa lieben besonders solche japanische Lackwaaren, die mit Perlmutter ausgelegt sind, in denen der chinesische Geschmack vorherrscht; allein diese sind in Japan selbst nicht sehr geachtet, da man dort diejenigen vorzieht, welche mit Goldfiguren und Landschaften verziert sind. Uebrigens befindet sich

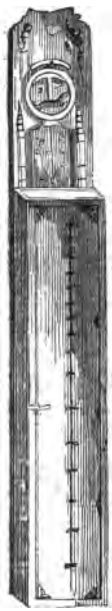
der eigentliche Mittelpunkt der Lackwaarenfabrikation in Kioto, dem Sitze des Mikado. „Die Erzeugnisse", heißt es in der offiziellen Ausgabe der preußischen Expedition nach Ostasien, „sind bewundernswerth, aber auch in diesem Zweige der Industrie stehen die älteren Arbeiten den neueren voran. Woran es liegt, daß die Fabrikation nicht mehr auf der alten Höhe steht, weiß man nicht; das Material ist heute noch dasselbe." Aehnlich schreibt Dr. Pompe: „Die Kunst, den sogenannten Altlack zu bereiten, ist nahezu verloren gegangen, hauptsächlich vielleicht deshalb, weil man solche Sachen nicht mehr so hoch wie früher bezahlen will. Gegenwärtig stammt das, was man an feinen alten Lackwaaren bekommen kann, aus Familienerbschaften, und Europäer zahlen manchmal lächerlich hohe Preise dafür; ich habe gesehen, daß für kleine Sachen 100 Gulden bezahlt wurden. Jetzt geben sich die Fabrikanten Mühe, den Altlack zu imitiren und unkundige Käufer werden damit nicht selten getäuscht."

Wenn der Europäer an all diesen Läden vorbeigeht oder reitet, so wird er von der Menge mit einer sehr ungebundenen Vertraulichkeit empfangen. Die Kinder rufen mit lautem Geschrei ihre Eltern herbei, um ihnen das seltsame Schauspiel zu zeigen, und diese beurkunden durch laute Bemerkungen oder helles Gelächter ihre Verwunderung. Vor dem Pferde des Fremden laufen dessen Betos (Pferdeknechte) mit unverwüstlicher Heiterkeit und Laune her, die selbst durch den langen Ritt zwischen den Verkaufsläden nicht erschöpft wird. Von Zeit zu Zeit gestattet ihnen die Enge eines Durchgangs oder eines schmalen Gäßchens einige Sekunden Rast, wo sie verschnaufen können. Sonst aber geht es stets im Trabe fort. Diese Betos bilden eine eigene Korporation, eine Art Freimaurerei, in welcher jeder seinen Rang erwirbt und stufenweise aufsteigt: es mögen ihrer nur zwei, oder zehn oder hundert sein, so ist doch immer nur einer Befehlshaber. In Yokohama hat ein Oberhaupt der Betos das Inspektionsrecht über alle seine Untergebenen, die sich dem Dienste der Fremden widmen. Er visitirt, ohne daß diese es wissen, ihre Stallungen und trifft seine Verfügungen. Eines schönen Morgens ist ein Beto verschwunden und man findet an seiner Stelle einen andern, den das Haupt der Assoziation geschickt hat, denn seine Autorität ist mächtiger als jene des fremden Herrn. Dieser muß sich den Vorgang gefallen lassen, der übrigens weiter keine Folgen hat. Im Jahre 1863 gerieth das Haupt der Betos für die Japaner mit dem Haupte der Betos für die Fremden wegen der schönen Augen einer Dame in Streit. Der Erstere wurde von den Leuten des Letzteren öffentlich verunglimpft und verhöhnt. Am Abend waren alle Stallungen leer; beide Lager standen sich kampfbereit einander gegenüber. Die Polizei mußte einschreiten, um den Streit, der in einen Auflauf auszuarten drohte, zu schlichten. Zwei Tage lang herrschte die Erregung und an einigen Punkten fanden Scharmützel statt. Durch ihre Lokalkenntniß sind die Betos vortreffliche Führer und der Europäer bedarf ihrer im Gewühle des Handelsquartiers unbedingt. Sehen wir uns weiter in diesem um.

In hohem Schwung steht in ganz Japan, am meisten aber in der Provinz Hakodade die Küperei oder Faßbinderei. Von den Arbeiten dieses Gewerkes

wird eine unglaubliche Menge verwendet, der Handel mit denselben ist besonders in den Hafenstädten ein sehr reger und dabei einträglicher. Auch diese Böttcherwaaren liefern, was Sorgsamkeit der Ausführung anbelangt, einen weiteren Beweis hoher Gewerbthätigkeit in Japan. Unsere Abbildung stellt zwei japanische Böttcher in voller Arbeit begriffen dar.

Die Lernbegierde, mit welcher die Japaner Alles erfassen, was ihrer Kunst und Industrie einen höheren Aufschwung oder eine Bereicherung zu geben verspricht, hat bereits ihre guten Früchte getragen. Instrumente, deren Herstellung mitunter einen ungemeinen Grad von Geschicklichkeit verlangt und einen ziemlichen Umfang mechanischer Kenntnisse voraussetzt, gehen jetzt aus ihren Werkstätten hervor, und nicht vergeblich dürfte man bei einem Mechaniker nach Barometer, Thermometer, ja nach Vergrößerungsgläsern komplizirter Natur fragen, und kaum dürften die japanischen Arbeiten den europäischen Mustern an Genauigkeit und Sauberkeit nachstehen. Uhren eigener Erfindung besitzen die Japaner schon lange. In Jedo sah man ein kleines Exemplar, welches durch ein Gewicht getrieben wurde. Der Zeiger an dieser Uhr ist ein Stiftchen, welches die Zeit angiebt, indem es auf eine die Vorderseite der Uhr bildende Schale heruntergeht. Da nun, wie bereits oben gezeigt worden ist, in Japan die Stunden je nach den verschiedenen Jahreszeiten bald länger, bald kürzer sind, so ist die Uhr mit einer Reihe von Schalen oder Zifferblättern versehen, um sie mit diesen Abweichungen in Einklang bringen zu können. Der Preis für dieses Exemplar betrug nicht viel über zwei Thaler. Wir geben in der nebenstehenden Abbildung die Darstellung einer japanischen Uhr, deren Konstruktion in der Hauptsache mit der eben beschriebenen übereinstimmt.



Japanische Uhr.

Wieder wird unsre Aufmerksamkeit von den Verkaufsläden abgelenkt. Züge von Lastträgern bewegen sich, den taktmäßigen Schritt mit einförmigem Ruf begleitend, durch das Gedränge. Die Lasten werden entweder im Gleichgewichte an den beiden Enden eines elastischen Tragholzes oder, wenn sie schwer sind, an langen Bambusrohren in der Mitte aufgehängt und dann von zwei oder mehreren Personen auf den Schultern getragen. Jeder Träger ist mit einem 4 Fuß langen Stabe versehen, mit dem er beim Ausruhen das Tragholz stützt, um die Last nicht niedersetzen zu müssen. Der Krämer, der die Kunden besucht, trägt seine Kisten und Ballen auf dem Rücken; sie sind gewöhnlich in ein weites Tuch gepackt, dessen Enden vor der Stirn zusammengebunden werden. Uebrigens schafft man in Jedo auch Lasten vielfach auf Handwagen und sehr unförmlichen Büffelkarren fort. Was aus der Stadt herausgeht, wird auf Packpferde verladen, deren langen Zügen man in allen Vorstädten begegnet. Reiten darf nur der Samraï oder Adlige. Die höchsten Staatsbeamten und Daimios werden in Norimons getragen. Die Form, Farbe und Größe dieser Sänfte, besonders

auch die Wölbung des Tragebalkens und die Zahl der Träger zeigt den Rang des Besitzers an. Auch die Menge der Begleiter und die Anordnung der oft mehrere tausend Mann starken Eskorte richtet sich nach seiner Stellung. Bei vornehmen Männern schreiten Herolde voran, dann folgt eine Abtheilung Soldaten, dann die Pikenträger. Der Sänfte zunächst gehen auf beiden Seiten die Leibdiener, dahinter das Leibpferd, prächtig gesattelt und aufgezäumt.

Japanische Böttcher.

Dann wieder zwei Betos, Bewaffnete und eine Menge Diener mit lackirten Körben, Kisten und Kästen, welche die Rüstung, das Sterbekleid und andre Anzüge, ein Theeservice, Küchen und Reisegeräth, kurz Alles enthalten sollen, dessen ein vornehmer Mann in jeder Lage des Lebens bedürfen kann, um standesgemäß aufzutreten. Die Kleidung aller Trabanten ist von einerlei Schnitt und Farbe, hat aber nichts, was an Uniformen erinnert. Die Begleiter marschiren paarweise,

der ganze Zug marschirt in lautloser Stille. Jede Durchbrechung desselben ist unerlaubt und es gilt auch für unanständig, eilig vorbeizureiten. Das Volk weicht ehrfurchtsvoll zurück, und auch wir ziehen es vor, in die nächste Seidenhandlung einzutreten, um nicht einen unliebsamen Auftritt herbeizuführen, wie es zwischen den Fremden und solchen Prozessionen sich leider nur zu oft schon ereignete.

Die Seidenzucht haben wir bereits einmal (S. 57) erwähnt. Was den Verbrauch von Seidenstoffen betrifft, so ist er in der That sehr bedeutend, wofür die zahlreichen Seidenhandlungen in den Straßen Jedo's Zeugniß ablegen. „Die ganze Front des untern Stockwerkes, schreibt Berg, ist nach der Straße zu offen und nur gegen die Sonne mit blauen Gardinen verhängt; auf diesen prangt die Firma in großen weißen Schriftzügen. Auf dem mit feinen Matten bedeckten Fußboden kauern die Handlungsdiener; einige sind mit dem Buchhalten beschäftigt, andre legen den vor ihnen sitzenden Kunden die Waaren vor, Käufer von Rang und Stand führt man in das obere Stockwerk hinauf, wo die theuersten Sorten aufbewahrt werden. In der untern von Holzpfosten getragenen Halle sieht man keine Waaren in den Fächern, sie werden erst auf Verlangen aus denselben herausgeholt." Zur Auswahl findet man schöne Krepps und schwere, geblümte Stoffe, feingestreifte Zeuge in milden, graublauen oder bräunlichen Abstufungen, welche auch dem europäischen Geschmack zusagen. Doch sind die Stücke von geringer Breite und nur 20 bis 30 Fuß lang. Das Gewebe ist fest und gleichmäßig, jedoch meist ohne Glanz. Die Chinesen übertreffen allerdings die Japaner in der Seidenweberei, denn die japanischen Stoffe verlieren bald Frische und Farbe.

Bei den reichen Daimios findet man die Wände ihrer Paläste zuweilen mit Seidenstoffen bekleidet; im Allgemeinen jedoch dient die Tapete zur Bedeckung der kahlen Wandflächen. Man kauft sie entweder fertig in den Magazinen, oder bestellt sie als Schirme in der Form der „Spanischen Wände" bei den Tapetenmalern. Sie werden nicht gedruckt, sondern aus Papier hergestellt, gemalt und dann lackirt.

Die Tapetenschirme in Japan sind fast durchweg mit Malereien versehen, und wenn sie auch nicht immer mit dem Anspruch auf Kunstwerth auftreten, so können sie doch immerhin als eine angenehme Zimmerzierde gelten. Nebenstehende Darstellung wurde von Oliphant nach einem japanischen Bildchen kopirt und zeigt einen Tapetenmaler, mit großer Brille über die Nase, eifrig mit seiner Arbeit beschäftigt.

Wer noch daran zweifeln wollte, daß die Japaner wirklich ein Kulturvolk sind, den wird der Anblick eines Buchhändlerladens in Jedo sicher von dieser falschen Ansicht heilen, denn er findet hier das Nebenstück zu unseren Sortimentshandlungen. An den Pfosten und Thüren hängen Karrikaturen voll köstlichen Humors, zu welchen jetzt die Fremden den Stoff liefern müssen. Daneben sieht man unglaublich billige Bücher, Landschaften, Thierzeichnungen, Mordgeschichten und Modebilder. Die Darstellung der chinesischen Schriftzeichen in schönem

Schwung und Verhältniß ist eine Hauptbedingung der japanischen Bildung und in ihren Gedichten soll nicht blos Sinn und Form, sondern auch der schöne Fluß der Schriftzüge wirken. Die Japaner verlangen für das Auge, was wir in Klang und Silbenfall für das Ohr fordern und begeistern sich für kalligraphische Virtuosität, etwa wie die Europäer für Bravourgesang und wohltönende Deklamation. Die Bildung des Auges und der Hand ist in Japan, nach Berg's Bemerkung, ein wesentlicher Theil der Erziehung und trägt gewiß, neben der natürlichen Lebhaftigkeit und Auffassungsgabe der Japaner, nicht wenig zu ihrer Befähigung und Liebhaberei für bildliche Darstellungen bei. Illustrirt sind die meisten botanischen, zoologischen, physikalischen, anatomischen und taktischen Werke, sowol die original einheimischen als die aus dem Holländischen übersetzten; ferner die Bücher über Waffen, Pferde, Jagd und Fischerei, Garten- und Landbau, Baumzucht, Architektur und Astronomie, Erdbeben, Meteorologie, sodann Staatskalender und Genealogien, Romane, Geschichtswerke und historische Monographien, nicht minder die Werke über Mythologie, Völkerkunde und Alterthumswissenschaft. Alle die bildlichen Darstellungen zeugen, bei vielen Zeichnenfehlern, von äußerster Lebendigkeit, von Verständniß für das Charakteristische der Formen. In allen Buchläden findet man Landkarten und Atlanten; die Bücher sind wohlfeil, und der Soldat auf der Wache in Jedo liest so gut seinen Liebesroman, wie der deutsche Krieger.

Japanischer Tapetenmaler.

Was unser Gefühl empörend in den Buchhändlerläden uns besonders unangenehm auffällt, das ist die große Anzahl unzüchtiger Bilder, die von Alt und Jung begafft werden und reißenden Absatz finden. Das muß natürlich zu sonderbaren Betrachtungen der Europäer hierüber führen, und auch die Mitglieder der preußischen Expedition sprechen sich darüber aus. G. Spieß schreibt in dieser Beziehung: „In einem Punkte, der für eine eingehende Besprechung von zu heikeler Natur ist, liefen die Anschauungen je nach der individuellen Ansicht oft schnurstracks sich entgegen; ich meine in der Beurtheilung der Stellung des weiblichen Geschlechts und der sittlichen Begriffe der Japaner. Bei allen anderen Völkern war meist bald ein übereinstimmender Maßstab für die sittliche Stufe der fremden Rasse gewonnen; daß es der richtige gewesen, sei damit nicht behauptet. Hier aber fand der Eine die Stellung des Weibes ganz und gar passend und hielt ähnliche Zustände für Europa wünschenswerth, während ein Anderer diese paradiesische Naivetät und Harmlosigkeit nur mit dem Verlorengehen aller Scham zu deuten vermochte und sich mit Abscheu von dieser Seite des Volkslebens wegwandte, da die schlimmsten Obscönitäten und die nacktesten Schamlosigkeiten dem Kinde in Japan spielend geläufig werden. Dieser Widerspruch schamloser Sittenlosigkeit gegenüber einer Kindererziehung, die uns

in vielen Dingen zum Muster dienen kann, vermag nur aus der Verschiedenheit im Denken und Fühlen dieses seltsamen Kulturvolkes im Vergleiche zu unseren ethischen Begriffen seine Erklärung zu finden, bleibt aber immerhin eine befremdende Erscheinung.

„Der Drang nach Positivem, nach Wahrheit — bekennt auch mein Gefährte Dr. Maron — ist in Japan schwerer zu befriedigen, als irgendwo anders. Der Mangel an Sprachkenntniß und an Dolmetschern, der verschlossene, zur Lüge und Täuschung geneigte Charakter des Volkes erschweren jedes gründliche systematische und zusammenhängende Eindringen. Es sind nur Fragmente von Wissen, die man erobert, und darum können es erklärlicherweise nur Fragmente sein, die man bietet.

„Ein Volk, das ohne den wohlthätigen Einfluß des Christenthums sich zu einer relativ hohen Kultur emporgeschwungen hat, dem bei dem Mangel an eigentlicher Moral und Sittlichkeit in unserm Sinne einerseits eine gewisse gute Gesittung, eine feine, gewandte Form nicht fehlt, das als nüchtern, arbeitsam, erfinderisch, mit einem ausgeprägten Sinn für Ordnung und Reinlichkeit, ja für das Schöne uns entgegentritt; ein Staat, in dem trotz strengster, kastengleicher Sonderung der Stände, trotz der unerbittlichen, ja grausamen Strenge der Regierung und des Gesetzes, trotz des Spionirsystems, das uns mit Recht, als alle Treue und allen Glauben untergrabend, verwerflich erscheint, bis vor Kurzem äußere Ruhe herrschte; ein reiches Land ohne eigentlichen Luxus und Genußsucht, von einem Volke bewohnt, dessen persönliche Bedürfnisse uns ungemein bescheiden und einfach vorkommen, — das Alles sind Erscheinungen voll scheinbarer Widersprüche, dennoch sicherlich in innerem Zusammenhange stehend, aber ohne Beispiel unter den uns bekannten Kulturvölkern."

Lord Elgin fand in Jedo eine Menge Bücher in den betreffenden Läden ausgestellt, ohne daß er von Druckereien etwas wahrgenommen hätte. Dies Letztere erklärt sich aus dem Umstande, daß man in Japan zwar den Buchdruck kennt, aber nicht in der so weit vervollkommneten Art und Weise als bei uns. In jenem Lande fertigt man noch immer ganze Platten in Holzschnittmanier an, und druckt diese dann ab; den Gebrauch beweglicher Typen, der bei uns so ungeheure Fortschritte gemacht hat, kennt man dort noch nicht. Die meisten Bücher, hauptsächlich solche, welche auf die Volksbildung zu wirken bestimmt sind, weisen zahlreiche Holzschnittillustrationen auf; beiläufig sei auch hier der bei den Chinesen übliche Gebrauch erwähnt, nur die eine Seite des gewöhnlich dünnen Papiers zu bedrucken. Die Bibliotheken von Jedo und Kioto sollen 150,000 Bände aus allen Fächern der Wissenschaft enthalten.

Als Lord Elgin mehrere japanische Buchläden besuchte, waren die Verkäufer äußerst zurückhaltend mit dem Vorzeigen ihrer Waaren; vielleicht daß eine Gesetzesvorschrift ihnen damals gebot, den Fremden so wenig als möglich Einsicht in ihren literarischen Vorrath zu gestatten; doch wurde ihre industrielle Zurückgezogenheit bald durch die Aussicht auf Absatz besiegt. Der Lord kaufte einige Werke, unter diesen ein besonders reich mit Abbildungen ausgestattetes; es war ein illustrirtes „Buch der Gewerbe".

Auf allen Büchern befindet sich, ganz wie bei uns gebräuchlich, die Angabe des Druckortes und das Jahr des Erscheinens, letzteres bestimmt nach der Regierungszeit des Sjogun, während die meisten Zeitbestimmungen von dem Mikado und den Astronomen ausgehen. So ordnet häufig der geistliche Fürst an, nach irgend einem denkwürdigen Ereigniß zu rechnen, etwa nach einem Tempelbau, nach Verheerungen durch Feuer oder Wasser, nach vulkanischen Ausbrüchen und dergl. mehr. Für diesen Zeitpunkt, der eine neue Epoche beginnen soll, wird ein eigener Name geschaffen, der häufig etwas Räthselhaftes an sich trägt.

Japanische Astronomen.

So z. B. hatte ein Mikado beschlossen, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen und den Genuß durchzukosten, den das Versenken in buddhistische Religionsträumereien ihm gewähren sollte. Diesen Zeitpunkt taufte er mit der hochklingenden Bezeichnung: „Nengo genrohf", d. h. der Anfang des Segens der Natur und Kunst. Außer den Zeitbestimmungen, welche der Sjogun und Mikado treffen, ist noch eine dritte in Japan gebräuchlich, die von den Astronomen ausgeht. Sie begreift einen Zeitraum von sechs Jahren und gründet sich auf die zwölf Zeichen des Himmels (die sogenannten zwölf Aeste, Ziguni nositzi) und die „fünf" Elemente.

Es mag der Erwähnung nicht unwerth sein, daß die Japaner die fünf Elemente (Feuer, Erde, Wasser, Holz, Metall) verdoppeln, insofern sie nämlich einfaches Produkt der Natur sind, oder im Dienst des Menschen sich befinden. So heißt Kino-ye das Holz als Baum, Kino-to das Zimmerholz; Fino-ye ist das Feuer als Blitz, vulkanischer Brand, Fino-to das Feuer, das mit Holz und

anderen Gegenständen angebrannt wird; Tsoetsno-ye ist die Erde, unberührt von der Hand des Menschen, Tsoetsno-to die zu Thon und Porzellangeschirren ꝛc. verarbeitete Erde; Kanno-ye ist das Metall in seinem Urzustande, Kanno-to das zu Schmuck, Geräthschaften ꝛc. verwendete Metall; Mietso-ye ist das Wasser im Meer, in Flüssen, Bächen und Quellen, Mietso-to dagegen bezeichnet auffallenderweise nur das stehende (Sumpf-) Wasser. Im Ganzen genommen sind die astronomischen Kenntnisse der Japaner bis jetzt im Vergleich zu denen unseres Westens noch äußerst dürftig und mangelhaft, doch seit sie sich mit den zur Himmelskunde dienenden Instrumenten der Europäer und Amerikaner, als Teleskopen, Chronometern, Barometern u. s. w., eifrigst vertraut zu machen suchten, steht zu erwarten, daß die Astronomie bei ihnen gute Pflege finden wird. Wie die alten Astronomen der Japaner und ihre Instrumente aussehen, zeigt unsre Abbildung nach einem japanischen Originale. Aber die Leute vom alten Schlage werden immer seltener und bald wird das neue Geschlecht der japanischen Gelehrten diese Bilder anstaunen, wie heute wir.

Japanischer Seiler. Nach Humbert.

Eigentliche Industriequartiere fehlen in Jedo. Wenn man jedoch in die nördlichen Stadttheile wandert, wo die Handelsgärtner ihre sauber gepflegten Gärten besitzen und zwischen grünen Bäumen verführerische Theehäuser stehen, so findet man neben den ländlichen Wohnungen, die allerdings vorherrschen, Ziegel- und Töpferwaarenfabriken, Eisengeräthmanufakturen und Anstalten, in denen die Spinnerei und Weberei der Baumwolle betrieben wird. Noch fehlt der japanischen Industrie die mächtige Maschine, oder was an diese mahnend vorhanden ist, erscheint sehr einfach. So z. B. das Wasserradgebläse bei den Eisenschmelzereien. Die Frauen sind nicht wie bei uns nur auf einzelne Gewerbe beschränkt, sondern arbeiten in fast allen. Große Fabriken existiren nicht und infolge dessen giebt es auch keine Fabrikarbeiterbevölkerung wie bei uns.

Die Arbeiter leben familienweise beisammen in ihren Wohnungen, unterbrechen die Arbeit, je nachdem es ihnen gefällt, ruhen aus, speisen, wenn sie Lust haben, und fangen beliebig wieder an. Unter sechs Arbeitern sieht man immer wenigstens zwei unbeschäftigte, welche rauchen und die andern mit Erzählungen unterhalten. Trotzdem müssen die Japaner im Allgemeinen als fleißig bezeichnet werden und ihre eigenthümlich gestaltete Industrie braucht sich vor der europäischen keineswegs zu verstecken. Auf der Pariser Ausstellung vom Jahre 1867, an welcher der Sjogun und der Fürst Satsuma sich betheiligten, waren sie unter allen Asiaten am besten vertreten. Sie haben Alles sich selbst zu verdanken, lernten nur wenig von den Chinesen und erscheinen in ihrer Industrie durchaus original. Man betrachte z. B. den japanischen Seiler, den wir nach einem japanischen Originale abbilden, und den Spiegelpolirer, und man wird zugestehen müssen, daß sie in der Art ihrer Beschäftigung von ihren europäischen Kollegen in nichts abweichen. Das Schießgewehr und den Gebrauch des Pulvers lernten sie freilich von uns, wenn den Angaben des Portugiesen Fernand Mendez Pinto (S. 135), der 1545 nach Tanegasima (im Süden von Kiu-siu) verschlagen wurde, Glauben zu schenken ist. Er erzählt:

Japanischer Spiegelpolirer. Nach Humbert.

„Einer von uns drei Portugiesen, welcher Diego Zeimoto hieß und ein sehr guter Schütze war, ging zuweilen mit seiner Flinte, die er in allen Unfällen zu retten gewußt hatte, auf die Jagd und schoß mehrere Enten, worüber die Japanesen, die keinen Begriff von der Einrichtung und Wirkung des Feuergewehrs hatten, so sehr erstaunt waren, daß sie die Nachricht von diesem Wunder sogleich dem Nautaquin hinterbrachten. Dieser beschied Zeimoto zu sich und gerieth über die schnelle Wirkung dieser Waffe, die ihm der Portugiese zeigte, in solche Verwunderung, daß er diesen hinter sich auf sein Pferd sitzen und durch seine Herolde vor allem Volke ausrufen ließ, daß er den Zeimoto als seinen Verwandten angenommen, und daß jeder Bewohner der Insel Tanixumah (Tanegasima) ihn als solchen zu ehren habe. Er führte ihn an der Hand in den Palast und setzte ihn an der Tafel an seine Seite und erzeigte uns andern beiden Portugiesen seinetwegen viele Ehre. Zeimoto war über diese Aufmerksamkeit

so überrascht, daß er dem Nautaquin eines Tags die Flinte als Geschenk anbot. Dieser nahm sie gern an und gab dem Schützen als Gegengeschenk 2000 Thaler. Dabei bat er ihn aber ihn zu lehren, wie man das Pulver bereite, weil ihm sonst die Flinte keinen Nutzen bringen könne. Zeimoto lehrte die Japanesen die Verfertigung des Pulvers und diese wußten in ihrer bekannten Kunstfertigkeit die Flinte alsbald so geschickt nachzuarbeiten, daß sich, als wir etwa in einem halben Jahre abreisten, mehr als 600 Feuergewehre auf der Insel befanden, und später, als mich der Vizekönig Alphonso de Noronha im Jahre 1556 nach Japan sandte, alle Städte dieses Landes reichlich mit der Waffe versehen waren und man sie zum Gegenstande eines lohnenden Handels gemacht hatte, denn dieses Volk findet großen Gefallen am Kriegshandwerk und übertrifft darin alle benachbarten Völker." Die Flinten, welche 1854 Perry bei den Japanern fand (S. 226), waren allerdings so urthümlich gestaltet, daß sie noch nach den alten portugiesischen Modellen gearbeitet sein konnten; jetzt aber haben sich die Verhältnisse bedeutend geändert und die japanische Armee ist theilweise mit Chassepots bewaffnet. Andre Gewerbzweige als die Gewehrfabrikation waren jedoch schon frühzeitig zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gediehen.

Die Handelsquartiere, die wir soeben kennen lernten, bieten besonders zur Zeit der großen Feste und des Jahreswechsels einen interessanten Anblick. Für diese Gelegenheit werden die Straßen von einem Ende der Stadt bis zum andern mit Bambusrohr bepflanzt; jeder Bürger hat über seinem Thürgiebel eine mit einem grünen Kranz umgebene Trophäe aufgesteckt, die stets aus einer Orange, einem Reiskuchen und einem Seekrebs besteht: die beste Frucht, das beste Gemüse und der beste Fisch. Im Innern der Häuser sind ganze Pyramiden von Reiskuchen jeder Größe aufgehäuft — Geschenke, welche der Hausherr den Freunden und Dienern der Familie widmet. Die Kaufleute kramen eine Sammlung von Fächern und Porzellanbowlen aus, welche sie den Vorübergehenden, die ihnen ein frohes Fest wünschen, zum Andenken anbieten. Ueberall, wo man eintritt, ist der Tisch gedeckt, und die Gastfreundschaft erheischt es, daß man den Besucher einlade, am Mahl theilzunehmen. Jeder hat sein schönstes Festgewand angelegt; die jungen Mädchen und die Kinder erscheinen in tadellosen Anzügen, mit sorgfältig gepflegtem Haarputz. Die ansehnlichen Leute haben ihr offizielles Ceremoniengewand angezogen und werden von ihren Dienern begleitet, die auf einem ungeheuren Theebret Visitenkarten von außerordentlicher Größe nachtragen. Mit der Herstellung derselben beschäftigen sich, wie unser Holzschnitt zeigt, eigene Maler.

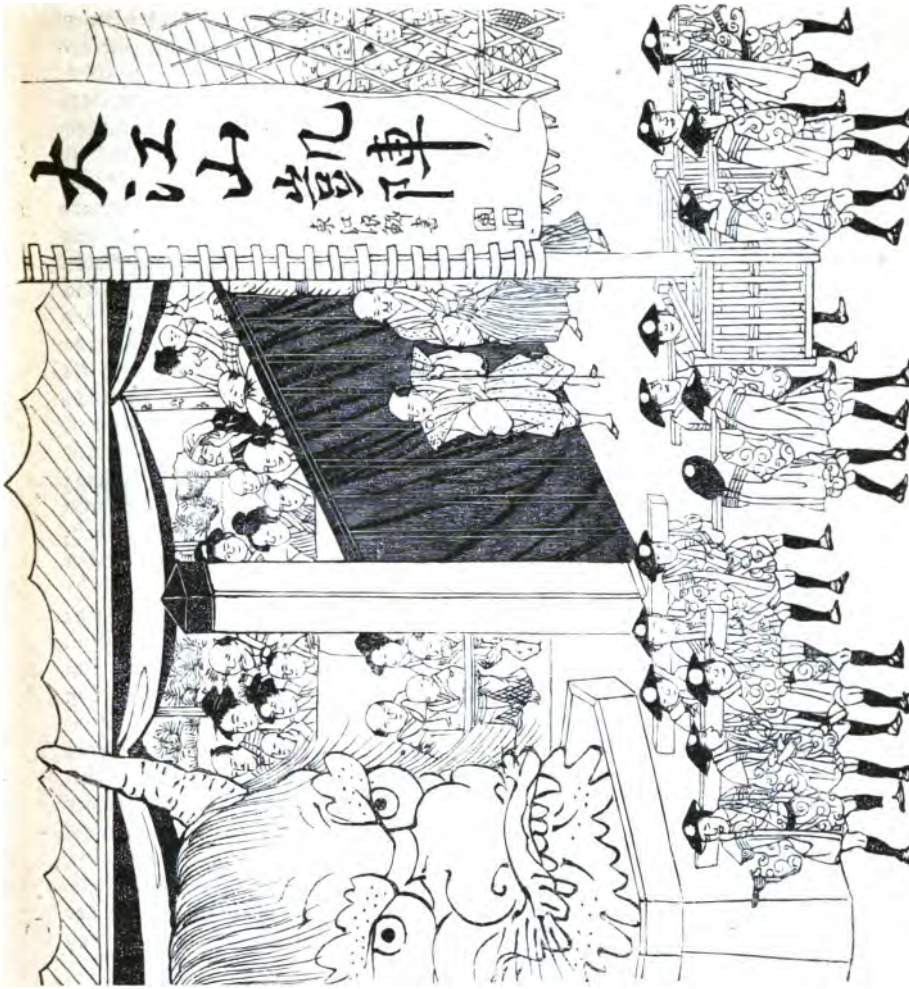
Die mongolischen Völker und mithin auch die Japaner kennen die wohlthätige Einrichtung eines Ruhetages in der Woche nicht. Sie haben monatliche oder Patronatsfeste, die jedoch von der Arbeiterklasse nur sehr wenig gefeiert werden, und nur einmal im Jahre, in der ersten Woche desselben, überläßt die ganze Bevölkerung sich den Vergnügungen. Der Bürger von Jedo, der Künstler, der Industrielle und der Handelsmann, sie alle haben bis zum Einrücken der

Fremden in ganz außergewöhnlichen ökonomischen Verhältnissen gelebt. Da sie nur für den inneren Bedarf eines von der Natur ohnehin reich bedachten Landes zu arbeiten hatten, das groß genug und hinlänglich kultivirt ist, um sich selbst zu genügen, so genossen sie Jahrhunderte hindurch die Annehmlichkeiten eines behaglichen Lebens. Das ist jetzt anders geworden, und der Japaner muß angestrengter arbeiten als früher, da durch die Eröffnung des Landes und den nachfolgenden Handel alle Bedürfnisse theurer geworden sind. Wirft aber der Bürger von Jedo seine Arbeit bei Seite und stürzt er sich in die Feste, an denen seine Stadt so reich ist, dann ist er auch ausgelassen heiter und ganz dem Vergnügen hingegeben. Diese Feste, welche sich mit unsern Kirchweihen und Faschingslustbarkeiten vergleichen lassen, sind unter dem Namen Matsuri bekannt. Die Matsuri von Jedo haben keineswegs den einfach noblen und patriotischen Charakter der alten nationalen Kamifeste bewahrt, aus denen sie hervorgingen. Jeder Tempel der Stadt hat sein jährliches Matsuri in Verbindung mit Messen und den verschiedenartigsten Volksbelustigungen. Der mystische Sinn der Feierlichkeit ist aber verloren gegangen, die moralische Bedeutung derselben in Vergessenheit gerathen. Verschiedene dieser Feste erinnern noch durch ihren Namen an die alten Nationalgötter, z. B. an Ten-sjo-Daizin, die Göttin der Sonne; Sosano wo no Mikoto, den Gott des Mondes; Midsu no Kami, den Gott des Wassers; Inari, den Schutzgott des Reises; Jebis, den Gott des Meeres; Hatschiman, den Kriegsgott. Was diese Feste besonders charakterisirt, sind theatralische Aufzüge und Prozessionen, die mit dem größten Pompe ausgeführt werden. Musikanten, Tänzer, Fackelträger, Priester, Masken, Illuminationen und Volksspiele, wie Bogenschießen, Pferderennen, Ringkämpfe, öffentliche Lotterien spielen dabei die Hauptrolle. Ein Jahrmarkt, in dessen Buden Früchte, Fische, Bäckereien, Zuckerwaaren, Blumen, Fächer, Strohflechtereien und Papierlaternen feil geboten werden, fehlt niemals.

Japanischer Visitenkartenschreiber. Nach Humbert.

Die Matsuri einer großen Stadt wie Jedo, in der die Tempel nach Hunderten zählen, alle und genau zu schildern, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Einige kurze Skizzen, nach Humbert, mögen genügen, um eine Idee von dieser Art von Festlichkeiten zu geben, die verwandt mit unsern Volksfesten und doch wieder so verschieden von diesen sind. Am 15. Tage des 5. Monats begiebt sich die Volksmenge früh Morgens in das Wäldchen bei der Vorstadt Futschiu, um dort diejenigen Kräuter zu sammeln, deren Heilkräfte gegen ansteckende Krankheiten allgemein geschätzt werden. Eine Budenreihe am Rande des Hölzchens versieht die Pilger mit allem Nothwendigen und ladet sie zum Bleiben ein. Wenn der Abend herannaht, schreiten die Priester des benachbarten Kamitempels Noksa-mia dazu, die jährliche Reinigung der heiligen Stätten vorzunehmen. Büschel von harzigem Holze sind rings auf dem Wege aufgestellt, den sie mit ihrem Gefolge nehmen. Auf ein Zeichen, das mittels der Flöten, Gongs und Trommeln lärmend gegeben wird, werden alle die Holzstöße angezündet, und die Prozession setzt sich in Bewegung, begleitet von Fackelträgern mit bunten Papierlaternen. Von allen Seiten strömt die Menge unter lautem Freudengeschrei zusammen, die Vögel des Waldes erwachen von dem Schein und Getöse und lassen nun ihrerseits ihre Stimmen erschallen. An der Spitze der Prozession, gleich hinter dem ersten Musikcorps, schreiten die Ehrenpferde des Kami, geführt von Stallburschen im alten Nationalkostüme. Hinter ihnen folgen die Großpriester, ihre Gehülfen und Diener, welche die heiligen Waffen alter Helden tragen. Fahnen und Trommeln machen die nächste Gruppe aus, hinter der Personen maskirt mit Tigerköpfen einherziehen. Den Beschluß bilden wieder Priester mit Kirchengeräthschaften. Wenn alle Stationen von der Prozession durchschritten sind, tritt sie in den geheiligten Raum ein und die Holzstöße verlöschen. Die Menge verläuft sich, und tiefe Nacht ruht wieder auf dem Wäldchen und seinen heilkräftigen Kräutern.

Am 24. Tage des 8. Monats (September — Oktober) lassen die Priester des Temmango-Tempels auf einem Büffelwagen das Bild ihres Gottes durch die Straßen ziehen. Die Beamten der Familien, welche die Bonzen dieses Tempels patronisiren, folgen dem zweirädrigen Karren, während ihre Diener die Schachteln und Behälter nachtragen, in denen die heiligen Geräthe des Tempels aufbewahrt werden. — Der Tohieisan, einer der großen Tempel des Sjogun, feiert seine jährliche Prozession am 12. Tage des 10. Monats (Dezember — Januar). Die Bonzen lesen dem Volke dann Bruchstücke aus den heiligen Büchern vor und geben ihm geweihten Thee zu trinken. Während der großen, nur alle zwei Jahre stattfindenden Prozession des Tempels Kanda-Miodjin, wird eine ganze Kavalkade historischer Personen vorgeführt, unter denen man auch den berühmten Taico (S. 8) entdeckt. Der Wagen des heiligen Miodjin wird von zwei Büffeln und einer großen Anzahl gläubiger Anhänger und Verehrer, die sich mit Strohseilen vorgespannt haben, durch die Straßen gezogen. Wenige Schritte hinter dem Wagen trägt man auf einer Plattform den scheußlichen Kolossalkopf des Ungeheuers, über welches der Heilige siegte.



Die guten Leute aus dem Volke zeigen einander die Hörner des Ungeheuers, den ſtacheligen Schnauzbart, die blutunterlaufenen Augen. Wie der Japaner ſelbſt dieſe Scene aus der Prozeſſion darſtellt, ergiebt ſich aus dem beigefügten Blatt eines japaniſchen Buches, das in Spieß' Reiſewerk mitgetheilt iſt. Um den Effekt bei der Prozeſſion recht grauſig zu machen, blaſen die Bonzen dazu auf Muſcheln und ſtoßen lautes Geheul aus. Hinter dem großen Kopfe trägt

man auch das Beil mit dem dieser von dem Heiligen abgeschlagen wurde. Unser Facsimile eines japanischen Bildes zeigt deutlich den riesigen Kopf und die erstaunten Zuschauer.

Alle diese eben angeführten Prozessionen verschwinden aber vor dem Glanze, den alljährlich die Priester des Sanno-Tempels entwickeln, der dem Andenken des Zin-mu (S. 3), des Stifters der Mikadodynastie, gewidmet ist. Es ist dieses das großartigste Matsuri in Jedo, das am 15. Tage des 6. Monats abgehalten wird. Den Zug eröffnet Tengu, der getreue Thürhüter und Götterbote. Mit seinem besten himmlischen Gewande geschmückt, entwickelt er auf seinem Rücken ein paar große regenbogenfarbige Flügel. Sein vergnügtes Gesicht, aus dem eine lange gurkenförmige Nase hervorwächst, stimmt das zuschauende Volk zu allgemeiner Heiterkeit, und die bösen Geister, die etwa der Prozession hinderlich sein könnten, müssen sich vor ihm verstecken. Wohl eine Million Zuschauer umdrängt an diesem feierlichen Tage den Zug, und durch sie alle hindurch schreitet zuerst der vergnügte Himmelsbote Tengu. In allen Straßen, welche die Prozession abschreitet, hat man Tribünen für die Frauen, Greise und Kinder erbaut. Jeder Platz muß bezahlt werden und für die Armen weist man besondere Schaustellen an; alle aber müssen sich während der Passage des Zugs vollkommen ruhig verhalten. Die wandernden Frucht-, Thee- und Sakihändler haben nur allein das Recht, hinter den aufgestellten Seilen umherzugehn, welche das übrige Publikum von der für die Prozession bestimmten Bahn absperrt.

Die Prozession des Sanno wird von Humbert „eine nationale Encyklopädie in Aktion" genannt, in deren Durcheinander sich historische Erinnerungen, mythologische Symbole, Traditionen und Volkssitten miteinander mischen. Im Uebrigen kann sich die Scenerie mit der größten Freiheit entwickeln. Auf den Herold Tengu folgt der Schutzpatron der heiligen Tänze, dessen Bild auf einem hohen Sitz thront und von festlich gekleideten Figuranten umgeben ist, deren Häupter mit Blumen geschmückt sind. Hinter ihm folgt der weiße Elefant. Das Thier ist nicht etwa lebend, sondern täuschend aus Pappe dargestellt; vier Männer, deren Füße aus den Beinen des Ungeheuers hervorschauen, tragen es. Die nächste Gruppe bilden tatarische Musikanten, die mit ihren Schalmeien, Flöten, Tamburinen, Cymbeln und Gongs einen Heidenlärm aufführen. Sie tragen lange Bärte, einen spitzen Hut mit Reiherfedern, einen langen, an der Taille eingeschnürten Rock, Stiefeln und Fahnen mit chinesischen Inschriften und dem Drachenbilde.

Weiter erblicken wir einen kolossalen Krebs, auf dem ein Kamipriester reitet und den Neger umtanzen. Bauern ziehen einen Wagen, auf dem ein Büffel, das nützlichste Hausthier unter einer Tanne ruht, neben ihm sitzt der Halbgott, der ihn nach Japan brachte. Sechs andre Karren führen uns in malerischer Weise die Produkte der so wichtigen Reiskultur und die dabei benutzten Instrumente vor. Umgeben von Kamipriestern, folgt der Wagen des Mikado und ein Karren mit dem heiligen Hahn. Alte Banner und Fahnen

werden von Beamten und Reitern getragen, die nach der Weise des Hofs von Kioto kostümirt sind. Nun erscheinen zwei greulich anzuschauende Ungeheuer. Sie haben das Gesicht eines Tigers und die Hörner des Stiers. Ihr Rücken erhebt sich noch über die gepanzerten Ritter, welche als ihre Begleitung dienen.

Der Höllenrichter. Nach Humbert.

Die Reisigen sind mit echten alten Waffenstücken, Lanzen, Hellebarden, Bogen, Panzern, Eisenschienen und Helmen gerüstet, die im Arsenal des Sanno-Tempels aufbewahrt werden. Nun nimmt die Prozession wieder einen kirchlichen Charakter an. Man erblickt Priester mit heiligen Fahnen, Kirchengeräthen und den Pasen des Sanctuarium; dann Laternenträger und hinter diesen die sieben

schönsten Damen aus dem Quartier Sin-Josiwara in ihren prächtigsten Staatsgewändern. Jede ist von ihrer Kammerzofe und einem Diener begleitet, der einen mächtigen Sonnenschirm über die Schöne hält. Das Haar derselben ist in drei Etagen übereinander aufgebaut und mit Kämmen, Stäbchen, Nadeln durchspickt, daß es mit einem Stachelschweine entfernte Aehnlichkeit zeigt. Die Figur ist kaum noch zu erkennen, so viel seidene Gewänder bauschen sich übereinander und auf denselben finden sich in herrlicher Stickerei Fische und Vögel in natürlicher Größe dargestellt. Die Damen sind stadtbekannt, jeder nennt sie im Vorübergehen bei Namen und wem sie etwa noch nicht bekannt wären, der kann ihren Namen auf den Kleidern lesen, auf denen er eingestickt ist. Da ist die „Dame mit dem Kriegsfächer", „die Dame mit dem Goldfisch", die Dame mit dem Todtenkopf, mit den Leuchtern, mit den Kranichen, mit den Sonnenblumen und noch anderen Namen, welche mitzutheilen uns hier zu weit führen würde. Obgleich ihr Ruf der unzweideutigste ist, so bringen doch Publikum wie Priester ihnen ihre Huldigungen dar, und dieses Benehmen wird uns nur dann erklärlich, wenn wir uns dessen erinnern, was bereits früher (S. 121) über die Theehäuser bemerkt wurde. Japans Ansichten über Sittlichkeit sind eben von den unsrigen grundverschieden und dafür wollen wir hier gleich noch einen weiteren Beweis beibringen. Jedes Jahr findet in dem berüchtigten Quartier Sin-Josiwara eine Art Markt statt, auf welchem die 5000 dort wohnenden privilegirten Mädchen in Parade aufmarschiren. Die Bonzen des großen in der Nähe gelegenen Kwannon-Tempels (S. 128) wissen sich dabei die Porträts der Königinnen dieses Festes zu verschaffen, um sie im Sanctuarium ihres Tempels aufzuhängen!

So vergeht das Leben der Japaner in Arbeit der ehrenhaftesten Art und in Vergnügungen, die ganz den Charakter des Volkes wiederspiegeln. Ueber das zukünftige Leben machen sie sich wenig Sorgen, und daß namentlich die gebildeten Stände nicht eigentlich religiös sind, haben wir bereits früher erwähnt. Eigenthümlich sind die Vorstellungen, welche die Japaner von der Unsterblichkeit haben und die mit dem Buddhismus in Zusammenhang stehen. Fragt man einen Bonzen, wohin die Seele des Menschen komme, so erhält man keine bestimmte Antwort, aber soviel ist ausgemacht, daß sie von den dienenden Geistern des Höllenrichters in Empfang genommen wird. Dort wird Gericht über sie gehalten und sie müssen zunächst, wie es unser Bild nach einem japanischen Originale zeigt, vor einem Spiegel niederknieen. Der bärtige Höllenrichter, welcher das Potokoll führt, macht ein grimmiges Gesicht dazu. Die Seelen, welchen Verbrechen zur Last fallen, müssen, je nach der Beschaffenheit derselben in einem oder in mehreren der konzentrischen Höllenkreise umherirren. Sobald sie hinlänglich vorbereitet sind, kommen sie der Reinigung halber in das Fegefeuer. Der Deckel des Eingangs zu demselben wird ihnen jedoch erst geöffnet, nachdem sie es so weit gebracht haben, daß sie nicht mehr rückfällig werden; dann können sie ihre Seelenpilgerung fortsetzen. Die Seelen arger Bösewichte hausen in Einöden, unter Getrümmer und Giftpflanzen und zwischen diesen treiben sich

grauenhafte Dämonen umher. Gewöhnlich sind dieses Stellen, wo einst ein blutgieriger Ritter oder Feudalherr seine Schandthaten verübte. Aber die Rache ließ nicht auf sich warten; er wurde ermordet und seine Burg ging in Flammen auf! Nun kommt er bei Nachtzeit und geht um; er wird gepeinigt durch das Andenken an die Abscheulichkeiten, welche er während der Zeit seines Lebens verübte, und arg gequält durch Höllengeister wie die Schlachtopfer, die er einst hinopferte. Man sieht hieraus den Unterschied zwischen unsern und den japanischen Anschauungen über das zukünftige Leben, wenn auch die Reinigung durch das Fegefeuer mit den Lehren des Katholizismus in mannichfacher Hinsicht übereinstimmt.

Neben den bereits erwähnten Kirchweihen oder den Matsuri bestehen jedoch in Japan noch verschiedene andere Feste, die wenngleich sie eigentlich religiösen Ursprungs sind, doch nicht wie die obengenannten von den Bonzen ausgehen. Wir erwähnten bereits früher (S. 106) des Laternenfestes und des Neujahrsfestes (S. 361). An sie schließen sich an das Flaggenfest, an welchem die Knaben zu Jünglingen erklärt und bunte Flaggen, Wappenschilder, Glocken an den Häusern aufgesteckt werden, und das Puppenfest (Sanguatz-San-nitsi-no matsuri). Dieses letztere Fest fällt stets auf den dritten Tag des dritten Monats. Es ist das Fest der weiblichen Jugend, die mit Früchten und Blumen dabei beschenkt wird.

Haben wir bei unsern Gängen durch die Stadt des Sjogun Vieles gefunden, was uns trotz der Eigenartigkeit an Europa und unsre Kultur erinnerte, so fehlen doch andererseits wichtige Elemente, die wir mit unserm staatlichen oder sozialen Leben unauflösbar verknüpft sehen. „In Jedo", sagt Kapitän Layrle, „herrscht ein gänzlicher Mangel an solchen Elementen, die man sonst überall findet, als da sind: Sinnbilder irgend einer hervorragenden Tugend oder Denkmäler irgend einer großen That; da giebt es weder Statuen noch Triumphbogen. China besitzt, ungeachtet seiner Bürgerkriege und der Verheerungen jeder Art, denen es ausgesetzt war, noch immer schöne Reliquien seiner Vergangenheit. Indien ist mit solchen Denkmälern übersäet. Japan allein besitzt deren keine — hat aber auch nicht gealtert. Während anderswo solche Wunderwerke der Architektur nur dazu dienen, den Kontrast einer großen Vergangenheit mit einer armseligen Gegenwart schärfer hervortreten zu lassen, deutet hier nichts an, daß eine Vergangenheit da war, daß die Zeit in ihrem unaufhaltsamen Laufe Ideen geändert oder Ruinen gesäet habe.

„In Japan scheint Alles von gestern zu sein — oder daß es dem Lande gelungen ist, sich auf der ebenen und ruhigen Bahn des praktischen Lebens zu erhalten, ohne im Geringsten davon abzuweichen. Alles ist hier einfach, von der Wohnung angefangen bis zur Bekleidung. Die Einbildungskraft ist nicht zu einer rastlosen Thätigkeit angespannt, um eine neue Unterhaltung zu erfinden, die morgen schon abgenutzt sein und einer andern ephemeren Zerstreuung den Platz einräumen würde. Die Japaner begnügen sich noch immer mit ihren ursprünglichen Theehäusern, mit dem bescheidenen hölzernen Tisch unter einem

Baume. Dort versammelt sich noch immer die Familie um sich zu erholen, Schatten und schöne Aussicht zu genießen.

„Seit Jahrhunderten gehen diese Dinge vor sich, ohne eine Aenderung zu erleiden. Der Luxus hat diesen ländlichen Geschmack nicht angefressen. Ueberall wo die Natur einen grünen Hügel angepflanzt, irgend ein großartiges Panorama aufgerollt, einen reizenden Durchblick eröffnet, eine weite Ansicht des Meereshorizontes entfaltet, den Spiegel eines ruhigen Sees oder die Perspektive eines laubbeschatteten Flusses angebracht hat, erhebt sich irgend ein Obdach, wohin sich die Familie flüchtet, um sich den Vergnügungen der Festtage hinzugeben. Als Hauptstadt, als großes industrielles Centrum bietet Jedo nichts Hervorragendes, nichts was in die Augen springt und die Aufmerksamkeit fesselt — es ist nur eine Anhäufung von Menschen auf einem sehr ausgedehnten Terrain, ein Handels- und Konsumtionsplatz, ein sehr interessanter Punkt für denjenigen, der das soziale Leben der Einheimischen studiren will. Statt hier Monumente oder Fabriken zu suchen, welche in unsern Ländern das Gepräge einer großen Stadt bilden, muß man sich begnügen die Reize der Landschaft und die Schönheiten der Aussicht zu bewundern."

Am häuslichen Herd.

Lonins im Hinterhalte lauernd. Nach Humbert.

Japan seit dem Abschluß der Verträge.

Abzug der Gesandten aus Jedo. — Ueberfall der englischen Gesandtschaft. — Japanische Gesandte in Europa. — Die Ermordung L. Richardson's. — Japanische und europäische Anschauung der Sache. — Bombardement von Kagosima. — Beschießung von Simonoseki. — Hinrichtungen. — Fechtschulen. — Reform des Heerwesens. — Die Soldaten. — Die Flotte. — Stotsbaschi Sjogun. — Prozessionen am Hofe des Mikado. — Ratifikation der Verträge durch Letzteren. — Der Bürgerkrieg von 1868 und Absetzung des Sjogun. — Der Handel Japans. — Aussichten für die Zukunft.

Nachdem auch Preußen einen Vertrag erlangt hatte, dessen Ratifikationsurkunden am 21. Januar 1864 erst ausgewechselt wurden, als sich die preußische Korvette „Gazelle" in den ostasiatischen Gewässern befand, folgten auch die Schweiz, Italien und Belgien mit dem Abschluß von Traktaten nach, sodaß die hauptsächlichsten Handelsvölker Europa's freien Zutritt im Sonnenaufgangs-

lande hatten, welches nun unter dem Einflusse der Europäer großartigen Umwälzungen entgegenging.

Bei der ganzen Kenntniß der eigentlichen innern Organisation des japanischen Staatslebens war es für die Europäer schwer, ein bestimmtes Urtheil darüber zu fällen, inwieweit die Regierung eine Mitschuld traf an den verschiedenen Verbrechen und Mordthaten, die auch seit dem Tode Heusken's sich fortwährend wiederholten. Die Regierung ließ es wenigstens nie an Erklärungen des tiefsten Bedauerns über das Vorgefallene fehlen und hielt äußerlich die freundschaftlichen Beziehungen zu den fremden Mächten aufrecht: Anderseits gab ihr Auftreten aber wieder die unzweideutigsten Beweise, daß es ihr entweder an Macht oder an Willen gebrach, die in Japan lebenden Fremden vor feigem Meuchelmord zu schützen. Das Bild des friedlichen, von glücklichen Menschen bewohnten Landes, wie es die ersten Besucher begeisterte, hatte düstre Farben angenommen.

Nach der Ermordung Heusken's (S. 365) trat an die Vertragsmächte die Frage heran, wie man sich den fortgesetzten Mordthaten gegenüber zu verhalten habe. Der englische und der französische Gesandte beschlossen, sich nach Yokohama zurückzuziehen, während der Vertreter Nordamerika's, den die Angelegenheit doch zunächst betraf, ruhig in Jedo blieb. Die beiden andern Gesandten aber kehrten erst, nachdem ihnen von Seiten der japanischen Regierung die bündigsten Zusagen und Entschuldigungen gemacht worden waren, wieder in die Hauptstadt zurück. Trotzdem konnte kein Gefühl der Sicherheit, weder bei den Gesandten noch bei den Kaufleuten in Yokohama aufkommen, und die gespannte Stellung, die der Mikado und Sjogun gegeneinander einnahmen, trug keineswegs dazu bei, die Gemüther zu beruhigen. Dazu gesellten sich Ministerwechsel, Selbstmorde, Empörungen einzelner Daimios — mit einem Worte, die ganze Lage war eine höchst unerquickliche.

Wie wenig aber alle Zusicherungen der japanischen Regierung betreffs der Sicherheit der Gesandten ernst genommen werden konnten, bewies wohl am besten der hinterlistige Ueberfall des Tempels, in dem Sir Rutherford Alcock, der englische Gesandte, wohnte, in der Nacht des 6. Juli 1861, also ein halbes Jahr nach Heusken's Ermordung. Trotzdem eine kaiserliche Wache von 150 Mann Tag und Nacht im Tempel aufgestellt war, drang in diese doch eine Bande von 17 Lonins ein und verwundete zwei Gesandtschaftssekretäre gefährlich. Erst auf den Lärm eilte die Wache herbei, es kam zum Gefechte und mehrere der frechen Eindringlinge kamen ums Leben. Hier handelte es sich, wie sich aus Schriftstücken, die man bei einem der Erschlagenen auffand, deutlich ergab, um ein förmliches, von der konservativen Partei angezetteltes Komplot, das mit der Ermordung des Gesandten endigen sollte. Um sich gegen weitere Ueberfälle zu schützen, ließ sich der englische Gesandte nun ein berittenes Corps europäischer Soldaten aus China schicken, die ihn fortwährend begleiteten und ihm gute Dienste leisteten. War er nun auch sicher, so wurde doch jetzt die amerikanische Gesandtschaft überfallen, und ehe noch für diese Fälle Genugthuung erlangt war, lag bereits wieder eine schreckliche Mordthat vor.

Ehe wir indessen zur Schilderung dieser neuen Mordthat übergehen, haben wir ein Ereigniß zu erwähnen, welches für Japan selbst von der höchsten Wichtigkeit war und abermals eine der Schranken durchbrach, welche das Land des Sonnenaufgangs von den abendländischen Völkern trennte. Es handelte sich um nichts Geringeres als um die erste Gesandtschaft nach Europa, welche dort womöglich eine Rücknahme der angebahnten Verträge oder wenigstens eine Hinausschiebung derselben erlangen sollte. Auf einer englischen Fregatte schiffte sich die aus 35 Personen bestehende Ambassade ein, welche nach und nach die Höfe zu London, Paris, Haag, Berlin und Petersburg besuchte. An der Spitze der Gesandtschaft stand ein außerordentlich schlauer und gewandter Diplomat, Tekenho-Utschi-Simodsuki-no-Kami, dem als zweiter Vertreter Mazdaira-Iwami-no-Kami beigegeben war, während Kiogok-Noto-no-Kami das Amt eines Kontroleurs gegenüber den beiden andern versah. Es ist bekannt, mit welcher Auszeichnung und zuvorkommenden Artigkeit diese japanischen Fürsten an allen Höfen aufgenommen wurden und welch großes Interesse die Erscheinung dieser Vertreter eines so fernen und fremdartigen Kulturvolkes in Europa erweckte. Ueberall fanden Truppenrevuen statt, sahen die Söhne des Sonnenaufganglandes ihnen ganz neue Bälle und hörten sie Opern, rauschende Musik, fuhren sie, die nur an Sänften gewöhnt waren, auf unsren Eisenbahnen, und schauten sie mit Staunen unsre wunderbaren Maschinen und industriellen Etablissements. Freilich ihren Hauptzweck erreichten die Herren mit den langen Namen, so gewandte Diplomaten sie auch waren, keineswegs, denn man hütete sich allerorten wohl, die einmal errungenen Vortheile aufzugeben, und gestattete blos, daß der Hafen Ohosaka einige Jahre später, als ausbedungen, eröffnet werden sollte. Noch während diese Gesandtschaft sich jedoch im Auslande befand und dort die Versicherungen des Friedens und der Freundschaft gegenüber den Vertragsmächten wiederholte, ereignete sich in Japan selbst ein Fall, der endlich zu einem energischen Einschreiten von Seiten Englands führte. Zum ersten Male zeigte man Ernst und machte man von den Waffen Gebrauch, erzielte man gegenüber der ausweichenden Haltung Japans Resultate. Es wird daher gerechtfertigt sein, wenn wir die an und für sich charakteristische That hier ausführlicher erzählen.

Am Sonntag, 14. September 1862, veranstalteten die Herren Lenor Richardson, Clarke und Marshall und Frau Borrodaile einen Ausflug nach Kawasaki, einem an der großen Landstraße gelegenen, drei Meilen von Yokohama entfernten Dorfe. Hinter Kanagawa, dem ersten größeren Flecken, der auf dem Wege nach Kawasaki liegt, begegneten die vier Spazierreiter einer großen Anzahl japanischer Soldaten, die ihnen in kleinen, 10 bis 80 Mann starken, zerstreuten Banden entgegenkamen. Sie ritten an 2- bis 3000 dieser Leute ungestört vorüber und befanden sich plötzlich an einer Stelle, wo der Weg auf beiden Seiten von Reisfeldern eingeengt wird, vor einem stattlichen, feierlichen Zuge. Wohlbewaffnete Männer marschirten auf beiden Seiten des Weges, und in der Mitte desselben wurde eine kolossale Sänfte, ein sogenannter No-

rimon getragen, dessen sich nur Fürsten und die höchsten Staatswürdenträger auf ihren Reisen bedienen dürfen.

Mazdaira-Iwami-no-Kami und Tekenho-Utschi-Simodsuki-no-Kami, japanische Gesandte.

Die Europäer reiten diesem Zuge ohne Furcht und Mißtrauen entgegen und lenken ihre Pferde seitwärts, um die Ordnung desselben nicht zu stören. Da tritt ihnen ein Japaner entgegen, stellt sich vor die Pferde des Herrn Richardson und der Frau Borrodaile und richtet einige Worte an sie, die von

lebhaften Gestikulationen begleitet sind. Richardson, der voran reitet, wendet sich an seinen Gefährten und fragt, was er thun solle, da man ihn verhindere, weiter zu reiten. „Kehren Sie um," ruft Marshall, der ein Unglück ahnt; „um des Himmels willen, vermeiden Sie jeden Streit."

Richardson und Frau Borrodaile, Beide vorzügliche Reiter, lenken mit der größten Vorsicht um, können es aber trotzdem nicht vermeiden, einige Unordnung in den Reihen der Japaner hervorzubringen. Da ertönt aus der Sänfte eine erzürnte Stimme, die Stimme des Fürsten Schimadsu, des Pflegevaters des Fürsten Satsuma. In demselben Augenblicke hat auch schon der Japaner, der zuerst die Pferde angehalten hatte, sein bauschiges, weitfaltiges Gewand, das ihm den Oberkörper bedeckt, abgeworfen, nackt bis an den Gürtel seinen Säbel gezogen und mit einem entsetzlichen Streiche Richardson, der ihm den Rücken kehrt, getroffen. Darauf stürzt er auf Frau Borrodaile los. Der erste Schlag, der ihr bestimmt ist, wird von Richardson abgefangen; ein zweiter Hieb schwirrt dicht über ihrem Kopfe vorbei und schneidet ein Stück von ihrem Hute ab. Alles dies ist das Werk weniger Augenblicke. Die Luft erbebt von wildem Geschrei, überall sieht man Waffen blitzen. „Flieht, flieht!" schreit Marshall und alle Vier eilen im Galopp davon. Einige Japaner, die ihnen den Weg versperren wollen, werden von den scheuen Pferden niedergerissen, aber die Reiter können nicht allen Hieben, die von beiden Seiten auf sie herabfallen, ausweichen. Richardson erhält viele, schwere Wunden, Marshall einen Stich in die Seite, dem Herrn Clarke wird der Arm zerschlagen, aber alle Vier können noch fliehen und entkommen der mörderischen Wuth ihrer Gegner.

Kiogok-Noto-no-Kami, Kontroleur.

Herr Marshall, der sein kaltes Blut vollkommen bewahrt hat, ruft der Frau Borrodaile, seiner Schwägerin, und Herrn Clarke zu, ihn nicht zu erwarten; darauf wendet er sich zu seinem Freunde Richardson, auf dessen Gesichte schon der Tod geschrieben steht, und erkundigt sich ängstlich nach seinem Befinden. „Mit mir ist es aus," sagt der Unglückliche, „sie haben mich getödtet." Er reitet noch einige Schritte weiter, dann fallen ihm die Zügel aus den verstümmelten Händen und er gleitet langsam und schwer zur Erde. Rettung ist nicht mehr möglich — Richardson haucht sein junges Leben aus zehn tödtlichen Wunden aus. Meuchlings von hinten angegriffen, in Stücken gehackt, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, sich zu vertheidigen, stirbt er, wie der arme Heusken, wie alle Diejenigen, die in den letzten vier Jahren von den Japanern ermordet worden waren.

Marshall sieht ein, daß ihm nichts zu thun übrig bleibe, als an seine eigene Rettung zu denken. Er ergreift die Zügel von Richardson's Pferde, giebt dem seinen die Sporen und gelangt bis nach Kanagawa. Dort verlassen ihn aber seine Kräfte, und nur mit großer Mühe erreicht er das amerikanische Konsulat, wo ihm bald aufmerksame Pflege zu Theil wird.

Indessen eilt Madame Borrodaile in wilder Flucht nach Yokohama. Dort erblickt sie Herr Gower, ein Mitglied der englischen Gesandtschaft. Er sieht sie bleich wie der Tod, verstört, erschrecklich, ihre Kleider in wilder Unordnung, mit Blut und Staub bedeckt und fragt bestürzt, was vorgefallen sei? Sie erzählt ihm in kurzen Worten, was sich ereignet hat, und verliert sodann das Bewußtsein. Herr Gower verbreitet die Schreckensbotschaft in ganz Yokohama. Die fremde Gemeinde erhebt sich wie Ein Mann, und kaum sind wenige Minuten verflossen, so ist auch schon die Straße nach Kanagawa mit mehr als hundert Reitern bedeckt, die den Leichnam des unglücklichen Lenox Richardson aufsuchen und womöglich seinen Tod rächen wollen. Duchesne de Bellecourt, der französische Minister, Howard Vyse, der englische Konsul, und Graeff van Polsbroeck, sein holländischer Amtsgenosse, reiten an ihrer Spitze, von einigen vierzig Soldaten, Wachen der englischen und französischen Legationen, begleitet. Sie gelangen an die Stelle, wo Richardson gefallen ist, aber sie finden dort nur noch eine Blutlache. Ein Kind, das befragt wird, führt sie zum Orte, wohin man den Leichnam geworfen hat. Da liegt er, unter einer alten Matte, entsetzlich verstümmelt. Man schafft ihn nach Yokohama und konstatirt dort in amtlicher Weise, daß Lenox Richardson, englischer Unterthan, im Konsular-Distrikte von Kanagawa, auf der großen Landstraße, die von Yokohama nach Kawasaki führt, von Japanern, die mit Lanzen und Säbeln bewaffnet waren und deren Namen noch nicht ermittelt werden konnten, ermordet worden ist."

Hierauf traten die Mitglieder der fremden Gemeinde zur Berathung der noch zu ergreifenden Maßregeln zusammen. Herr Duchesne de Bellecourt, der französische Minister, der Graf d'Harcourt, Kommandant des auf der Rhede von Yokohama liegenden Kriegsschiffes le Monge, der englische und holländische Konsul und mit ihnen die Mehrheit der Gemeinde-Mitglieder stimmen für ent-

schiedene Maßregeln; „die Mörder sind noch in der Nähe von Yokohama; man muß ihnen sofort nachsetzen, mit ihnen kämpfen, wenn es die Nothwendigkeit erheischt; auf jeden Fall das Verbrechen, das sie begangen, auf der Stelle bestrafen." Einige vorsichtige Stimmen machen sich vernehmbar, um die Schwierigkeiten auseinander zu setzen, auf die man stoßen würde, wollte man den vom Vertheidigungs-Komité gefaßten Beschluß ausführen, und rathen, die Angelegenheit vor die gesetzlichen Behörden zu bringen. Der Oberst Neale übernimmt die Verantwortlichkeit einer endgiltigen Entscheidung, indem er sich, in seiner Eigenschaft als englischer Bevollmächtigter, dem Entschlusse, die Mörder sofort zu verfolgen, formell widersetzt. Damit ist die ganze Angelegenheit vorläufig beseitigt, und die fremde Gemeinde von Yokohama mußte abwarten, was man in London darüber beschloß.

Die Art und Weise, in welcher die tragischen Ereignisse seitens der Fremden betrachtet wurden, ist einfach folgende:

Die Herren Richardson, Marshall, Clarke und Madame Borrodaile hatten das Recht, sich am 14. September 1862 auf der großen Straße aufzuhalten, die von Kanagawa nach Kawasaki führt; sie haben nichts gethan, was in den Augen europäischer Richter als mildernder Umstand für das gegen ihre Personen verübte Verbrechen angeführt werden könnte; die Mörder von Herrn Richardson und alle Diejenigen, welche versucht haben, die Herren Marshall und Clarke und Madame Borrodaile zu ermorden, verfallen demnach der Strafe, welche das Gesetz den Mördern und ihren Mitschuldigen vorbehält.

Dies ist die Beschlußnahme, die von jedem europäischen Gerichtshofe gefaßt werden würde; aber da es sich um Japan handelt, so verlangt die Gerechtigkeit, daß man die Anschauung der Japaner kennen lerne und berücksichtige. Thut man dies, so verschwindet das Verbrechen und Richardson ist nicht ermordet, sondern nur gebührlich bestraft worden.

Die Achtung vor dem Geburtsadel ist die Religion der Japaner. Diese Religion ist unduldsam und fanatisch und fordert ihre Märtyrer wie ihre Opfer. Die japanische Geschichte ist voll von Zügen, welche beweisen, daß jeder Samrai (Adelige) stets bereit sein muß, sein Leben aufzuopfern, wenn es sich darum handelt, Demjenigen den Tod zu geben, der seinen Oberlehnsherrn beleidigt hat.

Darum wird auch von der frühesten Jugend an der Adlige mit diesen Anschauungen vertraut gemacht und in der Handhabung der Waffen sorgfältig eingeübt. Mit ihren Waffen treiben die adligen Japaner überhaupt den allergrößten Luxus. Ihre Säbel zumal, deren Schärfe unvergleichlich ist, sind gewöhnlich mit den schönsten, in das Metall eingravirten Ornamenten verziert und herrlich ciselirt. Was aber namentlich den Werth dieser Waffen ausmacht, ist ihr Alter und ihre Berühmtheit. Jeder Säbel in den alten Familien der Daimios hat seine Geschichte, seine Tradition, deren Wichtigkeit sich nach der Menge Blut bemißt, welche mit demselben vergossen wurde. Ein neuer Säbel darf in den Händen dessen, der ihn gekauft, nicht lange unversucht bleiben.

Zeigt sich nicht bald Gelegenheit, den Säbel in Menschenblut zu tauchen, so werden wenigstens Thiere mit der Waffe abgeschlachtet, oder was noch besser, deren Schärfe und Tüchtigkeit von dem Henker, dem sie überliefert wird, an den zum Tode verurtheilten erprobt. Man kann sich vorstellen, welchen Abscheu die vornehmen Japaner vor den abendländischen Feuerwaffen haben, da ihnen der blanke Säbel Eins und Alles ist, ja als das Zeichen des wahren Adels gilt. Selbst wenn der Sohn eines Adligen noch so klein ist, daß man ihm ein geschliffenes Schwert nicht anvertrauen darf, so läßt man ihm doch ein Miniaturfäbelchen, das zu seiner Größe paßt, auf den Spaziergängen nachtragen, während er von seinem Hofmeister geführt wird. Oft übernimmt die ältere Schwester diesen Liebesdienst, wie unsere Abbildung zeigt, die nach einem japanischen Bilde gearbeitet ist und von Humbert mitgetheilt wird.

So wächst der Adlige in Vorurtheilen, aber auch vertraut mit den Waffen und dem Tode auf. Sein Leben gilt ihm wenig, wenn es darauf ankommt, sich für sein Land oder seinen Oberherrn zu opfern. Als charakteristisches Beispiel dafür möge folgendes dienen.

Ein hoher Staatswürdenträger beleidigt einen andern. Dieser zieht sich in seine Familie zurück und tödtet sich, indem er sich den Bauch aufschneidet. Seine Freunde und Diener, die Zeugen seiner ehrenhaften Selbstentleibung gewesen sind, beschließen, ihren Herrn zu rächen, und fünfunddreißig von ihnen, berühmt in der Geschichte von Japan, unternehmen es, diesen Beschluß auszuführen. Sie dringen bewaffnet in den Palast Desjenigen, der den Tod ihres Herrn verursacht hat, tödten dort Alles, was sich ihnen entgegenstellt, und bemächtigen sich der Person ihres Feindes, dem sie den Kopf abschlagen; sie tragen sodann diese blutige Trophäe nach dem Grabe ihres Freundes, ziehen sich auf kurze Zeit in ihre Familie zurück, um ihre Angelegenheiten zu ordnen, und vereinigen sich an einem festgestellten Tage wieder, um das blutige Werk zu vollenden, das sie unternommen haben. Sie lassen sich um das Grab des Gerächten auf die Kniee nieder, richten eine lange Rede an seine Manen, sagen ein kurzes Gebet und entleiben sich sodann. Dies ist die Geschichte der „Fünfunddreißig Lonin", die jedes Kind in Japan kennt und bewundert. Sie gehört der alten Heldenzeit an, aber auch die Sitten des heutigen Tages spiegeln sich treu und unverändert in ihr wieder.

Es wäre ein Leichtes, viele andere Züge aufzuführen, aber das eine Beispiel mag beweisen, daß in Japan eine Beleidigung etwas sehr Ernsthaftes und Folgenschweres ist. Daher kommt es auch, daß man in diesem Lande jeden Streit soviel als möglich vermeidet, und daß man in allen gesellschaftlichen Beziehungen eine vollkommene, man könnte beinahe sagen, übertriebene Höflichkeit beobachtet. Eine natürliche Folge dieser Sitten ist, daß eine Unhöflichkeit, gerade weil sie selten vorkommt, bereits als eine ernstliche Beleidigung betrachtet wird, und daß ein schlecht erzogener Mensch nicht nur eine unangenehme, sondern auch eine gefährliche, wenn nicht verbrecherische Persönlichkeit ist, weil der einfachste Verstoß gegen den Anstand mit Leichtigkeit Blutvergießen zur Folge haben kann.

Die japanische Etikette erheischt nun unter Anderem, daß die Straße, auf der ein Fürst oder einer seiner hohen Diener reist, frei gehalten werde. Damit dies geschehe, schickt man dem Zuge Ausrufer voraus, welche der Bevölkerung mit lauter Stimme das Herannahen eines der Herren des Landes ankündigen. Auf ihren Ruf: „Stanjero!“ zieht sich jeder Japaner ehrerbietig in sein Haus zurück, oder, wenn es ihm unmöglich ist, dies zu thun, wirft er sich auf die Kniee und erwartet in der demüthigsten Stellung, die Stirn im Staube, bis der Norimon (Sänfte) des Fürsten vorübergetragen ist. Der Gedanke, an einem Norimon mit erhobenem Haupte vorüberzugehen, würde einem Japaner ebenso unsinnig vorkommen, wie uns, in dem Empfangssaal einer Königin mit dem Hute auf dem Kopfe erscheinen zu wollen. Dazu nehme man noch, daß Fürst Schimadsu, welcher Richardson ermorden ließ, auf einer geheiligten Mission sich befand, indem er Aufträge beim Mikado auszuführen hatte und daß jede Begegnung mit einem Barbaren ihn „verunreinigte.“ — — Nach diesen kurzen Erläuterungen prüfe man nun von Neuem, was sich

Ein junger Adliger nebst Hofmeister, dem seine Schwester ein Säbelchen nachträgt. Nach Humbert.

am 14. September zwischen Kanagawa und Jedo ereignete. Ein hoher Würdenträger, ein naher Verwandter des Hauses Satsuma, welches den Ruf hat, das stolzeste japanische Fürstengeschlecht zu sein, begiebt sich in vollem Pomp von Jedo nach Kioto. Lange bevor man ihn sehen kann, weiß man schon, daß er sich nähert, und bereitet sich vor, ihn mit jenem ehrerbietigen Schweigen zu umringen, das stets in seiner Nähe herrschen soll. Der Norimon nähert sich langsam. Nichts, es sei denn ein Verbrechen, kann die Ruhe und Sicherheit des Mannes, der in ihm sitzt, stören. Plötzlich zeigt ihm ein Diener an, daß vier Leute zu Pferde ihm entgegenkommen.

„Man sage ihnen, daß sie sofort umkehren sollen".

Ein Soldat stellt sich vor Herrn Richardson und Madame Borrodaile und befiehlt ihnen, zurückzureiten. Richardson in Gesellschaft einer Dame kann nur friedfertige Absichten haben. Er zögert jedoch, einem Befehle sofortige Folge zu leisten, der ihm von einem Manne gegeben wird, dessen Autorität er nicht anerkennt. Er wendet sich zu Marshall und fragt, was er thun solle? „Gehorchen," räth ihm dieser an. Dies ist rasch gesagt, aber es bedarf einiger Minuten, um vier Pferde aufzuhalten und umzudrehen; übrigens ist es unmöglich, Letzteres zu thun, ohne die Ordnung des Zuges zu stören, und dies allein ist schon eine blutige Beleidigung. Ein Mitglied der Familie Satsuma kann dieselbe nicht ruhig ertragen, ohne dadurch entehrt zu werden. Der Prkng beugt sich aus der Sänfte und ruft seinen Leuten Etwas zu. Was er sagt, ist nicht von erheblicher Wichtigkeit; es genügt, daß seine Worte die waren: „Erlaubt nicht, daß man mich beleidige!" um damit das Todesurtheil der vier Fremden auszusprechen. Die Diener ziehen ihre Schwerter und werfen sich auf die Wehrlosen. Sie tödten Einen von ihnen und verwunden zwei Andere. Wenn sie Etwas bei diesem Vorfall bereuen, so ist es nur der Umstand, daß sie nicht die vier Fremden so bestrafen können, wie sie es verdient hätten. Das Loos desjenigen Fremden, der sein Leben auf der Straße aushaucht und dessen Leichnam man noch verstümmelt, wird aber wol genügen, um allen Barbaren zu lehren, daß man sich nicht ungestraft an der Würde eines japanischen Fürsten vergreifen darf; er will es nicht leiden und hat Mittel und Wege, sich Genugthuung zu verschaffen. Jedermann, Fremdling oder Japaner, der sich am 14. September auf dem Wege zwischen Kanagawa und Kawasaki befunden und sich dort benommen hätte, wie dies die vier Engländer gethan haben, würde von dem Gefolge des Fürsten von Satsuma behandelt worden sein, wie die Herren Richardson, Marshall, Clarke und Madame Borrodaile behandelt worden sind.

Dies ist die japanische, keineswegs aber unsere Anschauung von dem Tode des Herrn Richardson. Wir gehören der weißen Rasse an, haben die Vorurtheile unseres Volkes und brauchen dazu nicht die eines andern zu fügen. Sollte eine derartige Weigerung den Tod eines der Unseren nach sich ziehen, so würden wir das Recht haben, die Bestrafung seiner Mörder zu verlangen.

Zufolge der mit Japan abgeschlossenen Verträge war Herr Richardson berechtigt, sich am 14. September auf dem Wege nach Kanagawa aufzuhalten;

er war berechtigt, dort so zu handeln, wie er gehandelt; er hatte sich überhaupt Nichts zu Schulden kommen lassen, was, den Verträgen gemäß, irgendwie strafbar sei, ist aber dessenungeachtet getödtet und folglich ermordet, nicht bestraft worden.

Selbst in der Voraussetzung, daß Herr Richardson ein Verbrechen begangen hätte, würde sein Tod noch immerhin ein ungesetzlicher und nicht zu rechtfertigender bleiben. Der zwischen England und Japan abgeschlossene Vertrag läßt keinen Zweifel darüber, denn er sagt ausdrücklich in §. 5: „Britische Unterthanen, welche sich eines Verbrechens gegen Japaner schuldig machen, sollen vor ein britisches Gericht gestellt und von diesem nach britischem Gesetze verurtheilt werden." Die Rechtsfrage bietet also gar keine Schwierigkeiten dar, denn es ist klar, daß ein Verbrechen verübt worden ist, und daß ein englischer Unterthan als Opfer desselben gefallen ist. Es handelt sich demnach nur darum, zu ermitteln, auf welche Weise das Gesetz in Kraft treten kann, um die Schuldigen zu bestrafen.

Wollten wir uns von den Verträgen leiten lassen, so würde auch dieser Punkt keine großen Schwierigkeiten darbieten. Wir lesen nämlich in dem bereits angeführten §. 5, „daß jeder Japaner, der sich eines Verbrechens gegen einen britischen Unterthan schuldig macht, von der japanischen Obrigkeit verhaftet, verurtheilt und bestraft werden soll."

Erst im März 1863 langten beim englischen Gesandten in Yokohama die Befehle an, wie er sich in den letzten Fällen gegenüber der japanischen Regierung verhalten solle. Earl Russell, Englands Minister, verlangte 700,000 Thaler Schadenersatz und eine Abbitte seitens der Regierung des Sjogun — Beides wurde gewährt zur Begleichung des Ueberfalls der Gesandtschaft. Was jedoch die Ermordung Lenox Richardson's anging, so hatte man hier mit dem Fürsten Satsuma zu thun und dieser, der erste Adlige des Landes, war keineswegs gewillt, so ohne Weiteres sich den Forderungen Englands zu fügen. Man verlangte von ihm auch in der That Unausführbares: nämlich die Hinrichtung seines eigenen Pflegevaters und die Bezahlung von 170,000 Thalern zu Gunsten der Erben Richardson's. Gestützt auf ein Heer von mindestens 60,000 Mann erwartete Satsuma die Engländer lieber in seiner, auf der Insel Kiusiu liegenden Hauptstadt Kagosima, welche eine halbe Million Einwohner zählt und außerordentlich stark befestigt ist. Die englische Flotte unter Admiral Kuper erschien auch wirklich im August 1863 vor Kagosima, welches bombardirt wurde, mußte sich jedoch, wegen eines eintretenden Teifuns, welcher die Schiffe leicht zum Stranden gebracht haben würde, bald wieder zurückziehn, ohne etwas erreicht zu haben. Die Satsumaer schossen vortrefflich aus ihren gezogenen Kanonen, sodaß die Engländer viele Todte und Verwundete aufzuweisen hatten. Die Hinrichtung des Fürsten Schimadsu unterblieb natürlich, Satsuma aber, dem es auf eine so unbedeutende Geldsumme, wie 170,000 Thaler nicht ankam, zahlte dieselbe später, indem er sich höchst wegwerfend über die europäische Manier äußerte, welche Menschenblut mit Geld bezahlt machen läßt.

Gleichzeitig machte aber auch ein andrer Daimio von bedeutendem Ansehen, der Fürst von Nagato, den Europäern zu schaffen, und auch gegen diesen kam es zum Blutvergießen. Nagato's Hauptstadt Simonoseki liegt an der Straße van der Capellen, welche zwischen den Inseln Kiusiu und Nippon in die sogenannte japanische Binnensee führt, deren Befahrung durch europäische Schiffe ein streitiger Punkt zwischen der japanischen Regierung und den Vertragsmächten war. Aus diesem Grunde waren französische, amerikanische und holländische Schiffe, die Simonoseki passirten, von den dortigen Batterien beschossen und arg zugerichtet worden. Als nun die holländische Fregatte Medusa dort einen förmlichen Kampf bestanden und 4 Todte, sowie zahlreiche Verwundete durch den hinterlistigen Ueberfall verloren hatte, nahm auch die Geduld gegen den Fürsten Nagato ein Ende. Ein vereinigtes, aus englischen, holländischen, französischen und amerikanischen Schiffen bestehendes Geschwader, unter Befehl des englischen Admirals Kuper, bombardirte im September 1864 Simonoseki, setzte Landungstruppen aus, welche die Batterien erstürmten, und eroberte sämmtliche Geschütze Nagato's, der noch mehrere Millionen Thaler Kriegsentschädigung zahlen und die Straße van der Capellen für alle Zeiten der freien Schiffahrt eröffnen mußte. Weitere Schritte gegen den Fürsten von Nagato behielt sich der Sjogun selbst vor.

Das kraftvolle Auftreten der Fremden hatte seine günstigen Folgen, insofern wenigstens die Regierung in Jedo, wenn Mordthaten — die nun einmal nicht zu umgehen schienen — oder andre Verbrechen gegen die Europäer vorfielen, jetzt die Uebelthäter ergreifen und bestrafen ließ. Wie die bestraften Japaner in dieser Hinsicht dachten, mag man aus folgender Geschichte ersehen, die uns der französische Fregattenkapitän Layrle mittheilt: . .

Im Jahre 1865 gaben die Japaner den Europäern das schreckliche Schauspiel eines Hinrichtungszuges. Ein gewisser Semidsche, welcher zwei englische Offiziere ermordet hatte, wurde auf einem Pferde knieend und festgebunden einen ganzen Tag lang in dem europäischen Theile Yokohama's umhergeführt. Er war von einer Eskorte Infanterie umgeben und ritt zwischen zwei Gerichtsdienern, welche Plakate trugen, auf welchen seine Verbrechen und seine Strafe verkündigt waren. Der Delinquent, ein schöner Mann von kräftiger Gestalt, aber sichtlich geschwächt von den Qualen der Tortur und des Gefängnisses, ließ über die Menge, welche am Wege stand, einen stolzen verachtungsvollen Blick schweifen; er stellte thatsächlich jenen Typus des Muthes und der Sorglosigkeit dar, welchen wir uns bei den Orientalen vorstellen. Uebrigens starb dieser Mann für sein Vaterland, er war ein Märtyrer, an dem Tode zweier Fremden betheiligt! Bis zum letzten Augenblicke bewahrte er dieselbe Ruhe, ließ beim Anblicke der Europäer einige verächtliche Worte fallen, aß an den Haltepunkten mit gutem Appetite und schritt im Hofe des Gefängnisses mit festen Schritten auf den Henker zu, der ihn erwartete. Man wollte ihm die Augen verbinden; er ließ es nicht zu und sprach: „Ich will diesen Fremden zeigen, wie ein Japaner zu sterben weiß." Er hielt noch eine kurze Rede, in welcher er den Tag

verfluchte, an welchem ein Patriot ums Leben gebracht wurde, weil er die Gesetze seines Vaterlandes erfüllt hatte, und prophezeite den Japanern Unheil ohne Ende, weil sie die Zulassung der Fremden geduldet haben. Der Henker, ein Greis mit gutmüthigem Gesichte, hatte nichts von dem energischen und schauerlichen Aussehen eines Scharfrichters an sich. Vielleicht war er der erste beste Henker, den man aufgegabelt hatte, denn in Japan muß jeder sein Schwert handhaben können.

Japanischer Fechtmeister. Nach Humbert.

„Mit einem Schlage!" rief der Delinquent beinahe herausfordernd dem ruhigen Amtshandler zu, nachdem er selbst vor einem in die Erde gegrabenen Loche niedergekniet war — und während die Zuschauer noch nicht von einer unwillkürlichen Bewegung zurückgekommen waren, welche der Knall der englischen Kanone hervorgebracht hatte, die das Signal zur Exekution gab, war der greise Scharfrichter schon bemüht, sein Schwert wieder emporzuziehen, welches, von zwei kräftigen Händen geführt, tief in den Boden gedrungen war, nachdem

es das Urtheil vollstreckt hatte. Die Köpfe der Hingerichteten werden einige Tage lang als Warnungszeichen den Blicken des Volks ausgesetzt.

Aus allen hier mitgetheilten Thatsachen geht zur Genüge hervor, daß die Japaner militärisch genommen keineswegs zu verachtende Gegner sind und daß sie in kriegerischer Beziehung in der letzten Zeit große Fortschritte gemacht haben. In der That sind sie wol von allen unabhängigen asiatischen Nationen dasjenige Volk, welches am ersten den geordneten Heeren und Flotten der Europäer Widerstand zu leisten vermöchte.

Würde ein Krieg zwischen Japan und nur einer der jetzt hier zugelassenen Nationen unvermeidlich, dann wäre damit wol das Signal zur Vertreibung aller Fremden gegeben; jeder Verkehr, jede Berührung müßte sofort stocken und das ganze Volk würde einmüthig als Ganzes ruhig dem Gebote seiner Regierung gehorchen, würde in dem von oben herab bezeichneten Feinde auch seinen Feind erblicken, ihn bekämpfen, ihm schaden, wo es kann. Denn so freundlich und gutmüthig die Masse des Volkes den Fremden gegenüber sich auch bis jetzt verhalten hat, so wenig würde es sich bedenken, Leben und Gut zur Vernichtung der feindlichen Macht aufs Spiel zu setzen.

Während in China die Zerfahrenheit und die Morschheit des ganzen Regimes den Fremden den Sieg in allen Kämpfen leicht gemacht hat, würden hier der einheitliche Wille in der Regierung, die unbedingte Unterwerfung unter das Gesetz und die noch lebende Abneigung der einflußreichen und mächtigen Klassen gegen die fremden Eindringlinge ebenso viel feste Dämme bilden, die einer kriegführenden Nation das Vordringen in Japan und einen siegreichen Erfolg unendlich erschweren müßten, wie überlegen auch die europäische Kriegskunst der Taktik und den Waffen der Japaner noch sein mag.

Ein energisches, opferfähiges, zähes und nicht unvorbereitetes Volk, wie die Bewohner Japans, würde einer europäischen Invasion ernsthaften, ausdauernden Widerstand leisten; daß man auch an die Möglichkeit solcher Ereignisse denkt, dafür zeugen die Schießübungen in den verschiedenen Forts, die den Städten zum Schutze dienen sollen, und auch auf den Fechtböden hat man oft beobachten können, wie die schwerttragenden Männer in Kraft und Gewandtheit sich eifrig messen.

Im adligen Quartiere Jedo's bestehen mehrere solcher Reit- und Fechtschulen, welche sehr stark besucht werden. Dorthin sieht man den Fechtmeister von seinen Dienern und Schülern begleitet ziehen, um der edlen Gymnastik obzuliegen. Lanzen und hölzerne Säbel, Fechthandschuhe, Gesichtsmasken, Rappiere und Florette sind dort gang und gäbe, genau so wie auf den Fechtböden Europa's. Selbst die japanischen Damen fechten. Ihre Waffe ist eine Lanze mit zurückgekrümmtem Eisen, ähnlich den polnischen Sensen. Sie halten es stets mit der Spitze nach der Erde zu, nähern sich damit einander nach bestimmten Regeln, wehren die Eindringende ab und bewegen sich dabei so graziös, daß das Ganze Stoff zu einem hübschen Ballete gäbe. Man erzählt auch, daß die japanischen Damen sich eines gekrümmten Messers bedienen,

welches an einer Seidenschnur befestigt, nach der Gegnerin geworfen und wieder zurückgezogen wird. Richtig ist, daß auch die Männer das Messerwerfen vortrefflich verstehen.

Zu den alterthümlichen Fechtweisen des Japaners gesellen sich nun die modernen europäischen Waffen, die schleunig Eingang gefunden haben und naturgemäß eine Reform des ganzen Heerwesens bedingen mußten, die in der That auch in der letzten Zeit durchgeführt wurde. Die japanische Heerverfassung ist über 200 Jahre alt und führt uns zurück in die Zeiten unsres Mittelalters, als die Feudalherren dem Kaiser noch Heeresfolge leisten mußten. Der Sjogun ist als Krongeneral und Generalissimus Oberhaupt aller Streitkräfte des Reiches, welche er je nach Bedarf aufruft und unter ihren Anführern ins Feld rücken läßt. Den Stamm des Heeres bildet der kaiserliche Adel oder die Hattamottos, welche in Jedo ihre Sitze haben und die Barone und Ritter unsrer alten Zeit vertreten. Haben sie keine Kriegsdienste zu leisten, dann verwendet man sie im Nutzen des Staates als Gouverneure, Steuereinnehmer u. s. w. Ihre Verpflichtung in Jedo zu leben, schreibt sich aus der Zeit Taico's her. Dieser tüchtige Kaiser wollte stets den Adel unter Aufsicht haben und erreichte seinen Zweck Anfangs auch vollkommen; später aber wurde der Adel und sein Herr durch das weichliche Leben in Jedo demoralisirt, bis die allerneueste Zeit wieder einen Umschwung hervorbrachte.

Ein alter japanischer Anführer. Nach Siebold.

Was die Daimios betrifft, deren Stellung gleichfalls durch Taico (s. S. 8) geregelt wurde, so waren auch diese verpflichtet je nach der Größe ihrer Besitzungen Truppen zu stellen; diese Kontingente beliefen sich bei einigen auf 30 oder 40,000 Mann. Wie der Fürst Satsuma oder der Daimio von Nagato

von ihren Soldaten Gebrauch zu machen wissen, haben wir weiter oben gesehen. Noch immer erscheinen viele japanische Krieger in der alten Tracht, sowie sie das beistehende Bild nach von Siebold uns zeigt. Aber diese unpraktische weite Gewandung, der cylinderförmige Hut, der Brustpanzer, sie weichen jetzt mehr und mehr europäischen Einflüssen, die binnen Kurzem bei der Organisation der japanischen Armee die einzigen maßgebenden sein dürften.

Alter japanischer Bogenschütz.

Die gemeinen Soldaten des Sjogun sind Leute aus den Gebirgen von Akoni, die nach zwei- bis dreijähriger Dienstzeit wieder in ihre Heimat zurückkehren. Ihre Uniform aus blauem Baumwollstoff mit weißen Litzen besetzt, erinnert im Schnitt ganz an die bekannte Kleidung der freiwilligen Garibaldianer. Statt der Stiefel tragen sie Ledersandalen, den Leib gürtet ein Lederband, in welchem der große Säbel mit lackirter Scheide steckt. Patrontasche und Bajonnet hängen an der rechten Seite; der kleine, an den Schläfen niedergeschlagene Hut aus lackirter Pappe wird nur bei Paradeübungen getragen; sonst zeigt diese Truppe den bekannten geschorenen Schädel.

Die Gewehre der japanischen Armee sind sämmtlich mit Perkussionsschlössern versehen, weichen jedoch, je nach ihrer Bezugsquelle, sehr im Kaliber voneinander ab. Der Schweizer Gesandte Humbert sah in Jedo einheimische japanische Musketen, die nach einem holländischen Modell gearbeitet waren; amerikanische Gewehre und Minié-Büchsen, deren Handhabung im Kasernenhofe den Truppen von einem jungen Offiziere gelehrt wurde. Dieser kommandirte in holländischer Sprache mit solcher Würde und Grazie, daß man eher einen Tanzmeister als einen Kriegsknecht vor sich zu sehen glaubte. Humbert lud ihn ein sich bei ihm die Schweizer Stutzen anzuschauen, was der Japaner freundlich annahm, dabei jedoch bemerkend, daß man sich für Hinterlader entscheiden müsse, als die beste Waffe, welche die Neuzeit hervorgebracht habe. Sie hatten nämlich kurz vorher die Zündnadelgewehre an Bord der preußischen

Korvette Gazelle bewundert und deren großen Vorzug eingesehen. Schon als die preußische Expedition unter dem Grafen Eulenburg nach Jedo gekommen war, hatten die Japaner sich alle Mühe gegeben, ein Zündnadelgewehr als Modell zu erhalten, jedoch vergeblich.

Abgesehen aber von dem Streben nach Fortschritt in der Bewaffnung haben die Japaner sich noch keineswegs ganz von den mittelalterlichen Rüststücken losmachen können. Helm, Kettenpanzer, Hellebarden, Armschienen spielen bei Manövern so gut wie der zweihändige Flamberg noch eine große Rolle. Bogenschützen flankiren die nach europäischer Art ausgerüsteten Infanterieregimenter, und Ritter, die unsern Kreuzfahrern gleichen, erscheinen als Deckung des Artillerietrains!

Moderner japanischer Soldat des Sjogun. Nach Humbert.

Schon die letzten Sjogune hatten die vorzüglichsten ihrer jungen Offiziere nach Nagasaki gesandt, wo sie in der Handhabung der Feuerwaffen unterrichtet wurden und zwar von Holländern, um bei ihrer Rückkehr, in die Kasernen der Hauptstadt vertheilt, als Lehrer der alten Truppen dienen zu können. Die Einführung der europäischen Flinte in die japanische Armee, gegenüber den alten nationalen Waffen, war aber wieder ein tiefer Stoß in die alten Zustände, ein neuer Sieg der Europäer.

Auch eine Flotte besitzt Japan bereits und diese wird nur von Japanesen bedient. Den Grund zu derselben legte die holländische Regierung, indem sie dem Sjogun einen Kriegsdampfer schenkte. Bald verehrten die Engländer diesem auch eine Dampfjacht und nun ließen die Japaner in England, Holland und Amerika Kriegsschiffe bauen, auch kauften sie mehrere alte Dampfer in den chinesischen Häfen, die sich jedoch später als untüchtig erwiesen. Selbst die

Maschinen auf den Kriegsschiffen werden von Japanern besorgt, die sich auch als ganz vorzügliche Matrosen und Kapitäne bewährt haben. Wie lange noch wird es dauern und Japans weiße Flagge mit der rothen Kugel wird in den europäischen Häfen gesehen werden?

Nach der Züchtigung des Fürsten Nagato erlangten die Vertragsmächte naturgemäß ein bedeutendes Ansehn, und sie beschlossen den Eindruck, welchen sie durch ihr energisches Vorgehen erzielt hatten, auch gehörig auszunutzen. Nun war es allmälig klar geworden, daß der Geist des Widerspruches nicht auf dem gewöhnlichen Wege zu bannen sei. Man sah ein, daß der Grund zu der Abneigung, welche sich gegen die redliche Erfüllung der Verträge sträubte, tiefer liege, und beschloß, diesen Grund hinwegzuräumen. Man fragte sich, wo denn eigentlich die japanische Obrigkeit zu suchen sei. Die Antwort war keine leichte, da man keineswegs das Verhältniß, in dem Sjogun und Mikado zueinander standen, zu übersehen vermochte. Ganz gewiß erschien aber jetzt, daß die von den Japanern anerkannte obrigkeitliche Gewalt nicht ausschließlich im Besitze des Hofes von Jedo war, mit dem man doch die Verträge abgeschlossen hatte. Um ganz sicher zu gehen, entschieden sich die Gesandten einstimmig, auch *von dem Mikado die Ratifikation der Verträge zu verlangen*. Und hiermit betraten sie den einzig richtigen Weg.

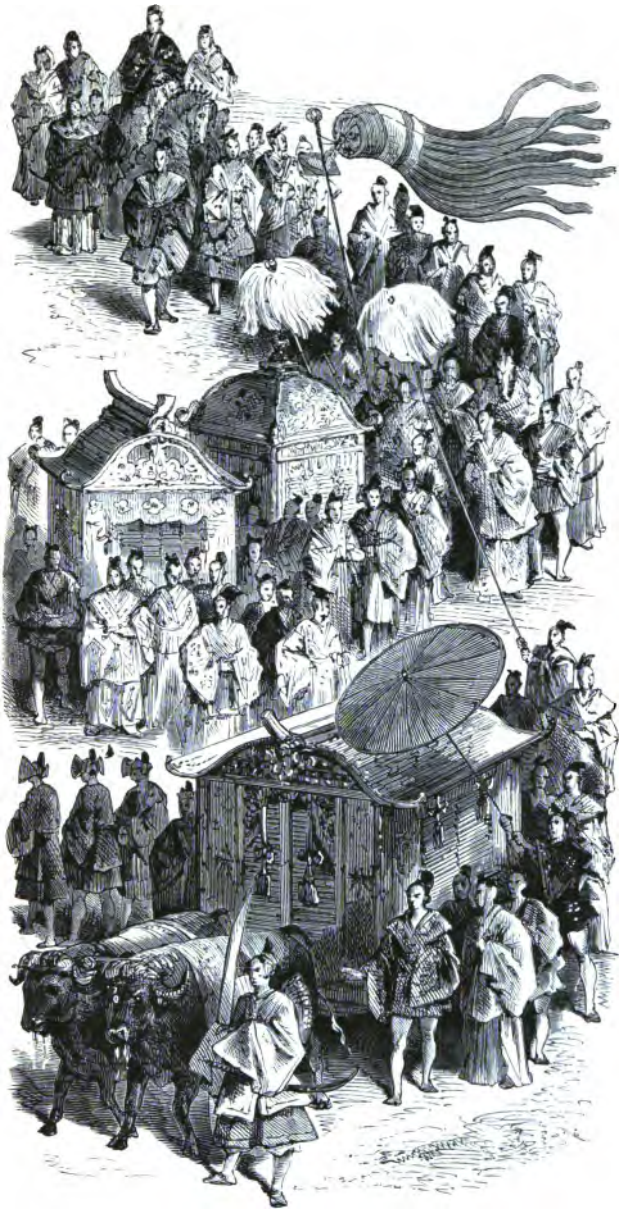
Welche inneren Umwälzungen damals in Japan vor sich gingen, wie der Sjogun sich gegenüber dem Mikado stellte, darüber besitzen wir nur sehr unzuverlässige und zum Theil widersprechende Nachrichten. Die Städte Jedo und Ohosaka befanden sich in einer Aufregung, die an Revolution grenzte, und die verschiedenen politischen Parteien platzten aufeinander, ohne daß die Europäer eigentlich recht ergründen konnten, warum es sich handle. Die fremden Gesandten beschlossen sich diese Verwirrung zu Nutze zu machen und von Ohosaka direkt nach Kioto zum Mikado zu gehen, um mit diesem selbst zu unterhandeln. Doch unterließen sie auf dringendes Bitten des Sjogun diesen Schritt, da dieser versprach, selbst bei Sr. Heiligkeit die Bestätigung der Verträge durchzusetzen, und in der That begab sich der Sjogun auch, um dieses auszuführen, nach Kioto. Bald darauf aber ereilte ihn der Tod und die geschäftige Fama war bereit, wieder von Gift und Dolch zu reden, denn Minamoto Je-motsi war seit Abschluß des Vertrages mit Perry der dritte Sjogun, welcher binnen zwölf Jahren starb, ganz abgesehen von dem ermordeten Regenten Ikamon-no-Kami. Als neuer Sjogun bestieg Fürst *Stotsbaschi*, ein Sohn des oft erwähnten Fürsten Mito, den Thron zu Jedo in einer Zeit, wo die wichtigsten Fragen die Grundfesten des Reiches aufrüttelten. Das Nächste was er, Ende 1866, zu thun beschloß, war ein Zug nach Kioto zum Mikado, um diesen zur Ratifikation der Verträge zu veranlassen.

Während Stotsbaschi mit einem großen Heere in Kioto anlangte, entfaltete dort auch der Mikado, der sich seiner alten Macht wieder bewußt wurde und von den mächtigsten Daimios Unterstützung erhielt, ganz die alte Pracht, die

früher an seinem Hofe geherrscht und von der wir bereits zu reden Gelegenheit hatten (S. 154). Am Tage der Audienz des Sjogun hielten die Dairi mit ihrem Gefolge einen großartigen Umzug, in dem das japanische Gepränge zur höchsten Entfaltung kam. An der Spitze der Prozession wurden die Zeichen der Macht des heiligen Mikado getragen, nämlich der Spiegel der Isanami, jener Göttin (S. 3), welche die Sonne schuf und als Urmutter aller Mikados bis zum heutigen Tage angesehen wird; die ruhmbedeckten Fahnen, deren lange Wimpel schon unter Zin-Mu, dem Stifter des Reiches, im Winde flatterten; das flammende Schwert des Heros von Jamato, welcher in uralten Tagen der achtköpfigen Hydra, der einst Jungfrauen aus fürstlichem Geblüte geopfert wurden, den Kopf abschlug. Dazu gesellte man das Siegel, welches den ältesten Reichsgesetzen zur Bestätigung aufgedrückt wurde, und den Fächer aus Cedernholz, der einer Latte gleicht und nun seit mehr als 2000 Jahren in den Händen aller Mikados gewesen ist. Auch sah man im Zuge die Wappenbanner aller in alte Zeiten hinaufreichenden Fürstengeschlechter. In den Augen dieser kann der Sjogun nur als Emporkömmling gelten, der von Rechtswegen nur neben den Daimios stehen dürfte. Daher auch die Opposition der letzteren gegen ihn. In dem pomphaften Aufzuge des Mikado waren die Priester aller Religionen und Sekten vertreten, welche die geistliche Oberherrschaft des japanischen Papstes anerkennen. Die hohen Würdenträger des altvolksthümlichen Kultus der Kamis unterscheiden sich in ihrer Tracht kaum von den hohen Hofbeamten. Die buddhistischen Bonzen und Mönche bildeten im Zuge dagegen unabsehbare Reihen ernst hinwandelnder Menschen, deren Haupt eine Tonsur hatte oder völlig glatt geschoren war. Viele trugen den Kopf unbedeckt, andre hatten seltsam gestaltete Mützen, oder eine Mitra, oder breite Hüte. Manche hielten in der rechten Hand einen Krummstab, andre einen Rosenkranz und wieder andre große Fliegenwedel, eine Seemuschel oder einen mit Papierstreifen versehenen Weihwedel — alles Attribute, die wir auch in der römischen Kirche wiederfinden. Hinter dem langen Zuge der Geistlichkeit schritt das Hofgesinde des Mikado einher. Die Leibwächter hatten es ganz besonders auf Glanz und Zierlichkeit abgesehen. Hellebarden und Kettenpanzer haben sie nicht, denn diese gebühren nur den Kriegern des Sjogun. Dagegen tragen sie einen lackirten Hut, an dessen beiden Seiten sich eine fächerartige Rosette befindet, und eine kostbare Jacke. Von den Füßen sieht man nichts, weil sie von den übermäßig weiten Beinkleidern verdeckt werden. Bewaffnet sind sie mit einem krummen Säbel, mit Bogen, Köcher und Pfeil. Ein kleiner Theil der Leibwache ist beritten. Auch die Gallawagen des Mikado fehlten im Zuge nicht. Es sind schwere Karren, plump aus kostbarem Holze gebaut und mit verschiedenen Lackfarben bemalt; jeder wurde von zwei schwarzen Büffeln gezogen und von Pagen begleitet, welche feine weißseidene Gewänder trugen. Die Kaiserin und die zwölf übrigen legitimen Frauen des Mikado sind hinter Gitterwerk verborgen, durch dessen Oeffnungen sie Alles bemerken können, was vorgeht. Seine Nebenfrauen und die fünfzig Ehrendamen der Kaiserin werden in Norimons, d. h.

Sänften, getragen. Der Mikado verläßt seine Behausung nie anders als im kaiserlichen Tragsessel, der von fünfzig weißgekleideten Knappen fortbewegt wird. Er ist nach dem Muster der Mikosis gebaut, jener alten Heiligenschreine, in welchen die Reliquien der alten Kamis aufgestellt werden, und sieht etwa aus, wie ein Gartenpavillon mit Kuppel, die nach außen hin geschweift ist. Oben befindet sich eine Kugel und auf dieser ein Hahn mit ausgebreiteten Flügeln und Schweif. Dieser stellt den mythischen Vogel vor, welcher in China und Japan als Fo bezeichnet wird. Der von Gold starrende tragbare Pavillon ist so luftdicht verschlossen, daß man kaum begreift, wie ein Mensch darin auszuharren vermag. Zu beiden Seiten desselben schreiten die Hausdienerinnen des Mikado einher, denn nur

Feierliche Prozession des Mikado zu Kioto. Nach Humbert.



Feierliche Prozession des Mikado zu Kioto. Nach Humbert.

sie haben das Vorrecht, sich unmittelbar seiner Person zu nahen. Für das Volk und selbst für den Hof war seit Jahrhunderten der Mikado eigentlich nur eine Art von unsichtbarer Gottheit, die stumm und unzugänglich erschien. Diese Rolle behauptete der heilige Herr bis in die letzten Jahre — jetzt aber war er genöthigt, dem Drange der mächtig auf ihn einstürmenden neuen Zeit zu weichen und erst dem Sjogun, später auch den fremden Gesandten Audienz zu ertheilen, ja mit ihnen zu sprechen und zu unterhandeln.

Nachdem die großartige Prozession, von welcher die beigefügten nach japanischen Bildern gefertigten und von Humbert mitgetheilten Abbildungen den besten Begriff geben, ihren Umgang gehalten, zogen sich die Frauen in ihre Gemächer zurück. Die Abge-

ordneten der Bonzen und Mönchsorden füllen die Hallen, welche an der Umfassungsmauer des Audienztempels hinlaufen. In bestimmten Zwischenräumen bilden die Soldaten des Sjogun Spalier, und ihre Perkussionsgewehre kontrastiren seltsam mit den Pfeilen und Bogen der Trabanten des Mikado. Gravitätisch schreiten in ihren langen Schleppkleidern die Hofleute des Mikado die Stufen zum Audienzsaale hinauf; sie nehmen die Veranda zur Rechten und Linken ein; ihr Gesicht ist nach dem Thronsaale hin gerichtet. Bevor sie niederkauern, nehmen sie die Schleppen des Mantels auf und legen dieselben in der Art über das Geländer, daß die Menge sieht, welcherlei Wappen eingestickt sind. Bald ist die ganze Galerie mit dieser Art von Wappenschildern tapezirt. Inzwischen erschallen vom linken Flügel her die Töne von Flöten, Seemuscheln und Gongs. Dadurch giebt die Hofkapelle ein Zeichen, daß der Mikado seinen Einzug in das Allerheiligste hält. Nun schweigt die Menge und bald vernimmt man keinen Laut mehr. Dann fand die Audienz zwischen dem Mikado und Stotsbaschi, dem Sjogun, statt.

So sehr wir auch nach japanischen Berichten und Zeichnungen über das prachtvolle äußere Ceremoniell bei dieser Audienz unterrichtet sind, so wenig Gewisses können wir über die Vorgänge zwischen beiden Herrschern sagen. Es soll zu heftigen Scenen gekommen sein und all die frühere Zurückhaltung des Mikado war zum leeren Schein geworden. Er selbst faßte den Entschluß, sich an die Spitze der neuen Bewegung zu stellen und in die neuen Bahnen einzulenken, wenigstens verkündigte der Sjogun den zu Ohosaka versammelten Gesandten: Der Mikado habe in die Bestätigung der Verträge eingewilligt. Von dem Augenblick an aber datirt auch eine unversöhnliche Feindschaft zwischen dem geistlichen und weltlichen Herrscher Japans, welche zu den kriegerischen Ereignissen der Jahre 1867 und 1868 führte.

Schon seit langer Zeit besteht in Japan eine Spaltung zwischen den Landesfürsten im Süden des Reiches und jenen im Norden. Man hatte bei Bürgerkriegen, bei den Wahlen zu hervorragenden Aemtern und ähnlichen Gelegenheiten sich stets eifersüchtig aufeinander gezeigt, und bald hatte die eine, bald die andre Partei die Ueberhand gewonnen. Trat irgend ein wichtiger, ausschlaggebender Moment in der Geschichte des Reiches ein, so konnte man sicher sein, die Daimios des Nordens gegen jene des Südens und umgekehrt auftreten zu sehen. Durch das Eindringen der Fremden, den Einfluß, welchen diese auf die japanischen Verhältnisse nahmen, mußte natürlich dieser Gegensatz noch verschärft werden, und bald suchte die eine, bald die andre Hälfte der Landesfürsten die mit jenen abgeschlossenen Verträge auszunutzen oder zu verwerfen, je nachdem es ihnen gerade paßte. Größere Rührigkeit war im Allgemeinen den Daimios des Südens nicht abzusprechen. Zu ihnen gehören vor Allem Satsuma, Chiosiu, Tosa, Nagato, Owari. Sie waren zugleich die Feinde des Sjoguns, und eifersüchtig auf diesen Herrscher, der in der Rangordnung sogar zum Theil unter ihnen, den alten Feudalfürsten stand, thatsächlich aber mehr Macht besaß und diese Macht durch das Bündniß mit den Fremden zu kräftigen suchte.

Wie nun, wenn man eine Adelsrevolution machte, den Sjogun vom Throne stieß, den seine Vorgänger ohnehin doch nur durch Gewalt sich angeeignet hatten? Dann blieb nur der Mikado Herrscher Japans, er, aus dem altehrwürdigen Geschlechte Zin-Mu's entsprossen. Der Plan war lange vorbereitet und kam im Herbste 1867 zur Ausführung. Im November des genannten Jahres wurden die fremden Gesandten durch die Nachricht überrascht, der Sjogun Stotsbaschi sei freiwillig von der Regierung zurückgetreten und ein neuer Sjogun nicht ernannt worden. Dafür sei auch die höchste weltliche Gewalt wieder an den Mikado übergegangen, der eine große Reichsversammlung mit Abfassung einer Konstitution betraut habe. Erleichtert wurde den südlichen Daimios diese Adelsrevolution dadurch, daß ein erst 15jähriger Mikado auf dem geistlichen Throne in Kioto saß. Im März 1867 war Nori-Fito, der alte Mikado und der 222ste in der ganzen Regentenreihe gestorben. Der junge Mann war somit ein Spielball in den Händen der Daimios, die ihn leiteten. Das, was diese jedoch zu Wege brachten, die neue Konstitution, die durch sie geschaffen wurde, schließt unbedingt den Fortschritt ein.

Zunächst erlitt das Verhältniß zu den Fremden keinerlei Aenderung. Der Mikado erkannte ausdrücklich alle bisher mit dem Sjogun abgeschlossenen Verträge an, was er durch einen Bevollmächtigten am 8. Februar 1868 den Gesandten anzeigen ließ. Zugleich überbrachte dieser ein kaiserliches Manifest, welches folgendermaßen lautete:

„Die Zurückgabe der bisher dem Stotsbaschi übertragenen Regierungsgewalt in die Hände des Mikado und seine Amtsentsetzung sind angenommen. Da es klar ist, wie sehr das Gemüth des verstorbenen Mikado durch die seit 1853 stattgehabten außergewöhnlichen Unruhen betrübt worden ist, so wurden, in Gemäßheit der im Rath ausgesprochenen Wünsche, folgende Beschlüsse gefaßt. Um den Grund für die Wiederaufrichtung der Regierung ihrem früheren Stande gemäß zu legen und die Macht des Landes wiederherzustellen, werden die alten Hofämter des Mikado, darunter das des Sjogun, abgeschafft und statt dessen drei neue Aemter geschaffen, jene des Sosai, Gijio und Sanjo. Sie sollen über alle Angelegenheiten die Befehle erlassen. In allen Sachen soll auf die Institutionen des Zin-Mu (Gründer der Mikadodynastie um 660 vor Chr.) als Grundlage zurückgegangen werden. Es soll aufrichtig Beirath geschöpft werden ohne Unterschied zwischen den Würdenträgern des Hofs und der Militärklasse, dem höhern und niedern Adel. Leid und Freude sollen dem Kaiser und dem Reiche gemeinsam sein. Jedermann soll bestrebt sein, im Geiste dieser Beschlüsse zu wirken, soll alles Schlechte, was eingerissen ist, von sich abthun und seine Pflichten mit treuer Gewissenhaftigkeit und Vaterlandsliebe erfüllen."

Das ist die neue Konstitution Japans, die mit einem Schlage über den Haufen warf, was Joritomo und Taico (S. 6 u. 8) geschaffen hatten. Von dem Sjogun Stotsbaschi, welcher gezwungen war, abzudanken, war keine Rede mehr; er war in die Reihe der gewöhnlichen Daimios zurückgetreten; die Gewalt war allein wieder beim Mikado, genau so wie vor 700 Jahren, ehe Joritomo

auftrat und die Kronfeldherren zu hohem Einfluß gelangten. Jedo, die große Stadt, verlor dadurch bedeutend an Geltung und der Schwerpunkt Japans lag nun in Kioto, der Residenz des Mikado, des einzigen Kaisers.

Wir müssen uns erinnern, daß dieses Alles das Werk der südlichen Daimios war, vorzüglich jener, die wir oben erwähnten. Sogleich, nachdem die neue Konstitution ans Licht getreten war, regte sich die Eifersucht der nördlichen Fürsten; sie sahen sich um allen Einfluß gebracht, sie wußten den Mikado in den Händen der Südlichen und erkannten die neue Ordnung der Dinge nicht an, im Gegentheil, sie suchten dieselbe umzustoßen und zwar mit Waffengewalt. Der Bürgerkrieg begann.

Als natürliche Handhabe bot sich der abgetretene Sjogun Stotsbaschi dar. Noch stand sein wohlgerüstetes Heer in Ohosaka und zu diesem stießen die Truppen der nordischen Fürsten, während die um den Mikado gescharten Südländer ihre Armee in Kioto zusammenzogen. Die Entfernung zwischen den beiden Städten beträgt nur etwa zehn Meilen. Die anmuthige Gegend, in welcher ein Entscheidungskampf durchgefochten werden sollte, ist wegen ihres fruchtbaren Bodens und trefflichen Klimas berühmt. Sie wird vom Idogawa durchströmt, der bei Ohosaka ins japanische Binnenmeer fällt. Dort also sollten die blutigen Schlachtwürfel fallen.

Das 30,000 Streiter zählende, vorzüglich bewaffnete Heer des Stotsbaschi zog auf Kioto zu, traf aber am 28. Januar 1868 im Thale des Idogawa auf die gleichfalls gut geschulten Truppen der Südländer, unter denen sich jene Satsuma's auszeichneten. Heftig entbrannte die Schlacht, weit und breit war das Feld mit Sterbenden besäet und die Japaner bewiesen, daß sie die europäischen Gewehre und Kanonen vortrefflich gegeneinander zu brauchen wußten. Die Truppen des Sjogun wurden geschlagen und die von ihnen besetzte Festung Ido erstürmt. Aber schon am folgenden Tag, als der Kampf erneuert wurde, wandte sich das Kriegsglück auf die Seite Stotsbaschi's und schon sahen die Südländer ihre Sache verloren — da trat ein längstvorbereitetes Ereigniß ein, welches der Sache des Sjogun den Todesstoß versetzte. Ein Fürst Todo-Jasumi-no-Kami ging mit seinen zahlreichen Truppen zu den Südländern über und damit war die dreitägige Schlacht entschieden. In der größten Unordnung wälzte sich das geschlagene Heer des Sjogun auf Ohosaka zu, wo nun ein schauderhaftes Morden und Plündern begann, der Sjogun, der seine Sache gänzlich verloren sah, flüchtete nach Jedo.

Verfolgen wir, ehe wir sehen, was aus dem flüchtigen Sjogun wird, zunächst die Ereignisse, welche sich in Ohosaka zutrugen und an die Person des Mikado knüpften. Dort erschienen am 3. Februar Abgesandte der verbündeten südlichen Daimios bei den fremden Geschäftsträgern, um ihnen zu erklären, daß der Sjogun gänzlich besiegt und der Mikado fortan einziger Herrscher über Japan sei. Dieser würde allen Fremden Schutz angedeihen lassen und die Verträge aufrecht erhalten. Alles schien vortrefflich zu gehen, als unglücklicherweise am 4. Februar ein Vorfall sich ereignete, welcher ganz ähnlich wie jener mit

Lenox Richardson zu verlaufen drohte. Ein französischer Unteroffizier, welcher den Zug des Fürsten Bizen auf der nach Kioto führenden Straße durchbrach, wurde verwundet, und das Gefolge des Fürsten fing an, die Gesandtschaftshotels in Ohosaka zu beschießen. Natürlich erfolgten die üblichen Drohungen und Vorstellungen. Aber Fürst Bizen überwand um des Friedens Willen seinen Stolz und bat den französischen Gesandten um Entschuldigung. Damit war die Sache beigelegt. Doch schon am 8. März erfolgte wieder ein noch schlimmerer Mord, indem zehn französische Matrosen meuchlerisch ermordet wurden. Alle Gesandten — vertreten waren Preußen, England, Holland, Italien, die Vereinigten Staaten und Frankreich — zogen ihre Flaggen ein und verlangten Genugthuung. Sie wurde im vollsten Maße gewährt und schon am 16. März fand die Hinrichtung der Mörder statt.

Nun erschien abermals ein Gesandter des Mikado bei den fremden Geschäftsträgern, mit dem Ersuchen, diese möchten sich nach Kioto zum Mikado begeben und dadurch öffentlich bezeugen, daß man wegen des Vorgefallenen keinen Groll mehr hege. Die Gesandten sagten zu, und der Eindruck dieser in der Geschichte Japans noch nie dagewesenen Audienzen war ein großartiger und tiefgehender. Jedermann empfand, daß hier wieder ein Stück der alten Zeit über Bord geworfen wurde und daß, was immer sich im Verkehre mit den Fremden auch ereignen mochte, schließlich der Sieg und der Vortheil doch auf Seiten der letzteren sei.

Wir müssen uns erinnern, wie zu Kämpfer's Zeiten (S. 142) die Europäer behandelt wurden, wie sie nicht einmal im Traume daran denken durften, sich der geheiligten Person des Mikado zu nähern. Und jetzt sollten die Bleichgesichter der Barbaren vor dem heiligen Sohne der Sonne erscheinen. Unerhört!

Die Audienz des französischen Gesandten, Léon Roches, fand am 23. März statt. Der junge Mikado saß, umgeben von seinem Hofstaate, unter einem Baldachin im Ceremoniensaale. Der Gesandte schritt dann bis zum Throne und begrüßte im Namen des Kaisers Napoleon III. den Herrscher Japans, indem er hinzufügte, „dieser für immer denkwürdige Tag wird der Anfang einer Aera der Eintracht für Japan und der aufrichtigen Freundschaft mit den fremden Nationen sein." Der Mikado antwortete mit einigen wohlwollenden Worten durch seinen Premierminister; dann war die Audienz zu Ende. Am folgenden Tage bekam denn auch der englische Gesandte, Sir Harry Parkes, Zutritt. Die unmittelbare Folge dieser Audienzen war ein höchst wichtiges Dekret des Mikado. Er erkannte wiederholt die Verträge mit den Fremden an, mit denen er im Frieden zu leben wünsche, und bedrohte Alle, welche in Zukunft auf einen Fremden ein Attentat wagen, mit dem Tode, sowie die Familienmitglieder des Verbrechers mit Degradation. Auch trat er ganz aus seiner Abgeschiedenheit hervor und besuchte sogar die europäischen Kriegsschiffe.

Was war unterdessen aus dem entthronten Sjogun geworden? Stotsbaschi, der nach Jedo geflüchtet war, fand die Stadt in zwei feindliche Lager getheilt, auf der einen Seite standen die zahlreichen Anhänger und Truppen

Satsuma's, auf der andern seine eigenen. Aber letztere verschwanden immer mehr, je lauter die Siegesnachrichten von Kioto herübertönten. Als daher ein Abgesandter des Mikado in Jedo erschien und an den Sjogun ein Ultimatum stellte, unterwarf sich dieser völlig, übergab seine ihm noch übrig gebliebenen Kriegsschiffe sowie Waffen und ging in die Verbannung auf sein Stammschloß Mito. So verschwand der Sjogun vom Schauplatz.

War hiermit auch eine Hauptstütze der nördlichen Daimios gefallen, so verzagten diese doch keineswegs; unter der Führung des thatkräftigen Fürsten Aidzen kämpften sie gegen die südliche Konföderation mit abwechselndem Erfolge fort und der Bürgerkrieg zerrüttete durch das ganze Jahr 1868 hindurch das schöne Sonnenaufgangsland. Noch mehr, sie warfen dem Mikado vor, er habe dadurch, daß er sich in weltliche Angelegenheiten mischte, seine Stellung verwirkt und wählten aus diesem Grunde einen neuen Mikado. (August 1868.)

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf den Handel Japans, wie er sich unter dem Einfluße der Europäer gestaltet hat. War es doch der Handel, welcher die Fremden in das schöne Sonnenaufgangsland zog, dem wir seine Eröffnung zu verdanken haben. Der Verkehr, wie er jahrhundertelang ausschließlich durch die Holländer von Batavia aus vermittelt wurde, ist der Geschichte anheimgefallen und hat für die heutige Handelswelt auch nur ein geringes historisches Interesse, weil die Rolle, welche die Holländer zu den Zeiten ihrer ausschließlichen Zulassung in Japan gespielt — wie sich nicht verkennen läßt — eine klägliche gewesen ist, und man sich gern von der Schilderung all der Demüthigungen und Selbsterniedrigungen wegwendet, um deren Preis jene einen Handel aufrecht erhielten, welcher schließlich dennoch durch immer neue Beschränkungen des Verkehrs von Seiten der Japaner bis zur Unbedeutendheit herabgesunken war.

Wenn inzwischen über die wenig ehrenvolle Art, in welcher der holländische Handelsgeist sich an den beschränkten Verkehr mit Japan anklammerte, wol nur Eine Stimme herrscht, so erheischt die Billigkeit, nicht unerwähnt zu lassen, daß die holländische Regierung, nachdem einmal die Schranken durchbrochen und andere Anschauungen bei dem japanischen Gouvernement die Oberhand gewonnen hatten, ihrerseits aufrichtig bestrebt gewesen ist, auch den übrigen Nationen Europa's den Weg zu einem Lande zu bahnen, das ausschließlich zu behaupten zur Unmöglichkeit geworden war.

Von der einstigen bevorzugten Stellung der Holländer zur japanischen Regierung ist heute nur noch Weniges, was daran erinnert, übrig geblieben. Noch werden alle amtlichen Verhandlungen in der holländischen Sprache geführt; ein nicht unbedeutender Theil der Tolken (Dolmetscher) hat sich aber auch schon viel von der englischen Sprache angeeignet, und letztere wird nach einiger Zeit mindestens ebenso verbreitet sein wie die holländische, weil die größte Mehrzahl der nach Japan kommenden Europäer der englischen Sprache, nur wenige dagegen der holländischen Sprache mächtig sind. Es mag hier übrigens darauf

hingewiesen werden, daß von den japanischen Kaufleuten, mit denen der Fremde in Berührung kommt, im Grunde keiner weder englisch noch holländisch spricht oder schreibt. Man ist durchaus genöthigt, soviel von der japanischen Sprache sich anzueignen, daß man sich mit den Händlern selbst in ihrer Mundart verständigen kann. Es ist dies bei Weitem leichter, als es den Anschein hat. Die japanische Sprache gilt zwar allgemein für sehr schwer, und gewiß ist, daß auch nach jahrelangem Studium es den Meisten kaum gelingen wird, sich soweit in Bau und Geist der Sprache hineinzuleben, als zu einer Lektüre der literarischen Erzeugnisse und zu einer vollkommenen und ungehinderten Unterredung erforderlich ist.

Soviel der Fremde indeß zur Verständigung mit den Kaufleuten und mit seinen Dienern von der japanischen Sprache zu kennen bedarf, läßt sich leicht erlernen, da die Japaner uns darin durch ungemein rasches und leichtes Auffassen der Idee entgegenkommen, und die Pantomime bei einem ganz geringen Wortvorrath meistens schon genügt, die gewünschte Verständigung herbeizuführen. So kommt denn im täglichen Handel und Wandel weder die holländische noch die englische Sprache zur Anwendung, und nur in den Geschäften, welche die Fremden mit den Zollbehörden abzumachen haben, also im Verkehr mit den Beamten, wird die Verständigung durch Dolmetscher herbeigeführt. Auch hier beginnt übrigens die englische Sprache die holländische zu verdrängen; eine nothwendige Folge der Thatsache, daß Amerikaner und Engländer bei Weitem die Mehrzahl der in Japan angesiedelten Fremden bilden.

Es fehlt übrigens nicht an Zusammenstellungen von japanischen, holländischen und englischen Wörtern, in denen dem japanischen Schriftzeichen die Aussprache in romanischen Lettern beigefügt ist, die das Erlernen japanischer Ausdrücke wesentlich erleichtern, da man eine völlig ausreichende Verständigung durch einfaches Aneinanderreihen der Wörter, ohne Modulation und besonderen Satzbau, erreicht. Mag nun auch der Gebrauch der holländischen Sprache im amtlichen Verkehr der Japaner mit den Fremden noch geraume Zeit an das frühere Vorrecht jener Nation erinnern, so ist doch sonst aus jener Zeit der ausschließlichen Stellung nichts mehr übrig geblieben.

Was nun die Konsumtionsfähigkeit Japans betrifft, so darf man nach G. Spieß an die Lage dieses Landes nicht den gleichen Maßstab legen, mit dem wir gewohnt sind, den Bedarf solcher Länder zu beurtheilen, in denen, wie in Nord- und Südamerika, Ost- und Westindien sowie in Australien, die Bewohner großer und fruchtbarer Länder, welche im Wesentlichen nur die Ausbeutung des Bodens ins Auge fassen, ihre Bedürfnisse an Manufakturen, Geräthen und Industrie-Erzeugnissen aller Art von Europa entnehmen und der gewerblichen und industriellen Thätigkeit entweder ganz und gar fern bleiben, oder sie doch nur in geringem Maße beachten und zur Geltung bringen.

In vielen überseeischen Ländern hat die Berührung der Fremden mit den Eingeborenen erst die Bedürfnisse wach gerufen, welche jetzt die Basis des Handels bilden; in anderen gewöhnte die Bevölkerung sich an ähnliche Bedürf-

nisse, wie wir sie in Europa haben, ohne daß zu befürchten wäre, daß in jenen Ländern eine eigene Industrie den Absatz europäischer Fabriken abschneiden und die Befriedigung dessen, was das Land bedarf, selbst übernehmen könnte.

Es würde zu weit führen, hier auf die Ursachen einzugehen, welche es wahrscheinlich erscheinen lassen, daß die Ausfuhr europäischer Fabrikate nach diesen oder jenen überseeischen Märkten zunehmen und schwerlich dauernd ins Stocken gerathen werde. Geographische, politische und die Kulturverhältnisse der betreffenden Länder und Völker sind hier die bedingenden Elemente und es liegt nahe, aus ihnen eine Schätzung der möglichen Entwicklung des europäischen Handels mit dem betreffenden Lande zu gewinnen. Wesentlich anders liegen die Dinge bei der Berührung der Europäer mit China und Japan. Statt einer Bevölkerung, die sich ausschließlich der Kultur der Landesprodukte widmet, finden wir hier Völker, die durch eine viertausend Jahre alte Entwicklung eine staunenswerthe Höhe der gewerblichen Thätigkeit und Kunstfertigkeit erreicht haben. Bei der übergroßen Bevölkerung beider Länder und der eigenthümlichen Gestaltung der sozialen Verhältnisse hat die Arbeit nur einen geringen Werth. Statt einer indolenten, durch klimatische und andere Einflüsse verweichlichten Bevölkerung, der jede Arbeit aus eigenem Antriebe zuwider wäre, finden wir regsame, lernbegierige, in Fertigkeiten und Künsten geübte, thätige und betriebsame Menschen, Länder, über welche die Natur fast nach allen Richtungen einen unerschöpflichen Reichthum an Metallen, Holz, Nahrungsmitteln u. s. w. freigebig ausgegossen, die man zum größten Theil zu würdigen und auszubeuten weiß; endlich, und das ist nicht zu gering angeschlagen, Völker, die durch ihre uralte einseitige Entwicklung für alle ihre Bedürfnisse bereits so feststehende Sitten und Geschmacksrichtungen im häuslichen Leben, in der Tracht u. s. w. angenommen haben, daß jedenfalls noch lange Zeiträume vergehen müssen, wenn, was ich überhaupt bezweifle, die Bewohner Japans und China's sich unsern Anschauungen und Bedürfnissen, unserer Geschmacksrichtung nähern sollen.

Sitten und Gebräuche, Trachten und alle Bedürfnisse müssen natürlich bei Völkern, die, abgesehen von dem sporadischen Verkehr an den Küsten, im Wesentlichen bis dahin auf Das angewiesen waren, was das eigene Land zu bieten vermochte, im innigsten Zusammenhang mit den Hülfsquellen des Landes stehen, und eine durch Jahrtausende geheiligte Stätte, kurz die ganze Kultur jener Völker, wird sich so lange einem entschiedenen Einflusse der europäischen Kultur verschließen, als das politische, soziale und sittliche Leben solcher Nationen keine durchgreifende Umgestaltung erleidet.

Dazu tritt endlich, als ein unverkennbares Hemmniß für einen dauernden und bedeutenden Absatz europäischer Fabrikate, das namentlich bei den Japanern offen zu Tage tretende Streben, solche Gegenstände, welche ihnen nützlich erscheinen, nachzumachen, was ihnen bei ihrer großen Geschicklichkeit und Ausdauer leicht und bald gelingt.

Es müssen folgerichtig alle jene Artikel, deren vortheilhafte Anfertigung in Japan selbst thunlich ist, bald von den Europäern aufgegeben werden, und

es werden im Wesentlichen nur solche Fabrikate dauernd von Werth für das Geschäft nach Japan bleiben, deren Erzeugung entweder, um des Rohstoffes halber in Japan nicht zu bewerkstelligen ist (wie Wollenstoffe), oder solche, in welchen die Industrie Europa's vermöge ihrer Maschinen eine unbestrittene Herrschaft behauptet, wie Baumwollengewebe, vorausgesetzt, daß solche Fabrikate eben geeignet sind, einem Bedürfnisse der Japaner zu entsprechen oder mit Vortheil an die Stelle solcher Stoffe zu treten, die bis dahin in Japan selbst hergestellt wurden.

Unter dem Einfluß der Bürgerkriege hat der Handel in der letzten Zeit gelitten, im Ganzen aber kann man sagen, daß er seit der Eröffnung des Landes einen dauernden Aufschwung erfahren habe. Ausgeführt werden nach Europa und Amerika: Thee, Seide, Kampher, Schwefel, Porzellan, Kupfer, Galläpfel, Lackwaaren u. s. w. Die Einfuhr beschränkt sich noch hauptsächlich auf Baumwoll- und Schafwollwaaren: für andre europäische Fabrikate muß allmälig erst das Bedürfniß geweckt werden. Während Nagasaki sehr an Bedeutung verlor und das kleine, einst so berühmte Desima kaum noch genannt wurde, erhoben sich Yokohama und Ohosaka immer mehr. Yokohama's Ansehn namentlich wurde immer europäischer: Klubhäuser, Hospitäler, Hotels, Kasernen für englische Truppen, eine Rennbahn entstanden und die Sprachen aller Vertragsnationen schwirrten hier durcheinander. Was die Handelsbewegung betrifft, so wurden ausgeführt an Seide: 1862—1863 (das Handelsjahr läuft vom 1. Juli bis zum letzten Juni) 20,058 Ballen; 1863—1864: 13,566 Ballen; 1864—1865: 10,743 Ballen; 1865—1866: 11,586 Ballen; 1866—1867: 13,389 Ballen. Nächst der Seide, die schon in allen europäischen Seidenwaarenfabriken neben der chinesischen verarbeitet wird, nimmt der Thee eine wichtige Stelle im Handel ein. Meist führt Japan ordinäre Sorten aus, indessen die feineren Arten können sich mit dem besten chinesischen Thee vollkommen messen. Die Ausfuhr betrug 1863—1864: 4,902,896 Pfund; 1864—1865: 4,218,482 Pfund; 1865—1866: 7,593,000 Pfund; 1866—1867: 7,399,000 Pfund. Hier ist also eine bedeutende Steigerung zu erkennen. Abgesehen von diesen beiden Hauptartikeln spielte die rohe Baumwolle eine Rolle im japanischen Handel; dieselbe wurde während des amerikanischen Bürgerkrieges stark nach Europa ausgeführt. Indessen nahm die Ausfuhr wieder ab, da der Verbrauch im eigenen Lande sehr groß ist und durch denselben die Produktion ziemlich aufgewogen wird.

Keinem Zweifel dürfte es indessen unterliegen, daß Japans Handel noch eine große Zukunft voraus hat. Namentlich werden es zwei Ereignisse sein, die hier von tiefeingreifendem Einflusse sind. Zunächst die Eröffnung des Suezkanals. Wenn völkerverbindend das Rothe und das Mittelmeer sich ineinander ergießen, um Europa, das Land der Industrie mit den reichen Kolonialländern im Osten Asiens zu verbinden, dann wird auch Japan für uns neue Wichtigkeit gewinnen. Je mehr Nordamerika und Australien mit ihrer thätigen angelsächsischen Bevölkerung erstarken werden, desto mehr wird dort die Industrie

sich entwickeln und unsern Gewerbtreibenden und Fabrikanten ein wichtiger Markt verloren gehen, den sie an einem andern Orte, und zwar in dem volkreichen Ostasien, in Japan wieder erobern müssen. Dann tritt der Suezkanal in sein volles Recht und die alte „Ueberlandroute" wird zu neuem Aufschwunge gedeihen. Aber auch von der andern, von der amerikanischen Seite her wird uns Japan binnen Kurzem noch näher geführt werden. Schon am 2. Januar 1867 fuhr der „Colorado" als der erste Dampfer einer regelmäßigen Postlinie von San Francisco in Californien nach Yokohama, wo er nach 22 Tagen anlangte, und nach fünf weiteren Tagen war Hongkong in China erreicht. Diese Linie, welche jetzt schon stark benutzt wird, ist von hervorragender Bedeutung im Weltverkehr, denn sie wird, wenn binnen Kurzem die große Bahn quer durch die Vereinigten Staaten von New-York nach San Francisco vollendet ist, die direkte Fortsetzung derselben bilden und einen Theil der kürzesten Dampfroute um den Erdball ausmachen. Nur durch ein gemäßigtes Klima geht dann die Fahrt von Europa bis Japan, und es ist berechnet worden, daß, mit Benutzung der neuen nordamerikanischen Bahn, man von Liverpool bis Yokohama in 34 Tagen gelangen kann. Ohne Frage wird dann ein großer Theil des Weltverkehrs diese neue Bahn einschlagen und es kann nicht fehlen, daß auch unsre europäischen Waaren nach dem dichtbevölkerten und produktenreichen Japan ziehen, das, in der Mitte zwischen den beiden großen Verkehrslinien stehend, einer unberechenbaren Zukunft entgegeneilt.

Ende des Buchs.

144